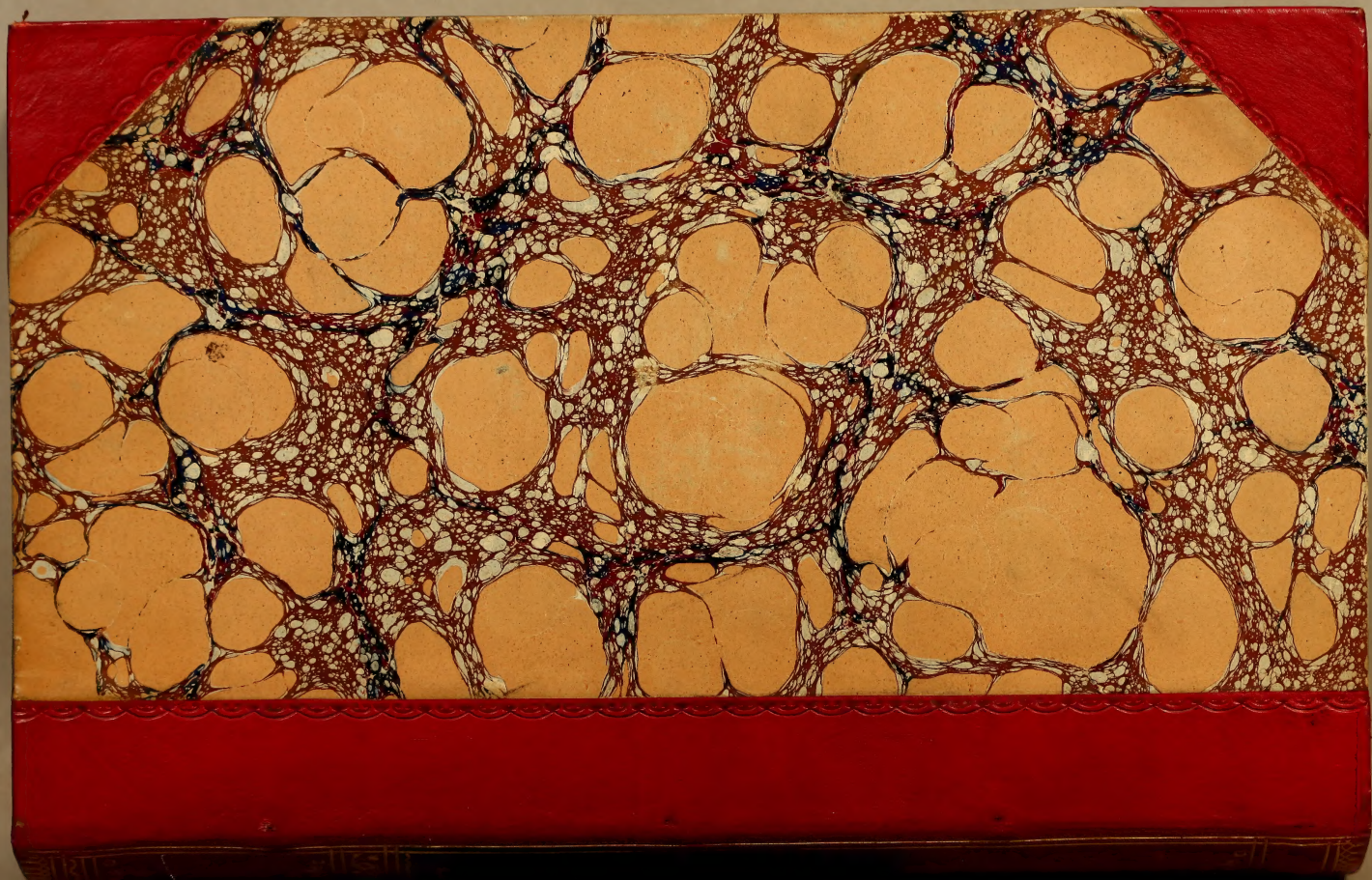


John Carter Brown

Pitt & Rich.

entd at p. 367 Ms.

a German translation of

Claviger's Mexics. No. 40. 1780.

961
2

JOHN CARTER BROWN

Geschichte von Mexico

aus

spanischen und mexicanischen Geschichtschreibern, Handschriften und Gemälden der Indianer

zusammengetragen

und durch Charten und Kupferstiche erläutert

nebst

einigen critischen Abhandlungen

über die

Beschaffenheit des Landes, der Thiere und Einwohner von Mexico.

Aus dem Italienischen

des Abts D. Franz Xaver Clavigero

durch

den Ritter Carl Cullen ins Englische,

und aus diesem ins Teutsche übersetzt.

Zweyter und lezter Theil.

Leipzig,

im Schwickertschen Verlage. 1790.

Inhalt.

Achtes Buch.

Erste Reisen der Spanier nach den Küsten von Anahuac. S. 1. Charakter der vornehmsten Eroberer von Mexico. 5. Sieg der Spanier in Tabasco 10. Flotte und Reise des Cortez. 11. Nachricht von der berühmten Indianerinn Donna Marina. 12. Ankunft der Flotte im Hafen von Chalchicuechan. 14. Montezumas Verlegenheit, Gesandtschaft und Geschenke an den Cortez. 19. Seine Geschenke an den König von Spanien. 21. Gesandtschaft des Herrn von Chempoalla, und deren Folgen, 25. Gefangennehmung der Königl. Minister in Chiahuitzla. 29. Bündniß der Totonacas mit den Spaniern. 31. Gründung von Vera Cruz. 32. Neue Gesandtschaft und Geschenke von Montezuma. 33. Die Götzen von Chempoalla werden zerbrochen. 35. Briefe von der Flotte an den Katholischen König. 38. Außerordentliches Betragen des Cortez. 38. Die Spanier marschiren nach Tlascala. 40. Die Tlascalaner ändern sich; ihre Entschlüsse in Absicht auf die Spanier. 42. Krieg von Tlascala. 48. Abermalige Gesandtschaft und Geschenke des Montezuma an den Cortez. 53. Friede und Bündniß der Tlascalaner mit den Spaniern. 55. Gesandtschaft des Prinzen Ixtlilxochitl, und Bündniß mit den Huexotzincas. 57. Tlascala unterwirft sich dem Katholischen Könige. 58. Einzug der Spanier in Tlascala. 59. Feindschaft zwischen den Tlascalanern und Cholulanern. 63. Einzug der Spanier in Cholula. 65. Morden in Cholula. 68. Die Cholulaner und Tepejacheser unterwerfen sich. 71. Abermalige Gesandtschaft und Geschenke von Mexico. 72. Revolutionen in Totonocapan. 74. Marsch der Spanier nach Tlamanalco. 76. Der König von Tezcuco besucht den Cortez. 80. desgleichen auch die Prinzen, und Ankunft der Spanier an diesem Hofe. 82. Einzug der Spanier in Iztapalapan. 84. und in Mexico. 86.

Neuntes Buch.

Erste Unterredung und Geschenke von Montezuma. 90. Cortez besucht den König. 94. Beschreibung der Stadt Mexico. 96. Folgen von des Cortes Eifer für die Religion. 99. Gefangennehmung des Montezuma. 101. Lebensart des Königs in

der Gefangenschaft. 108. Strafe des Herrn von Nauhtlan, und neue Beleidigungen gegen den Montezuma. 110. Anschläge des Königs von Acolhuacan gegen die Spanier. 115. Gefangennehmung dieses Königs und andrer Herren. 118. Montezuma und der Adel unterwerfen sich dem Könige von Spanien. 121. Erste Huldigung der Mexicaner. 123. Verlegenheit des Adels und neue Besorgnisse des Montezuma. 124. Der Statthalter von Cuba rüstet sich gegen den Cortes. 128. Sieg über den Narvaez. 132. Hinrichtung vieler Adelichen, und Empörung des Volks. 133. Scharmützel zwischen den Spaniern und Mexicanern. 139. Rede des Königs an das Volk und deren Folgen. 142. Schreckliches Gefecht im Tempel. 145. Tod des Montezuma und anderer Vornehmen. 149. Niederlage der Spanier auf ihrem Rückzuge. 155. Ermüdender Marsch der Spanier. 158. Berühmte Schlacht bey Otompan. 159. Rückzug der Spanier nach Tlascala. 163. Wahl eines Königs von Mexico. 164. Gesandtschaft des Königs Cuitlahuatzin nach Tlascala. 167. Mißvergnügen unter den Spaniern. 170. Krieg der Spanier gegen die Tepejacheser. 172. Krieg mit Quauhquechollan. 174. mit Ixtocan. 178. mit Xalatzinco, Tecamachalco und Tochtepec. 180. Verwüstung, welche die Kinderblattern anrichten. 181. Tod des Cuitlahuatzin, und Prinzen Maxixcatzin, und Wahl des Quauhtemotzin. 182. Erhebung des Prinzen Coanacotzin, und Tod des Cuicuitzcatzin. 183.

Zehntes Buch.

Marsch der Spanischen Armee nach Tezcuco. 184. Einzug der Spanier in diese Residenz. 190. Staatsveränderungen daselbst. 192. Gefährliche Unternehmung gegen Iztapalapan. 194. Bündniß von Otompan und andern Städten mit den Spaniern. 195. Transport der Materialien zu den Brigantinen. 199. Unternehmungen wieder Xaltocan und Tlacopan. 200. Wieder Huaxtepec, Jauhtepec, und Jacapichtla. 203. Vergebliche Unterhandlungen mit dem Hofe zu Mexico. 206. Marsch der Spanier durch die südlichen Gebürge. 208. Eroberung von Quauhuahuac. 210. und von Xochimilco. 211. Marsch der Spanier um den See nach Tezcuco. 215. Verschwörung wieder den Cortez. 216. Letzte Zurüstungen zur Belagerung von Mexico. 217. Stellung der Armeen bey dieser Belagerung. 219. Bestrafung Xicotencatls. 220. Erste Feindseeligkeiten, und Anfang der Belagerung von Mexico. 222. Erster Eintritt der Belagerer in die Stadt. 227. Vermehrung der Hülfstruppen bey der Spanischen Armee. 229. Die Spanier dringen aufs neue in die

Stadt. 231. Bündniß verschiedner am See belegenen Städte mit den Spaniern wieder die Mexicaner. 232. Unternehmungen des Alvarado und Tapferkeit des Tzilacatzin. 234. Verrätherey der Xochimilcas und andre Völker. 236. Die Mexicaner siegen. 237. Gefecht der Brigantinen, und Kriegslist der Mexicaner. 242. Vergebliche Gesandtschaft an den König von Mexico. 244. Unternehmungen gegen die Malinalcheser, und Matlatzincas. 246. Merkwürdige Thaten des Generals Chechimecatl. 249. Blutbad in Mexico, und Heldenmuth einiger Weiber. 251. Kläglicher Zustand der Mexicaner. 255. Vergebliche Versuche sie zur Uebergabe zu bewegen. 257. Neues Gefecht und schreckliches Blutvergießen unter den Mexicanern. 258. Letzter Sturm und Eroberung der Stadt und Gefangennehmung des Königs. 259. Nachkommen des Cortez. 268. Nachkommen des Montezuma. 271.

Abhandlungen 273.

I. Abhandl. Ueber die Bevölkerung von Amerika und besonders von Mexico. S. 276. 1. Abschn. Zu welcher Zeit fieng Amerika an bevölkert zu werden. 277. 2. Abschn. Wer waren die ersten Bevölkerer. 280. 3. Abschn. Aus welcher Gegend und wie kamen die Bewohner und Thiere nach Amerika. 290.

II. Abhandl. Ueber die vornehmsten Epochen der Geschichte von Mexico. 309. 1. Abschn. Von der Epoche der Ankunft der Toltecas und andrer Nationen im Lande Anahuac. 310. 2. Abschn. Von der Uebereinstimmung der Mexicanischen Jahre mit den unsrigen, und von der Epoche da Mexico gegründet ward 318. 3. Abschn. Von der Zeitrechnung der Mexicanischen Könige 321. 4. Abschn. Von den Epochen in Ansehung der Begebenheiten bey der Eroberung von Mexico. 328.

III. Abhandl. Von dem Lande Mexico selbst und dessen Beschaffenheit. 331. 1. Abschn. Von der vorgeblichen Ueberschwemmung von Amerika. 334. 2. Abschn. Das Clima von Mexico. 346. 3. Abschn. Von der Beschaffenheit des Bodens von Mexico. 362.

IV. Abhandl. Von den Thieren in Mexico. 376. 1. Abschn. Von den Thieren, die dem Königreich Mexico eigenthümlich sind. 376. 2. Abschn. Von denjenigen, welche aus Europa nach Amerika versetzt worden. 414.

Verzeichniß der Amerikanischen vierfüssigen Thiere.

1. Abschn. Arten, welche Buffon anerkennt und zuläßt. S. 428. 2. Abschn. Arten, welche Buffon mit andern davon

gleichwol verschiedenen verwechselt. 437. 3. Abschn. Arten, welche Buffon nicht kennt, oder den Amerikanern nicht einräumen will. 438.

V. Abhandl. Von der physikalischen und moralischen Beschaffenheit der Mexicaner. 443. 1. Abschn. Von den körperlichen Eigenschaften der Mexicaner. 444. 2. Abschn. Von ihren geistigen Eigenschaften. 444.

VI. Abhandl. Von der Cultur der Mexicaner. 489. 1. Abschn. Vom Mangel an Gelde. 491. 2. Abschnitt. Vom Gebrauch des Eisens. 495. 3. Abschn. Von der Kunst Schiffe und Brücken zu bauen und Kalk zu brennen. 498. 4. Abschn. Vom Mangel der Buchstaben. 501. 5. Abschn. Von ihren Künsten. 513. 6. Abschn. Von ihren Sprachen. 527. 7. Abschn. Von ihren Gesetzen. 535.

VII. Abhandl. Von den Grenzen und der Bevölkerung der Könige in Anahuac. 553. 1. Abschn. Von den Grenzen der Reiche. 554. 2. Abschn. Von der Bevölkerung. 560.

VIII. Abhandl. Von der Religion der Mexicaner. 577.

IX. Abhandl. Vom Ursprunge der Lustseuche.
1. Abschn. Meinungen der vornehmsten alten Aerzte darüber.
2. Abschn. Sie kann Europa aus andern Ländern der alten Welt mitgetheilt seyn.
3. Abschn. Die Lustseuche konnte auch vielleicht in Europa ohne Ansteckung entstehen.

Achtes Buch.

Ankunft der Spanier auf den Küsten von Anahuac. Verlegenheit, Gesandschaften und Geschenke des Montezuma. Verbindung der Spanier mit der Nation der Totonacas; Krieg und Bündniß mit den Tlascalanern, ihre Strenge gegen die Cholulaner, und ihr feyerlicher Einzug in Mexico. Nachricht von der berühmten Indianerin Donna Marina. Gründung von Vera Cruz, der ersten Spanischen Kolonie.

Erster Abschnitt.

Erste Reise der Spanier nach der Küste von Anahuac.

Die Spanier hatten bereits seit 1492 unter Anführung des berühmten Genuesers Christoph Columbus die Neue Welt entdeckt, und in wenig Jahren der Krone Spanien die vornehmsten Antillischen Inseln unterwürfig gemacht. Sie kreuzten von dort aus in den benachbarten Meeren umher in der Absicht neue Länder zu entdecken, und Europäische Kleinigkeiten und Spielwerke gegen Amerikanisches Gold zu vertauschen. Im J. 1517 lief Franz Hernandez von Cordova aus dem Hafen von Ajaruco, heutiges Tages Havana genannt, mit 110 Soldaten aus, und richtete auf Anrathen des Anton Alaminas, eines der besten Seefahrer damaliger Zeit, seinen Lauf westwärts, und entdeckte, nachdem er sich gegen Süden gewendet, zu Anfange des Märzes das östliche Kap der Halbinsel Yucatan, dem er den Nahmen Cap Catoche gab. Sie fuhren längst einem Theil der Küste hin, und bewunderten die

schönen Gebäude, und hohen Thürme, die sie von weiten sahen, und die bunten Kleider der Indianer,) alles Gegenstände, die sie bisher nicht in der neuen Welt angetroffen hatten. Auf der andern Seite erstaunten die Yucataner über die grose Gestalt und Verzierung der Spanischen Schiffe. An ein paar Orten, wo die Spanier landeten, hatten sie kleine Gefechte mit den Einwohnern; dadurch und durch andre Zufälle verloren sie die Hälfte ihrer Soldaten, und ihr Kapitän empfieng 12 Wunden, daran er nach einigen Tagen starb.

a) Robertson sagt im 3ten Buche, daß die Spanier bey ihrer Landung und indem sie weiter ins Land (von Yucatan) vordrangen, mit Verwunderung grosse von Steinen erbauete Häuser bemerkten. Dies sind seine Worte bey der Beschreibung der Reise des Hernandez. Einige Seiten hernach, wo die Rede von des Grisalva Reise ist, heißt es: längst den Küsten lagen viele Dörfer zerstreut, darin die Spanier steinerne Gebäude unterscheiden konnten, welche in der Entfernung weiß und prächtig schienen. In ihrer erhitzten Einbildungskraft sahen sie solche für lauter mit Thürmen und Kuppeln gezierte Städte an. Unter allen Geschichtschreibern von Mexico haben wir keinen einzigen gefunden, welcher sagt, die Spanier hätten geglaubt in Yucatan Kuppeln zu sehen. Dies ist ein Einfall von Robertson. Die Spanier glaubten hohe Thürme und hohe Häuser zu sehen, wie sie es denn auch wirklich waren. Die Tempel in Yucatan waren gleich denen in Anahuac, meistens in Gestalt von Thürmen, und zwar sehr hoch gebaut. Bernal Diaz ein sehr wahrheitliebender Verfasser und Augenzeuge von allem, was den Spaniern auf ihren ersten Reisen nach Yucatan wiederfuhr, sagt in der Stelle, wo er von ihrer Landung auf der ersten Reise nach der Küste von Campeche redet: die Indianer brachten uns nach einigen Häusern, die groß und ziemlich gut von Stein und Kalk gebauet waren. Hieraus erhellet, daß sie die Gebäude nicht blos in der Entfernung erblickten, sondern sich ihnen näherten und hinein giengen. Da der Gebrauch des Kalks bey diesen Völkern so gemein war, so darf man sich auch nicht wundern, daß die Gewohnheit von außen zu weissen ebenfalls üblich war. Man sehe unser 7tes Buch. Wir begreiffen nicht, wie ein Haus in der Entfernung sollte weiß scheinen können, wenn es nicht in der That weiß wäre.

Sie kehrten darauf plötzlich nach Cuba zurück, erzehlten ihre Unternehmungen und zeigten etwas Gold vor, das sie in der Absicht aus einem Tempel geraubt hatten, hierdurch ward der Geitz des **Diego de Velasquez**, der einer der vormaligen Eroberer, und jetzt Statthalter dieser Insel war, rege; er ließ das folgende Jahr 4 Schiffe mit 240 Soldaten unter dem Befehl seines Verwandten **Juan de Grijalva** ausrüsten. Dieser entdeckte die Insel **Cozumel**, die nur wenige Meilen von der östlichen Küste **Yucatans** liegt, fuhr längst der Küste bis an den Fluß **Panuco** hin, und vertauschte kleine Glaskugeln und dergleichen Kleinigkeiten gegen Gold, welches sie begierig aufsuchten, und gegen die benöthigten Lebensmittel.

Als sie bey der kleinen Insel ankamen, die sie **St. Juan de Ulua** nannten [b]) und die nicht viel über eine Meile von der Küste von **Chalchiuhcuecan** entfernt liegt, giengen die Mexicanischen Statthalter auf dieser Küste, welche nicht wusten was sie bey dem Anblick der großen Schiffe, und der Menschen von so sonderbarer Gestalt und Ansehen machen sollten, mit einander zu Rathe, und beschlossen sich selbst nach Hofe zu begeben, und dem Könige von diesen ausserordentlichen Vorfällen Nachricht zu ertheilen. Um ihm desto richtigere Begriffe von allem zu geben, liessen sie die Schiffe, Waffen, die Artillerie, Kleidung, und das äusserliche Ansehen die-

b) Die Insel erhielt den Nahmen, theils weil sie am Johannisfest ankamen, theils weil der Befehlshaber so hieß. Den Beynahmen **Ulua** gaben sie ihr, weil sie 2 frisch geopferte Menschen daselbst antrafen, und wie sie durch Zeichen um die Ursache dieser barbarischen Handlung fragten, zeigten die Indianer gegen Westen, und sagten Acolhua, um dadurch zu verstehen zu geben, daß sie es auf Befehl der Mexicaner gethan. Denn alle Bewohner des Thals von Mexico bekamen von den etwas davon wohnenden Völkern den Nahmen der Acolhuas. Jetzt steht auf der Insel ein gutes Fort, welches den Eingang des Hafens von Vera Cruz vertheidigt.

ses neuen Volks einigermaßen durch ihre Maler abzeichnen. Darauf machten sie sich ohnverzüglich auf den Weg, um den König von allem was sich auf der Küste zugetragen, Bericht zu erstatten, und überreichten ihm, außer den Zeichnungen, einige Kugeln von Glas, die sie von den Spaniern bekommen hatten. Montezuma gerieth über diese Nachricht in nicht geringe Bestürzung, und stellte um in einer so wichtigen Sache keinen übereilten Schritt zu thun, mit seinem Enkel, Cucamaßin König von Acolhuacan, mit seinem Bruder Cuitlahuatzin, Herrn von Iztapalapan, und seinen gewöhnlichen 12 Räthen Berathschlagungen an. Nach langem Ueberlegen ward einmüthig ausgemacht, daß derjenige, welcher mit einer so grossen Armee gelandet wäre, kein andrer als Quetzalcoatl, der seit vielen Jahren erwartete Gott der Luft seyn könne; denn es gieng, wie bereits erinnert worden, eine alte Sage unter diesen Völkern, daß dieser Gott, nachdem er sich durch sein wohlthätiges und unschuldiges Leben die Hochachtung und Verehrung aller Einwohner von Tollan, Cholula, und Onohualco erworben, verschwunden sey, ihnen aber versprochen habe, nach einem gewissen Zeitraum wieder zu kommen, sie in Friede zu beherrschen und glücklich zu machen, die Regenten dieser Länder hielten sich für Vicekönige dieses Gottes, und gleichsam für Vormünder des Reichs, welches sie dem Gott bey seiner Erscheinung abtreten müsten. Diese Ueberlieferung von undenklichen Zeiten her, die Uebereinstimmung verschiedner an den Spaniern bemerkten Kennzeichen, die mit den Merkmalen des Quetzalcoatls vermöge ihrer Götterlehren übereinstimmten, die erstaunliche Grösse der Schiffe in Vergleichung mit ihren Canonen, der Knall und die Gewalt ihrer Artillerie, welcher so viel ähnliches mit dem Donner hatte, alles dieses setzte sie in Furcht, und machte es ihnen glaublich, daß der Gott der Luft mit seinem Donner, Blitz, und allen Zeichen seiner Gottheit auf ihren Küsten angekommen wäre. Dies bewog

den Montezuma 5 Personen seines Hofes den Befehl zu geben, gleich nach Chalchiuhcuecan zu gehen, um in seinem und des ganzen Reichs Nahmen diesen vermeinten Gott zu seiner glücklichen Ankunft Glück zu wünschen, und ihm zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ein grosses Geschenk zu machen. Ehe er sie aber noch abfertigte, schickte er den Statthaltern längst der Küste die Verordnung zu auf den hohen Bergen Nauhtlan, Quauhtla, Mictlan, und Tochtlan Wachen auszustellen, um auf die Bewegungen der Schiffe genau Acht zu geben, und von allen Vorfällen dem Hofe augenblicklich Nachricht zu ertheilen. Die Mexicanischen Abgesandten waren aller Eilfertigkeit ungeachtet nicht im Stande, die Spanier einzuhohlen, welche, so bald sie ihren Handel an der Küste zu Stande gebracht hatten, den Lauf längst derselben bis zum Fluß von Panama fortsetzten und von da nach Cuba zurückgiengen, und 10,000 Dukaten an Gold mitbrachten, die sie theils gegen allerley Kleinigkeiten eingetauscht, theils als ein Geschenk für ihren Befehlshaber von einem Herrn von Onohualco erhalten hatten.

Zweyter Abschnitt.

Charakter der vornehmsten Eroberer von Mexico.

Der Statthalter von Cuba war sehr ungehalten darüber, daß Grijalva keine Kolonie in diesem neuen Lande anlegte, welches ihm als eins der reichsten und glücklichsten in der Welt abgemalt ward. Er ließ deswegen gleich eine stärkere Flotte ausrüsten, um deren Commando sich die vornehmsten Kolonisten bewarben: der Statthalter trug es aber auf Anrathen seiner vertrautesten Freunde dem **Ferdinand Cortez** auf, einem Manne von Stande, und der Vermögen genug besaß, um theils davon theils mit Beyhülfe seiner Freunde einen grossen Theil der Kosten dieser Unternehmung zu bestreiten. Er war zu Medellin, einer kleinen Stadt in

Estremädura 1485. geboren. Von des Vaters Seite stammte er aus den Familien Cortes und Monroi, und von der Mutter Seite von den Pizarro und Altamirano ab, und vereinigte in seiner Person das Blut der 4 angesehensten und ältesten Familien in dieser Stadt. Im 14ten Jahre schickten ihn seine Eltern auf die hohe Schule nach Salamanca, um durch Erlernung der lateinischen Sprache und der Rechtsgelehrsamkeit die Stütze seiner verarmten Familie zu werden: aber sein kriegerisches Genie zog ihn bald von dem Studiren ab, und er gieng nach dem Beyspiel so vieler edlen Jünglinge seiner Nation nach der neuen Welt. Er begleitete den Diego Velasquez bey der Eroberung der Insel Cuba, bey welcher Gelegenheit er viel Vermögen erwarb, und sich in grosses Ansehen setzte. Er war ein Mann von grossen Talenten, vieler Beurtheilungskraft, und Herzhaftigkeit, sehr geübt in den Waffen, sinnreich in Hülfsmitteln zur Ausführung seiner Anschläge, und vorzüglich geschickt sich in Ansehen und Achtung auch bey seines gleichen zu setzen, groß in seinen Planen und Handlungen, vorsichtig bey seinen Unternehmungen, und standhaft in ihrer Ausführung, geduldig bey Widerwärtigkeiten und bescheiden im Reden. Sein Eifer in der Religion war der unverletzbaren Treue gegen seinen König gleich. Aber das glänzende dieser und andrer guten Eigenschaften, welche einen Platz unter den Helden einräumten, wurden durch einige seiner grossen Seele unwürdige Handlungen befleckt. Eine unmässige Liebe zum andern Geschlechte verwickelte ihn beständig in unerlaubte Verbindungen, und hatte ihn vormals oft in viele schlimme Vorfälle und Gefahren gestürzt. Eine übertriebene, oder vielmehr hartnäckige Hitze bey seinen Unternehmungen, und die Furcht das gehofte Glück nicht zu machen, waren Ursache, daß er oft Gerechtigkeit, Dankbarkeit, und Menschlichkeit vergaß. Cortez war von gutem wohl proportionirtem Wuchse, stark und thätig. Er hatte eine etwas hohe Brust, einen schwarzen Bart,

und lebhafte verliebte Augen. Dies ist das Bild des berühmten Eroberers von Mexico, wie es uns die ersten Geschichtschreiber, die ihn kannten, geschildert haben.

So bald als er zum Anführer dieser Unternehmung bestimmt war, rüstete er sich mit größtem Eifer zu der Reise, und gab sich sowohl durch seinen Aufzug als durch sein Gefolge das Ansehen eines großen Herrn. Er richtete vor seinem Hause eine Königl. Fahne auf, und machte auf der ganzen Insel bekannt, daß er Soldaten anwerben wolle. Die angesehensten Männer auf der Insel, sowohl dem Stande als den Aemtern nach, eiferten gleichsam in die Wette unter ihm zu dienen, z. Ex. **Alonzo Hernandez de Portocarrero**, ein Vetter des Grafen von Medellin, **Juan Velasquez de Leon**, ein naher Verwandter des Statthalters **Diego Ordaz**, **Francisco de Montejo**, **Francisco de Lugo** u. a. m. die im Verfolg der Geschichte vorkommen werden. Unter allen diesen verdienen **Pedro de Alvarado Badajos**, **Christoval de Olid von Banza** in Andalusien, und **Gonzales de Sandoval von Medellin** vorzüglich erwehnt zu werden, weil sie die ersten Befehlshaber der zu dieser Eroberung gebrauchten Truppen waren, und sich am meisten dabey hervorthaten. Sie waren alle drey herzhafte Soldaten, zu den Strapazen abgehärtet und in der Kriegskunst sehr erfahren, obgleich von verschiednem Charakter.

Alvarado war ein wohlgestallter Mann, sehr gewandt, schön, einnehmend, gegen jedermann herablassend, der Schwelgerey, und den Vergnügungen ergeben, begierig nach Golde, welches er bey seiner Liebe zum Großthun sehr geachtet, und deswegen auch nicht sehr gewissenhaft in der Art es zu erwerben war. Bey manchen Unternehmungen betrug er sich unmenschlich und heftig. **Olid** war von festen Gliedern, finster und unredlich: beyde leisteten dem Cortez bey der Eroberung wichtige Dienste, bezeigten sich aber zuletzt undankbar gegen ihn, und nahmen ein trauriges Ende. Alva-

rado verlor sein Leben in Neu-Gallicien durch ein Pferd, welches von einer steilen Höhe herunter stürzte. Dem Olid ward der Kopf von seinen Feinden auf dem Markte zu Naco, in der Provinz Honduras, herunter geschlagen. Sandoval war aus einem guten Hause und kaum 22 Jahre alt, als er sich zur Unternehmung des Cortes anwerben ließ. Er war wohlgestaltet, von männlicher Natur, und starker Leibesbeschaffenheit; er hatte braunes lockiges Haar, und eine starke Stimme. Er redete wenig, seine Thaten waren aber desto schöner. Cortez bediente sich seiner zu den beschwerlichsten und gefährlichsten Unternehmungen, die er alle glücklich und mit Ruhm ausführte. Im Kriege wieder die Mexicaner führte er einen Theil der Armee an, und bey der Belagerung der Hauptstadt stunden über 30,000 Mann unter seinem Befehl, und er hatte wegen seines guten Betragens allezeit die Gunst seines Generals, die Achtung der Soldaten, und so gar die Liebe seiner Feinde. Er gründete die Kolonie zu Medellin an der Küste von Chalchihuecan, und die zu Spirito Santo am Flusse Coatzacualco. Er war Commendant in Vera Cruz, und eine Zeitlang Statthalter in Mexico; wo er gebraucht ward, da zeigte er sich als einen rechtschaffenen billigen Mann. Bey allen Arbeiten bewies er sich unverdrossen, gehorsam und treu gegen seinen General, gütig gegen die Soldaten, menschlich c) gegen die Feinde, und ganz frey von

c) Robertson beschuldigt den Sandoval des unmenschlichen Beyspiels von Strenge gegen die Panucheser, indem die Spanier 60 Herrn und 400 Adeliche im Angesicht ihrer Kinder und nächsten Freunde verbrannten: er führt dabey das Zeugniß des Cortez und Gomara an, aber Cortez gedenkt nicht einmal etwas davon, geschweige daß er den Sandoval als den Vollzieher dieser Strafe angeben sollte. Bernal Diaz, auf dessen Zeugniß man sich in diesem Stücke mehr verlassen kann, als auf den Gomara, sagt Sandoval habe nach Bezwingung der Panucheser bey dem Cortez angefragt, was er mit den 20 gefangnen Herrn und verschiednen andern Vornehmen anfangen solle, worauf Cortez um das Urthel

der damals so ansteckenden Seuche des Geizes. Kurz wir finden in der ganzen Reihe der Eroberer keinen vollkommenen und lobenswürdigern Charakter, weil in keinem Klugheit und Vorsichtigkeit mit jugendlicher Herzhaftigkeit, unerschrockne Tapferkeit mit Menschlichkeit, Bescheidenheit mit Verdiensten, und glücklichem Erfolg so glücklich vereinigt war. Er starb in der Blüte der Jugend an einem Orte in Andalusien, als er mit dem Cortez auf der Reise an den Spanischen Hof begriffen war.

Dritter Abschnitt.

Rüstung und Reise des Cortez.

Nachdem alle Zurüstungen zur Reise gemacht waren, nahm der Statthalter von Cuba, das dem Cortez gegebne Commando, weil seine Feinde ihn sehr angeschwärzt hatten, wieder zurück, und gab Befehl ihn in Verhaft zu nehmen, die solchen aber vollstrecken sollten, wagten es nicht; als sie sahen, daß so viele tapfre und

desto gerechter zu machen, den ganzen Proceß den Richter der Provinz Diego de Ocampo übergeben, welcher sie nach Anhörung ihres Bekenntnisses zum Feuer verdammt habe, welches auch vollzogen worden. B. Diaz bestimmt die Zahl der Verurtheilten nicht, Cortez sagt, daß mit Inbegrif der Herrn und andern Vornehmen 400 verbrannt worden. Das Urthel war unstreitig sehr grausam und hart, aber Robertson, welcher den Spaniern so viel Vorwürfe macht, hätte seine Unpartheylichkeit durch Anzeige der Bewegungsgründe zu einem so harten Verfahren zeigen sollen. Die Panucheser hatten sich der Krone unterworfen: sie brachen aber ihre Pflicht, griffen zu den Waffen, und setzten die ganze Provinz in Unruhe; sie tödteten 400 Spanier, verbrannten 40 davon, und frassen die übrigen. Solche Grausamkeiten entschuldigen die Spanier zwar nicht ganz, aber sie geben doch ihrem harten Verfahren einen gelindern Schein. Robertson laß ebenfalls im Gomara das rebellische Betragen der Panucheser, und die Strenge der Spanier, aber er verschweigt das erstere, und vergrössert die letztere bis zum Uebertreiben.

angesehene Männer bereit waren, ihrem neuen General beyzustehen. Cortez, der bereits sein ganzes Vermögen auf diese Unternehmung verwendet, und viel Schulden gemacht hatte, behielte also allen seinen Feinden zum Trotz den Posten, und lief, nachdem alles in Ordnung gebracht war, den 10. Febr. 1519. aus dem Hafen Ajaruco aus. Die Flotte bestund aus 11 Schiffen, aus 508 Soldaten, die in 11 Kompagnien vertheilt waren, 109 Matrosen, 16 Pferden, 10 Kanonen, und 4 Falkonetten. Sie richteten unter Anführung des Steuermanns Alaminos ihren Lauf nach der Insel Cozumel, wo sie den Hier. von Aguilar, einen Spanischen Dechanten, antrafen, welcher auf der Reise von Darien nach der Insel Hispaniola vor etlichen Jahren Schiffbruch gelitten, und von den Indianern zum Sklaven gemacht war. Als er die Ankunft an der Küste von Yucatan der Spanier bey Cozumel vernahm, erhielt er von seinem Herrn die Freyheit und begab sich auf die Flotte. Durch langen Umgang mit den Yucatanern hatte er die Sprache des Landes gelernt, und erhielt deswegen bey dem Cortez die Stelle eines Dollmetschers.

Vierter Abschnitt.

Sieg der Spanier in Tabasco.

Von Cozumel seegelten sie längst der Küste der Halbinsul Yucatan nach dem Flusse Chiapa in der Provinz Tabasco, auf diesem fuhren sie vermittelst kleiner Barken tiefer ins Land, bis sie an einen Hayn von Palmbäumen kamen, wo sie unter dem Vorwande, daß sie Wasser und Lebensmittel nöthig hätten, landeten, und auf ein grosses nicht 2 Meilen von der Küste entferntes Dorf losgiengen. Auf dem ganzen Wege musten sie sich gegen die Indianer beständig wehren, welche sich mit Pfeilen und andern Waffen wehrten, und durch die Spanischen zur Vertheidigung errichteten Pallisaden drangen. Gleichwohl ward das Dorf erobert, und die Spanier thaten

von dort aus öftere Einfälle in die benachbarten Plätze. Es fielen dabey verschiedne gefährliche Scharmützel vor, bis endlich den 25. Merz ein entscheidendes Treffen in der Ebne von Ceutla, einem nicht weit von jenen entfernten Dorfe, erfolgte. Die feindliche Armee war weit zahlreicher, aber dem ohngeachtet ward sie gänzlich geschlagen, weil die Spanier durch ihre Waffen und Kriegszucht eine grosse Ueberlegenheit hatten, und die Indianer durch die Grösse der Pferde und das Feuer der Kavalleristen zu sehr in Furcht gejagt wurden. Acht hundert Indianer blieben auf dem Schlachtfelde, und die Spanier zehlten nur einen Todten und 60 Verwundete. Dieser Sieg war der Anfang des glücklichen Erfolgs der Spanischen Waffen: zum Andenken desselben legten sie hier eine kleine Stadt Madonna della Vittoria [d]) an, welche eine geraume Zeit die Hauptstadt der Provinz blieb. Sie suchten vor Anfang der Feindseligkeiten solche durch die wiederhohlten Versicherungen gegen die Einwohner zu rechtfertigen, daß sie nicht als Feinde kämen, ihnen Gewalt anzuthun, sondern als Seeleute um sich die zur Fortsetzung der Reise benöthigten Lebensmittel gegen Vertauschung ihrer Waaren zu verschaffen, worauf die Indianer mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspiessen antworteten. Cortez nahm im Nahmen seines Monarchen feyerlich Besitz von diesem Lande vermittelst einer besondern aber den Gesinnungen der damaligen Ritterzeiten angemessenen Ceremonie. Er hielt nemlich seinen Schild, zog den Degen that damit 3 Stiche gegen einen Baum in einem der vornehmsten Dörfer, und erklärte zugleich, daß wenn sich jemand seiner Besitznehmung widersetzen würde, er solche mit dem Degen vertheidigen wolle.

d) Diese Stadt ward um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts wegen der öftern Einfälle der Engländer ganz entvölkert. In der Folge ward eine andre kleine Stadt weiter von der Hauptstadt angelegt, Nahmens Villa Hermosa; aber die Hauptstadt der Provinz, wo der Statthalter residirt heißt Tlacotlalpan.

Um die Oberherrschaft seines Königs desto förmlicher zu bestätigen, versammlete er die vornehmsten Herrn der Provinz, und überredete sie demselben als ihrem gesetzmässigen Oberhaupte zu huldigen. Um ihnen hohe Begriffe von der Macht seines Königs beyzubringen, ließ er eine allgemeine Salve mit der Artillerie geben, und überredete sie durch List, daß seine Pferde durch das Wiehern ihren Unwillen gegen die Feinde der Spanier bezeigten. Sie schienen sich die Vorschläge des Eroberers gefallen zu lassen, und hörten mit Verwunderung und Beyfall die ersten Wahrheiten der Christlichen Religion an, welche der Prediger bey dieser Unternehmung Bartholom. von Olmedo durch den Dollmetscher Aguilar ihnen vortragen ließ. Hernach überreichten sie dem Cortez zum Zeichen ihrer Unterwerfung einige Sachen von Gold, verschiedne Kleidungsstücke von grober Leinwand, (andre hatten sie in dieser Provinz nicht) und 20 Sklavinnen, welche unter seine Officiers vertheilt wurden.

Fünfter Abschnitt.

Nachricht von der berühmten Indianerin Donna Marina.

Unter diesen befand sich ein junges schönes Mädchen von edler Abkunft und lebhaftem Geiste und vielem Verstande aus Painalla, einem Dorfe der Mexicanischen Provinz Coatzacualco e) gebürtig. Ihr Vater

e) In einer geschriebenen Geschichte, die sich in der Bibliothek der Jesuiten zu St. Peter und Paul in Mexico befand, heißt es D. Marina sey aus Huilotla gebürtig gewesen. Gomara, dem Herrera und Torquemada folgen, sagt, sie sey von Xalixco gewesen, und von da durch einige Kaufleute aus Xicallanco mit dahin genommen worden; aber dies ist aller Wahrscheinlichkeit nach falsch, weil Xalixco über 900 Meilen von Xicallanco liegt, und man nichts von einigem Handel zwischen ein paar so weit getrennten Provinzen weiß. B. Diaz, welcher lange in Coatzacualco lebte, und die Mutter und den Bruder der Marina kannte, bestätigt

war ein Lehnsvasall der Krone von Mexico, und Herr von verschiednen Orten. Ihre Mutter heyrathete als Wittwe abermals einen Adelichen, mit dem sie einen Sohn erzeugte. Die Liebe zu dieser jüngsten Frucht ihrer Ehe verleitete sie vorzugeben, daß die Tochter gestorben sey, damit der Sohn einziger Erbe seyn möchte. Um dieses wahrscheinlich zu machen liefert en sie jene heimlich an einige Kaufleute von Xicallanco, einer an den Grenzen von Tabasco belegenen Stadt aus, und zwar zu eben der Zeit als einer ihrer Sklaven eine Tochter verlor, welche sie eben so als ihre eigene Tochter betrauerten. Die Kaufleute gaben solche an ihre Nachbarn in Tabasco weg, oder verkauften sie, und diese schenkten sie dem Cortez, ohne voraus zu sehen, daß diese merkwürdige Sklavin durch ihre Sprache so viel zur Eroberung des ganzen Landes beytragen würde. Ausser ihrer Mutterspracbe, verstand sie die in Yucatan und Tabasco übliche Maja-Sprache, und in kurzer Zeit lernte sie Spanisch. Man unterrichtete sie bald in der Christlichen Religion, und sie ward nebst andern Sklaven feyerlich mit dem Nahmen Marina f) getauft. Sie blieb den Spaniern jederzeit getreu, und leistete ihnen Dienste, die nie genug geschätzt werden können; denn sie war nicht nur die Mittelsperson in den Unterhandlungen mit den Mexicanern, Tlascalanern und andern Nationen in Anahuac, sondern rettete ihnen auch oft das Leben, indem sie für Gefahren warnte, und die Mittel ihnen auszuweichen anzeigte. Sie begleitete den Cortez auf allen seinen Unternehmungen, und diente ihm bald als Dollmetscher, bald als Rathgeberin, und bald zu ihrem

unsre Nachricht, und versichert es von der Marina selbst gehört zu haben; hiermit stimmt auch die noch in Coatzacualco erhaltene Sage überein.

f) Die Mexicaner formten den Nahmen nach ihrem Sprachgebrauch in Malintzin um, daraus entstand Malinchi, unter welcher Benennung sie bey den Spaniern in Mexico bekannt ist.

Unglücke als Geliebte. Ihr mit dem Cortez erzeugter Sohn, Don Martin Cortez, Ritter vom militarischen St. Jakobs Orden, kam 1568 in Mexico wegen eines falschen Verdachts rebellischer Anschläge auf die Tortur, ohne daß die barbarischen Richter g) auf die äußerst wichtigen Dienste, welche seine Eltern dem Könige und der Spanischen Nation geleistet hatten, Rücksicht nahmen. Nach der Eroberung ward sie an einen angesehenen Spanier, **Juan de Xaramillo**, verheyrathet. Auf der langen und beschwerlichen Reise, welche sie 1524 nach der Provinz Honduras mit dem Cortez machte, hatte sie Gelegenheit, indem sie durch ihr Vaterland passirte, ihre Mutter und ihren Bruder zu sehen, die voll Verwirrung und mit Thränen zu ihr kamen, aus Furcht sie mögte sich bey ihrer Macht, und unter dem Schutze der Spanier wegen des in der Jugend erlittenen Unrechts rächen wollen, allein Donna Marina hegte von Natur viel zu edle Gesinnungen, und empfieng sie mit großer Zärtlichkeit. Wir haben die Nachricht von dieser Frau, der ersten Christin des Mexicanischen Reichs nicht übergehen wollen, da sie eine ausgezeichnete Rolle bey der Eroberung des Landes gespielt, und da ihr Nahme sowohl unter den Mexicanern als unter den Spaniern sich so berühmt gemacht hat.

Nachdem Cortez sich wegen der Ruhe von Tabasco in Sicherheit gesetzt hatte, entschloß er sich, weil dies einmal kein goldreiches Land zu seyn schien, die Reise fortzusetzen, um ein reicheres aufzusuchen. Da das Fest der Austheilung der Palmen heran rückte, so wünschte er den Eingebornen einen Begriff von der Feyerlichkeit

g) Die den Don Martin Cortes foltern, und seinen Bruder, den Marquis von Vale, ins Gefängniß werfen liessen, waren ein paar fürchterliche Richter, welche Philipp II. nach Mexico geschickt hatte. Der vornehmste, **Magnos** genannt, sprach solche grausame Urthel, daß der König wegen der häufigen Klagen der Mexicaner ihn nach Hofe zurück berief, und so harte Verweise gab, daß er in eine Schmermuth verfiel und starb.

der Christlichen Religion zu geben. Die Messe ward deswegen an diesem Tage mit allem möglichen geistlichen Gepränge gehalten, die Palmen wurden geweihet, und darauf folgte eine grosse Procession mit Kriegsmusik; die Indianer waren dabey, und hörten mit Erstaunen und heiliger Furcht zu.

Nach Endigung dieser Handlung, nahm Cortez Abschied von den Herrn von Tabasco, und gieng gegen Westen unter Seegel. Er fuhr längst der Küste der Provinz Coatzacualco hin, der Mündung des Flusses Papaloapan vorbey, und lief am grünen Donnerstage den 21. April im Hafen St. Juan de Ulua ein. Kaum hatte die Flotte sich vor Anker gelegt, als man von der Küste von Chalchiucuecan 2 grosse Kanonen sich dem Admiralschiffe nähern sahe. Es befanden sich viele von dem Statthalter auf dieser Küste abgeschickte Mexicaner darin, um sich zu erkundigen, wer auf der Flotte angekommen sey, und was sie nöthig hätten, und ihnen mit allem zur Fortsetzung der Reise behilflich beyzustehen, eine Aufmerksamkeit, welche beweiset, wie wachsam und zugleich menschenfreundlich die Nation war. Nachdem sie das Schiff des Befehlshabers bestiegen, und den Cortez förmlich begrüßt hatten, brachten sie ihren Auftrag durch die beyden Dollmetscher, Donna Marina und den Aguilar, vor. Denn da jene kein Spanisch, und Cortez kein Mexicanisch verstunden, so musten bey den ersten Unterredungen mit den Mexicanern 2 Sprachen und 2 Dollmetscher gebraucht werden. Donna Marina zeigte dem Aguilar in der Maja-Sprache an, was die Mexicaner ihr in ihrer Sprache sagten, und Aguilar wiederhohlte es dem Cortez auf Spanisch. Der Heerführer nahm sie sehr freundlich auf, und weil er wußte, wie angenehm ihnen im vorigen Jahre das Europäische Spielwerk gewesen, sagte er zu ihnen: er sey aus keiner andern Absicht in ihr Land gekommen, als mit ihnen zu handeln, und einige Sachen von äußerster Wichtigkeit mit ihrem Könige auszumachen. Um sich ihre Gewogen-

heit zu erwerben, ließ er ihnen Spanischen Wein zu kosten geben und beschenkte sie mit verschiedenen Kleinigkeiten, wofür sie, wie er hofte, dankbar seyn würden h).

Nachdem die Spanier ihre Kavallerie an Land gesetzt, und mit Beyhülfe der Mexicaner Barracken von Zweigen an der sandigen Küste, wo sie jetzt die Stadt **Neu-Vera Cruz** errichtet hatten, langten am ersten Ostertage 2 Mexicanische Statthalter der Küste, Nahmens Teuhtlile und Cuitlelpitoc i) mit einem zahlreichen Gefolge an. Nachdem die Ceremonien der Höflichkeit und des Empfangs von beyden Seiten vorbey waren, gab Cortez theils in Hofnung seine künftigen Absichten da-

h) Torquemada sagt, Montezuma habe, so bald er durch die auf den Bergen ausgestellten Wachen die Ankunft der neuen Flotte erfahren, gleich Gevollmächtigte abgesendet, um den eingebildeten Gott Quetzalcoatl Verehrung zu erzeigen; diese wären auch aufs schleunigste nach dem Hafen abgereiset, und an Bord des Admirals gleich am Tage seiner Ankunft gegangen; Cortez habe ihren Irrthum zu benutzen gesucht, sie auf einem in der Geschwindigkeit verfertigten Thron empfangen, sich von ihnen anbeten, in dem Priestergewand des Quetzalcoatl kleiden, ein Halsband von Edelgesteinen anlegen, und einen Helm von Gold mit Edelgesteinen besetzt aufsetzen lassen, ꝛc. aber dies ist gewiß falsch. Die Flotte segelte am Montage aus den Flusse von Tabasco ab, und kam den Donnerstag im Hafen von Ulua an. Die Berge von Tochtlan und Mictlan, von denen man sie am ersten entdecken konnte, liegen nicht weniger als 300 Meilen von der Hauptstadt, und als 200 Meilen vom Hafen Ulua; folglich war es unmöglich, daß die Abgesandten, wenn man auch die Flotte selbst am Tage der Abfahrt von Tabasco entdeckte den Donnerstag bereits ankommen konnten. Zudem gedenkt kein einziger Schriftsteller ein Wort davon, es scheint vielmehr nach des Bernal Diaz Berichten ganz falsch, und daß die Mexicaner diesmal den Irrthum einsahen, wozu sie bey der Erscheinung der ersten Flotte verleitet worden.

i) B. Diaz schreibt Tendili anstatt Teuhtlile, und Pitalpitoqui anstatt Cuetlelpitoc. Herrera nennt ihn Pitalpitoc, und Solid, und Robertson, welcher verbessern wollte, Palpatoc.

durch zu befördern, theils um dieser den Götzen dienenden Nation einige Begriffe von der christlichen Religion beyzubringen, zuvörderst den Befehl, ehe irgend andere Berathschlagungen vorgenommen würden, in ihrer Gegenwart eine Messe zu lesen. Sie ward also mit möglichster Feyerlichkeit, und zwar zum erstenmal auf Mexicanischem Grund und Boden gehalten.

Cortez lud sie darauf ein mit ihm und seinen Officiers das Mittagsmal einzunehmen, um sie sich durch höfliches Betragen geneigt zu machen. Nach aufgehobner Tafel führte er sie auf die Seite, und machte ihnen sein Verlangen kund. Er sagte ihnen, er sey ein Unterthan des Don Carlos von Oesterreich, des grösten Königs in Osten, dessen Güte, Grösse, und Macht er ihnen mit grossen Lobeserhebungen anpries; er setzte darauf hinzu, daß dieser grosse Monarch ihr Land und den darin herrschenden Regenten gar wohl kenne, und ihn abgesendet habe, um mit demselben in Person Sachen von größter Wichtigkeit abzuhandeln; daß er deswegen zu vernehmen wünsche, wenn es ihrem Beherrscher gefällig seyn mögte, ihm Audienz zu geben. „Ihr seyd kaum „in diesem Lande angekommen, versetzte Teuhtlile, und „ihr verlangt sogleich unsern König zu sehen? Ich habe „mit Vergnügen angehört, was ihr von der Grösse und „Güte eures Regenten erzehlt habt, aber wisset, daß „unser König nicht minder groß und gütig ist. Es sollte „mich vielmehr wundern, daß es in der Welt einen „noch mächtigern gäbe; da ihr es aber versichert, so „will ich es meinem Könige melden, und erwarte von „dessen Gnade, daß er nicht nur gerne von jenem gros„sen Monarchen Nachricht empfangen, sondern auch „seinem Gesandten Ehre erweisen wird. Nehmt inzwi„schen dieses Geschenk an, daß ich euch in seinem Nah„men anbiete.„ Er nahm darauf aus einem kleinen von Rohr geflochtenen Korbe verschiedene vortrefliche von Gold gearbeitete Sachen, und schenkte sie dem Cortez, nebst verschiedenen Stücken von Federn gemacht,

10 Ballen von Kleidern aus der feinsten Baumwolle, und einen ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln [k]).

Cortez nahm das Geschenk mit allen möglichen Zeichen der Dankbarkeit an, und schenkte ihnen dafür Dinge von geringem Werth wieder, die sie aber entweder wegen der Neuheit, oder weil solche sehr glänzend in die Augen fielen, eben so hoch schätzten. Teuhtlile hatte viele Maler mitgebracht, damit sie die Gegenstände unter sich theilen, und die verschiedenen Stücke, woraus die Flotte bestand, in kurzer Zeit abmalen mögten, damit ihr König das Vergnügen haben könnte alle die Wunder, wovon sie ihm Nachricht zu geben hatten, mit eignen Augen zu betrachten. Wie Cortez ihre Absicht merkte, befahl er, um den Künstlern ein auf das Gemüthe des Königs noch stärkern Eindruck machenden Gegenstand darzustellen, daß die Kavallerie auf der Küste einige militärische Uebungen anstellen, und die Artillerie eine General-Salve geben sollte. Die beyden Statthalter, ihr Gefolge, und eine Menge Indianer, welche Gomara über 4000 angiebt geriethen bey der Vollstreckung dieser Befehle in ein unglaubliches Erstaunen, und verstummten ganz darüber. Teuhtlile bemerkte eine vergoldete Maske, welche einem der vornehmsten Götzendiener in Mexico sehr ähnlich sahe, und bat sie sich solche vom Cortez aus, um sie dem Könige zu zeigen. Cortez willigte unter der Bedingung darein, daß er sie voll Goldstaub wieder erhielte, und gab vor, er wünschte zu untersuchen, ob das Gold aus den Mexica-

k) Solis und Robertson machen den Teuhtlile zum General und räumen ihm keine Statthalterschaft an der Küste ein, da wir doch das Gegentheil aus dem B. Diaz, Gomara und andern alten Geschichtschreibern erfahren. Diese setzen über dieses hinzu, daß Teuhtlile sich anfangs der Absicht des Cortez nach Hofe zu gehen wiedersetzte, aber es erhellet aus dem Zeugnisse alter und besserer Verfasser, daß er dieses nicht eher that, als bis er ausdrücklichen Befehl von seinem Könige dazu erhielt.

nischen Gruben mit den in seinem Vaterlande einerley sey [1]).

Sobald die Malereyen fertig waren, nahm Teuhtlile freundlich vom Cortez Abschied, und versprach die Antwort des Königs in wenig Tagen zurück zu bringen. Er schickte den Cuitlalpitoc ab, um die Spanier mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, und gieng selbst nach Cuitlachtlan, dem Orte seines gewöhnlichen Aufenthalts zurück. Von hier begab er sich zum Könige, um ihm, wie Diaz und Torquemada versichern, von allem selbst Nachricht zu geben, und die Gemälde nebst dem Geschenk des Spanischen Heerführers zu überbringen, oder er überschickte, wie Solis muthmasset, alles durch die Curiers, oder Botenläufer, die sich auf den Hauptstrassen allezeit in Bereitschaft halten mußten, um die Königlichen Geschäfte eiligst zu besorgen.

Sechster Abschnitt.

Verlegenheit des Montezuma.

Man kann sich leicht die Verlegenheit und Bestürzung des Montezuma vorstellen als er die Nachricht von der Ankunft der Flotte, von dem Charakter dieser Fremdlinge, von dem Muth ihrer Pferde, und der verheerenden Gewalt ihrer Waffen erhielt. Weil er in einem hohen Grade abergläubisch war, so fragte er seine Götter um Rath, wie er sich bey den Forderungen der Ankömmlinge verhalten sollte, und erhielt, wie man sagt, die Antwort, daß er dies neue Volk nie an seinem Hofe zulassen müsse. Dieser Orakulspruch mogte nun, wie manche Verfasser sich einbilden vom Teufel kommen, welcher die Ausbreitung des Evangeliums zu verhindern

1) Einige sagen, Cortez habe die Masken unter dem Vorwande mit Goldstaub angefüllt verlangt, daß er und seine Gefährten eine gewisse Krankheit hätten, welche nicht anders als durch dieses kostbare Metall geheilt werden könnte. Doch dieser Umstand thut zur Wahrheit der Sache an sich nichts.

suchte, oder, welches wahrscheinlicher ist, von den Priestern, um ihres eigenen und der Nation Vortheils willen, genug Montezuma beschloß von der Zeit an, den Spaniern den Zutritt zu verwehren, aber um das Ansehen zu haben, daß er mit Anstand verfahre, und seinem eignen Kopfe folge, schickte er eine Gesandschaft an die Spanier mit Geschenken ab, die seiner Königlichen Pracht würdig waren.

Siebenter Abschnitt.

Erste Gesandschaft und Geschenke an den Cortez.

Der Gesandte war eine angesehene Person vom Hofe, die in Ansehung der Statur und Gestalt nicht wenig ähnliches mit dem Spanischen General hatte [m]). Es waren noch kaum 7 Tage nach der Abreise des Teuhtlile verflossen, als er in Begleitung des Gesandten zurückkam, und über 100 Männer mitbrachte, welche die Geschenke trugen [n]). Sobald als der Gesandte vor dem Cortez erschien, berührte er nach Landes Gewohn-

m) Wie B. Diaz, ein Augenzeuge, erzehlt.

n) B. Diaz nennt den Gesandten **Quintalbon**; aber ein solcher Nahme kann kein Mexicanischer seyn. Robertson sagt, dieselben Officiers, welche bisher mit dem Cortez unterhandelt hatten, hätten ihm auch die Antwort des Königs bringen müssen, und gedenkt keines Gesandten. Aber Diaz, ein Augenzeuge, und andre Spanische und Indianische Geschichtschreiber bestätigen unsere Meinung. Solis kann sich wegen der kurzen Zwischenzeit von 7 Tagen, und der Entfernung von 70 Seemeilen (leagues) zwischen dem Hafen und der Residenz nicht einbilden, daß ein Gesandter so geschwind kommen können. Da er aber selbst kurz vorher eingeräumt, daß die Mexicanischen Posten viel geschwinder giengen als die Europäischen, so darf man sich nicht wundern, daß die Nachricht von der Flotte in einem Tage nach der Residenz gelangte; und daß der Gesandte 4 oder 5 Tage nachher in einem Tragsessel von eben diesen Botenläufern nach der Gewohnheit dieser Völker getragen anlangen konnte. Da die Sache nicht unwahrscheinlich ist, so wollen wir lieber dem Diaz, der gegenwärtig war, Glauben beymessen.

heit die Erde mit der Hand, und führte sie darauf zum Munde, darauf streuete er für den General und die andern bey ihm befindlichen Officiers Weyrauch °) begrüßte sie ehrerbietig, und hielt, nachdem er sich auf einen vor den Cortez befindlichen Sitz niedergelassen, seine Anrede. Er wünschte dem General im Nahmen des Königs Glück zu seiner Ankunft, bezeugte das Vergnügen des Königs über die Ankunft so tapferer Männer in seinem Reiche, und über die von ihrem grossen Monarchen gebrachten Nachrichten; er versicherte, wie angenehm dem Könige das Geschenk gewesen, und zum Beweise dessen sende er dagegen andre Geschenke.

Nach Endigung der Rede ließ er etliche feine Decken und baumwollene Tücher auf der Erde ausbreiten, worauf die Geschenke ordentlich hingestellt wurden. Sie bestunden in allerley Arbeiten von Gold und Silber, die mehr wegen der vortreflichen Arbeit als wegen des innern Werths zu schätzen waren. Es waren sehr künstlich gefaßte Edelstein, Figuren von Löwen, Tigern, Affen, und andern Thieren darunter; ferner 30 Ballen feine baumwollene Tücher von allerley Farben, und zum Theil mit den schönsten Federn durchwebt; allerley sehr künstliche Arbeiten von Federn, mit vielen kleinen Figuren von Gold verziert, eine Maske, und ein Helm nach Cortez Verlangen voll Goldstaub, 1500 Dukaten an Werth. Das schätzbarste von allem waren zwey Räder, oder Scheiben, eine von Gold, und die andre von Silber; die von Gold stellte wie bereits im ersten Bande erinnert worden, die Mexicanische Centurie vor: in der Mitte war das Bild der Sonne, und rings umher allerley Basreliefs gegraben. Die Scheibe hatte 30 Palmen von Toledo im Umfange, und war 10,000

o) Das räuchern mit Weyrauch war eine blosse Handlung der Höflichkeit und das Wort Tereuctin, Herrn, womit die Spanier angeredet wurden, hat einige Aenlichkeit mit Teteo, die Götter, daraus schlossen die Spanier, daß die Mexicaner sie für Götter hielten.

Dukaten werth [p]). Auf der silbernen etwas grösseren Scheibe war das Mexicanische Jahr vorgestellt, mit dem Monde in der Mitte, und Basreliefs umher. Die Spanier geriethen in Freude und zugleich in Erstaunen über diese Reichthümer. „Diese Geschenke, setzte der Gesandte „hinzu, schickt der König euch und euren Gefährten: „aber für euren König wird er in kurzer Zeit einige „Juwelen von unschätzbarem Werthe senden. Indessen „könnt ihr nach eurem Gefallen auf der Küste bleiben, „um euch von den Strapatzen, einer so langen Reise „auszuruhen, und euch mit den nöthigen Bedürfnissen „zur Rückkehr in euer Land versorgen. Wenn ihr sonst „noch etwas aus diesem Reiche für euren Monarchen „verlangt, so sollt ihr es gleich erhalten. Was aber „den Wunsch unsern Hof zu besuchen anbetrift, so „habe ich den Auftrag, euch eine solche beschwerliche „und gefährliche Reise zu wiederrathen, weil der Weg „durch Wüsteneyen und feindliche Länder führt.„

Cortez nahm das Geschenk mit ehrerbietigem Dank für die Königl. Freygebigkeit an, und machte so gute Gegengeschenke als es nur in seinem Vermögen stund, aber ohne dabey sein Verlangen aus der Acht zu lassen. Er ersuchte den Gesandten seinem Könige die auf der See ausgestandnen Gefahren und Mühseligkeiten, und das Misvergnügen des Königs von Spanien, wenn er seine Hofnungen vereitelt sähe, vorzustellen, und daß überdieses weder Strapatzen noch Gefahren im Stande wären, die Spanier von ihren Unternehmungen abzuschrecken. Der Gesandte versprach dem Könige dieses zu hinterbringen, und nahm nebst dem Teuthlile sehr höflich Abschied. Cuitlalpitoc blieb mit einer grossen Menge Volks in einem Dorfe zurück, welches sie in der

p) Die Schriftsteller geben den Werth sehr verschieden an: wir folgen dem B. Diaz, der solchen wuste, als einer der an dem Geschenke des Montezuma seinen Antheil haben sollte.

Nähe des Spanischen Lagers von kleinen Hütten angelegt hatten.

So glücklich dem Cortez auch bis jetzt alles von Statten gegangen war, so sahe er doch ein, daß es unmöglich wäre lange in dieser Stellung zu bleiben. Ausser den Unbequemlichkeiten, welche die Hitze und die an dieser Küste herumschwärmenden Heere von Insekten verursachten, befürchtete er grossen Schaden für seine Schiffe, weil der Hafen dem Nordwinde ausgesetzt war. Er schickte deswegen 2 Schiffe, unter dem Commando des Montejo, um längst der Küste nach Panuco hin zu segeln, und einen andern sichern Hafen aufzusuchen. Sie kamen nach einigen Tagen zurück und hatten einen hinlänglichen Hafen 36 Meilen von Ulua nahe bey einer durch ihre Lage festen Stadt ausfündig gemacht.

Achter Abschnitt.

Die Geschenke des Montezuma an den Katholischen König.

Inzwischen kam Teuhtlile in das Spanische Lager wieder zurück, und sagte zum Cortez, den er mit dem Dollmetscher auf die Seite führte, Montezuma habe die neuen von ihm empfangnen Geschenke mit Dank angenommen, daß er die Geschenke, welche jetzt ankämen für den grossen König von Spanien bestimme, daß er denselben alles mögliche Glück wünsche, daß er aber gerne sähe, wenn weiter keine Boten an ihn geschickt, und Vorschläge, seinen Hof zu besuchen, gethan würden. Das Geschenk für den König bestund aus allerley Sachen von Gold ohngefehr 1500 Dukaten an Werth, 10 Ballen sehr künstlich gemachter Kleider von Federn, und 4 Edelgesteinen, welche die Mexicaner von so hohem Werthe hielten, daß nach des Teuhtlile Aussage ein jeder auf eine Last (load) Goldes geschätzt ward. Der kurzsichtige König schmeichelte sich, die Spanier durch seine Freygebigkeit zum Verlassen seines Reichs zu bewegen,

und überlegte nicht, daß der Durst nach Golde eine Leidenschaft ist, welche zunimmt je mehr man sie nährt. Cortez ärgerte sich über die abschlägliche Antwort des Königs, gab aber seine Absicht nicht auf, weil seine angeborne Standhaftigkeit nur durch die anreitzende Aussicht nach Reichthum nur noch mehr bestärkt ward.

Vor seiner Abreise bemerkte Teuhtlile, daß man beym Läuten zum Ave Maria vor einem Kreuze niederfiel, und fragte voll Verwunderung, warum sie das Stück Holz anbeteten? Olmedo nahm dabey Gelegenheit ihm die wichtigsten Punkte der Christlichen Religion zu erklären, und ihm das scheußliche des Götzendienstes und das unmenschliche der Menschenopfer vorzustellen. Aber man begrif seine Reden nicht, und der Versuch lief fruchtlos ab.

Den folgenden Tag fanden sich die Spanier von allen Mexicanern auf einmal verlassen, dergestalt, daß man auch nicht einen einzigen an der ganzen Küste sahe. Ohne Zweifel war dies die Folge eines königlichen Befehls, daß jedermann sich mit den für die Fremdlinge bestimmten Lebensmitteln weg begeben sollte, im Fall sie auf ihrem dreisten Entschluß beharren würden. Diese Nachricht verbreitete ein plötzliches Schrecken unter die Spanier, weil sie sich alle Augenblicke befürchteten, daß die ganze Macht dieses weitläuftigen Reichs über ihr elendes Lager herfallen würde. Cortez ließ hierauf die Mundprovisionen auf die Schiffe in Sicherheit bringen, und seine Soldaten zur Gegenwehr bewafnen. Es ist ausgemacht, daß Montezuma sowohl bey dieser als vielen andern Gelegenheiten, die wenigen Fremden, von welchen ihm so viel Unglück bevorstund, mit leichter Mühe hätte vertilgen können; aber die Vorsehung erhielt sie als Werkzeuge ihrer Absichten in der neuen Welt. Wir wollen damit das Betragen der Eroberer nicht rechtfertigen, aber wir können doch auch nicht umhin bey Erzählung der Eroberung auf das Schicksal aufmerksam zu machen, wodurch der Untergang dieses Reichs herbeygeleitet ward.

Neunter Abschnitt.

Gesandschaft des Herrn von Chempoalla, und die Folgen davon.

An eben dem Tage, und wärend der Verlegenheit der Spanier, sahen ein paar Soldaten, die vor dem Lager die Wache hatten, 5 Männer, die in ihrer Kleidung und Putz etwas von den Mexicanern verschieden waren, herankommen. Als diese vor den General geführt wurden, sagten sie auf Mexicanisch, weil man ihre eigne Sprache nicht verstand, daß sie von der Nation der Totonacas, und von dem Herrn von Chempoalla, einer 24 Meilen entfernten Stadt, abgeschickt wären, um ihnen seine Ergebenheit zu bezeugen, sich zu erkundigen wer sie wären, und woher sie kämen, und sie zu bitten nach gedachter Stadt zu kommen, wo man sie freundschaftlich aufnehmen würde; mit dem Zusatze, daß man sich aus Furcht für die Mexicaner nicht eher zu nähern gewagt hätte. Der Herr von Chempoalla war einer von den Lehnsvasalien, dem das Mexicanische Joch schwer zu ertragen ward. Er hatte von dem Siege der Spanier bey Tabasco und ihrer Ankunft in dem Hafen gehört, und sahe dies für eine sehr bequeme Gelegenheit an, sich mit Beyhülfe so tapferer Männer von der Herrschaft der Mexicaner loszureissen. Cortez, der nichts mehr als eine solche Verbindung wünschte, erkundigte sich genau nach den Umständen der Totonacas, und dem ihnen durch die Macht der Mexicaner zugefügten Unrecht, ließ dem Oberhaupte von Chempoalla für sein höfliches Anerbieten danken, und versprach ihn unverzüglich zu besuchen.

Er machte sogleich seine Abreise nach Chempoalla kund, hatte aber zuvor einige Schwürigkeiten zu überwinden, die ihm seine eigne Soldaten in den Weg legten. Verschiedene Anhänger des Statthalters von Cuba, die der bisher erlittenen Strapazen überdrüssig waren, und sich für die bevorstehenden Gefahren fürchteten, sehnten

sich nach Ruhe, um wieder der Bequemlichkeiten in ihren Häusern zu geniessen. Sie drangen also sehr ernstlich in den General, nach Cuba zurück zu kehren, vergrösserten den Mangel an Lebensmitteln, und stellten die Verwegenheit des Unternehmens vor, sich mit so weniger Mannschaft der ganzen Macht von Mexico wiedersetzen zu wollen, zumal da sie auf dieser sandigen Küste 35 Mann theils an Wunden in der Schlacht von Tabasco theils durch die ungesunde Luft eingebüßt hätten. Cortez wuste aber bald durch Geschenke und Versprechungen, bald durch zu rechter Zeit bewiesene Schärfe, und andre Kunstgriffe, die ihm sein an Hülfsmitteln reiches Genie an die Hand gab, seine Leute dergestalt zu leiten, daß er die Mißvergnügten nicht nur besänftigte, und zum bleiben bewog, sondern er brachte es auch durch Unterhandlungen gar so weit, daß die Armee ihn im Nahmen des Königs für unabhängig vom Statthalter in Cuba erklärte, ihm die oberste Gewalt in Civil- und Militär-Sachen auftrug, und verwilligte daß ihm in Betracht der auf die Ausrüstung verwandten, und noch zu verwendenden Unkosten der 5te Theil des zu gewinnenden Goldes nach Abzug des Königl. Antheils bestimmt seyn sollte. Er ernannte also Magistratspersonen, und besetzte alle Stellen in der Kolonie, welche er auf dieser Küste anzulegen gedachte.

Nachdem diese Schwürigkeiten überwunden, und die erforderlichen Maasregeln zu seinen grossen Planen genommen waren, trat er den Marsch mit seinen Truppen an. Seine Absicht war nicht allein seinen von der ungesunden Küste ganz entkräfteten Leuten eine Erhohlung zu verschaffen, und sich neue Bundsgenossen zu erwerben, sondern auch einen guten Platz zur Gründung einer neuen Kolonie auszusuchen, weil Chempoalla auf dem Weg nach Chiahuitzla q) dem neuen von Montejo entdeckten Hafen lag. Die kleine Armee marschirte mit

q) Solis und Robertson geben Chiahuitzla den Nahmen Quiabislan, welches kein Mexicanisches Wort seyn kann.

einem Theil ihrer Artillerie sehr vorsichtig, und allezeit in Bereitschaft der Gegenwehr, wenn sie etwa von den Totonacas, auf deren Treue sie sich nicht recht verlassen konnten, oder von den Mexicanern, welche sie durch diesen Entschluß beleidigt zu haben glaubten, angegriffen würden. Cortez vernachlässigte diese Vorsicht, welche kein kluger General auch unter den glücklichsten Umständen nie aus den Augen läßt, weil sie allezeit zur Erhaltung der Kriegszucht und überhaupt zur Sicherheit nöthig ist. Die Schiffe segelten längst der Küste nach dem Hafen von Chiahuitzla.

Als sie 3 Meilen von Chempoalla ankamen, giengen 20 angesehene Männer aus der Stadt der Armee entgegen, und boten dem Cortez Erfrischungen von Ananassen und andern Früchten im Nahmen ihres Herrn an, und entschuldigten es, daß er Verhinderung halben nicht selbst kommen könnten. Sie marschirten in Schlachtordnung in die Stadt, aus Furcht für Verrätherey von Seiten der Einwohner. Ein Reuter, der voraus auf den Markt geritten war, sahe eine Bastey von der Wohnung des Herrn, welche frisch geweißt und polirt worden, wegen des Glanzes im Sonnenschein für Silber an, und eilte zurück um den General Nachricht davon zu geben. Dieser Vorfall beweiset, zu welchen Trugschlüssen die Seele geneigt ist, so bald sie von einer Leidenschaft beherrscht wird. Auf dem Zuge durch die Gassen, sahen die Spanier mit Vergnügen und Verwunderung, die größte Stadt, welche sie noch bis jetzt in der neuen Welt angetroffen, und zwar voll von Menschen, und mit schönen Gärten versehen. Einige nannten sie der Grösse halben Sevilla, andre wegen der angenehmen Lage Villaviciosa [r]).

r) Die ehemalige Grösse von Chempoalla läßt sich nicht bezweifeln, wenn man anders dem Zeugnisse der Verfasser, die sie sahen, und dem Umfange der Ueberreste trauen will. Aus den Nachrichten des Torquemada läßt sich gar nichts schliessen, denn an einem Orte giebt er ihr 20 bis 30,000,

Als sie bey dem grossen Tempel ankamen, empfieng sie der Herr des Orts am Eingange. Er war wegen übermässiger Dicke unthätig, aber doch ein Mann von Verstande, und etwas Genie. Nachdem er den Cortez nach Landes Sitte begrüßt, und ihm Weyrauch gestreuet hatte, nahm er Abschied, versprach aber so bald als sie sich von der Reise hinlänglich ausgeruhet haben würden, wieder zu kommen. Alle Spanischen Völker wurden in grossen schönen Häusern im Bezirk des Tempels einquartirt, welche entweder zur Beherbergung der Fremden, oder zur Wohnung der Priester der Götzen bestimmt waren. Hier wurden sie sehr gut bewirthet, und mit allen Bedürfnissen auf Kosten des Herrn versorgt, welcher sich nach Tische in Begleitung eines zahlreichen Adels in einem Tragsessel zu ihnen tragen ließ. In der heimlichen Unterredung, welche Cortez mit ihm durch Dollmetscher hatte, machte er viel Rühmens von der Grösse und Macht seines Monarchen, der ihn mit verschiednen wichtigen Aufträgen, und unter andern mit dem Befehl, der unterdrückten Unschuld beyzustehen, abgeschickt hätte. Wenn ich euch also, fügte er hinzu, mit meiner Person oder meinen Truppen in etwas dienen kann, so zeigt es mir an, ich will es herzlich gerne thun. Bey Anhörung dieser Vorschläge that das Oberhaupt der Chempoalleser einen tiefen Seufzer, und beklagte sich bitterlich über das Unglück seiner Nation. Er berichtete ihm, daß der Staat der Totonacas von undenklichen Zeiten her frey gewesen, und von Herrn aus ihrer eignen Nation beherrscht worden, aber erst seit wenigen Jahren unter das Joch der Mexicaner gebeugt worden, welche hingegen einen geringen Anfang gehabt, sich aber durch standhafte Verbindungen mit den Königen von

an andern über 50,000, und im Register des 1. Bandes gar 150.000. Es ging Chempoalla wie allen andern Städten in der neuen Welt, sie ward theils durch Krankheiten, theils durch die Spanier im 15ten Jahrhunderte dergestalt geplagt, daß sie immer mehr sank, und zuletzt völlig entvölkert ward.

Acolhuacan und Tlacopan zu einer solchen Grösse empor geschwungen, daß sie Herrn von dem ganzen Lande geworden; ihre Macht sey sehr groß, und ihre Tirannen in eben dem Verhältnisse; der König von Mexico häufe die Reichthümer seiner Unterthanen für sich an, und seine Einnehmer hätten ausser andern Grausamkeiten und Bedrückungen von den zinsbaren Völkern ihre Söhne zum Opfer, und ihre Töchter zu unerlaubten Absichten verlangt. Cortez schien über ihr Unglück gerührt, und erbot sich ihnen in allen Stücken beyzustehen, verschob es aber auf ein andermal sich mit ihm über die Art und Weise zu bereden wie dies zu bewerkstelligen sey, weil er nothwendig nach Chiahuitzla gehen müßte, um den Zustand seiner Schiffe zu untersuchen. Das Oberhaupt der Chempoalleser machte ihm bey dieser Gelegenheit ein Geschenk mit allerley Sachen von Gold, die auf 1000 Dukaten geschätzt wurden.

Den folgenden Tag fanden sich auf seinen Befehl 400 Lastträger beym Cortez ein, welche das Gepäcke fortschaffen sollten. Donna Marina erklärte ihm damals den bey diesen Nationen üblichen Gebrauch, auf ihre Kosten und ohne eigennützige Absichten den durchreisenden Personen vom Stande dergleichen Lastträger zu Hülfe zu geben.

Zehnter Abschnitt.

Gefangennehmung fünf Königlicher Diener in Chiahuitzla.

Von Chempoalla marschirten die Spanier nach Chiahuitzla, einer kleinen auf einem Felsen belegenen Stadt, 12 Meilen Nordwärts von Chempoalla, und 3 von dem neuen Hafen. Hier hatte Cortez ebenfalls eine Unterredung mit dem Herrn dieser Stadt und dem Herrn von Chempoalla, der sich zu dem Ende hatte hieher bringen lassen. Indessen daß sie sich über die Mittel sich vom Mexicanischen Joche zu befreyen berath-

schlagten, kamen 5 vornehme Mexicanische Tribut-Einnehmer mit einem zahlreichen Gefolge an, bezeigten den größten Unwillen gegen die Totonacas, daß sie sich unterstanden diese Fremde ohne Einwilligung ihres Königs aufzunehmen, und verlangten 20 Menschen, um sie den Göttern zur Versöhnung wegen des begangnen Verbrechens zu opfern. Die ganze Stadt gerieth in Schrecken, und vornehmlich die beyden Herrn, die sich für schuldig hielten. Als Cortez durch Donna Marina die Ursache ihrer Besorgnisse erfuhr, ergriff er ein ausserordentliches Mittel um sie davon zu befreyen. Er gab ihnen nemlich das dreißte Unternehmen unter den Fuß, sich der Königlichen Einnehmer zu bemächtigen, und sie gefangen zu setzen. Ob sie sich gleich Anfangs weigerten, weil es ihnen zu kühn und zu gefährlich schien, so bequemten sie sich doch endlich dazu. Sie setzten also die 5 Adelichen, welche mit so viel Stolz und Verachtung gegen die Spanier in die Stadt gekommen waren, daß sie solche im Vorbeygehn nicht einmal eines Blicks würdigten, in Verhaft.

So bald dieser erste Schritt gethan war, bekamen die Totonacas Muth und würden sogar die Gefangnen noch in derselben Nacht geopfert haben, wenn Cortez, der sich durch diese Maasregeln Liebe und Achtung erworben hatte, sie nicht davon abgerathen hätte, und sich nun auch bey den Mexicanern durch Befreyung der Gefangnen in Gunst zu setzen suchte. Dieses hinterlistige Betragen verräth seine Absichten, es wird es aber niemand loben, als Höflinge, die keine andre Grundsätze, als die Kunst zu betriegen, kennen, und ohne auf Ehre zu sehen blos ihren Nutzen suchen. Cortez gab seinen Wachen Befehl, daß sie in der Nacht 2 von den Gefangnen hohlen und heimlich zu ihm bringen sollten, damit keiner von den Einwohnern in der Stadt etwas davon merkte. Die Mexicaner dankten ihm unendlich dafür, und warneten ihn, den barbarischen und Treulosen Totonacas nicht zu trauen. Cortez trug ihnen auf,

ihrem Könige sein Mißfallen über das Verfahren der Totonacas gegen die Königlichen Diener zu bezeugen, und versprach die übrigen ebenfalls auf freyen Fuß zu setzen. Sie traten sogleich in einem Schiffe unter Begleitung einiger Spanier die Reise bis an die Grenzen der Provinz an. Cortez stellte sich den folgenden Tag sehr zornig gegen die Wachen, durch deren Nachlässigkeit die Gefangnen entwischt waren, und schlug vor, um einen ähnlichen Fall zu verhüten, die übrigen in engere Verwahrung zu bringen; und um dies glaubwürdig zu machen, ließ er sie geschlossen an Bord seiner Schiffe bringen, von da er ihnen gleich darauf wie jenen die Freiheit gab.

Eilfter Abschnitt.

Bündniß der Totonacas mit den Spaniern.

Das Gerücht verbreitete sich sehr geschwind durch alle Gebürge der Totonacas, daß sie von dem bisher an den König von Mexico entrichteten Tribut befreyet wären, und wenn sich irgendwo einige Königliche Einnehmer befänden, sollte es angezeigt werden, damit man sich ihrer bemächtigen könne. Die angenehme Hofnung der Freyheit lebte auf diese Nachricht in der ganzen Nation auf, und es stellten sich gleich darauf verschiedne Herrn ein, um ihrem vermeintlichen Befreyer zu danken, und sich mit ihm über die Mittel zur Sicherstellung dieser Freyheit zu berathschlagen. Einige, die noch nicht alle Furcht für den König von Mexico aus ihren Gemüthern verbannt hatten, schlugen vor, ihn um Verzeihung wegen der an seinen Dienern verübten Gewaltthätigkeit zu bitten; aber Cortez und die beyden Herrn von Chempoalla, und Chiahuitzla wusten es durch ihre Vorstellungen dahin zu bringen, daß die gegenseitige Meinung die Oberhand behielt. Man beschloß das tyrannische Joch der Mexicaner mit Beyhülfe dieser tapfern Fremden abzuschütteln, und eine ansehnliche

Armee unter dem Befehl des Spanischen Generals auf die Beine zu bringen.

Nachdem Cortez sich von der Aufrichtigkeit der Totonacas hinlänglich versichert und Nachricht von ihrer Stärke eingezogen hatte, ergriff er diese günstige Gelegenheit, eine so zahlreiche Nation dem Könige von Spanien zu unterwerfen. Diese Handlung ward in Gegenwart des Notarius der Armee, mit allen gesetzmäßigen Formalitäten vollzogen.

Zwölfter Abschnitt.

Gründung von Vera-Cruz.

Nachdem alles glücklich zu Stande gebracht war, nahm Cortez von den sämmtlichen Herren Abschied, um ein anderes Projekt von größter Wichtigkeit, welches er lange vorher entworfen hatte, auszuführen, nämlich eine feste Kolonie an dieser Küste anzulegen, um bey unglücklichen Vorfällen einen sichern Zufluchtsort, und zugleich eine Festung, wodurch man die Totonacos im Gehorsam, den sie dem Könige von Spanien geschworen, erhalten könnte, ferner einen Landungsplatz für die aus Spanien oder den Antillen zu erwartende Hülfsvölker, und endlich eine Niederlage von allen aus Europa zu empfangenden oder wieder dahin zu sendenden Vorräthen zu haben. Diese Kolonie ward in dem Lande der Totonacas in einer Ebne am Flusse des Berges von Chiahuitzla, 12 Meilen nordwärts von Chempoalla, und nahe an dem neuen Hafen angelegt [s]). Der

s) Beynahe haben in Ansehung der Gründung von Vera-Cruz alle Geschichtschreiber einen Irthum begangen, indem sie sagen, die erste Kolonie der Spanier sey Antigua, oder die alte Niederlassung am Flusse dieses Nahmens gewesen, und glauben es habe nur zwey Orte dieses Nahmens gegeben, nähmlich Alt- und Neu-Vera-Cruz, an derselben sandigen Küste, wo Cortez landete: ohne Zweifel gab es aber drey Orte mit dem Nahmen Vera-Cruz. Der erste ward 1519 dicht bey dem Ha-

Ort bekam den Nahmen Villaricca (die reiche Stadt) von Vera-Cruz, wegen des grossen Anscheins von Reichthümern, welche sie dort bemerkten, und weil sie hier am Charfreytage landeten. Das war die erste Spanische Kolonie auf dem festen Lande von Amerika. Cortez war der erste, welcher zur Gründung derselben hülfreiche Hand leistete, um seinen Leuten durch sein Beyspiel Muth einzuflössen. In kurzer Zeit wurden mit Beyhülfe der Totonacas, eine hinlängliche Anzahl von Häusern gebauet nebst einem kleinen Fort, das gegen die Waffen der Mexicaner stark genug war.

Dreyzehnter Abschnitt.

Neue Gesandschaft und Geschenke vom Montezuma.

Inzwischen waren die beyden Einnehmer, welche Cortez zuerst auf freyen Fuß stellte, in Mexico angekommen; sie gaben dem Könige von allem was vorgefallen war, Nachricht, und ertheilten dem Spanischen General die größten Lobeserhebungen. Montezuma rüstete sich eben, und wollte ein Heer abschicken um die Verwegenheit der Fremdlinge zu züchtigen, und sie aus seinem Gebiete zu jagen; diese Nachrichten flößten ihm aber friedlichere Gesinnungen ein. Er fühlte die Verbindlichkeit, die er dem Spanischen General für den seinen Dienern geleisteten Dienst hatte, und schickte zwey Prinzen, seine Neffen, mit einem zahlreichen Gefolge Adelicher Personen, und einem Geschenke an Gold ab, das auf 1000 Ducaten geschätzt ward. Sie dankten dem Cortez im Nahmen des Königs, und beschwerten

fen von Chiahuitzla gegründet, und behielt in der Folge bloß den Nahmen Villaricca; der 2te das alte 1523 oder 24 erbauete Vera-Cruz, und der 3te Neu-Vera-Cruz, welches noch so heißt, und auf Befehl des Grafen von Monterus, Vicekönigs von Mexico, gegen das Ende des 16ten oder zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, angelegt ward, und 1615 von Philipp III. den Nahmen einer Stadt bekam.

sich zugleich, daß er sich so freundschaftlich mit den rebellischen Totonacas eingelassen und sie dadurch so stolz gemacht hätte, den ihren Monarchen schuldigen Tribut abzuschlagen. Sie setzten hinzu, daß blos in Betrachtung solcher Gäste, keine Armee zur Bestrafung der Rebellen abgeschickt worden, aber daß sie zuletzt doch nicht ungezüchtigt bleiben würden. Cortez gab ihnen seine Dankbarkeit auf alle ersinnliche Weise zu erkennen, und suchte sich wegen der Beschuldigung freundschaftlicher Gesinnungen gegen die Totonacas rein zu machen, indem er vorwandte, er sey genöthigt gewesen, Lebensmittel zu suchen, da ihn die Mexicaner verlassen hätten. In Ansehung des Tributs, setzte er hinzu, sey es unmöglich, daß eine Nation zween Herren dienen könne: er hoffe sich bald bey Hofe einzufinden, um dem Könige von allem hinlängliche Auskunft zu geben, und ihn von der Aufrichtigkeit seines Betragens zu überführen.

Nachdem die beyden Prinzen mit Bewunderung und Vergnügen die Uebungen der Spanischen Kavallerie angesehen hatten, kehrten sie wieder nach Hofe zurück. Dem Herrn von Chempoalla mißfiel die Gesandschaft äußerst, und er bot deswegen, um das Bündniß mit den Spaniern desto fester zu knüpfen, dem Cortez acht kostbar gekleidete Jungfern an, um sie mit seinen Officiers zu verheyrathen; es befand sich eine Nichte von ihm darunter, die er für den General selbst bestimmte. Cortez, der sich oft mit ihm über Religions-Materien unterredet hatte, versicherte ihm, daß er sie nicht annehmen könne, wenn sie nicht zuvor dem Götzendienst entsagten, und die Christliche Religion annähmen. Bey dieser Gelegenheit erklärte er ihm die Grundsätze des Christlichen Glaubens, und stellte ihm das Abgeschmackte der Verehrung falscher Gottheiten, und insonderheit die Grausamkeit der Menschenopfer, mit nachdrücklichen Gründen vor. Nach einem warmen Wortwechsel darüber, versetzte das Oberhaupt der Chempoalleser, daß sie zwar seine Freundschaft sehr hoch schätzten, aber sein

Verlangen, die Verehrung ihrer Götter abzuschwören, nicht erfüllen könnten, da sie aus deren Händen Gesundheit, Ueberfluß und alle ihre Glückseligkeit empfiengen, und von ihrem Zorn, wenn sie solchen durch Undankbarkeit reizten, die härtesten Strafen zu befürchten hätten.

Vierzehnter Abschnitt.

Cortez läßt alle Götzen in Chempoalla zerbrechen.

Cortez ward durch diese Antwort äußerst aufgebracht, wandte sich zu seinen Soldaten, und sagte zu ihnen: „Fort, Soldaten, was zaudern wir? Wollen wir es leiden, daß Männer, die sich für unsere „Freunde ausgeben, noch länger falschen Götzen eine „Verehrung erweisen, die man allein dem wahren Gott „schuldig ist? Nur Muth gefaßt, jetzt ist es Zeit zu zeigen, daß wir Spanier sind, und daß wir von unsern „Voreltern einen warmen Eifer für unsere heilige Religion gehabt haben. Laßt uns die Götzen zerbrechen, „und den Augen dieser Heiden die Gelegenheit zum Aberglauben entreissen. Erreichen wir diesen Zweck, so erweisen wir unserm Gott den größten Dienst, der in unserm Vermögen ist. Lassen wir unser Leben bey diesem Versuch, so wird ewige Belohnung auf die Aufopferung desselben folgen.“

Der Herr von Chempoalla merkte aus den Mienen des Cortez und den Bewegungen der Soldaten die Absicht, und gab seinen Leuten ein Zeichen, sich zur Vertheidigung ihrer Götzen zu bereiten. Die Spanier fiengen bereits an die Stufen des Tempels hinauf zu steigen, als er ihnen ganz wüthend zurief, sie sollten von ihrem Vorhaben abstehen, wenn sie nicht wollten, daß die Rache der Götter augenblicklich über sie ausbrechen sollte. Cortes ließ sich durch dergleichen Drohungen nicht abschrecken, sondern antwortete, er habe sie bereits zu oft ermahnt, ih-

ren Aberglauben abzulegen, da sie aber seinen ihnen so vortheilhaften Rath nicht befolgen wollten, so mache er sich auch weiter nichts aus ihrer Freundschaft; daß er mit seinen Leuten, wenn sie diese abscheuligen Bilder nicht selbst wegnehmen würden, solche zerschlagen wollte; sie sollten sich ja hüten einige Feindschaft gegen die Spanier auszuüben, sonst würde er mit solcher Gewalt über sie herfallen, daß keiner im Lande am Leben bliebe. Zu diesen Drohungen setzte Mrina eine noch eindringendere, daß, wenn sie sich den Absichten dieser Fremdlinge widersetzten, solche, anstatt ihnen wieder die Mexicaner beyzustehen, sich mit letztern gegen sie vereingen würden, und dann wäre ihr Untergang unvermeidlich. Dieser Grund legte den Zorn des Oberhaupts, und brachte ihm mildere Gedanken bey. Die Furcht für die Mexicaner überwog die Furcht für ihre Götter, so daß er dem Cortez erklärte, er möchte thun was er wolle, denn sie hätten nicht das Herz ihre Hände zu einer solchen gotteslästerlichen That zu gebrauchen. Kaum hatten die Spanier diese Erlaubniß erhalten, als funfzig Soldaten hurtig den Tempel hinaufstiegen, die Götzen von den Altären nahmen und sie die Treppe hinunter warfen. Die Totonacas vergossen unterdessen einen Strom von Thränen, bedeckten die Augen, um die Greuel nicht anzusehen, und baten die Götter mit klagender Stimme, die Nation für die Verwegenheit der Fremdlinge nicht zu strafen, da sie es nicht verhindern könnten, ohne das Opfer der Mexicaner zu werden. Inzwischen wurden einige die mehr Herz hatten oder eifersüchtiger auf die Ehre ihrer Götter waren, solche gerochen zu haben, und sie schienen auch wirklich im Begriff die Spanier angreifen zu wollen: aber diese bemächtigten sich ihres Oberhaupts und der vier vornehmsten Prinzen, und thaten der Wuth des gemeinen Haufens Einhalt.

Nach diesem kühnen Schritt, bey dem Enthusiasmus die Klugheit verblendete, befahl Cordez den Priestern, die Bruchstücke der Götzen vor ihm zu bringen,

und sie ins Feuer zu werfen. Man gehorchte, und er empfand darüber eine solche Freude, als wenn er durch Zerbrechung der Götzenbilder, Aberglauben und Götzendienst ganz aus diesem Volke vertilget hätte; er erklärte dem Oberhaupt, daß er nun bereit wäre die ihm angebotenen acht Jungfern anzunehmen, daß er von nun an die Totonacas als seine Brüder und Freunde ansehn, und ihnen in allen Bedürfnissen gegen ihre Feinde beystehen wolle, daß er nunmehr, da sie doch die Bildnisse des Teufels, ihres Freundes, nicht mehr anbeten könnten, in demselben Tempel das Bildniß der wahren Mutter Gottes aufstellen wolle, damit sie solche verehren und sie bey allen Gelegenheiten um Schutz anrufen könnten. Er redete darauf weitläuftig über die Heiligkeit der Christlichen Religion: befahl hernach den Mäurern dieses Volks, die Wände von den scheußlichen Flecken Menschenbluts, welche hier als Siegszeichen ihrer Religion aufbehalten wurden, zu reinigen und sie zu weissen. Er ließ alsdann einen Altar nach Christlicher Weise errichten und ein Marienbild darauf setzen. Die Aufsicht über dieses Heiligthum trug er vier Chempoalleser Priestern auf, mit dem Bedinge, daß sie sich allezeit weiß kleiden sollten, anstatt daß sie zuvor, vermöge ihres Amts, eine traurige schwarze Kleidung trugen. Damit es ihnen nie an Lichtern vor diesem heiligen Bilde fehlen möchte, lehrte er sie den Gebrauch des Wachses, welches die Bienen in den Gebürgen verfertigen. Auf daß sie aber in seiner Abwesenheit die Götzen nicht wieder aufstellen, oder die heilige Stätte verunreinigen möchten, ließ er den Torres einen seiner Soldaten, zurück, welcher Alters halben ohnehin wenig mehr zu gebrauchen war. Die acht Jungfern wurden, nachdem sie gehörig unterrichtet worden, getauft.

Von Chempoalla kehrte Cortez wieder nach seiner neuen Kolonie zu Vera-Cruz zurück, wo er das Glück hatte seine kleine Armee mit zwey Officiers und zehn Soldaten zu vermehren, welche von Cuba gekommen

waren, und kurz darauf noch mit sechs Mann, die durch ein nach Jamaica gehöriges Schiff genommen worden.

Funfzehnter Abschnitt.

Brief des Cortez von der Flotte an den König von Spanien.

Cortez hielt es für schicklich vor dem Antritt seiner Reise nach Mexico seinem Könige von allen bisherigen Vorfallen Nachricht zu ertheilen; und damit diese desto willkommner seyn möchte, schickte er alles durch die Flotte erworbene Geld zugleich mit, indem er alle Soldaten und Officiers überredete, sich ihres Antheils zu dem Ende zu begeben. Seine Absicht war, den König dadurch gegen die etwannigen von dem Statthalter von Cuba gemachten nachtheiligen Vorstellungen zu gewinnen. Es wurden zugleich zwey andre Briefe an den König abgefertigt, den einen hatten die vornehmsten obrigkeitlichen Personen der neuen Kolonie, den andern die ersten Officiers bey dieser Expedition unterschrieben. Sie baten darin um die Königliche Genehmigung alles dessen, was sie in seinem Nahmen gethan hatten, und um Bestätigung der dem Cortez aufgetragenen Stellen des Generals und obersten Richters, den sie zugleich mit den wärmsten Lobeserhebungen empfahlen. Diese Briefe nebst dem Geschenke an Golde wurden durch die beyden Kapitains, Alonso Hernandez de Portocarrero, und Francisco de Montejo nach Spanien gesendet. Das Schiff segelte den 16 Jul. 1519 ab.

Sechzehnter Abschnitt.

Merkwürdige Handlung des Cortez.

Kaum waren die beyden Schiffe abgegangen, so führte Cortez, der beständig grosse Dinge im Kopfe hatte einen Plan aus, der allein hinlänglich war, die

Grösse seiner Seele zu beweisen, und seinen Nahmen zu verewigen. Um seinen Soldaten alle Mittel, und folglich auch die Hofnung nach Cuba zurückzukehren, zu benehmen, und seine kleine Armee mit allen Matrosen zu verstärken, so strafte er zuförderst ein paar der letztern, die mit einem Schiffe durchgehen wollten, am Leben, drey der Mitschuldigen aber nur gelinde, und wuste es durch Gründe und Bitten bey einigen seiner Vertrauten, und einem Steuermann dahin zu bringen, daß sie ein paar von den Schiffen heimlich anbohrten, und ausprengten, die Schiffe wären gesunken, weil sie ganz von Würmern zerfressen gewesen; ihm aber zugleich Bericht erstatteten, daß die übrigen, weil sie 3 Monate im Hafen gelegen, eben so wenig fähig zum Dienst wären. Cortez bediente sich dieses Betrugs, damit seine Leute sich nicht wieder ihn empören mögten, da er nun selbst gezwungen war zu siegen oder zu sterben. Sein Befehl ward aufs genaueste ausgeführt, aber die Segel, das Tauwerk und was sonst zu gebrauchen, war zuvor mit Genehmigung seiner ganzen Mannschaft an Land gebracht. Auf diese Weise, sagt Robertson, faßten 500 Menschen aus einer Herzhaftigkeit und Großmuth, wovon die Geschichte kein Beyspiel liefert, freywillig den Entschluß, sich in einem feindlichen Lande voll von mächtigen unbekannten Völkern, einzuschliessen, sich alle Mittel zur Flucht abzuschneiden, indem ihnen nichts übrig blieb als Standhaftigkeit und Tapferkeit. Hätte Cortez diese Plane nicht ausgeführt, so war es ohne Zweifel unmöglich die kühne Unternehmung, die er vorhatte, durchzusetzen; denn die Soldaten würden gesucht haben, den Hindernissen, die ihnen bey jedem Schritte aufstiessen durch die Flucht zu entgehen und der General selbst gezwungen seyn ihnen zu folgen.

Siebenzehnter Abschnitt.

Marsch der Spanier in das Land der Tlascalaner.

Cortez war nun, nachdem er sich von dieser Besorgniß befreyet sahe, in seinem Gemüthe viel ruhiger. Das Bündniß mit den Totonacas war erneuert, Anstalten zur Sicherheit und Aufnahme der neuen Kolonie waren gemacht, er konnte sich also zum Marsche nach Mexico rüsten. Er ließ 50 Mann in Vera Cruz unter dem Commando des Juan d'Escalante, eines der besten Officiers auf der Flotte, trug den Chempoallesern auf, den Spaniern zur Vollendung der Fortresse beyzustehen, und sie mit den benöthigten Lebensmitteln zu versorgen, den 16. August brach er mit 415 Mann Spanischer Infanterie, 16. Cavalleristen, 200 Tlamama oder Lastträgern zur Fortschaffung des Gepäckes und der Artillerie, und einigen Truppen der Totonacas auf. Darunter befanden sich 40. von Adel, welche Cortez theils als Verbündete zum Kriege, und theils als Geissel der Nation mit nahm.

Er reisete durch Xalapan und Texotla, passirte etliche wüste Berge, darauf die Luft kalt war, und langte zu Xocotla [1]), einer grossen Stadt mit schönen Gebäuden, an; sie hatte 13 Tempel, und der Pallast ihres Herrn war von Stein und Kalk aufgeführt, bestund aus vielen Zimmern und Kammern, und war das vollständigste Gebäude, welches die Spanier bis jetzt in der neuen Welt gesehen hatten. Der König von Mexico hatte hier und in den umliegenden kleinen Oertern 20,000 Vasallen, und eine Besatzung von 5000 Mexicanern. Der Herr von Xocotla, Namens **Olinterl**, kam den Spaniern entgegen, und wies ihnen bequeme Wohnungen an. Anfänglich schien kein grosser Vorrath

1) Bernal Diaz und Solis nennen die Stadt Zocotlan, welches leicht einen Irthum veranlassen kann, wenn man sie mit **Zacatlan** verwechselt, welches 30 Meilen Nordwärts von Tlascala liegt.

von Lebensmitteln vorhanden zu seyn, bis die Einwohner durch die Erzehlungen der Totonacas eine hohe Meinung von der Tapferkeit der Spanier und der Gewalt ihrer Waffen und Pferde bekamen. In der Unterredung, welche der Herr der Stadt mit dem Cortez hatte, that ein jeder mit der Macht und Grösse seines Monarchen groß. Cortez verlangte unbehutsamerweise, er solle sich dem Könige von Spanien unterwerfen; und dessen Oberherrschaft durch einen Tribut von einer gewissen Quantität Goldes anerkennen. Ich habe Gold genug, versetzte Olinteti, darf es aber ohne ausdrücklichen Befehl meines Königs nicht geben. „Ich will es bald dahin bringen, antwortete Cortez, daß ihr Befehl erhaltet, nicht nur dieses, sondern alles was ihr habt auszuliefern.“ Sobald ich diesen bekomme erwiederte jener, so will ich nicht nur mein Gold, sondern auch mein ganzes Vermögen, ja so gar mich selbst ausliefern.

Was Cortez nicht durch Drohungen erzwingen konnte, das erhielt er aus bloßer Freygebigkeit zwoer angesehener Personen dieses Thals, welche kamen ihm aufzuwarten, und ihm einige goldne Halsbänder und 7 bis 8. Sclaven schenkten. Cortes befand sich hier wegen des ferner zu nehmenden Weges in einiger Verlegenheit. Der Herr von Xocotla und der Befehlshaber der Mexicanischen Besatzung, gaben ihm den Rath durch Cholula zu gehen, aber er hielt der Totonacas ihren Vorschlag durch Tlascala für aufrichtiger. In der That wird sich auch bald zeigen, daß er und seine ganze Armee verloren gewesen wären, wenn sie gerade durch Cholula reiseten. Um die Erlaubniß zum Durchzuge von den Tlascalanern zu erhalten, schickte er vier von den bey ihm sich aufhaltenden Chempoallesern als Abgeordnete an ihren Staat ab. Diese verrichteten aber ihr Geschäft, wie wir bald zeigen werden, nicht im Nahmen der Spanier, sondern im Namen der To-

tonacas, es sey nun daß sie dazu von dem Spanischen General Befehl hatten, oder weil sie es selbst so für gut fanden.

Von Xocotla nahm die Spanische Armee Ihren Weg nach Jztacmaxtitlan, ein Ort, der sich in zwey Reihen Häuser längst einem kleinen durch ein langes schmales Thal laufenden Fluß 10 bis 12 Meilen ununterbrochen fortstreckt; die eigentliche Stadt lag aber auf einem hohen steilen Berge, hatte gute Häuser und ohngefehr 6000 Einwohner. Der Herr desselben war einer von den beyden, welche den Cortez zu Xocotla besuchten, und beschenkten. Ausser dem beschwerlichen Zugange hatte der Ort doch starke Mauern mit Schießscharten und Gräben u) weil er an den Gränzen der Tlascalaner, und ihren Einfällen mehr blos gestellt lag. Die Spanier wurden hier wohl aufgenommen und unterhalten.

Achtzehenter Abschnitt.

Beratschlagung des Senats von Tlascala in Ansehung der Spanier.

Jnzwischen ward der Antrag der Spanischen Abgeordneten vom Senat von Tlascala in Erwegung gezogen. Die ganze Stadt war in Unruhe über die Nachrichten, welche die Chempoalleser von diesen Fremden, von ihrem Ansehen und ihrer Tapferkeit, von der Grösse ihrer Schiffe, von der Hurtigkeit und Stärke ihrer Pferde, und dem fürchterlichen Donner, und der tödtenden Gewalt ihrer Artillerie ihnen mittheilten. Xicotencatl Maxicaßin, General der Armee der Republick, Tlelcul Xolotzin, und Citlalpocaßin, waren die vier Häupter; die damals die Republick regierten. Die Abgeordneten Chempoalleser wurden wohl aufgenom-

u) Cortez vergleicht die Befestigung des Ortes mit den besten, die man in Spanien antrift.

men x) und in dem für die Gesandten bestimmten Hause einquartiert. Nachdem sie zu Mittage gegessen und ausgeruhet hatten, wurden sie vor den Rath geführt, um ihre Aufträge anzubringen. Sie bückten sich mit den gewöhnlichen Ceremonien, und fiengen darauf folgendermassen an zu reden. „Der Herr von Chem„poalla, und die ganze Nation der Totonacas begrüssen „euch, und geben euch die Nachricht, daß von Osten „her in unserm Lande herzhafte Helden in grossen Schif„fen angelangt sind, durch deren Beyhülfe wir von der „tyrannischen Herrschaft des Königs von Mexico befrey„et worden. Sie geben sich für Unterthanen eines „mächtigen Monarchen aus, in dessen Nahmen sie zu „euch kommen, um euch eine Erkenntniß des wahren „Gottes mitzutheilen, und euch wieder euern alten „vielsährigen Feind beyzustehen. Unsere Nation, bewo„gen durch die genaue Freundschaft, welche jederzeit zwi„schen ihr und der eurigen obgewaltet hat, giebt euch „den Rath, diese Fremdlinge als Freunde aufzunehmen, „die zwar nur eine kleine Anzahl ausmachen, aber so „viel vermögen als eine große Menge.“ Maxicatzin antwortete im Nahmen des Raths, daß sie den Totonacas für die Nachricht und den guten Rath, und den tapfern Fremden für den angebotenen Beystand dankten, daß sie sich aber einige Zeit ausbäten um sich über eine so wichtige Sache zu berathschlagen: sie mögten sich inzwischen nach Hause begeben, wo man sie auf eine ihrer Geburt und ihrem Charackter anständige Art bewirthen würde. Nachdem sich die Gesandten entfernt

x) B. Diaz sagt, es wären nur zwey Abgesandte gewesen, die gleich bey der Ankunft zu Tlascala gefangen genommen worden. Cortez, der sie abschickte, bestimmt ihre Anzahl auf vier; und aus dem Zusammenhange seines Briefes ergiebt sich, daß Diez von dem, was zu Tlascala vorgieng, nicht wohl unterrichtet war. Seine Nachricht widerspricht der von andern alten sowohl Spanischen als Indianischen Schriftstellern, und hat manche neuere, unter andern auch den Robertson zum Irthum verleitet.

hatten, fieng der Rath seine Berathschlagungen über den Antrag an.

Maxicatzin, der sowohl wegen seiner Klugheit als der guten Denkungsart durchgängig in grosser Achtung stand, sagte: „Man müsse den Rath, den ihnen so „treue Freunde, und die zugleich so feindselig gegen den „größten Feind der Republick dächten, gegeben, nicht „verachten. Jene Fremdlinge schienen, nach der von „den Champoallesern gemachten Beschreibung, diejeni„gen Helden zu seyn, welche einmal vermöge einer alten „Sage in dieses Land kommen sollten. Das vor nicht „langer Zeit empfundne Erdbeben, der erschienene Ko„met, und verschiedene andre Vorfälle in den letzten „Jahren, wären Anzeigen genug, daß die Erfüllung „dieser Sage vor der Thür sey. Wären jene Fremde „unsterblich so würde die Republick sich ihrem Einmar„sche vergebens wiedersetzen. Unsere abschlägliche Ant„wort, setzte er hinzu, würde die unglücklichsten Folgen „haben, und der König von Mexico würde nur eine „boshafte Freude haben, wenn er sähe, daß diejenigen, „welche die Republick nicht gutwillig aufnehmen wolle, „mit Gewalt eindrängen. Seine Meinung gienge also „dahin, sie freundschaftlich zu empfangen.“

Mit so grossem Beyfall dieser Vorschlag auch angehört ward, so war doch Xicotencatl, ein altes Oberhaupt, der wegen seiner langen Erfahrung in Civil- und Kriegssachen, in grossem Ansehen stund, gerade der entgegengesetzten Meinung. „Unsre Gesetze verlangen, „versetzte er, Fremde aufzunehmen, aber keinesweges „Feinde, die dem Staate viel Unheil zuwege bringen „können. Diese Männer, welche in unsre Stadt zu „kommen verlangen, scheinen mir vielmehr Ungeheuer „zu seyn, welche die See ausgeworfen hat, weil sie „solche nicht länger leiden konnte, als vom Himmel ge„kommne Götter, wie sich viele einbilden. Ist es mög„lich daß es Götter sind, da sie so begierig nach Gold „und Vergnügen trachten? Was haben wir in unserm

„armen Lande, das nicht einmal Salz hat, von ihnen „zu befürchten! Wer denkt, daß unsre Nation von einer „Handvoll Ausländer wird bezwungen werden, der „schändet sie dadurch. Sind sie sterblich, so werden „es alle umliegende Nationen durch die Waffen der „Tlascalaner erfahren; sind sie unsterblich, so ist es noch „immer Zeit ihren Zorn durch Unterwerfung zu besänf„tigen, und durch Reue Gnade zu erflehen. Wir wol„len also ihren Antrag verwerfen: und sollten sie sich „unterstehen mit Gewalt einzudringen, so laßt uns die „Verwegenen mit gewafneter Hand zurückjagen.“

Diese wiedersprechende Meinung zwoer so angesehener Personen, theilten die Gesinnungen der übrigen Rathsherren. Wer ein Freund der Handlung und eines ruhigen Lebens war, fiel den Maxicatzin bey: wer ingegen kriegrisch gesinnt war, trat auf Xicotencatls Seite. Temiloltecatl, ein andres Mitglied des Raths, schlug einen Mittelweg vor, um beyde Parteyen zu vereinigen. Er war nemlich der Meinung, man sollte dem General der Fremdlinge eine höfliche Antwort mit der Erlaubniß in das Gebiet der Republick einzurücken ertheilen, zugleich aber auch dem Sohn des alten Xicotencatl Befehl geben, mit den der Republick zugehörigen Truppen der Otomies aufzubrechen, um sich ihrem Durchmarsch zu wiedersetzen, und ihre Stärke auf die Probe zu stellen. „Siegen wir, setzte Temilol„tecatl hinzu, so erwerben wir mit unsern Waffen einen „unsterblichen Ruhm; verlieren wir, so geben wir den „Otomies die Schuld, daß sie den Krieg ohne un„sern Befehl angefangen haben. y)“ Dergleichen Hülfsmittel, ob sie gleich auch unter cultivirten Nationen häufig genug sind: streiten doch allemal wieder Treu und Glauben, den sich die Menschen wechselsweise schuldig sind. Der Senat genehmigte Temiloltecatls

y) Wir haben bereits oben errinnert, daß viele Otomies wegen der Tiranney der Mexicaner ihre Zuflucht nach Tlascala nahmen, und der Republick sehr getreu dienten.

Vorschlag. Ehe man aber die Abgeordneten mit der Antwort entließ, erhielt Xicotencatl den gedachten Befehl. Dies war ein muthiger Jüngling, der ein friedfertiges Leben haßte, und einen schwärmerischen Trieb für Kriegsruhm hegte, den Auftrag mit Freuden annahm, weil er ihm eine erwünschte Gelegenheit darbot seine Tapferkeit zu zeigen.

Nachdem Cortez acht Tage auf den Entschluß des Senats gelauert hatte, glaubte er dies Zögern rührte von der Langsamkeit her, welche oft eine Folge der Majestät des Throns ist, und da er vermöge der von den Chempoallesern erhaltenen Nachrichten, an einer guten Aufnahme nicht zweifelte, so verließ er Iztacmaxtitlan mit seiner ganzen Armee, die, ausser den Totonacas und Spaniern, aus einer ansehnlichen Menge Mexicanischer Soldaten von der Garnison von Xocotla bestund, und marschirte wie gewöhnlich in regelmässiger Ordnung, nach der grossen Mauer, welche in dieser Gegend die Staaten von Tlascala und Mexico trennt. Wir haben solche im vorigen Buche bey Gelegenheit der Befestigungsarten der Mexicaner beschrieben. Die Tlascalaner hatten sie zur Bedeckung ihrer östlichen Grenzen zur Schutzwehr gegen die Einfälle der Mexicaner aufgeführt, und sie bestund aus eben solchen Gräben und Verschanzungen, als die auf der Westseite aus gleicher Absicht aufgeführten. Der Eingang durch die Mauern war gewöhnlich durch die Otomies besetzt, und diesmal, da es am nöthigsten war, aus uns unbekannten Ursachen ohne Besatzung, daher die Spanier ohne Wiederstand in das Gebiete der Republick einrückten, welches sonst ohne viel Blutvergiessen nicht möglich gewesen wäre.

An eben dem Tage (es war der 31. August) zeigten sich einige bewafnete Indianer in der Entfernung. Die Reutery war voraus marschirt, und suchte von ihnen zu erfahren, was der Senat für einen Entschluß gefaßt hätte: es wurden ihr aber bey dieser Gelegenheit zwey Pferde getödtet, und drey andre nebst zwey Mann

verwundet: ein Verlust der bey einer so geringen Anzahl von Pferden, desto empfindlicher war. Darauf zeigte sich ein Korps, das auf 4000 Mann geschätzt ward. Die Spanier und ihre Verbündeten griffen es so gleich an, und jagten es in kurzer Zeit mit dem Verlust von 50 Otomies in die Flucht. Kurz darauf langten zwey von den Abgeordneten Chempoallesern nebst einigen Tlascalanern an, welche dem Cortez im Nahmen des Raths zu seiner Ankunft Glück wünschten, und ihm die Erlaubniß mitbrachten nebst seiner Armee in Tlaskala einzurücken: sie bezeigten ihren Unwillen über die von den Otomies ausgeübten Feindseeligkeiten, und erboten sich die getödteten Pferde zu bezahlen. Cortez stellte sich als glaubte er ihnen, und erklärte sich dem Rathe sehr dankbar. Die Tlascalaner beurlaubten sich darauf, und schleppten ihre Todten vom Felde weg, um sie zu verbrennen. Cortez ließ die beyden getödteten Pferde begraben, damit ihr Anblick den Feind nicht zu neuen Feindseeligkeiten aufmuntern mögte.

Den folgenden Tag marschirten die Spanier in der Nähe zwoer Berge, wo viele steile Abgründe waren. Hier stiessen die beyden andern bisher in Tlascala zurückgebliebenen abgeordneten Chempoalleser, ganz erhitzt und voll Thränen zu ihnen, und beschuldigten die Tlascalaner der Treulosigkeit, und Grausamkeit, indem sie ohne Rücksicht auf das Völkerrecht, von ihnen übel behandelt, gefangen gesetzt, und zum Opfer verdammt worden, dem sie jedoch dadurch entgangen wären, daß sie sich einander frey gemacht hätten. Diese Nachricht war gewiß falsch; und zu dem war es fast unmöglich, daß sich Schlachtopfer befreyen konnten, weil sie nicht nur in einen engen Kefigt eingesperrt, sondern auch aufs schärfste bewacht wurden. Ueber dieses ist unter diesen Nationen kein Beyspiel bekannt, daß die Tlascalaner sich gegen den Charakter der Gesandten vergangen, zumal wenn sie mit einem Volke in so genauer Freundschaft lebten, als mit den Totonacas. Wahrscheinli-

cher ist es, daß der Rath, nachdem er die beyden ersten Abgeordneten fortgeschickt, die beyden andern noch zurückbehalten, um sie erst nach eingezogener Erkundigung über die Stärke der Spanischen Truppen abzufertigen, daß diesen beyden aber die Zeit lang geworden, weswegen sie sich heimlich davon gemacht, und ihre Flucht durch jene Erdichtungen zu bemänteln gesucht haben.

Neunzehnter Abschnitt.

Krieg mit den Tlascalanern.

Kaum waren die Chempoalleser mit ihrer Erzehlung fertig, so ließ sich schon ein Haufe von etwa 1000 Tlascalanern sehen, und warf bey seiner Annäherung Steine und Pfeile auf die Spanier. Cortez ließ ihnen in Gegenwart des Königlichen Notars bey der Armee durch drey Gefangene feyerlich ankündigen, daß er nicht gekommen sey, ihnen zu schaden, und bat man möchte ihn doch nicht feindlich behandeln: wie er aber sahe, daß dieß nichts half, gab er Befehl, sie zurückzutreiben. Die Tlascalaner zogen sich allmählig zurück, bis sie an steile Vertiefungen kamen, wo die Spanier keinen Gebrauch von ihren Pferden machen konnten, und wo eine ansehnliche feindliche Armee, deren Stärke verschiedentlich angegeben wird, auf sie lauerte. z)

Hier entstund ein schreckliches Gefecht, welches den Spaniern den gänzlichen Untergang drohete. Sie formirten sich aber vom neuen so gut als möglich, und ihr General machte ihnen durch sein Beyspiel, und seine Aufmunterung neuen Muth. Sie zogen sich aus dieser gefährlichen Stellung heraus, und gewannen die Ebne,

z) B. Diaz redet von 40,000 Mann: Cortez hielt sie 100,000 Mann stark: andere Geschichtschreiber sagen 30,000. Eine grosse Armee läßt sich schwer nach dem Augenmaaß schätzen, zumal wenn sie nicht in der Ordnung der Europäischen steht. Wir sagen deswegen nur unbestimmt, daß sie zahlreich gewesen.

wo sie mit ihrer Artillerie und ihren Pferden eine solche Niederlage anrichteten, daß die Feinde sich zurückziehen mußten. Die Tlascalaner hatten viele Verwundete, und keine geringe Anzahl lag tod auf dem Schlachtfelde. Die Spanier zehlten 15 Verwundete, wovon einer den folgenden Tag starb. Bey dieser Gelegenheit fiel ein berühmter Zweykampf zwischen einem Officier der Tlascalaner und einem von den Chempoallesern vor, die Cortez als Gesandte an die Tlascalaner abgeschickt hatte. Sie fochten eine Zeitlang im Angesicht beyder Armeen mit grosser Tapferkeit, bis endlich der Chempoalleser siegte, seinen Gegner zu Boden warf, ihm den Kopf abhieb, und solchen im Triumph mit ins Lager brachte. Der Sieg ward mit Freudengeschrey und Kriegsmusik gefeyert. Der Ort wo das Treffen vorfiel hieß Teoatzinco, Ort des göttlichen Wassers, und ist noch unter diesem Nahmen bekannt.

Die Spanier schlugen die folgende Nacht ihr Lager auf einem Hügel, der mit einem Thurm versehen war, ohngefehr 18 Meilen von der Hauptstadt Tlascala auf. Sie errichteten zur Bequemlichkeit der Truppen Barraken, und zu ihrer Vertheidigung allerley Verschanzungen. Sie blieben hier bis nach geschlossenem Frieden mit den Tlascalanern stehen.

Cortez suchte nunmehr die Feinde durch Gewaltthätigkeiten zu nöthigen, den ihnen angebotenen Frieden und die Freundschaft anzunehmen, und that in der Absicht den 3. September einen Zug mit seiner Cavallerie, 100 Mann zu Fuß, 300 Chempoallesern und 300 Mexicanern von der Besatzung von Izlmaxtitlan, verbrannte 5 oder 6 kleine Dörfer, und machte 400 Gefangene. Diese nahm er freundschaftlich auf, bewirthete sie, schenkte ihnen die Freyheit, und trug den vornehmsten darunter auf, den Häuptern der Nationen in seinem Nahmen Friedensvorschläge zu thun. Sie begaben sich gleich zu dem jungen Xicotencatl, der 6 Meilen davon mit einem ansehnlichen Heere stund. Dieser muhtige Jüng-

ling antwortete, wenn die Spanier Friedensunterhandlungen anzufangen wünschten, sollten sie nach der Hauptstadt gehen, wo man sie den Göttern opfern, und ihr Fleisch verzehren würde; was ihn anbeträfe, so wolle er den folgenden Tag kommen, und ihnen eine entscheidende Antwort bringen. Der den Auftrag bekommen hatte, gieng selbst wieder zu den Spaniern, um ihnen den Entschluß zu melden. Die Spanier geriethen darüber in eine solche Furcht, daß sie die nächste Nacht beichteten, und sich zum Tode bereiteten, unterliessen aber doch nicht zugleich alle Anstalten zu ihrer Vertheidigung zu treffen.

Den folgenden Tag (den 5. Sept.) zeigte sich die Armee der Tlascalaner; ihr Anblick war wegen der Menge schrecklich, aber auch zugleich wegen der grossen Abwechselung an Federn und andern militarischen Zierrathen schön. Sie bestund aus 10 Corps, jedes von 10,000 Mann, und jedes hatte seine besondre Fahne. In der Arrieregarde befand sich der Gewohnheit dieser Nation zu folge die allgemeine Fahne der Republick, nemlich, wie bereits erinnert worden, ein goldner Adler mit ausgespreiteten Flügeln. Der Prinz Xicotencatl schickte den Spaniern, um ihnen zu zeigen, wie wenig er sich für ihre Waffen fürchte, und daß seine Absicht nicht sey, sie durch Hunger, sondern durch ein Treffen zu überwinden, 300 Truthüner und 200 Körbe mit Tamalli, um sich dadurch zum Gefecht zu stärken. Bald darauf ließ er 2000 tapfere Männer anrücken, um das Spanische Lager mit Sturm zu erobern. Der Angriff geschahe so unvermuthet und mit solcher Heftigkeit, daß sie die Schanzen erstiegen, ins Lager drangen, und Mann gegen Mann mit den Spaniern fochten.

Die Tlascalaner hätten unfehlbar den Sieg davon getragen, theils wegen ihrer überlegenen Anzahl, theils wegen ihrer Tapferkeit und der Beschaffenheit ihrer Waffen, die aus Lanzen, Spiessen, Schwerdtern und Pfeilen mit doppelten und dreyfachen Spitzen bestunden, wenn die unter ihnen entstandene Uneinigkeit ihren Fein-

den den Sieg nicht erleichtert hätte. Der Sohn des Chichimeca Teuctli, welcher das seinem Vater zugehörige Corps Truppen commandirte, wurde von dem stolzen Xicotencatl mit Worten beleidigt, welche dieser so hoch aufnahm, daß er ihn zum Duell herausforderte, der ihren Muth und ihr Schicksal entscheiden sollte. Xicotencatl verweigerte ihm diese Genugthuung, worauf jener, um sich doch einigermassen zu rächen, sich mit seinen Truppen zurückzog, und die Völker von Tlehuexolotzin bewog, seinem Beyspiel zu folgen. Dieser Trennung ohngeachtet war das Gefecht doch hartnäckig und blutig. Die Spanier schlugen den Angriff auf ihr Lager tapfer ab, und giengen auf die Armee der Tlascalaner loß. So grosse Niederlagen die Artillerie auch unter den gedrängt beysammenstehenden Feinden anrichtete, so liessen die Tlascalaner sich doch nicht in die Flucht treiben, sondern suchten vielmehr die durch die gebliebenen entstandenen Lücken eiligst wieder auszufüllen. Sie brachten so gar durch ihre Standhaftigkeit und unerschrockenen Muth die Spanier in einige Unordnung, so sehr Cortez und seine Officiers ihnen auch zuriefen, und ihnen Vorwürfe machten. Endlich kehrten die Spanier nach einem Gefecht von einigen Stunden doch als Sieger in ihr Lager zurück, obgleich die Tlascalaner den ganzen Tag über einige Angriffe auf sie thaten. Die Spanier hatten einen Mann verloren, und 60 Verwundete, so wie alle ihre Pferde. Von den Tlascalanern waren viele auf dem Platz geblieben, die Spanier fanden aber keinen, weil jene ihre Todten mit der äußersten Thätigkeit mit sich fortschafften.

Xicotencatl war über den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmung nicht wenig aufgebracht; er fragte die Wahrsager um Rath, welche ihm zur Antwort gaben: diese Fremdlinge wären Söhne der Sonne, und deswegen am Tage unüberwindlich, so bald die Nacht aber einbräche, und sie der wohlthätigen Wärme dieses Lichts beraubt wären, fehle es ihnen auch an Kraft sich zu

vertheidigen. Diesem Ausspruch zu folge entschloß sich der General das feindliche Lager bey der Nacht anzugreifen. Cortez that indessen einen neuen Ausfall, um Feindseeligkeiten auf den umliegenden Dörfern auszuüben. Er legte 10 derselben, und unter andern eines von 1000 Häusern in die Asche, und kam mit einigen Gefangenen zurück.

Um den Streich, den Xicotencatl gegen die Spanier im Schilde führte, nicht zu verfehlen, suchte er zuförderst Erkundigungen wegen der Stärke und Einrichtung des Lagers einzuziehen. Er sandte deswegen 50 Mann zum Cortez mit Geschenken ab, die ihn seiner Ergebenheit und Freundschaft versichern, zugleich aber auch auf alles genau acht geben sollten. Sie konnten sich aber bey Ausrichtung ihres Auftrages nicht genug verstellen, daß es Teuch, einer der vornehmsten Chempoalleser nicht hätte merken sollen. Dieser steckte seine Vermuthung sogleich dem Cortez, welcher einige dieser Spione auf die Seite zog, und es durch Drohungen herausbrachte, daß Xicotencatl Anstalt zum Angriff auf die nächste Nacht machte, und daß sie abgeschickt wären, um zu sehen, auf welcher Seite man am leichtesten in das Lager dringen könne.

Sobald als Cortez dieses Geständniß vernommen, ließ er allen 50 die Hände abhacken [a]), und schickte sie an den Xicotencatl zurück mit dem Vermelden: er möge nach Belieben bey Tage oder bey Nacht kommen, so solle er empfinden, daß sie Spanier wären. Weil Cortez die Umstände zu einem Treffen für günstig hielt, ehe die Feinde alle Anstalten zum Angriff gemacht hätten, so trat er gegen Anbruch der Nacht mit einer beträchtlichen Anzahl von Mannschaft, und aller seiner Cavallerie, deren Pferde Glocken auf der Brust hängen hatten, den Marsch gegen die Feinde an, welche eben im Begriff waren, gegen

a) Einige Geschichtschreiber reden nur vom Abhacken der Finger, aber Cortez berichtet selbst, daß er ihnen die Hände abhauen lassen.

ihn anzurücken. Der Anblick der bestraften Spione, und der Schall der Glocken in der finstern Stille der Nacht verbreiteten ein solches Schrecken über die Tlascalaner, daß sie in Unordnung geriethen, und auf allen Seiten die Flucht nahmen, so daß der verlaßne Xicotencatl mit Schimpf und Schande allein nach Tlascala zurückkehren mußte. Maxicatzin nahm hierbey Gelegenheit, auf Befolgung seines ersten Raths zu dringen, und setzte zu den vielen bereits angegebnen Gründen noch den hinzu, daß sie sich doch endlich durch eine betrübte Erfahrung überzeugen sollten, wie so viele Unternehmungen unglücklich abliefen. Dadurch brachte er ihnen denn endlich friedliche Gesinnungen bey.

Zwanzigster Abschnitt.

Neue Gesandschaft mit Geschenken vom Montezuma an den Cortez.

Unterdessen daß dieses in Tlascala vorgieng, berathschlagte man sich in Mexico, was für Maasregeln man gegen die Spanier ergreifen wolle. Montezuma hatte von den Siegen der Spanier gehört, und fürchtete, sie möchten sich mit den Tlascalanern vereinigen: deswegen berief er den König von Tezcuco, seinen Neffen, den Prinzen Cuitlahuatzin und seine übrigen Räthe zu sich, stellte ihnen den Zustand der Sachen vor, äußerte seine Furcht, und fragte sie um Rath. Der König von Tezcuco blieb bey seiner ersten Meinung, daß man diesen Fremden aller Orten, wo sie passiren würden, freundlich begegne, sie bey Hofe gut aufnehmen, und ihre Anträge so gut wie eines jeden andern Vasallen hören solle: der König müsse sich dabey nichts von seiner Autorität vergeben, und über den seiner Majestät schuldigen Respect halten: im Fall sie aber irgend eine Absicht wider die Person des Königs oder den Staat hegten, so sollte man Gewalt und Strenge gegen sie gebrauchen. Der Prinz Cuitlahuatzin wiederholte dasjenige von neuem, was er

bereits bey der ersten Berathschlagung geäußert hatte, daß es ihm nemlich nicht schicklich dünke, diese Fremdlinge bey Hofe zuzulassen; daß man den Anführer ein wichtiges Geschenk senden, ihn befragen, was er im Nahmen des grossen Herrn, der ihn sende, verlange, und ihm die Freundschaft der Mexicaner anbieten, aber auch zugleich auf seine Rückreise in sein Vaterland dringen solle. Von den übrigen Räthen stimmten einige dem Könige von Tezcuco, andre dem Herrn von Iztapalapan, und noch andre dem Montezuma bey. Dieser unglückliche König glaubte allenthalben Gegenstände und Ursache zum Schrecken zu finden, vornemlich setzte ihn die befürchtete Vereinigung der Tlascalaner mit den Spaniern in die äußerste Verlegenheit. Auf der andern Seite fürchtete er sich für das Bündniß des Cortez mit dem Prinzen Ixtlilxochitl, seinem Neffen und geschwornen Feinde, welcher seit der Zeit, daß er eine Verschwörung gegen seinen Bruder den König von Tezcuco angefangen, die Waffen noch nicht aus den Händen gelegt hatte, und gegenwärtig noch an der Spitze einer ansehnlichen Armee zu Otompan stand. Zu allen diesen Ursachen der Furcht kam noch die Empörung verschiedner Provinzen, welche dem Beyspiel der Totonacas gefolgt waren.

Montezuma schickte also 6 Abgesandten an den Cortez mit 1000 schönen Kleidungen, einer grossen Quantität Goldes und prächtigen Federn. Sie hatten den Auftrag, dem Cortez zu seinen Siegen Glück zu wünschen, ihm noch ansehnliche Geschenke zu versprechen, und ihm zugleich die Reise nach Mexico wegen des beschwerlichen Weges, und andere nicht leicht zu übersteigenden Hinderniße zu widerrathen. Die Gesandten machten sich gleich, nebst einem Gefolge von mehr als 200 Personen auf den Weg, und richteten bey der Ankunft im Lager ihre Aufträge aufs genaueste aus. Cortez empfieng sie mit der ihrem Charakter schuldigen Achtung, und bezeugte seine Dankbarkeit für die Güte eines so grossen Monarchen. Er hielte sie aber absichtlich etwas lange auf, in

der Hofnung, daß ein Gefecht mit den Tlascalanern vorfallen würde, damit die Tapferkeit seiner Truppen, und die Ueberlegenheit der Europäischen Waffen einen Eindruck auf die Mexicaner machen möchte, oder daß sie, wenn der Friede mit der Republik zu Stande käme, Zeugen von den harten Vorwürfen wären, die er den Tlascalanern wegen ihrer hartnäckigen Widersetzung zu machen dachte. Die erwünschte Gelegenheit zeigte sich auch bald. Drey Corps der feindlichen Armee griffen das Spanische lager mit einem schrecklichen Geheule und einem Regen von Pfeilen an. Cortez hatte zwar an diesem Tage Medicin eingenommen, setzte sich aber dennoch zu Pferde, und ging muthig auf die Tlascalaner los, welche ohne viele Mühe im Angesicht der Abgesandten abgeschlagen wurden.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Friede und Bündniß zwischen den Tlascalanern und Cortez.

Die Anhänger des alten Xicotencatls sahen es endlich ein, daß der Krieg mit den Spaniern der Republik schlechten Vortheil brächte, zudem befürchteten sie, jene möchten sich gar mit den Mexicanern verbinden. Der Friedeb war also einmüthig beschlossen, und derselbe General, welcher bisher wieder gefochten, ward zum Vermittler ausersehen. Anfangs weigerte Xicotencatl sich zwar, weil er sich wegen des schlechten Ausgangs des Kriegs schämte, sahe sich aber doch endlich genöthigt den Auftrag zu übernehmen. Ein zahlreiches Gefolge der Vornehmen begleitete ihn, er begrüßte den Cortez im Nahmen der Republik, entschuldigte die bis jetzt bezeigten Feindseeligkeiten damit, daß man ihn für einen Bundsgenossen des Montezuma, theils wegen der kostbaren von diesem erhaltenen Geschenke, theils wegen der bey seiner Armee befindlichen ansehnlichen Menge Mexicanischer Völker gehalten; er versprach einen dauerhaften Frieden

und ein ewiges Bündniß mit den Tlascalanern; er überreichte ihm etwas Gold und einige Ballen feiner Baumwolle, und entschuldigte das geringe Geschenk mit der Armuth des Landes, welche durch die unaufhörlichen Kriege mit den Mexicanern veranlaßt worden, indem diese ihnen alle Handlung mit andern Ländern verwehrten. Cortez bezeigte dem Xicotencatl alle mögliche Achtung, und stellte sich, als ob er mit diesen Entschuldigungen zufrieden wäre, drang aber vornemlich auf einen aufrichtigen und dauerhaften Frieden: würde dieser irgend einmal gebrochen, so wolle er sich dergestallt rächen, daß andre Nationen ein Beyspiel daran nehmen sollten.

Nachdem der Friede geschlossen, und Xicotencatl sich beurlaubt hatte, befahl Cortez, Gott öffentlich durch eine feyerliche Messe zu danken. Man kann sich leicht vorstellen, wie mißvergnügt die Mexicanischen Abgesandten waren, da sie Zeugen von dem Vergleich seyn mußten. Sie beschwerten sich darüber gegen den Cortez, und tadelten seine Leichtgläubigkeit, einem so treulosen Volke wie die Tlascalaner zu glauben. Sie versicherten ihn, dieser Anschein vom Frieden habe blos die Absicht, ihn sicher zu machen, und ihn nach ihrer Hauptstadt zu locken, um dort das ohne Gefahr auszuführen, was im Felde durch die Waffen nicht möglich gewesen. Er sollte nur einmal das Betragen jenes Senats, und das von dem Hofe zu Mexico gegen einander halten: die Tlascalaner hätten ihm zwar unter dem Schein des Friedens den Eintritt in ihr Land zugestanden, aber bisher noch nicht aufgehört ihn zu bekriegen, bis sie endlich gesehen, daß alle ihre Bemühungen und Widerstand fruchtlos wären. Von den Mexicanern hätten sie hingegen keine Feindseeligkeiten, sondern eine ganz andre Aufnahme erfahren, indem man den Spaniern, wo sie nur ihr Gebiete passirt wären, alle mögliche Achtung erwiesen, und ihr König ihnen die deutlichsten Beweise von Wohlwollen und Freundschaft erzeigt hätte.

Cortez gab hierauf zur Antwort, seine Absicht sey keinesweges dem Hofe zu Mexico durch jene neue Verbindungen Schaden zuzufügen, indem er ihm die gröſten Verbindlichkeiten schuldig wäre. Sein Wunsch sey mit jedermann in Frieden zu leben; zudem fürchte er sich im geringsten nicht für die Tlascalaner, wenn sie auch seine Feinde werden mögten, ihm und den andern Spaniern sey es gleichgültig, ob sie in der Stadt oder im freyen Felde, bey Tage oder bey Nacht angegriffen würden, weil sie die Kunst besäßen zu allen Zeiten und aller Orten zu siegen: eben um der Absicht der Tlascalaner willen, welche sie ihm hätten stecken wollen, sey er begierig sich nach ihrer Hauptstadt zu begeben, um Gelegenheit zu haben, sie wegen ihrer Treulosigkeit exemplarisch zu bestrafen.

Die Tlascalaner waren von einem so unredlichen Verfahren, wie die Mexicaner ihnen aufbürden wollten, weit entfernt, denn von dem Augenblicke an, da ihr Senat Friede mit den Spaniern geschlossen, blieben sie die getreuesten Bundsgenossen derselben, wie sich in der Folge zeigen wird. Der Senat verlangte, daß Cortez mit allen seinen Truppen in Tlascala einrücken sollte, um die errichtete Freundschaft desto mehr zu bestätigen, und sich ernstlich über ein Bündniß wieder die Mexicaner zu berathschlagen; sie hatten auch bereits Boten abgeschickt, und den General einladen lassen, die Bewirthung in ihrer Stadt anzunehmen, und ihm ihre Verlegenheit zu bezeugen, daß so vornehme Freunde der Republik, so viele Ungelegenheiten ausstehen sollten.

Das Bündniß mit den Tlascalanern war nicht der einzige Vortheil, den die Spanier durch ihre Siege erlangten. In eben dem Lager, wo er den Abgesandten der Tlascalaner Audienz ertheilte, empfieng er auch Gesandten von der Republik Hueroßinco und dem Prinzen Ixtlilxochitl. Die Hueroßincas, ehemalige Vasallen der Krone von Mexico, und Feinde der Tlascalaner, hatten sich von der Mexicanischen Oberherrschaft los gemacht, mit den benachbarten Tlascalanern verbunden, und boten

nach deren Beyspiel den Spaniern ein Bündniß an. Der Prinz Ixtlilxochitl ließ dem Cortez durch seine Gesandten wegen der Siege über die Tlascalaner Glück wünschen, und ihn nach Teotlalpan einladen, um seine Völker zu den Spaniern stossen zu lassen, und alsdenn auf den König von Mexico loßzugehen. Sobald als Cortez von dem Ansehen, den Ansprüchen, und der Macht dieses Prinzen Nachricht erhalten hatte, war er gleich zu einem Bündnisse mit ihm bereit, und versprach, ihn zum Thron von Acolhuacan zu verhelfen.

Zu gleicher Zeit kam der von Mexico erwartete Gesandte wieder zurück, und brachte ausser einem Geschenk an Gold und Juwelen 1500 Dukaten werth, und 200 kostbaren Kleidern von Federn, neue Vorstellungen an den Cortez mit, um ihn von der Reise nach Mexico und den Verbindungen mit den Tlascalanern abzuhalten. So viel vergebliche Mühe gab sich der kleinmüthige Montezuma, indessen daß er durch seine häufigen Geschenke an Gold bey den neuen Ankömmlingen nur die Ketten erkaufte, welche seine Freiheit bald fesseln sollten.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Die Republik Tlascala unterwirft sich dem Könige von Spanien.

Sechs Tage nach geschloßnem Frieden mit der Republik Tlascala liessen sich die 4 Häupter dieser Republik in Tragsesseln unter zahlreicher Begleitung in das Lager der Spanier tragen, um sie nach ihrer Hauptstadt einzuladen. Die Bezeugungen von Vergnügen und Achtung waren von beyden Seiten sehr groß. Der Senat ließ es nicht blos bey Genehmigung des Bündnisses bewenden, sondern unterwarf sich auch freywillig dem Könige von Spanien, und dieser Schritt war den Spaniern um desto angenehmer, je mehr die Tlascalaner sich bisher auf ihre seit undenklichen Zeiten behauptete Freyheit eingebildet hatten. Sie beklagten sich, und wie es

ien mit vieler Rührung, über das Mißtrauen des ortez, und brachten es endlich durch vieles Bitten da-n, daß er sich entschloß, den folgenden Tag nach Tlas-a aufzubrechen.

Es fehlten bereits an der zu Cuba angeworbnen annschaft 55 Spanier, und die übrigen waren meist rwundet und kleinmüthig. Nun stellten sich Misver-ügen und Furcht bey den Soldaten ein, sie fien-n nicht nur an unter sich mit Geringschätzung von rem Anführer zu reden, sondern beschworen ihn auch ieder nach Vera Cruz zurückzukehren: aber Cortez achte ihnen aufs neue Muth, reizte ihren Ehrgeiz durch iftige Gründe, stellte ihnen sein eignes Beyspiel von apferkeit, und Standhaftigkeit in Gefahren und Müh-eligkeiten vor, wodurch denn ihr Eifer für seine Unter-ehmungen aufs neue belebt ward. Seine errichteten ündnisse waren es vornemlich, die ihnen frische Hof-ungen in Ansehung des glücklichen Ausgangs der Unter-ehmungen ihres Anführers einflößten.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Einzug der Spanier in Tlascala.

Die Mexicanischen Abgesandten, welche Cortez bis-er noch immer bey sich aufgehalten hatte, weigerten sich n nach Tlascala zu begleiten, er überredete sie aber ennoch dazu, weil er ihnen unter seinem Schutze voll-ommene Sicherheit versprach. Nachdem er ihnen ihre Zweifel benommen, marschirte er mit seiner Armee in uter Ordnung, und war auf alle Vorfälle gefaßt. Sie urden in den Städten Tecompantzinco, und Atlihuet-ian mit aller Höflichkeit aufgenommen, aber doch nicht o, wie bey dem prächtigen Einzuge in der Hauptstadt. Die 4 Häupter der Republik kamen den Spaniern in zahlreicher Begleitung des Adels, und einer unglaublichen Anzahl Menschen, die einige auf 100,000 schätzten, ent-gegen. In Ansehung der starken Bevölkerung von Tlas-

cala scheint dieses nicht unglaublich, zudem hatte d
Gerücht von diesen ausserordentlichen Fremdlingen d
Neubegierde der ganzen weitläuftigen Landschaft rege g
macht. In allen Gassen der Stadt waren nach Lande
gewohnheit Bogen von Blumen und Zweigen gemach
von allen Seiten ertönte Musik und freudiger Zuru
überhaupt bemerkte man allenthalben so viel Jubel u
Vergnügen, daß es mehr einem Triumph der Republ
als einem von ihren Feinden ähnlich schien. Dieser no
immer in Tlascala in Andenken stehende Tag war d
23. September 1519.

Diese Stadt war damals eine der vornehmsten i
Anahnac. Cortez versichert in seinen Briefen an Kais
Karl V. daß sie an Grösse, Volksmenge, Gebäuden un
Ueberfluß an Lebensmitteln Granada, als es den Mohre
entrissen ward, übertroffen, und daß sich täglich 30,00
Menschen auf dem Markte, den er beschreibt, ihrer G
schäfte wegen einfanden. Er bezeugt, daß er auf erha
tene Erlaubniß von dem Senat die Häuser und Einwo
ner in der Stadt und den der Republik zuständigen Dö
fern zehlen lassen, und 50,000 Häuser, und mehr al
500,000 Einwohner gefunden.

Die Tlascalaner hatten für die Spanier und ihr
Bundsgenossen artige und bequeme Wohnungen zub
reitet. Cortez wünschte, die Mexicanischen Abgesandte
mögten in Zimmern nahe bey den seinigen einquartie
werden, theils aus Achtung für sie, theils um ihnen di
Furcht wegen der Tlascalaner zu benehmen.

Um dem Cortez neue Beweise von ihrer aufricht
gen Freundschaft zu geben, boten die Häupter der Re
publik ihm 30 junge schöne Weiber an. Anfangs wei
gerte Cortez sich sie anzunehmen, unter dem Vorwande
daß die Vielweiberey nach Christlichen Gesetzen nicht e
laubt wäre: hernach nahm er doch um nicht zu beleidige
einige an, und gab sie der Marina zu Gefährtinnen
Der Weigerung ohngeachtet stellten sie ihm kurz darau

Mädchen vom vornehmsten Adel vor, die er zur Be-
stigung der Freundschaft mit der Republik annahm.

Aufgemuntert durch den bisherigen glücklichen Er-
lg, trug Cortez nunmehr Verlangen, die Häupter der
epublik und die Adelichen zu überreden, ihre abergläu-
schen Gebräuche abzuschaffen, und den wahren Gott
nzuerkennen. Allein so triftig auch seine Gründe seyn
ogten, und ob sie gleich die Macht des Gottes der
Spanier einräumten, so liessen sie sich doch nicht be-
egen, ihren abgeschmackten Gottheiten zu entsagen, weil
e Austheilung des Glücks der Menschen, ihrer Einbil-
ung nach, von ihnen abhienge. Unser Gott Camaxtle,
gten sie, verleihet uns Sieg über unsre Feinde, und
nsre Göttin Matlalcueje giebt unsern Feldern Regen,
nd bewahrt uns für die Ueberschwemmung des Flusses
ahuaxan. Einem jeden unsrer Götter haben wir einen
heil der Glückseeligkeiten des Lebens zu danken, und
enn sie zum Zorn gereizt werden, so ziehen wir dem
Staate die größten Strafen zu.

Cortez gieng in seinem Eifer so weit, daß er die
Götzen in Tlascala eben so behandeln wollte, wie es ihm
nit denen von Chempoallan geglücket war: aber Olmedo
nd andre angesehene Männer wiederriethen den raschen
Schritt, und stellten vor, daß eine solche Gewaltthätig-
eit nicht nur dem Sinn des Evangeliums zuwieder wäre,
ondern auch den gänzlichen Untergang der Spanier in
iner so volkreichen und abergläubischen Stadt nach sich
ehen könnte. Nichts destoweniger hörte er während
eines 20tägigen Aufenthalts in derselben nicht auf, ihnen
egen der grausamen Menschenopfer Vorwürfe zu ma-
hen, und ihnen die Reinigkeit seines moralischen Systems,
ie Unwahrheit ihrer falschen Götzen, und das Daseyn
ines höchsten Wesens einzuprägen, das alles regiert und
nit einer bewundernswürdigen Vorsorge über die Er-
altung aller Geschöpfe wacht. Ermahnungen, die von
inem Manne von solchem Ansehen, und von dem die
Tlascalaner so hohe Begriffe hegten, herrührten, thaten

zwar nicht ganz die erwünschte Würkung, machten ab
doch einen starken Eindruck, und bewogen den Rath d
Gefängnisse zu öfnen, und alle Gefangnen und Sklav
in Freyheit zu setzen, die zum Opfer bey Feyerlichkeite
oder öffentlichen Vorfällen bestimmt waren.

Auf diese Weise ward das Bündniß mit den Tla
calanern täglich enger befestigt, ohngeachtet die Mexic
nischen Abgesandten, den Cortez beständig anlagen, es
brechen. So sehr er auch von der Aufrichtigkeit d
Tlascalaner überführt war, so hatte er seinen Trupp
doch Befehl gegeben, auf alle Fälle bereit zu seyn. D
Senat fand sich dadurch beleidigt, und beschwerte si
über dies Mistrauen nach so vielen Proben ihrer red
chen Gesinnungen. Cortez entschuldigte sich damit, da
es nicht aus Mistrauen herrühre, sondern daß es b
den Spaniern so üblich sey. Der Senat war mit d
Antwort zufrieden, und hatte einen solchen Wohlgefall
an der Mannszucht der Spanier, daß Maxixcatzin d
Vorschlag that, solche auch bey den Truppen der Rep
blik einzuführen.

Nachdem Cortez nun während seines Aufenthal
in Tlascala von der Stadt Mexico, von der Macht de
Reichs, und von allen zur Ausführung seines Projec
nöthigen Umständen genaue Erkundigung eingezogen hatt
beschloß er seinen Marsch fortzusetzen: ehe er ihn ab
antrat, schenkte er den Tlascalanern eine grosse Anza
von den schönen Kleidern, die ihm Montezuma zum G
schenk gemacht hatte. Ueber die Wahl des Weges wa
er lange unschlüssig. Die Mexicanischen Abgesandte
schlugen den über Cholula vor, weil man dort Anstalte
zur Aufnahme aller seiner Leute gemacht hatte. D
Tlascalaner waren aber dawider, weil man den treulose
Cholulanern nicht trauen könnte, und riethen übe
Huexotzinco zu gehen, weil dieser Staat mit ihnen un
den Spaniern verbunden wäre. Cortez wählte gleich
wohl den erstern, theils um den Gesandten von Mexic

ü Willen zu leben, theils um den Tlascalanern zu zeigen, vie wenig er sich aus der Macht seiner Feinde mache.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Feindschaft zwischen den Tlascalanern und Cholulanern.

Die Cholulaner waren vormals Bundsgenossen der Tlascalaner gewesen, hatten sich aber nach Ankunft der Spanier zu den Mexicanern geschlagen, und waren jetzt geschworne Feinde der Republik. Die Ursache rührte von der grossen Treulosigkeit der Cholulaner her. Sie machten als Bundsgenossen der Tlascalaner in einem gewissen Treffen wider die Mexicaner den Vortrupp aus, wendeten sich aber auf einmal ins Hintertreffen, griffen die Tlascalaner indeß daß diese von vorne mit den Mexicanern fochten, von hinten an, und erschlugen dadurch eine grosse Anzahl derselben. Der Groll, welcher durch diese gottlose Verrätherey bey den Tlascalanern entstund, machte, daß sie begierig auf eine Gelegenheit zur Rache lauerten; und jetzt glaubten sie als Bundsgenossen der Spanier die schönste Gelegenheit dazu zu haben. Um nun dem Cortez eine Abneigung gegen jene einzuflößen, und zum Kriege zu reizen, gaben sie ihm von ihrer Aufführung gegen ihn Nachricht: daß nemlich die Cholulaner keine Abgeordneten mit Glückwünschen an ihn geschickt hätten, wie doch die weit mehr entlegenen Huetzincas gethan. Ferner hinterbrachten sie ihm, daß die Cholulaner Boten an sie geschickt, um ihnen Vorwürfe wegen des mit den Spaniern eingegangenen Bündnisses zu machen, ihnen den Titel von verzagten, niederträchtigen Männern zu geben, und sie zu bedrohen, daß wenn sie das geringste gegen ihre heilige Stadt unternehmen würden, alle im Wasser umkommen sollten; denn sie hatten unter andern auch den Aberglauben, daß sie, wenn sie es für gut fänden, durch Niederreissung der Mauern des Tempels von Quetzalcoatl solche Ströme

Wassers hervorbringen könnten, wodurch die ganze Stadt in einem Augenblick unter Wasser gesetzt werden könnte. Die Tlascalaner fürchteten sich nun zwar für einen dergleichen Unglücksfall; aber die Rachbegierde siegte diesmal über die Furcht.

Diese Nachrichten machten doch einigen Eindruck beym Cortez: er schickte deswegen 4 edle Tlascalaner nach Cholula, um sich zu erkundigen, warum sie ihm nicht eben die Achtung als die Hueroßincas bewiesen hätten. Die Cholulaner entschuldigten sich mit der Feindschaft der Tlascalaner, denen sie niemals trauen könnten [b]). Die Antwort ward von 4 geringen Kerls überbracht, und als ein offenbarer Beweis von Geringschätzung aufgenommen. Sobald die Tlascalaner dieses dem Cortez hinterbrachten, schickte er 4 Chempoalleser ab, um die Cholulaner zu benachrichtigen, daß es sich nicht schicke, so schlechte Abgeordnete an einen so grossen König als der von Spanien abzusenden; er liesse ihnen also wissen, daß der König von Spanien der rechtmässige Herr aller dieser Länder wäre, und daß er in seinem Nahmen gekommen, um sich von diesen Nationen huldigen zu lassen; die sich ihm unterwerfen würden, sollten geehrt und geschätzt, die Rebellen hingegen nach Verdiensten bestraft werden; sie sollten sich also binnen 3 Tagen in Tlascala stellen, um ihrem rechtmässigen Herrn die Treue zu schwören, oder als Feinde angesehen werden. Es ist wahrscheinlich, daß die Cholulaner nicht so wohl aus Spott über dieses stolze Zumuthen, als um ihre boshafte Ab-

b) Torquemada setzt hinzu, daß die Cholulaner den vornehmsten Abgeordneten von Tlascala zurück behielten, ihm die Haut vom Gesichte und Armen abzogen, und die Hände abhackten; dies ist aber sicher falsch, denn ein so grausames Verfahren wäre den Spaniern unfehlbar zu Ohren gekommen, aber weder Cortez noch B. Diaz, noch irgend einer der vornehmsten Geschichtschreiber gedenken desselben. Cortez würde es auch nicht unterlassen haben, an Karl V. zu berichten, um sein strenges Verfahren gegen die Cholulaner zu rechtfertigen.

cht zu verbergen, sich folgenden Tages beym Cortez ein-
nden, um Verzeihung wegen ihrer durch die Freund-
haft mit den Tlascalanern verursachten Nachlässigkeit
aten, und sich als Freunde der Spanier und Vasallen
es Königs von Spanien erklärten.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Einzug der Spanier in Cholula.

Nach gefaßtem Entschluß über Cholula zu gehen,
at Cortez nunmehr den Marsch mit allen seinen Leuten,
nem ansehnlichen Heer Tlascalanischer Völker an c),
e er aber also bald bis auf 6000 Mann, die er zur
egleitung bey sich behielt, verabschiedete. Kurz vor
rer Ankunft in die Stadt kamen ihm die vornehmsten
errn und Priester mit Rauchfässern in der Hand und
Iusik entgegen, und erklärten nach den gewöhnlichen
mpfangs-Ceremonien, daß er nebst seinen Leuten und
n Totonacas in die Stadt einrücken möchte, aber ihren
einden, den Tlascalanern könnten sie dieses nicht gestat-
n. Cortez willigte aus Gefälligkeit darein, und die
lascalaner lagerten sich ausserhalb der Stadt, und ahm-
n in der Einrichtung ihres Lagers, Ausstellung der
Sachten, und andern Dingen die militarische Disciplin
r Spanier nach. Beym Einmarsch der Spanier hatte
h eben eine solche Menge Volks versammlet, und sie
urden auch mit eben den Ceremonien, Zurufungen und
m Respeckt empfangen, als in Tlascala; aber nicht mit
en der Aufrichtigkeit.

Cholula war damals eine volkreiche, 18 Meilen
owärts von Tlascala, und ohngefehr 60 Meilen ost-
ärts von Mexico belegene Stadt, die sowohl wegen

c) Cortez meldet, das Heer der Tlascalaner habe aus mehr
nn 149,000 Mann bestanden. B. Diaz versichert als eine
wisse ihm gar wohl bekannte Sache, daß es nur aus 50,000
ann bestund, und diese Anzahl scheint am wahrschein-
sten.

der Handlung als der Religion der Einwohner berühmt war. Sie lag, so wie noch heutiges Tages in einer fruchtbaren Ebene, und nicht weit von der Gruppe von Bergen, die das Thal von Mexico gegen Osten einschliessen. Sie enthielt nach Cortez Bericht ohngefehr 40,000 Häuser, und eben so viel zählte man in den benachbarten Dörfern, welche gleichsam als Vorstädte anzusehen waren. Ihre Handlung bestund in Manufacturen von Baumwolle, Edelgesteinen und Schüsseln von Thon. Ihre Juweliere und Töpfer waren in grossem Ruf. In Ansehung der Religion konnte man sagen, daß Cholula gleichsam das Rom von Anahuac war. Der berühmte Quetzalcoatl hatte so viele Jahre in dieser Stadt verlebt, und sich so liebreich gegen die Unterthanen bewiesen, daß er nach seinem Tode vergöttert, und ausserordentlich verehrt ward. Die ungewöhnliche Menge der Tempel, und der auf einem durch Kunst errichteten und noch vorhandenen Berge stehende grosse Tempel, zo eine unzählige Menge von Pilgrimmen nicht nur aus der Nachbarschaft, sondern auch aus den entlegensten Provinzen herbey, um an diesem heiligen Orte ihre Andach zu verrichten.

Cortez ward mit seinen Truppen in einigen grossen Gebäuden einquartiert, und in den ersten beyden Tagen reichlich mit Lebensmitteln versorgt, es nahm aber bald gar sehr ab, und zuletzt bekamen sie von der Stadt nicht als Holz und Wasser. Dies war nicht der einzige Beweis der heimlichen Anschläge, die sie schmiedeten: al Augenblick entdeckte man neue Anzeigen ihrer vorhaben den Verrätherey. Die mit den Spaniern verbündete Champoalleser bemerkten, daß quer über die Gassen Löcher mit spitzigen in den Boden eingetriebenen Pfählen gegra ben, und solche mit Erde zugedeckt waren, augenscheinlich in der Absicht die Pferde zu verwunden und unbrauchba zu machen. Acht Männer aus dem Lager der Tlascalaner gaben Nachricht, wie sie eine Menge Weiber und Kinder aus der Stadt kommen sähen, als ein sichere

Zeichen bey diesen Völkern von einer nahen Unternehmung. In einigen Gassen waren Schanzen angelegt, und auf den Dächern der Häuser ganze Haufen von Steinen zusammengebracht. Endlich bat eine vornehme Cholulanerin, die sich in die Schönheit und den Verstand der Marina verliebt hatte, und ihrer Verschwiegenheit trauete, sich zu ihr in ihr Haus zu begeben, wo sie für die Gefahr, welche die Spanier bedrohete, sicher wäre. Dies gab der Marina Gelegenheit, sich den ganzen Plan der Verschwörung erklären zu lassen, welchen sie dem Cortez augenblicklich entdeckte. Er hörte also von ihr, daß die Cholulaner sich verabredet, mit Beyhülfe von 20,000 Mexicanern d), die sich nahe bey der Stadt gelagert hätten, alle Spanier nieder zu machen. Diese Entdeckung war ihm nicht genug, sondern er verlangte, Marina sollte sich die möglichste Mühe geben, 2 Priester in seine Wohnung zu locken, um die Bestätigung von der Entdeckung ihrer Freundin aus deren Munde zu vernehmen.

Cortez, der seinen gänzlichen Untergang vielleicht nicht mehr weit entfernt zu seyn fürchtete, beschloß die würksamsten Mittel zu seiner Erhaltung anzuwenden. Er forderte die vornehmsten der Stadt vor sich, und erklärte ihnen, wenn sie einige Beschwerden gegen die Spanier hätten, solches frey als ehrliche Männer zu gestehen, so sollten sie Genugthuung erhalten. Ihre Antwort war: sie wären mit seinem Betragen zufrieden, und bereit ihm zu dienen; sie wollten ihn, wenn es ihn beliebe aufzubrechen, mit allen Bedürfnissen auf dem Marsche versorgen, und auch Truppen zu seiner Sicherheit mitgeben. Cortez nahm das Anerbieten an, und setzte die Abreise auf den folgenden Tag fest. Die Cholulaner freueten sich, daß alle Umstände ihre treulosen Absichten zu begünstigen schienen: um sich davon noch mehr zu versichern, opferten sie

d) B. Diaz redet von 20,000 Mann. Cortez bezeugt hingegen, daß die Herrn von Cholula versichert, daß die Armee aus nicht weniger als 50,000 Mann bestanden.

ihren Göttern 10 Kinder, 5 Knaben und 5 Mädgen. Cortez berief darauf alle seine Officiers zu sich, legte ihnen die verrätherischen Absichten der Cholulaner vor, und verlangte ihre Meinung zu hören. Einige glaubten der Gefahr zu entgehen, wenn sie nach der 9 Meilen entfernten Stadt Hueroßinco oder nach Tlascala zögen, aber die meisten fielen dem Entschlusse des Cortez bey. Dieser ertheilte ihnen hierauf die Befehle, die er für die schicklichsten hielt, und versicherte, sie könnten nie mit Sicherheit in Mexico seyn, wenn sie die betrügerischen Einwohner von Cholula nicht aufs strengste bestraften. Die Hülfstruppen von Tlascala erhielten den Auftrag, den folgenden Morgen mit Sonnenaufgang die Stadt zu stürmen, und alle Einwohner, die Weiber und Kinder ausgenommen, nieder zu machen.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Es wird eine grosse Niederlage in Cholula angerichtet.

Endlich war der Tag da, welcher Unglück über Cholula verbreiten sollte. Die Spanier bereiteten ihre Pferde, Artillerie und Waffen, und stellten sich in Ordnung auf einem grossen Platze vor ihren Wohnungen, welcher zum Hauptschauplatze der bevorstehenden Tragödie ausersehen war. Die Cholulaner begaben sich mit Anbruch des Tages dahin. Die Häupter giengen nebst 40 Adelichen und den Trägern zum Gepäcke in die Zimmer, um solches weg zu schaffen: sogleich wurden Wachen ausgestellt, um sie nicht entwischen zu lassen. Die Cholulanischen Soldaten, oder wenigstens der größte Theil derselben, fanden sich nebst den vornehmsten Herrn der Stadt, vermuthlich auf Cortez Verlangen, auf dem Markte ein. Dieser stieg darauf zu Pferde, und redete sie folgendermassen an.

„Ihr Cholulaner, ich habe mich bemüht, Freund„schaft mit euch zu stiften, ich bin friedfertig in eure

„Stadt eingezogen, und weder ich noch meine Freunde „haben euch das geringste Leid zugefügt: ich habe vielmehr, „um euch keine Gelegenheit zum Klagen zu geben, mir „gefallen lassen, daß die Tlascalaner vor der Stadt geblie„ben sind: ferner habe ich von euch verlanget, es mir, „wenn euch Unrecht geschehen, frey zu gestehen, um euch „Genugthuung zu verschaffen: gleichwol habt ihr mit der „verabscheuungswürdigsten Bosheit unter dem Schein der „Freundschaft einen Plan entworfen, mich und meine „Leute zu Grunde zu richten: ich weiß eure ganzen blut„dürstigen Absichten.“

Darauf rief er 4 oder 5 Cholulaner zu sich, und fragte, was sie zu einem so gottlosen Anschlage verleitet hätte. Sie versetzten, der Mexicanische Abgesandte habe, um seinen Monarchen einen erwünschten Dienst zu thun, sie überredet, den Untergang der Spanier zu bewerkstelligen. Cortez wandte sich nunmehr mit einer zornigen Miene an die Mexicanischen Abgesandten: „Diese Bö„sewichter schieben die Schuld ihres Verbrechens auf „euch und euren König. Aber ich kann mir nicht einbil„den, daß ihr einer so schwarzen Handlung fähig seyd, „und daß der grosse Montezuma mich zu eben der Zeit, „da er mir aufrichtige Beweise seiner Freundschaft giebt, „mich als den grausamsten Feind behandeln will; und „daß er, der sich mir mit offenbarer Macht widersetzen „kann, Verräther gebraucht, um ihm zuvor zu kommen. „Seyd versichert, daß ich für eure Person Achtung „haben, und euch bey dem Blutvergießen, daß jetzt er„folgen soll, schonen werde. Heute sollen diese Ver„räther sterben, und ihre Stadt soll zerstört werden. „Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihre Treu„losigkeit unsre Arme zur Rache waffnet, die unsern „Herzen sonst so unnatürlich ist.“

Als er dies gesagt hatte, fielen die Spanier nach gegebnem Signal durch einen Musketen Schuß mit solcher Wuth über diese Unglücklichen her, daß nicht einer von allen auf dem Platze befindlichen mit dem Leben davon

kam. Die Ströme Bluts und das mörderliche Geschrey der Verwundeten und Sterbenden, hätten Schauder und Mitleiden in jeder Brust, die nicht von Rache entflammt war, erregen müssen. Als die tragische Scene auf dem Markte vollendet war, begaben sie sich in die Gassen, und ermordeten alle Cholulaner, die ihnen begegneten. Die Tlascalaner drangen nun auch als hungrige Löwen in die Stadt; ihre Wuth nahm mit dem Durst nach dem Blute der Feinde zu, so wie ihr Eifer, sich ihren neuen Bundsgenossen gefällig zu erzeigen.

Ein so kühner und unerwarteter Streich brachte die Einwohner gleich anfangs in Verwirrung; nachdem sie sich aber in Haufen getheilt hatten, wehrten sie sich eine Zeitlang tapfer, bis sie endlich merkten, was für eine Niederlage die Artillerie und die Ueberlegenheit der Europäischen Waffen anrichteten, worauf sie von neuem in Unordnung geriethen. Die meisten suchten ihr Heil in der Flucht: einige eissen die Mauern des Tempels nieder, um, ihrem Aberglauben zu folge, eine Ueberschwemmung in der Stadt anzurichten: und als dieser Versuch nichts half, suchten sie in ihren Häusern und Tempeln Schutz. Auch dieses half nichts, denn wo die Spanier Widerstand fanden, da steckten sie alles in Brand. Die Häuser und Thürme der Tempel stunden nunmehr in Flammen: in den Gassen sahe man nichts als blutige, halb verbrannte Körper. Man hörte nichts als das Schimpfen, Schreyen und Drohen der Verbündeten, als das Aechzen der Sterbenden, und die Flüche, die sie gegen ihre Götzen ausstiessen, weil sie sich bey diesem Unglücke von ihnen verlassen sahen. Von der Menge, die zu den Thürmen der Tempel ihre Zuflucht nahmen, ergab sich nur ein einziger den Siegern, die übrigen wurden entweder verbrannt, oder starben eines minder schmerzhaften Todes, indem sie sich von den hohen Thürmen herabstürzten.

Durch dieses schreckliche Morden, welches ohngefehr 6000 Menschen das Leben kostete e), ward die Stadt ganz entvölkert. Die Tempel und Häuser wurden geplündert, die Spanier bemächtigten sich der Edelgesteine, des Goldes und Silbers, und die Tlascalaner nahmen alles Geräthe, Kleider, und Salz. Kaum war diese traurige Scene vorbey, als in der Nähe von Cholula eine Armee von 20,000 Mann anlangte, welche die Republik Tlascala unter Anführung des Generals Xicotencatl zu Hülfe schickte. Vermuthlich hatten die Officiers von den vor Cholula liegenden Tlascalanern den Senat in der vorigen Nacht Nachricht davon gegeben. Cortez bedankte sich für die Hülfe, und beschenkte den Xicotencatl und seine Officiers mit einem Theil der Beute, und bat ihn mit seinen Truppen wieder nach Tlascala zurückzukehren, weil sein Beystand jetzt unnöthig wäre. Inzwischen behielte er die 6000 Mann bey sich, die ihm bey der Züchtigung der Cholulaner beygestanden, um sie mit nach Mexico zu nehmen. Auf diese Weise ward das Bündniß zwischen den Spaniern und Tlascalanern immermehr und mehr befestigt.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Die Cholulaner und Tepejacheser unterwerfen sich der Krone Spanien.

Als Cortez wieder in sein Quartier zurückkam, wo 40 vom Cholulanischen Adel im Verwahrsam gehalten wurden, baten sie ihn nach so viel Strenge Gnade für Recht ergehen zu lassen, und ein paar von ihnen zu erlauben hinzugehen, und ihre Weiber, Kinder und übrigen

e) Las Casas hat diese Begebenheit zu Cholula sehr verunstaltet. Die Rache der Spanier war vielleicht zu barbarisch, man hatte sie aber auch sehr gereizt. Er erzehlt sie, wie wir sie bey den glaubwürdigsten Geschichtschreibern finden, die zugegen waren, oder ihre Nachrichten von den alten Spaniern und Indianern erhielten.

Flüchtlinge wieder zu hohlen, die voll Angst und Noth in den Gebürgen herumirreten. Cortez ließ sich dadurch zum Mitleiden bewegen, befahl mit allen Feindseeligkeiten aufzuhören, und ließ einen allgemeinen Pardon bekannt machen. So bald die Nachricht erscholl, sähe man einige von den Todten, die sich bisher nur so gestellt hatten, aufstehen, und ganze Haufen von Flüchtlingen kamen von den Bergen in die Stadt, einige beweinten den Verlust eines Sohnes, andre einen Bruder, und viele Weiber ihre Männer. Cortez ließ die Todten aus den Tempeln und Strassen fortschaffen, und setzte die Gefangnen Adelichen in Freyheit. In wenig Tagen war die Stadt wieder so volkreich, daß keine Einwohner zu fehlen schienen. Er empfing Glückwünschungen von den Hueroßincas und Tlascalanern; und die Cholulaner und Tepejacheser leisteten der Krone Spanien den Huldigungs-Eid. Er legte darauf die Streitigkeiten zwischen den Republiken Cholula und Tlascala bey, erneuerte die Freundschaft und das Bündniß zwischen ihnen, welches hernach beständig fortdauerte. Zuletzt ließ er, um die Pflichten der Religion und Menschlichkeit zu erfüllen, alle Käfigte oder Gefängnisse bey den Tempeln zerschlagen, und setzte die zum Opfern bestimmten Sclaven und Gefangnen in Freyheit. Den grossen Tempel ließ er reinigen, und ein Kreuz darin aufrichten; zugleich suchte er den Cholulanern, wie er bey allen Nationen, wo er sich etwas aufhielte, that, einige Begriffe von der christlichen Religion beyzubringen.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Abermalige Gesandschaft mit Geschenken von Montezuma.

Der Spanische Anführer hatte durch den glücklichen Erfolg Muth bekommen, oder wünschte vielleicht auch nur dem Montezuma Furcht einzujagen: er trug deswegen den Mexicanischen Abgesandten auf, ihrem

Monarchen zu sagen: seine Absicht sey zwar gewesen, als Freund in Frieden nach Mexico zu kommen, jetzt habe er aber wegen dessen, was zu Cholula vorgegangen, beschlossen, als Feind zu erscheinen, und ihm allen möglichen Schaden zuzufügen. Die Abgesandten antworteten, er möchte doch, ehe er diesen Entschluß fasse, zuvor das Betragen der Cholulaner genau untersuchen, um sich von den guten Absichten ihres Monarchen zu überzeugen; wenn er es für genehm halte, so wolle einer von ihnen nach Hofe gehen, und dem Könige seine Beschwerden vertragen. Cortez war damit zufrieden; nach 6 Tagen kam der Gesandte zurück, und brachte dem General ansehnliche Geschenke mit, die in 10 Goldplatten, 5000 Dukaten am Werthe, 1500 Kleidern, und einer grossen Menge Lebensmitteln bestunden. Er dankte ihm im Nahmen seines Königs für die Bestrafung der treulosen Cholulaner, und versicherte, daß die Armee, welche die Spanier hätte auf ihrem Marsche überfallen sollen, aus Acaßincheſern und Itzocaneſern, als Bundsgenossen der Cholulaner bestanden, die zwar Mexicanische Unterthanen wären, aber ohne Befehl ihres Herrn zu den Waffen gegriffen hätten. Die übrigen Gesandten bekräftigten dies gleichfals, und Cortez stellte sich, als wenn er vollkommen damit zufrieden wäre.

Es ist so leicht nicht, die Wahrheit in dieser Sache herauszubringen; die Voreiligkeit mancher Schriftsteller, die dreist behaupten, was sie doch nicht wissen, verdient vielmehr Tadel. Warum will man den Cholulanern, die durchgängig für eine betrügerische falsche Nation bekannt, mehr Glauben beymessen, als den Mexicanern und dem Montezuma selbst, der es wegen seines hohen Ranges und Charakters mehr verdient. Seine friedfertigen Gesinnungen gegen die Spanier blieben unveränderlich, er versuchte nie eine feindliche Unternehmung, ob sich gleich manche vortheilhafte Gelegenheit darbot, sie zu unterdrücken. Dieses und die Mässigung, mit der er allezeit von ihnen sprach, die kein Schriftsteller ableugnet,

machen die Entschuldigung der Cholulaner höchst unwahrscheinlich. Auf der andern Seite erwecken verschiedene Gründe, wenn sie gleich keine offenbaren Beweise sind, Verdacht wegen friedlicher Gesinnungen von Seiten des Montezuma, vornemlich das feindseelige Betragen eines Lehnsvasallen der Krone gegen die Besatzung von Vera Cruz.

Dreyßigster Abschnitt.

Revolutionen in Totonocapan.

Quauhpopoca, Herr von Nauhtlan (bey den Spaniern Almeria genannt), einer Stadt an der Küste des Mexicanischen Meerbusens, 36 Meilen Nordwärts von Vera Cruz, dicht an den Gränzen von Mexico belegen, erhielt vom Könige Befehl, die Totonacas, sobald als Cortez die Küste verlassen hatte, wieder zum vorigen Gehorsam zu bringen; diesem zufolge forderte er den gewöhnlichen Tribut dieser Nation an den König auf eine ungestüme Weise. Die Totonacas voller Einbildung auf ihre neuen Bundsgenossen, gaben die stolze Antwort: daß sie einem, der ihr König nicht mehr wäre, auch den Tribut nicht länger entrichten wollten. Als Quauhpopoca merkte, daß seine Forderungen nichts halfen, und daß sie sich zu sehr auf ihre neuen Bundsgenossen verliessen, um sich zu unterwerfen, und ihren Monarchen den schuldigen Gehorsam zu beweisen, stellte er sich an die Spitze der Mexicanischen Völker, welche an den Gränzplätzen in Besatzung lagen, und that in die Besitzungen von Totonacapan verschiedene Einfälle, um sie für ihre Empörung zu züchtigen.

Die Totonacas beschwerten sich darüber bey Juan de Escalante, Commendanten zu Vera Cruz, und baten, er mögte doch den Grausamkeiten der Mexicaner ein Ende machen, mit dem Versprechen, ihm mit vielen Truppen beyzustehen. Escalante schickte an den Heerführer der Mexicaner einen Gevollmächtigten, um ihm die

eindseeligkeiten zu wiederrathen, die der König von Mexico ohnmöglich genehmigen könne, weil solcher so iel Verlangen bezeige, die Spanier, welche Beschützer er Totonacas wären, zu begünstigen. Quauhpopoca wiederte, daß er es besser wissen müsse, ob der König on Mexico die Bestrafung dieser Rebellen für gut finde der nicht; hielten die Spanier es aber für rathsam, die Totonacas zu schützen, so wolle er ihnen mit seiner Armee n der Ebne von Nauhtlan entgegen kommen, um den Streit mit den Waffen auszumachen. Diese Antwort onnte der Commendant nicht leiden, sondern marschirte gleich mit 2 Pferden, 2 kleinen Kanonen, 50 Mann Infanterie und ohngefehr 10,000 Totonacas nach der estimmten Ebene. Die Totonacas wurden gleich beym rsten Angriff von den Spaniern in Unordnung gebracht, nd ergriffen meistens die Flucht; aber zur Beschämung hrer Feigheit setzten die 50 Spanier das Treffen muthig ort, und thaten den Mexicanern keinen geringen Abbruch, elche die Gewalt der Artillerie, und die Europäische rt zu fechten, nicht kannten, und sich ganz bestürzt in ie benachbarte Stadt Nauhtlan zurückzogen. Die Spa ier verfolgten sie eifrig, und steckten etliche Häuser in Brand, aber der Sieg kostete ihrem Commendanten das eben, indem er 3 Tage darauf an seinen Wunden starb, nglichen 6 oder 7 Gemeinen, und einer Anzahl von To onacas. Einer dieser Soldaten, der einen grossen Kopf und ein trotziges Ansehen hatte, ward gefangen, nd durch Quauhpopoca nach Mexico geschickt; weil er ber unterwegs an seinen Wunden starb, so brachten sie em Montezuma nur seinen Kopf, über dessen Anblick der König so stutzte, und sich eckelte, daß er nicht zugeben vollte, daß man ihn in irgend einen Tempel des Hofes en Göttern darbrächte.

Cortez empfieng die Nachricht von diesen Vorfälle noch ehe er Cholula verließ [f]), fand aber nicht für gut seine Verlegenheit darüber bekannt zu machen, um seine Soldaten den Muth nicht zu benehmen.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Marsch der Spanier nach Tlalmanalco.

Weil Cortez nun in Cholula nichts mehr zu verrichten hatte, setzte er den Weg nach Mexico mit allen Spaniern, 6000 Tlascalanern, und einigen Völkern von Cholula und Huexotzinco fort. Zu Izcalpan, einem zu Huexotzinco gehörigen Dorfe, 15 Meilen von Cholula kamen die Häupter von Huexotzinco abermals, um ihm ihre Hochachtung zu bezeugen, und zu benachrichtigen daß es 2 Wege nach Mexico gebe, der eine sey eine frey wohl unterhaltene Heerstraße, die aber zu einigen Vertiefungen führe, wo man sich mit Grund im Hinterhalt liegende Feinde zu vermuthen Ursache hätte, der andre wäre kürzlich durch ein Verhau von Bäumen unbrauchbar gemacht, aber doch der kürzeste und sicherste. Cortez machte von dieser Nachricht Gebrauch, und ließ den Mexicanern zum Trotz alle Hindernisse unter dem Vorwande aus dem Wege räumen, daß dies nur den Spaniern zu desto mehrerer Anspornung diene, ihren Muth und Eifer zu bezeigen. Er setzte den Weg durch den grossen Wald von Fichten und Eichen bis an einen hohen Berg fort, über den der Weg ging. Er hieß Ithualco, und lag zwischen den beyden Vulkanen, Popocatepec und Iztaccihuatl; hier fanden sie etliche Häuser zur Bewirthung der Mexicanischen Kaufleute. Von hier aus konnten sie das kühne Wagstück des Kapitains Diego de Ordaz am besten beurtheilen, welcher vor etlichen Tagen,

f) Fast alle Geschichtschreiber behaupten, Cortez habe die Nachricht erst in Mexico erfahren, er selbst versichert aber, er sey noch in Cholula gewesen.

n diesen Völkern einen Beweis Spanischer Herzhaftig-
it zu geben, mit 9 andern Spaniern auf dem Gipfel
s Popocatepec gestiegen war, ob er gleich wegen des
elen Schnees, und der Wolken von Asche und Rauch,
elche er ausspie, den Schlund nicht sehen konnte g).

Vom Gipfel des Ithualco genossen die Spanier
s ersten Anblicks von dem reizenden Thal von Mexico,
elches einen sehr verschiedenen Eindruck auf sie machte.
inige freueten sich über den Prospect der Seen, der an-
hmen Thäler, der grünen Berge, und der vielen an-
hnlichen Städte in und an diesen Seen; andre schöpf-
n nun Hofnung, sich durch Plünderung eines so reichen
ndes, das vor ihnen lag, zu bereichern; aber die klüg-
en überdachten bey der Absicht eines so volkreichen Lan-
s die Verwegenheit und die Gefahr, die sie vor Augen
hen, und wurden dergestalt von Furcht überfallen, daß
e lieber gleich nach Vera Cruz zurückzukehren wünschten,
ätte Cortez ihnen nicht durch sein Ansehen, und durch
nführung neuer Gründe, die ihm sein fruchtbares Genie
ngab, neuen Muth zur Unternehmung eingeflößt.

Montezuma lebte inzwischen in grosser Sorge und
eßtürzung wegen des Vorfalls zu Cholula, er begab
ch nach dem Pallast Tlillancalmecatl, der zum Auffent-
alt bey betrübten Vorfällen bestimmt war, und brachte
ort 8 Tage mit Fasten und den gewöhnlichen Kasteyun-
en zu, um den Schutz der Götter dadurch zu erhalten.
Von hier schickte er 4 Herrn seines Hofes an den Cortez
it neuen Geschenken und Bitten ab, um ihn von der

g) B. Diaz und fast alle Historiker sagen, er habe bey Besteigung dieses berühmten Berges in seiner Mündung hineingesehen: aber Cortez, der es besser wußte, gedenkt nichts davon. Nichts-desto weniger erlaubte der König von Spanien den Ordaz einen Vulkan im Wappen zu führen. Diese grosse Unternehmung war dem Montagno und andern Spaniern vorbehalten, welche nach der Eroberung von Mexico nicht nur den Schlund besahen, sondern sich auch mit größter Lebensgefahr hinein begaben, und eine Menge Schwefel herausbrachten, um Schießpulver daraus zu machen.

Reise nach Mexico abzubringen. Er erbot sich zu einem jährlichen Tribut an den König von Spanien, und dem Cortez 4 Lasten Goldes [h]), und jedem seiner Kapitains und den Soldaten auch eine zu geben, wenn er von dem Orte, wo die Gesandten ihn treffen würden, wieder in sein Vaterland zurückkehren wollte. In solche Furcht setzte der kleine Haufen Spanier diesen abergläubischen Regenten. Er hätte nicht mehr Eifer und Kunst anwenden können, ihre Ankunft zu vermeiden, wenn er alles Unglück, welches ihm von ihnen bevorstand, hätte voraus sehen können.

Die Gesandten trafen den Cortez zu Ithualco; ihr Geschenk bestund diesmal aus allerley Arbeiten von Gold, ohngefehr 1500 Dukaten werth. Cortez erwies ihnen alle Achtung, dankte dem König für das Geschenk, und die prächtigen Versprechungen, wofür er ihm gute Dienste zu leisten im Stande seyn würde; zugleich erklärte er ihnen aber auch, daß er nicht wieder umkehren könne, ohne Vorwürfe des Ungehorsams von seinem Monarchen zu verdienen, seine Absicht sey keinesweges dem Staate das geringste Leid zuzufügen, wenn er aber dem Könige von Mexico seine Aufträge, die er keiner Seele anvertrauen dürfe, würde bekannt gemacht haben, und dieser alsdenn den Aufenthalt der Spanier in seinem Reiche nicht länger leiden wolle, alsdenn sey er bereit, unverzüglich in seine Heymath zurückzukehren.

Montezumas Unruhe ward durch allerley Mährchen der Priester noch vermehrt, insonderheit durch die Nachricht von verschiedenen Orakelsprüchen und schrecklichen Erscheinungen, die sie ihren Erzählungen nach während dieser Zeit gehabt haben wollten. Endlich ward er in eine solche Angst gejagt, daß er, ohne Antwort von

h) Die gewöhnliche Last eines Mexicaners betrug ohngefehr 50 Spanische Pfunde, oder 800 Unzen. Erwegen wir die Anzahl der Spanier, so mogte das, was Montezuma geben wollte, um sie von der Reise an seinem Hofe abzuhalten, über 3 Millionen Dukaten betragen.

einer letzten Gesandschaft an die Spanier zu erwarten, nit dem Könige von Tezcuco, seinem Bruder, Cuitlahuitzin, und einigen andern Männern, die er gewöhnlich zu Rathe zu ziehen pflegte, neue Berathschlagungen anstellte. Sie blieben insgesammt bey ihrer vorigen Meinung; Cuitlahuitzin wollte die Spanier gar nicht zulassen, sondern sie entweder mit Güte oder mit Gewalt zwingen, das Reich zu verlassen: Cacamatzin war der Meinung, sie als Gesandte anzunehmen, weil der König Macht genug hätte, sie zu vertilgen, wenn sie etwas gegen seine Person oder den Staat im Schilde führten.

Montezuma war bisher auf seines Bruders Seite gewesen, jetzt fiel er dem Könige von Tezcuco bey: trug ihm aber doch auch zugleich auf, selbst den Spaniern entgegen zu gehen, und sich alle Mühe zu geben, die Reise zu widerrathen. Cuitlahuitzin wandte sich darauf zu seinem Bruder dem Könige, und sagte: „Es ist der Wille der Götter, diejenigen nicht in euren Wohnungen aufzunehmen, die euch daraus verjagen werden, und dem Uebel zuvorzukommen, weil ihr noch Zeit und Mittel dazu habt.“ „Was können wir aber thun, versetzte der König, wenn unsre Freunde, und was noch mehr ist, die Götter selbst unsre Feinde, anstatt uns begünstigen? Ich bin entschlossen, und wünsche daß alle denselben Vorsatz hegen, nicht zu fliehen, oder Zaghaftigkeit zu verrathen, es mag erfolgen, was da will — ich bedaure nur die Alten und Jungen, die nicht Kräfte genug haben, sich zu vertheidigen.“

Nachdem Cortez die Gesandten entlassen hatte, brach er von Ithualco auf, und marschirte durch Amaquemecan und Tlalmanalco, ein paar Städte, die ohngefehr 9 Meilen aus einander und am Fuße der Gebürge liegen. Amaquemecan enthielt nebst den herumliegenden einzelnen Häusern 2000 Einwohner [i]). Die

i) Amaquemecan heißt bey den Spaniern Mecameca, und ist jetzt ein Dorf, welches bloß als der Geburtsort der Nonne Johanna Agnese vom Kreuze, bekannt ist, weil solche ein grosses Genie und viel Gelehrsamkeit besaß.

Spanier wurden an diesem Orte wohl aufgenommen; verschiedene Häupter dieser Provinz machten ihren Besuch beym Cortez, und schenkten ihm Gold und Sclaven. Sie beschwerten sich, wie die von Chempoalla und Chiahuitztla heftig über die Bedrückungen des Königs von Mexico und seiner Minister, und liessen sich auf Anrathen der Chempoalleser und Tlascalaner, die den Cortez begleiteten, in Verbindungen mit den Spaniern ein, um dadurch ihre Freyheit wieder zu erhalten. Kurz, je weiter die Spanier vordrangen, desto mächtiger und gröſſer ward ihr Anhang, wie ein Bach, der durch die Aufnahme andrer kleinen Flüßgen endlich zu einem groſsen Fluß wird.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Cortez empfängt einen Besuch des Königs von Tezcuco.

Von Tlalmanalco marschirte die Armee auf Ajotzinco, ein am südlichen Ufer des Sees Chalco belegnes Dorf [k]), mit einem Hafen für Kauffarthey-Schiffe, die mit dem südwärts von Mexico belegenen Landschaften einen Handel trieben. Die Neugierde das Lager der Spanier zu sehen, kam einigen Mexicanern sehr theuer zu stehen; die Spanischen Schildwachen hielten sie für Spione, und schossen, weil sie in beständiger Furcht für Verrätherey waren, in dieser Nacht 15 todt. Als sie den folgenden Tag eben aufbrechen wollten, erschienen einige vom Mexicanischen Adel, und meldeten den König von Tezcuco im Nahmen seines Oheims des Königs von Mexico bey dem Cortez an. Kurz darauf erschien der König selbst in einem Tragsessel mit schönen Federn geziert, von 4 seiner Leute getragen, mit einem zahlreichen

k) Solis verwechselt Amaquemecan mit Ajotzinco: ersteres lag nie, wie er behauptet, am Ufer des Sees, sondern 12 Meilen davon an der Seite eines Berges.

nd glänzenden Gefolge des Mexicanischen und Tezcuca-
ischen Adels. Sobald er den Spanischen Anführer er-
ickte, stieg er herab, und ging zu Fuß unter Vortretung
niger Bediente, welche alles, was seinen Füßen und
ugen anstössig scheinen konnte, wegräumten. Die
Spanier wunderten sich über das Gepränge, und mach-
n einen Schluß auf die Pracht und Größe, welche sie
y dem Könige von Mexico selbst antreffen würden.

Cortes gieng ihm bis an die Thür seiner Wohnung
tgegen, bückte sich tief, welches der König erwiederte,
dem er die Erde mit der rechten Hand berührte, und
darauf zum Munde brachte. Er trat darauf mit
nem majestätischen Wesen in einen der Säle, setzte sich
n sebst nieder, wünschte dem General und seinen Spa-
ern zu ihrer Ankunft Glück und bezeugte, daß sein Oheim
r König von Mexico ein besonderes Vergnügen darüber
pfände, eine Freundschaft mit dem Monarchen in
ten, der sie hieher geschickt, zu errichten; zu gleicher
it vergrösserte er aber auch die Schwürigkeiten, die er
thwendig übersteigen müßte, um nach Hofe zu gelan-
n, und bat den Cortez, seinen Vorsatz zu ändern, wenn
anders sein Wunsch wäre, den König zu gefallen.
ortez versetzte, wenn er ohne seinen Auftrag auszurich-
umkehre, so handle er wider seine Pflicht, und wür-
den Mornarchen, der ihn sende, äußerst beleidigen, zu-
l da er der Residenz so nahe wäre, und die Gefahren
er so weiten Reise überstanden hätte. Wenn das so
erwiederte der König, so werden wir uns in der Re-
enz wieder sehen, und nahm darauf sehr höflichen
schied, nachdem man ihn mit verschiedenen Europäi-
en Sachen beschenkt hatte. Er ließ einen Theil der
elichen zurück, damit sie den Cortez auf dem Marsche
leiten möchten.

Von Ajotzinco marschirten die Spanier auf Cuit-
uac, eine auf einer kleinen Insel im See Chalco be-
enen Stadt, welche Cortez für die schönste, die er
ch gesehen, hielt. Sie hieng vermittelst zweener brei-

ten und bequemen durch den See geführten Wege mit dem festen Lande zusammen. Der eine gegen Süden war 2 Meilen lang, und der andre gegen Norden noch länger. Indem die Spanier darüber marschirten, sahen sie mit Vergnügen die Menge von schönen am See liegenden Städte, die Tempel und Thürme, welche über die Häuser hervorragten, die Bäume und das Buschwerk, welches die bewohnten Plätze noch verschönerte, die Felder und im See schwimmenden Gärten, und die unzähligen darauf fahrenden Schiffe. Zu gleicher Zeit empfanden sie doch aber auch einige Furcht über die unzählige Menge Volks, welche von allen Ecken herzuströmte um sie zu beschauen. Cortez befahl deswegen seinen Leuten in guter Ordnung zu marschiern, und sich auf alle Fälle in Bereitschaft zu halten; er sorgte dafür, daß die Indianer den Weg nicht verstopften, oder seinen Gliedern zu nahe kamen, wenn sie nicht wollten als Feinde behandelt werden. In Cuitlahuac wurden sie mit allen Bequemlichkeiten und Lebensmitteln versorgt. Der Herr der Stadt beschwerte sich in geheim gegen Cortez über die Tiranney des Königs von Mexico, errichtete einen Bund mit ihm, belehrte ihn wegen des besten Weges, den er nach der Residenz zu nehmen hätte, und erzählte ihm, in was für eine grosse Bestürzung Montezuma sich über die Orakelsprüche der Götzen, über die Zeichen am Himmel, und über das Glück der Spanischen Waffen befände.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Die Prinzen von Tezcuco besuchen den Cortez, die Spanier langen in ihrer Residenz an.

Von Cuitlahuac giengen die Spanier über den zweyten Weg nach Iztapalapan; unterwegs begegnete dem Cortez ein neuer glücklicher Zufall. Als der Prinz Ixtlilxochitl merkte, daß Cortez den Weg nicht durch Ca

polalpan nehmen würde, wo er ihn erwartete, entschloß er sich, ihm auf dem Wege nach Iztapalapan entgegen zu gehen. Er trat also den Marsch mit einer ansehnlichen Menge Truppen an, und passirte nahe bey Tezcuco vorbey. Wie der Prinz Coanacoßin dieses erfuhr, so faßte er den Entschulß, seinen Bruder, nachdem er seit ihrer oben erwehnten Entzweyung seit 3 Jahren gänzlich mit ihm gespannt gewesen, auf diesem Marsche zu besuchen, es sey nun daß die brüderliche Liebe wieder bey ihm erwachte, oder daß er hofte aus der Vereinigung ihres beyderseitigen Interesses mehr Nutzen zu ziehen. Sie faßten bey dieser Gelegenheit wieder eine gegenseitige Zuneigung, söhnten sich aus, und wurden einig, sich mit den Spaniern zu verbinden. Sie seßten die Reise mit einander fort, und stiessen zu Iztapalatenco zu den Fremdlingen.

Cortez gerieth bey dem Anblick so vieler bewafneten Soldaten in einige Verlegenheit, wie er aber wer diejenigen wären, die ihm einen Besuch abstatten wollten, und die Ursachen davon vernahm, gieng er ihnen entgegen, und nach den gewöhnlichen Bewillkommungen, luden ihn die beyden Prinzen nach der Residenz Tezcuco ein, wozu er sich um so leichter bereden ließ, weil er von dem Prinzen Ixtlilxochitl, dessen Neigung zu den Spaniern sich deutlich offenbarte, wichtige Dienste zu erlangen hofte.

Tezcuco kam zwar an Ansehen und Pracht der Hauptstadt Mexico nicht völlig gleich, war aber doch die größte und volkreichste Stadt in Anahuac. Wenn man die Städte Huexotla, Coatlichan und Atenco, die wegen ihrer Nähe gleichsam als Vorstädte anzusehen waren, dazu rechnet, so belief sich die Anzahl der Häuser auf 140,000. Sie kam den Spaniern 2mal so groß als Sevilla vor. Die Grösse der Tempel und königlichen Palläste, die Schönheit der Straßen, Springbrunnen und Gärten, gaben ihnen Abwechselung genug zur Bewunderung. Cortez hielt seinen Einzug in Begleitung

der beyden Prinzen, und vieler vom Acolhuanischen Adel, und unter dem Zulauf einer unglaublichen Menge Volks. Man wies ihm und seiner Armee den vornehmsten Königlichen Pallast an, und die Bewirthung war der Wohnung angemessen. Der Prinz Ixtlilxochitl trug ihm nun seine rechtmässigen Ansprüche auf den Thron von Acolhuacan vor, und beklagte sich über seinen Bruder Cacamatzin, und seinen Oheim den König von Mexico. Cortez versprach, ihn zum Besitz der Krone zu verhelfen, so bald seine Unterhandlungen in Mexico beendigt seyn würden, und zog, ohne sich in dieser Residenz länger aufzuhalten, nach Iztapalapan.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Einzug der Spanier in Iztapalapan.

Iztapalapan war eine schöne grosse Stadt gegen die Ecke der kleinen Halbinsel, zwischen dem See von Chalco gegen Süden, und den von Tezcuco gegen Norden gelegen. Von dieser Halbinsel führte ein Weg nach der kleinen Insel von Mexico, welcher über 7 Meilen lang gepflastert, und vor vielen Jahren durch den See angelegt war. Iztapalapan hatte damals über 12000 Häuser, die auf lauter kleine dicht an einander liegende Inseln gebauet waren, und dicht dabey befanden sich unzählige schwimmende Gärten und Felder. In der Stadt regierte der Prinz Cuitlahuitzin, Bruder des Montezuma, und sein nächster Thronfolger in Mexico. Er und sein Bruder Matlatzincatzin, Herr der Stadt Cojohuacan, empfingen den Cortez mit eben den Ceremonien als die vorigen Herren, durch deren Städte er passirt war. Er ward in einer zierlichen Rede bewillkommet, und nebst den bey sich habenden Truppen im Königlichen Pallaste einquartirt, welches ein grosses weitläuftiges Gebäude von Stein und Kalk, und noch nicht einmal ganz vollendet war. Ausser den vielen bequemen Zimmern und

Sälen, Dächern von cedern Holz, mit baumwollenen Tapeten behangenen Wänden, und grossen 4 eckigen freyen Plätzen, die den alliirten Truppen angewiesen wurden, befand sich ein schöner Garten von weitläuftigem Umfange dabey, den wir bereits bey Gelegenheit des Feldbaues der Mexicaner beschrieben haben. Nach dem Mittagsessen führte der Prinz seine Gäste in diesen Garten, wo sie sich ungemein ergötzten, und einen hohen Begriff von der Pracht der Mexicaner bekamen. Die Spanier bemerkten, daß sie in dieser Stadt statt der bisherigen durchgängigen Klagen und Beschwerden nichts als Lobeserhebungen von der Regierung hörten; vermuthlich war die Nähe der Residenz Ursache, daß die Einwohner sich vorsichtiger in ihren Reden bezeigten.

Den folgenden Tag marschirten die Spanier über den Weg, der beschriebenermassen Iztapalapan mit Mexico verband. Er war von 7 schmalen Kanälen durchschnitten, damit die Böte von einem See in den andern kommen konnten; über diese lagen eben so viel Brücken zur Bequemlichkeit der passirenden, welche aber leicht weggenommen werden konnten, wenn es die Noth erforderte, den Feinden die Annäherung zu verwehren. Der Weg ging durch Mexicaltzinco, darauf sahen sie die am Ufer des Sees liegenden Städte Colhuacan, Huitzilopocho, Cojohuacan und Mixcoac, und erreichten unter dem Zulaufe einer erstaunlichen Menge Volks einen Ort, Xoloc genannt, wo dieser Weg und der von Cojohuacan zusammenstossen, und der nur eine halbe Meile von Mexico liegt. In dem Winkel, welchen beyde Wege machen, lag eine Bastey mit 2 kleinen Thürmen, und mit einer 10 Fuß hohen Mauer umgeben, die Schießscharten, 2 Eingänge und eine Zugbrücke hatte. Dieser Ort ist deswegen in der Mexicanischen Geschichte merkwürdig, weil der Anführer der Spanier während der Belagerung der Stadt sein Quartier darin hatte. Die Armee machte hier halte, damit Cortez von mehr als 1000 Adelichen aus Mexico bewillkommt werden kon-

ten. Sie waren einförmig gekleidet, und so wie ein jeder vor dem General vorbey gieng, beobachtete er die Ceremonie, daß er sich bückte, die Erde berührte, und die Hand küßte.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Einzug der Spanier in Mexico.

Mit diesen Complimenten verstrich eine Stunde, worauf die Spanier ihren Marsch so ordentlich, als wenn es zur Schlacht gienge, fortsetzten. Kurz vor der Stadt empfieng Cortez die Nachricht, daß ihm der König von Mexico entgegen käme; bald darauf erschien er auch mit einem zahlreichen vornehmen Gefolge. Drey voraufgehende Adeliche hielten jeder einen goldnen Stab in der Hand, als das Zeichen der Majestät, woraus das Volk die Gegenwart des Königs erkennen mußte. Montezuma war reich gekleidet, und wurde in einem mit Goldplatten bedeckten Tragsessel von 4 Adelichen auf der Schulter unter einem Sonnenschirm von grünen mit Gold verzierten Federn getragen. Von den Schultern hieng ein mit Juwelen, Gold und kostbaren Steinen besetzter Mantel herab, auf dem Kopfe trug er eine dünne goldne Krone; die goldnen Schuhe waren mit ledernen Riemen, die ebenfalls mit Juwelen besetzt waren, zugebunden. Ihn begleiteten 200 Herrn (Kaziken), die auf eine vornehmere Art als die übrigen Adelichen gekleidet waren, aber baarfuß, und paarweise, jedoch dicht an den Häusern giengen, um den Respeckt für ihren Monarchen anzudeuten.

Sobald der König und der Spanische Heerführer einander ansichtig wurden, stieg letzterer vom Pferde, und der König vom Tragsessel; er gieng jenem entgegen, indem er sich auf den Arm des Königs von Tezcuco und des Herrn von Iztapalapan stützte. Cortez machte eine tiefe Verbeugung, näherte sich dem Könige, und hieng

ihm eine goldne Schnur mit gläsernen Kügelchen, die wie Edelgesteine aussahen, um den Hals. Der König beugte sich vorwärts, um dies geschehen zu lassen [1]). Cortez wollte ihn auch umarmen, aber die beyden Prinzen liessen es nicht zu. Er bezeugte ihm in einer kurzen Rede, wie es die Umstände erforderten, seine Achtung, seine wohlmeinende Gesinnungen, und das Vergnügen einen so grossen Monarchen kennen zu lernen. Montezuma antwortete nur einige Worte, und nachdem er der Gewohnheit gemäß die Erde berührt, und die Hand geküßt hatte, schenkte er ihm zum Danke für die Schnur mit Glaskugeln zwey Halsbänder von Perlenmutter, daran goldne, nach der Natur gemahlte Krebse hiengen. Er befahl darauf dem Prinzen Cuitlahuitzin den General in seine Wohnung zu führen, und er begab sich mit dem Könige von Tezcuco hinweg.

Die Edelleute sowohl als die gemeinen Leute, welche von den Dächern, aus den Thüren und Fenstern der Häuser alles was vorgieng, beobachteten, waren voll Erstaunen über so viele außerordentliche Gegenstände, und die unerhörte Herablassung des Königs, welches viel dazu beytrug, ihnen hohe Begriffe von den Spaniern beyzubringen. Die letztern waren nicht weniger voll Verwunderung über die Größe der Stadt, über die prächtigen Gebäude, und über die Volksmenge; sie giengen auf der langen breiten Straße fort, welche eine Fortsetzung des Weges von der am See liegenden Stadt Iztapalapan in Schnurgerader linie war, und sich bis an das südliche Thor des grossen Tempels erstreckte. Die Verwunderung wechselte aber mit Furcht ab, wenn sie

1) Solis begeht in seiner Erzählung von dieser Zusammenkunft 4 Fehler. Er sagt 1) die Schnur oder Kette sey nicht von Glaskügelchen gewesen; 2) daß die beyden Prinzen, welche den König begleitet, dem Cortez das Umhängen nicht zulassen wollen; 3) daß sie es mit einiger Verachtung gethan; 4) daß der König ihnen deswegen einen Verweis gegeben. Dies ist alles erdacht und falsch, und widerspricht dem eigenhändigen Bericht des Cortez.

sich als einen kleinen Haufen im Mittelpunkte eines fremden volkreichen Staats gedachten. Auf diese Art marschirten sie 1 Meile in der Stadt bis zu dem für sie bestimmten Pallast, welcher nicht weit von dem westlichen Thore besagten Tempels lag, und vormals dem Könige Axajacatl gehört hatte.

Hier erwartete ihn Montezuma, der sich voraus dahin begeben hatte. Als Cortez beym Thore des Pallastes anlangte, nahm der König ihn bey der Hand, führte ihn in einen grossen Saal, hieß ihn auf einem niedrigen, mit einer baumwollenen Decke behangenen Fußschemel, wie man sie heutiges Tages bey den Altären zu haben pflegt, dicht an der Wand niedersitzen, welche mit einer mit Gold und Edelsteinen besetzten Tapete geziert war. Beym Abschiede, sagte er zu ihm, ihr seyd nun mit euren Gefährten in eurem eignen Hause, erhohlt euch nunmehr, und labt euch mit Essen und Trinken; ich werde mich bald wieder einstellen.

Der König begab sich wieder nach seinem Pallast; Cortez ließ gleich eine Salve mit seiner ganzen Artillerie geben, um die Mexicaner durch dieses Getöse in Schrecken zu setzen. Unterdessen besahe er alle Zimmer des Pallastes, wo seine Leute einquartiert werden sollten. Dies Gebäude war so weitläuftig, daß nicht nur die Spanier, sondern auch ihre Bundsgenossen, welche nebst den mitgebrachten Weibern und Bedienten über 7000 Menschen ausmachten, Platz darin hatten. Allenthalben beobachtete man die größte Reinlichkeit, fast in allen Zimmern befanden sich Betten von Matten, die von Schilf und Palmblättern nach hiesiger Landesart gemacht waren; andre runde Matten dienten statt der Küssen, nebst Decken von feiner Baumwolle, und Sitzen, die aus einem einzigen Stücke Holz bestunden. In einigen Zimmern lagen Decken auf dem Fußboden, und die Wände waren mit buntem baumwollnen Zeuge tapezirt. Die Mauern hatten eine mittelmässige Dicke, und in gewissen Entfernungen stunden kleine Thürme. Die Spanier fanden

lso alles, was sie sich nur zu ihrer Sicherheit wünschen onnten. Ihr unermüdeter und vorsichtiger General ellte gleich die nöthigen Wachen aus, ließ dem Thor es Pallasts gegen über eine Batterie mit Kanonen auffüh- en, und suchte sich so gut als möglich in Vertheidigungs- tand zu seßen, als wenn er noch in dieser Nacht einen eindlichen Angriff besorgte. Es war an diesem Tage ine prächtige Mahlzeit für den Cortez und seine Officiers ubereitet, wobey die Edelleute aufwarteten. Die übri- en von der Armee bekamen auch einen Ueberfluß an ebensmitteln, obgleich von geringerer Güte. Dieser ür die Spanier und Mexicaner gleich merkwürdige Tag par der 8te November 1719, 7 Monate nach ihrer nkunft im Lande Anahuac.

Zehntes Buch.

Unterhandlung des Königs Montezuma mit dem Spanischen Anführer. Die Könige von Mexico und Acolhuacan werden nebst andern Herren gefangen genommen. Grausame Bestrafung des Quauhpopoca. Anschläge des Statthalters von Cuba wider den Cortez; und Niederlage des Panfili Narvaez. Schlacht bey Otompan. Die Spanier ziehen sich nach Tlascala zurück. Wahl des Königs Cuitlahuatzin. Siege der Spanier in Tepejacac, Xaltatzinco, Tecamachalco und Quauquechollan. Die Kinderblattern richten eine grosse Verwüstung an. König Cuitlahuatzin stirbt, so wie die Prinzen Maxixcatzin und Cuicuitzcatzin. Quauhtemotzin wird in Mexico zum Könige erwählt.

Erster Abschnitt.

Erste Unterhandlungen und neue Geschenke des Montezuma.

Nachdem die Spanier ihr Mittagsmahl gehalten, und alle zu ihrer Sicherheit nöthige Anstalten gemacht hatten, kam der König in Begleitung vieler Adelichen wieder, sie zu besuchen. Cortez gieng ihm mit den vornehmsten Officiers entgegen, und beyde Theile begaben sich darauf in einen grossen Saal, wo alsobald ein andrer niedriger Stuhl neben des Cortez seinem hingestellt ward. Der König beschenkte ihn mit verschiedenen künstlich gearbeiteten Stücken von Gold, Silber und Federn, und mit mehr als 5000 schönen Kleidern von Baumwolle. Zuletzt setzte er sich nieder, und hieß den Cortez neben sich setzen, die übrigen blieben aber insgesammt stehen. Cortez bezeugte ihm in hochtrabenden Ausdrücken seine Dankbarkeit, indem er aber fortfahren

ollte zu reden, unterbrach Montezuma ihn folgender-
ſtalt:

„Tapferer General, und ihr seine Gefährten, der
ganze Hof kann euch das Vergnügen bezeigen, welches
ch über eure glückliche Ankunft in dieser Residenz em-
pfunden. Hat es bisher geschienen, als wünschte ich
mich zu widersetzen, so ist es bloß geschehen, um meinen
Unterthanen zu willfahren. Euer Ruf hat die Gegen-
stände vergrössert, und die Gemüther beunruhigt. Es
hieß, ihr wäret unsterbliche Götter, ihr rittet auf wil-
den Thieren von fürchterlicher Größe, und Wuth, daß
die Erde von eurem Donner erzittere. Einige erzähl-
ten, ihr wäret von der See ausgeworfene Ungeheuer,
ihr hättet euer Vaterland aus unersättlichem Durste
nach Golde verlassen, suchtet nichts als euer Vergnü-
gen, und wäret so gefräßig, daß ihr mehr zu euch näh-
met, als 10 von den Unsrigen. Diese Irrthümer sind
nun alle verschwunden, da meine Unterthanen euch ge-
nauer kennen lernen. Wir wissen nun, daß ihr sterb-
liche Menschen seyd, so gut wie wir, obgleich von an-
drer Farbe, und mit einem Bart versehen, wir haben
nun gesehen, daß jene so berüchtigten wilden Thiere
bloß stärkere Hirsche sind, als die Unsrigen, und daß
euer vorgeblicher Donner und Bliß nur eine künst-
lichere Art von schiessenden Röhren ist, deren Kugeln
mit mehrerer Gewalt fortgetrieben werden, und mehr
Schaden thun, als die Unsrigen; In Ansehung eurer
persönlichen Eigenschaften wissen wir aus den Nach-
richten derer, die mit euch in Verbindung gestanden,
daß ihr gut und großmüthig seyd, gelassen Widerwär-
tigkeiten erduldet, keinen Hang zur Härte habt, ausser
gegen diejenigen, die euch durch feindseeliges Betragen
zum Zorn reizen; und daß ihr eure Waffen bloß zur
Vertheidigung eurer Person gebraucht.“

„Ich zweifle nicht, daß ihr auf gleiche Weise die
falschen Begriffe, welche euch meine Vasallen oder
Feinde aus Schmeicheley beygebracht haben, entweder

„bereits abgelegt habet, oder wenigstens bald ablege
„werdet. Manche haben euch vielleicht gesagt, daß ic
„ein Gott bin, der nach Belieben die Gestalt eines Löwen
„Tygers oder andern Thiers annimmt: aber jetzt seh
„ihr (indem er seine Haut auf den Arm mit den Finger
„anfaßte) daß ich Fleisch und Knochen habe wie andr
„sterbliche, ob ich gleich edler von Geburt, und mächtige
„durch meinen hohen Rang bin. Die Chempoalleser
„welche mir unter eurem Schutze den Gehorsam aufge
„kündigt (eine Empörung, die ihnen nicht ungestraft hin
„gehen soll), haben euch vielleicht weiß gemacht, di
„Mauern und Dächer meiner Palläste wären von Gold
„aber eure Augen haben euch jetzt eines andern belehrt
„Dies ist einer von meinen Pallästen, und ihr nehm
„Mauern von Stein und Kalk, und Dächer von Hol
„daran wahr. Ich leugne nicht, daß ich grosse Reich
„thümer besitze, aber meine Unterthanen vergrössern si
„zu sehr. Einige derselben werden gegen euch grosse Kla
„gen über meine Tiranney und Grausamkeit geführ
„haben; aber sie belegen gesetzmässige Ausübung de
„höchsten Gewalt mit dem Nahmen der Tiranney, uni
„heissen Grausamkeit, was nur nothwendige Streng
„der Gerechtigkeit ist."

„Wir wollen also alle falscher Vorstellungen, die
„uns beyden durch ungerechte Vorspiegelungen gemach
„sind, bey Seite setzen: und ich nehme die von euren
„Könige abgeschickte Gesandschaft an; ich verehre sein
„Freundschaft, und unterwerfe ihm mein ganzes Reich,
„weil mir aus den am Himmel beobachteten Zeichen, und
„aus dem, was wir an euch bemerken, schliessen, daß die
„Periode vorhanden ist, da die Weissagungen unsrer
„Vorfahren in Erfüllung gehen sollen, daß nemlich aus
„Osten gewisse an Kleidung und Sitten von uns verschie
„dene Männer kommen, und Herrn dieses ganzen Lan
„des werden sollen. Denn wir sind nicht die Ursprüng
„lichen Bewohner dieses Landes. Es ist noch nicht so
„undenklich lange, daß unsre Voreltern aus den Nord

ichen Gegenden hieher kamen; wir haben diese Natio-
en nur als Vicekönige Quetzalcoatls, unsers guten und
esetzmässigen Beherrschers, regiert."

Cortez dankte ihm aufs wärmste für die viele von
m bisher bezeigte Freundschaft, und für die rühmlichen
egriffe, die er sich von den Spaniern machte. Er
richtete ihm, er sey von dem größten Monarchen Eu-
pens abgeschickt, der, ob er gleich als ein Abkömm-
g Quetzalcoatls nach etwas Höhern streben könnte,
h doch damit begnüge, mit Ihrer Majestät und seinen
achfolgern ein beständiges Freundschafts-Bündniß zu
richten. Der Endzweck seiner Sendung sey nicht
gend jemand etwas von seinem Eigenthum zu nehmen,
ndern die wahre Religion zu verkündigen, und ihm
nige wichtige Vorschläge zu thun, wie er seine Regie-
ng verbessern, und seine Unterthanen glücklich machen
nne. Dies wolle er bey einer andern Gelegenheit
srichten, wenn Ihre Majestät es genehmigten, ihn
zuhören. Der König war mit dem Vorschlage zufrie-
n, erkundigte sich nach dem Rang und Stand eines
ben Spaniers, nahm Abschied, und schickte bald darauf
n Geschenk von allerley Kunststücken in Gold, 3 Bal-
n schöner Federn, Kleider für jeden Officier, und 2
allen feiner baumwollener Kleider für die gemeinen
oldaten. Nach einem so glücklichen Anfange hätten
e Spanier sich sicher in den ruhigen Besitz dieser grossen
onarchie setzen können, wenn sie eben so viel Klugheit
s Herzhaftigkeit bewiesen hätten [m]).

m) Der gelehrte und richtig urtheilende Acosta sagt bey
elegenheit dieser ersten Unterredung mit dem Montezuma
uch 7. Kap. 25. seiner Geschichte): Viele sind der Meinung,
ß es den Spaniern in Betracht dieser ersten Unterhand-
ng etwas leichter gewesen wäre, mit dem Könige und seinem
eiche nach Belieben zu verfahren, und das Evangelium in
rieden zu allerseitiger Zufriedenheit zu lehren ꝛc.

Zweiter Abschnitt.

Cortez stattet dem Könige seinen Besuch ab.

Den folgenden Tag ließ Cortez sich eine Audie
bey dem Könige ausbitten, und erhielte die Einwilligu
dazu so geschwind, daß diejenigen, welche ihm die An
wort brachten, eben die waren, die ihn einführen, u
in den dabey üblichen Gebräuchen unterrichten sollte
Cortez zog seine kostbarsten Kleider an, und nahm
Kapitains Alvarado, Sandoval, Velasquez, Ordaz, u
5 gemeine Soldaten mit. Sie giengen zwischen ein
ungeheuren Menge Volks durch nach dem Königlich
Pallast. Sobald sie das erste Thor erreichten, so ste
ten sich diejenigen, welche die Spanier begleiteten, in
Reihen, auf jeder Seite der Spanier einer, weil m
es wider den Respeckt gegen den König hielt, hauffe
weise in den Königlichen Pallast zu dringen. Sie gie
gen durch 3 Höfe, und einige Säle ins Vorzimmer d
Audienzsaals, wo sie von einigen Herrn, welche d
Wache hatten, sehr höflich empfangen wurden. S
mußten hier die Schuhe ausziehen, und über ihre Gal
kleider schlechte grobe Kleider anziehen. Beym Eintri
ins Audienzzimmer gieng der König dem Cortez etlic
Schritte entgegen, nahm ihn bey der Hand, und hi
allen mit einem freundlichen Blick sich niederzusetzen.

Montezuma that hierauf verschiedene Fragen von d
Verfassung und den natürlichen Producten Spanien
Cortez gab ihm von allem Nachricht, und lenkte die Re
auf Materien von der Religion. Er erklärte ihm d
Einheit Gottes, die Erschaffung der Welt, die streng
der göttlichen Gerichte, die Belohnung der Gerechte
und die ewigen Strafen der Gottlosen. Darauf rede
er von den Kirchengebräuchen, vom Meßopfer, un
stellte eine Vergleichung zwischen diesen und den barbar
schen Menschenopfern, und dem Essen ihres Fleisches a
wogegen er sehr eiferte. Montezuma erwiederte: wa

ie Erschaffung der Welt beträfe, so hegten sie eben die-
lbe Meinung, als Cortez versichere von seinen Vor-
ahren überkommen zu haben: was das übrige anbeträfe,
) hätten seine Abgesandten ihm bereits Nachricht von
er Religion der Spanier gegeben. Ich habe inzwischen,
ügte er hinzu, keinen Zweifel in Ansehung der Güte des
Gottes, den ihr anbetet; aber wenn er Spanien günstig
t, so sind unsre Götter es auch gegen Mexico, wie uns
ie Erfahrung seit mehrern Jahrhunderten lehrt: erspart
uch also die Mühe, mich zur Verlassung ihres Dienstes
u überreden. Was unser Opfer anbelangt, sehe ich
icht, warum man uns Vorwürfe machen will, daß wir
en Göttern solche Menschen opfern, welche entweder
egen ihrer eigenen Verbrechen, oder ihres unglücklichen
Schicksaals im Kriege bestimmt sind, zu sterben. Ob
Cortez es gleich nicht dahin brachte, ihn zur Christlichen
Religion zu bekehren, so erhielt er doch, wie man sagt,
as Versprechen, daß nie wieder Menschenfleisch auf die
Königliche Tafel kommen sollte; entweder hatten die
Gründe dawider den natürlichen Abscheu gegen dergleichen Nahrungsmittel rege gemacht, oder der König
wollte sich doch in einigen Stücken nachgiebig gegen die
Spanier beweisen. Er gab bey dieser Gelegenheit aber-
nals Proben von Freygebigkeit, indem er den Cortez
und seinen 4 Officiers verschiedne Arbeiten von Gold, und
10 Ballen schöner Kleider von Baumwolle, und jedem
Soldaten ein goldnes Halsband schenkte.

Als Cortez wieder in seinem Quartier (so wollen wir künftig den Pallast Axajatls, wo die Spanier wohnten, nennen) angelangt war, fieng er an den Gefahren nachzudenken, die ihn mitten in einer so festen und volkreichen Stadt umgaben; er beschloß deswegen durch gutes Betragen und gefällige Manieren die Zuneigung des Adels zu gewinnen, und befahl auch seinen Leuten, sich mit möglichster Vorsicht und Bescheidenheit zu betragen, damit die Mexicaner keine Ursache zu Beschwerden hätten. Indem er aber äußerlich auf Ruhe

und Frieden bedacht zu seyn schien, schmiedete er in seinem Kopfe die kühnsten Anschläge, welche der Ruhe ganz entgegen liefen. Um solche zur Ausführung und Reife zu bringen, war es nöthig, die Befestigung von Mexico, die Stärke ihrer Truppen mit eignen Augen zu untersuchen; er hielt zu dem Ende um die Erlaubniß an, seine Palläste, den grossen Tempel, und den Marktplatz zu besehen. Der König war auch bereitwillig dazu; er hegte keinen Verdacht gegen den schlauen General, und sahe die Folgen seiner grossen Nachsicht nicht voraus.

Dritter Abschnitt.

Beschreibung der Stadt Mexico.

Die Stadt Mexico lag, wie bereits gesagt worden, auf einer kleinen Insel im See Tezcuco, 15 Meilen westwärts von der Residenz dieses Nahmens, und 4 ostwärts Tlacopan. Um aufs feste Land zu kommen, waren 3 starke Dämme von Steinen und Erde durch den See geführt; einer gegen Süden auf 7 Meilen lang nach Iztapalapan, der andre nach Tlacopan von 2 Meilen gegen Westen, und der dritte nach Tepejacac gegen Norden 3 Meilen lang [p]). Sie waren alle so breit, daß 10 Mann neben einander darauf reiten konnten. Ausser diesen 3 Hauptwegen war noch ein etwas schmälerer für die beyden Wasserleitungen von Chapoltepec. Die Stadt

p) Dr. Robertson nimmt statt des Weges nach Tepejacac einen nach Texcuco an, den er bey seiner Beschreibung von Mexico gegen Nordwesten setzt, und wenn er von den Posten der Spanier bey der Belagerung redet, setzt er ihn gegen Osten, ob er gleich bereits gesagt hätte, daß gegen Osten kein Weg auf dem See gewesen. Es war aber nie ein Weg von Mexico nach Tezcuco, und konnte auch nicht seyn, wegen seiner erstaunlichen Tiefe in der Gegend, und wäre ja einer gewesen, so hätte er nicht 3 Meilen lang seyn können, wie er versichert, sondern müßte 15 Meilen lang seyn, welches die Entfernung zwischen diesen beyden Städten ist.

ıtte auſſer den Vorſtädten mehr als 10 Meilen im mfange, und die Anzahl der Häuſer belief ſich auf 0000 q). Sie war in 4 Quartiere, und jedes wieder verſchiedne Diſtrickte abgetheilt, deren Mexicaniſche ahmen noch unter den Indianern üblich ſind. Die Quartiere wurden durch die 4 breiten Straſſen abge- eilt, die von den 4 Hauptthoren des groſſen Tempels sgiengen. Das erſte Quartier Tecpan, jetzt St. aul begrif alles zwiſchen den beyden Straſſen aus dem üd- und Oſtthore; das zweyte Mojotla, jetzt St. ohann, das Stück zwiſchen der ſüdlichen und weſt- hen Straſſe; das dritte Tlaquechiuhcan, jetzt t. Maria, das Stück zwiſchen der weſtlichen und rdlichen Straſſe; und das vierte Alzacualco, jetzt t. Sebaſtian, das Stück zwiſchen der nördlichen und lichen Straſſe. Zu dieſen 4 Theilen, die bereits zur it der Gründung von Mexico gemacht wurden, kam ch die Stadt Tlatelolco als ein fünfter Theil, welcher gen Nordweſten lag, und nach der Eroberung durch n König Axajacatl dazu geſchlagen ward, und beyde chten in der Folge die Stadt Mexico aus.

Um die Stadt waren viele Teiche und Behältniſſe, n wenn es nöthig war, Waſſer darin zu ſammlen, und

q) Torquemada behauptet, es wären auf 120000 Häuſer weſen, aber der ungenannte Eroberer, Gomara, Herrera, a. m. ſtimmen in der Zahl von 60000 überein, ſagen aber bt 60000 Einwohner, wie Robertſon vorgiebt. Kein er Schriftſteller nimmt ſo wenig an. Wir haben zwar in Italieniſchen Ueberſetzung des anonymiſchen Eroberers ſſante mila abitanti geleſen, aber dies iſt ohne Zwei- ein Verſehen des Ueberſetzers, der vielleicht im Original d ſeſanta mil Vicinos, und 60000 abitanti daraus machte, ſtatt daß er hätte Fuochi oder Feuerſtäte ſetzen ſollen. nſt wären Cholula, Xochomilco, Iztapalapan und andre gleichen Städte gröſſer als Mexico geweſen. Aber in ger Anzahl ſind die Vorſtädte nicht mit eingeſchloſſen. rquemada rechnete zwar, wie es ſcheint die Vorſtädte u, aber ſeine Rechnung bleibt doch übertrieben.

allenthalben war sie mit Kanälen durchschnitten, so daß
man nach jeder Gegend mit einem Boot fahren konnte
Dieser Umstand trug nicht wenig zur Verschönerung de
Stadt und des bequemen Transports der Lebensmitte
bey, und erleichterte den Handel mit allen Waaren
überdieses sicherte er die Einwohner auch gegen feindlich
Anfälle. Die Hauptstrassen waren breit und gerade
von den andern waren viele blosse Kanäle und nur mi
Booten zu passiren, manche waren gepflastert und ohn
Wasser, und einige hatten einen kleinen Kanal zwische
2 Terrassen für die Fußgänger und zum Ausladen de
Schiffe, oder es waren auch kleine mit Bäumen un
Blumen besetzte Gärten.

Ausser den vielen Tempeln und Königlichen Pall
sten, wovon bereits geredet worden, gab es auch no
andre Palläste und grosse Häuser, welche die Lehnsvasa
len zu ihrer Wohnung aufgeführt hatten, wenn sie si
ihrer Geschäfte wegen eine Zeitlang in der Residenz au
halten mußten. Fast alle Häuser, die des gemein
Mannes ausgenommen, hatten Balcons mit Brustle
nen, und einige sogar Schießscharten und Thürme, d
jedoch weit kleiner als die von den Tempeln ware
Ueberhaupt betrachtet, hatten die Mexicaner für ih
Vertheidigung sowohl auf den Strassen und Häusern a
in den Tempeln sehr gesorgt.

Ausser dem grossen berühmten viereckigen Platz
Tlatelolco, wo der vornehmste Markt gehalten war
gab es noch hin und wieder kleinere Marktplätze, wo
gewöhnlichen Lebensmittel verkauft wurden. An einig
Stellen waren Springbrunnen und Fischteiche; v
nemlich nahe bey den Tempeln auch viele Gärten,
zum Theil auf plattem Boden angelegt, zum Theil
Terrassen erhöht waren.

Die vielen grossen Gebäuden mit übertünchten u
polirten Mauern, die hohen Thürme auf den Tempe
die in allen Quartieren der Stadt zerstreut stunden,
Kanäle, Bäume und Gärten machten zusammen ein

schönes Ganzes aus, daß die Spanier sich nicht satt daran sehen konnten, zumal wenn sie es von dem obersten freyen Platze des grossen Tempels betrachteten, von dem sie nicht nur die ganze Stadt, sondern auch den See, nebst allen am Ufer herumliegenden schönen und volkreichen Städten übersehen konnten. Mit nicht geringerer Bewunderung besahen sie die Königlichen Palläste, und die ausserordentliche Abwechselung von Pflanzen und Thieren, die daselbst unterhalten wurden: aber nichts setzte sie in grösseres Erstaunen, als der grosse Marktplatz. Es war kein Spanier, der ihn nicht erhob; und einige, die halb Europa durchreiset hatten, erklärten, wie B. Diaz berichtet, daß sie an keinem Orte in der Welt weder eine so grosse Anzahl von Kaufleuten, noch eine solche Abwechselung von Waaren, die in der besten Ordnung ausgelegt waren, angetroffen hätten.

Vierter Abschnitt.

Folgen von Cortez Religionseifer.

Als die Spanier den grossen Tempel hinaufstiegen, fanden sie den König dort, welcher sich zum voraus dahin begeben hatte, um durch seine Gegenwart allen Gewaltthätigkeiten gegen seine Götter vorzubeugen. Als Cortez auf Verlangen des Königs selbst von dieser grossen Höhe die Stadt betrachtet hatte, bat er sich die Erlaubniß aus, das Innere des Tempels zu sehen, welches der König, nachdem er zuvor die Priester darum befragt, ihm auch gestattete. Beym Eintritt sahen die Spanier nicht ohne Mittleiden und Abscheu die Blindheit dieses Volks, und die schrecklichen Mordthaten, die sie aus Aberglauben bey ihren Opfern begiengen. Cortez wandte sich darauf mit den Worten zum Könige: „ich wundere mich, daß ein so weiser Monarch diese scheußlichen Figuren des Teufels als Götter anbeten kann.“ Hätte ich geglaubt, versetzte der König, daß ihr so unehrerbietig von den Göt-

tern reden würdet, so hätte ich eurem Verlangen nicht gewillfahret. Als Cortez ihn so aufgebracht sahe, bat er um Verzeihung, und empfohl sich, um in sein Quartier zurückzukehren. Gehe hin in Frieden, gab der König zur Antwort; ich bleibe, um den Zorn der Götter, den ihr durch eure Gotteslästerungen gereizt habt, zu besänftigen.

Dieser Beleidigung ungeachtet, erhielt Cortez doch die Erlaubniß im Bezirk seines Quartiers zur Ehre seines Gottes eine Kapelle zu bauen, nebst den dazu erforderlichen Materialien und Arbeitern. Täglich ward Messe, jedoch ohne Wein, darin gelesen, und die Soldaten hielten ihre Andacht darin. Im vornehmsten Hofe ließ er ein grosses Kreuz errichten, um den Mexicanern zu zeigen, was für eine Verehrung sie diesem Sinnbilde ihrer Religion bewiesen. Vornemlich wünschte er das Heiligthum des Huitzilopochtli zur Verehrung des wahren Gottes einzuweihen, für jetzt hielte ihn aber der Respeckt für den König und die Priester zurück. Erst nach einigen Monaten ließ sich dieser Vorsatz ausführen, nachdem er sich durch Gefangennehmung des Königs und andre nicht minder rasche und unüberlegte Schritte mehr Ansehen erworben hatte, wie wir gleich zeigen werden.

Er zerbrach die Götzenbilder, die hier verehrt wurden, ließ den Tempel reinigen und verzieren, stellte ein Krucifix und ein Marienbild darin auf, kniete davor nieder, und dankte Gott, daß er durch seinen Beystand ihn an diesem dem grausamsten Götzendienst so lange gewidmeten Orte anbeten könne. Aus frommen Eifer wiederhohlte er seine Gründe für die Wahrheit der Christlichen Religion sehr häufig gegen den Montezuma, und ob dieser gleich nicht geneigt war, solche anzunehmen, so ward er doch durch jene Gründe bewogen, die Menschenopfer in Zukunft zu verbieten. Er wollte dem Götzendienst zwar den Spanischen General zu gefallen nicht entsagen, aber gleichwol fuhr er fort ihn zu schmeicheln, so daß kein Tag ohne irgend ein Geschenk und Erzeugung neuer Höf-

lichkeiten gegen die Spanier verstrich). Inzwischen wurde der Königliche Befehl gegen die Menschenopfer nicht genau beobachtet, und die grosse Einigkeit, welche bisher obgewaltet hatte, ward durch die dreisten Schritte des Spanischen Heerführers gestört.

Fünfter Abschnitt.

Gefangennehmung des Königs Montezuma.

Kaum waren 6 Tage nach dem Einzuge der Spanier verflossen, so fand Cortez, daß das einzige Mittel zu ihrer Sicherheit wäre, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Er sahe sich abgeschnitten und von einer unzähligen Menge Menschen umringt, und wie gefährlich ihre Lage werden müßte, wenn der König seine Gesinnungen änderte, welches sich doch gar leicht ereignen könnte. Aber ein solcher Schritt stritt wider alle Gerechtigkeit und Vernunft, welche Achtung für die Majestät des Königs und Dankbarkeit für sein ausserordentlich gnädiges Betragen erforderten. Er suchte alle Gründe zur Befriedigung seines Gewissens und Rettung seiner Ehre auf, und keine schien ihm so kräftig dazu zu seyn, als der Vorfall zu Vera Cruz, wovon er die Nachricht bisher immer heimlich gehalten hatte. Jetzt suchte er sie zu benutzen, und entdeckte sie deswegen seinen Officiers, um es ernstlich zu überlegen, welches die schicklichsten und würksamsten Mittel seyn möchten, sich aus der drohenden Gefahr zu befreyen. Um sein Vorhaben zu rechtfertigen, und die Spanier dazu anzureizen, ließ er einige der Vornehmsten von seinen Bundesgenossen rufen, (deren Nachrichten allemal wegen ihres grossen Hasses gegen die Mexicaner verdächtig seyn mußten) und befragte sie, ob sie etwas neues bey den Einwohnern von Mexico bemerkt hätten. Sie erwiederten, der gemeine Haufe belustige sich mit den öffentlichen Lustbarkeiten, welche der König wegen der Ankunft der vornehmen Fremdlinge an-

zustellen befohlen: aber bey den Adelichen hätten sie einen verdächtigen Blick bemerkt, und unter andern hätten sie von ihnen sagen hören, daß es etwas leichtes seyn würde, die Brücken über die Kanäle abzubrechen, welches eine heimliche Verrätherey gegen die Spanier anzudeuten schien.

Cortez konnte vor Unruhe die ganze Nacht nicht schlafen, und gieng in seinem Quartier voll tiefen Nachdenkens umher. Eine Schildwache benachrichtigte ihn, daß sich in dem einen Zimmer eine neu vermauerte Thür befände. Als Cortez sie aufbrechen ließ, fand man einige mit dem Schatze des verstorbenen Königs angefüllte Kammern, welcher in vielen Götzenbildern, einer Menge aus Gold gearbeiteter Sachen, Edelgesteinen, Federn, Baumwolle und dergleichen bestund, die von den zinsbaren Provinzen, oder den Lehnsvasallen entrichtet werden mußten. Nachdem er diese Schätze mit Erstaunen betrachtet, ließ er die Thüre wieder vermauern, und alles im vorigen Zustande.

Den folgenden Morgen wurden die Kapitains zusammenberufen: er stellte ihnen die von den Herrn von Nauhtlan gegen die Besatzung von Vera Cruz und ihre Bundsgenossen die Totonacas verübten Feindseeligkeiten vor, welches jener, wie die Bundsgenossen selbst gestanden, ohne Erlaubniß des Montezuma nicht gewagt haben würde. Er schilderte ihnen die Gefahr, darin sie schweben, mit lebhaften Farben, und theilte ihnen sein Vorhaben mit, vergrösserte die davon zu erwartenden Vortheile und verringerte das zu befürchtende Uebel.

Die Meinungen waren getheilt. Einige verwarfen den Vorschlag als zu gewagt und nicht thunlich; andere hielten es für besser, sich bey dem Könige die Erlaubniß zum Rückzuge auszubitten, in die er um so geschwinder willigen würde, weil er sie durch so viele Geschenke und so ernstlich von der Reise nach Mexico abzuhalten gesucht hätte. Andre achteten den Rückzug zwar für nothwendig, hielten es aber für besser, ihn heimlich zu unterneh-

nen, um den Mexicanern keine Gelegenheit zu geben, sie
n Grunde zu richten. Aber der größte Theil, welcher
ermuthlich zuvor durch den General gewonnen war, trat
einer Meinung bey, und verwarf die andern Meinungen
ls gefährlicher und schimpflicher. „Was werden die
„Mexicaner, hieß es, von uns sagen, wenn sie sehen, daß
„wir einen Hof so geschwind verlassen, wo man uns mit
„so viel Ehre überhäuft hat? Wird nicht ein jeder glau-
„ben, daß uns die Furcht wegtreibt? Wenn wir einmal
„den Ruf unsers Heldenmuths verlieren, was können
„wir uns alsdenn für Sicherheit versprechen, es sey an
„den Orten des Mexicanischen Gebiets, wodurch wir
„passiren müssen, oder bey unsern Bundsgenossen, welche
„sich nicht mehr aus Respect für unsre Waffen werden
„im Zaum halten lassen.“ Zuletzt ward beschlossen, den
Montezuma in seinem Pallast gefangen zu nehmen, und
ins Spanische Quartier zu bringen; ein in der That
grausamer, unbesonnener und kühner Endschluß, den
ihnen ihr Schicksal und der bisherige ununterbrochene
glückliche Erfolg ihrer Unternehmen eingab.

Um diesen gefährlichen Plan auszuführen, ließ Cor-
tez alle seine Truppen in Waffen treten, und stellte sie
an schickliche Plätze. Er befahl 5 von seinen Officiers
und 25 seiner Soldaten, auf die er das meiste Vertrauen
setzte, sich paarweise nach dem Königlichen Pallast zu be-
geben, und zwar so, als wenn sie zufälligerweise zusam-
men träfen; er selbst gieng, nach erhaltener Erlaubniß
vom König, nebst seiner Dollmetscherin Marina hin,
ihn zur gewöhnlichen Stunde seine Aufwartung zu ma-
chen. Man führte ihn nebst den übrigen Spaniern in
den Audienzsaal, wo der König sie, ohne im geringsten
sein Schicksal zu argwohnen, mit seiner gewöhnlichen
Freundlichkeit empfieng. Er befahl ihnen, sich niederzu-
setzen, beschenkte sie mit verschiedenen Sachen von Gold,
und bot überdieses dem Cortez noch eine von seinen Töch-
tern an, welcher sich sehr höflich dafür bedankte, und
sich entschuldigte, daß er sie nicht annehmen könne, weil

er in Cuba verheyrathet wäre, und nach Christlichen Ge
setzen keine 2 Weiber haben dürfe. Endlich nahm er sie
doch zur Gesellschaft, um keinen Mißfallen bey dem Kö
nige zu erregen, und Gelegenheit zu haben, sie zu einer
Christin zu machen, wie auch in der Folge geschahe.
Den übrigen Officiers gab er gleichfals einige Töchter
vornehmer Mexicanischer Herrn aus seinem Serail.

Nachdem noch eine Zeitlang von allerley Dingen
geredet war, und Cortez merkte, daß ihm dieses von sei
nen Hauptzweck ableite, sagte er endlich, daß sein Besuch
eigentlich zur Ursache habe, ihm das Betragen seines
Vasallen des Herrn von Nauhtlan vorzustellen, und sich
über die von ihm gegen die Totonacas wegen ihrer mit
den Spaniern errichteten Freundschaft bewiesenen Feind-
seeligkeiten, und über den mit den Spaniern zu Vera
Cruz angefangenen Krieg zu beschweren, welcher dem
Statthalter Escalante und 6 Mann von der Besatzung
das Leben gekostet. „Ich muß meinen Monarchen, fügte
„er hinzu, den Tod dieser Spanier benachrichtigen, und
„um dazu gehörig im Stande zu seyn, habe ich wegen
„dieses Vorfalls die genaueste Erkundigungen eingezogen.
„Alle sehen euch als den vornehmsten Urheber dieser Be-
„gebenheiten an; aber ich bin weit davon entfernt, einen
„so grossen Monarchen einer solchen Treulosigkeit fähig
„zu halten, daß ihr mich in jener Provinz als einen
„Feind verfolgen solltet, indessen daß ihr mich in eurer
„Residenz mit Wohlthaten überhäuft."

„Ich zweifle nicht daran, erwiederte der König, daß
„die Tlascalaner meine geschwornen Feinde es sind, die
„mir die Schuld des Kriegs zu Nauhtlan aufbürden;
„aber ich versichere heilig, daß ich keinen Antheil daran
„habe. Quauhpopoca hat ihn ohne meinen Befehl, und
„vielmehr wieder meine Neigung unternommen: um euch
„aber von der Wahrheit dessen zu überführen, will ich
„ihn gleich nach Hofe kommen lassen, und ihn euch über-
„liefern." Er rief darauf 2 von seinen Hofleuten, und
übergab ihnen einen gewissen Edelstein, der ihm beständig

m Arm hieng, und ihm statt des Siegels, oder als ein
eichen seiner Befehle diente. Er beorderte sie mit mög-
chster Geschwindigkeit nach Nauhtlan zu gehen, und
en Quauhpopoca, nebst den vornehmsten Personen, die
n dem Tode der Spanier schuld wären, mit sich nach
er Residenz zu bringen. Zugleich ertheilte er ihnen
Vollmacht, Truppen anzuwerben, und sie mit Gewalt
egzunehmen, wenn sie sich zu gehorchen weigerten.

Die beyden Hofleute machten sich gleich auf den
Weg, um ihren Auftrag auszurichten. Der König
igte darauf zum Cortez: „Was kann ich mehr thun,
um euch von meinen aufrichtigen Gesinnungen zu über-
führen.“ „Daran zweifle ich auch im mindesten nicht,
versetzte Cortez, aber um auch euern Vasallen, die eben-
falls fälschlich muthmassen, daß der Vorgang zu Nauht-
lan auf euern Befehl geschehen, den Irthum zu benehe-
men, wünschten wir einen starken Beweis eures Wohl-
wollens gegen uns, und nichts scheint uns in dieser Ab-
sicht schicklicher, als daß ihr es euch gefallen laßt, mit
uns zu leben, bis die schuldigen Personen ankommen,
und durch ihr Bekenntniß eure Unschuld an den Tag
legen. Das wird für meinen Monarchen eine hinläng-
liche Genugthuung seyn, euer Betragen rechtfertigen,
und wir werden die Ehre haben, unter dem Schutze
„Eurer Majestät in Sicherheit zu leben.“

So sehr Cortez sich auch bemühte sein dreistes und
beleidigendes Verlangen in künstliche Worte einzukleiden
und zu verstecken; so errieth der König seine Meinung
doch gleich, und gerieth in Verwirrung. „Hat man
„wohl je, hub er an, ein Beyspiel erlebt, daß sich ein
„König so geduldig ins Gefängniß führen lassen? und
„wenn ich auch geneigt wäre, mich so weit herabzulassen,
„würden nicht alle meine Vasallen sogleich die Waffen
„ergreifen, um mich in Freyheit zu setzen? Ich bin nicht
„ein Mann der sich verstecken, oder in die Gebürge
„fliehen kann; ohne eine solche Niederträchtigkeit zu
„begehen, bin ich jetzt hier, und bereit, euch Genugthu-

„ung zu verschaffen.“ Das Haus, erwiederte Corte
wohin wir Euer Majestät einladen, ist eines von eure
Pallästen: eure Unterthanen, die an dergleichen Ve
änderung eurer Wohnung gewohnt sind, wird es al
nicht befremden, wenn sie sehen, daß ihr hingehet, d
Pallast eures Vaters zu bewohnen, um dadurch eu
Gewogenheit für uns anzuzeigen. Sollten eure Unte
thanen sich unterstehen wollen, etwas gegen euch od
uns zu unternehmen, so haben wir Muth genug, u
starke Waffen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ueb
gens verspreche ich aufs heiligste, daß ihr von uns eb
so sehr geehrt und geschätzt werden sollt, als von eur
eignen Unterthanen.

Der König blieb bey seiner Weigerung, und Cort
bey seinem dreisten Begehren, bis einer der Spanisch
Officiers, ein sehr verwegner und unternehmender Ma
den Verzug der Ausführung ihres Projekts nicht läng
ertragen konnte, und daher in der Hitze sagte: Es wä
jetzt nicht Zeit, sich lange zu unterreden, sondern m
müsse sich entschliessen, ihn entweder mit Gewalt zu e
führen, oder ihn umzubringen. Der König schloß a
den Mienen des Officiers, was er im Sinn hatte, u
fragte ganz bekümmert die Marina, was dieser wüthen
Fremdling sage? Sie versetzte mit milder bescheidn
Stimme: „Prinz, ich wünsche als eure Unterthan
„euer Glück: aber ich weiß als die Vertraute die
„Männer ihre Geheimnisse, und kenne ihren Charakt
„Gebt ihr dem Verlangen Gehör, so werden sie eu
„mit aller eurer Königlichen Würde zukommenden Eh
„furcht begegnen, beharrt ihr auf Weigerung, so schwe
„euer Leben in Gefahr.“ Der unglückliche König w
seit der ersten Nachricht von der Ankunft der Spa
mit einer panischen Furcht, die der Aberglaube bestärk
befallen, und täglich kleinmüthiger geworden; daher g
er endlich, da er sich in größter Verlegenheit sahe, u
überzeugt war, daß ihn solche verwegne Männ
eher niederstossen, als ihm seine Garden zu Hü

mmen könnten, ihrem ungestümen Begehren Gehör,
d sagte: „ich will mich euch anvertrauen, laßt uns
ehen, weil die Götter es so haben wollen.“ Sogleich
ß er seinen Tragsessel hohlen, um sich in das Spani-
he Quartier schaffen zu lassen.

Wenn unsre Leser alle Umstände dieser ausseror-
entlichen Begebenheit erwegen, werden sie vermuthlich
ben die Verlegenheit empfinden, die uns die Erzählung
erselben verursacht: die Spanier erschienen als die
rengsten Werkzeuge, deren das Schicksal sich jemals
edient hat, um den Zweck der Vorsehung bey Entdek-
ung der neuen Welt, und ihrer Verbindung mit der
lten, auszuführen.

Nun verließ Montezuma seinen Pallast, in den
r nie wieder zurückkehren sollte. Beym Abschiede er-
klärte er seinen Hofleuten, er gehe, nachdem er die Göt-
ter zu Rathe gezogen, aus freyen Stücken hin, um
einige Tage mit diesen Fremdlingen zuzubringen, und
befahl solches in der ganzen Stadt bekannt zu machen.
Er gieng mit allem Gepränge und der Pracht, womit er
allemal öffentlich erschien, und die Spanier hielten sich
nahe bey ihm, unter dem Vorwande, ihm eine Ehre zu
erweisen, in der That aber ihn zu bewachen. Die Neuig-
keit von diesem sonderbaren Vorfall verbreitete sich au-
genblicklich durch die ganze Stadt, und das Volk ver-
sammlete sich Haufenweis, einige waren bis zu Thränen
gerührt, andre warfen sich voll Verzweiflung auf den
Erdboden. Der König suchte sie zu trösten, indem
er versicherte, er gehe aus eigner Willkühr, um unter
seinen Freunden zu leben. Weil er aber Unordnungen
befürchtete, befahl er seinem Minister den Pöbel von den
Gassen zu jagen, und bedrohete den, der die geringste
Unruhe veranlassen würde, mit dem Tode. Bey der
Ankunft im Quartier liebkosete er die Spanier, und
wählte sich die Zimmer, welche ihm am meisten gefielen,
von seinen Bedienten gleich mit schönen Tapeten von
Baumwolle und Federn behangen, und mit dem besten

Geräthe aus dem Königlichen Pallaste versehen wurden. Cortez stellte am Eingange dieser Zimmer Wachen, und verdoppelte die gewöhnlichen zur Sicherheit des Quartiers. Allen Spaniern und Bundsgenossen ertheilte den Befehl, ihn mit dem seiner Majestät schuldigen Respect zu behandeln, und erlaubte den Mexicanern, ihn nach Belieben zu besuchen, wenn es nur wenige zugleich wären; so daß ihm in seinem Pallaste nichts fehlte, als die Freyheit.

Sechster Abschnitt.

Lebensart des Königs in seiner Gefangenschaft.

Man gestattete dem Montezuma seinen Vasallen freye Audienz zu geben, ihre Forderungen anzuhören, Sachen zu entscheiden, und das Reich mit Beyhülfe seiner Minister und Räthe zu regieren. Seine Bedienten warteten ihm mit der bisherigen Genauigkeit auf. Eine Parthey Edelleute verrichteten die Aufwartung bey Tische: jedesmal 4 nach der Ordnung. Sie trugen die Schüsseln hoch in die Höhe, um die Sache desto feyerlicher zu machen. Wenn er das, was ihm beliebte, ausgesucht hatte, vertheilte er das übrige unter die gegenwärtigen Spanier, und die zu seiner Aufwartung bestimmten Edelleute: das war ihm noch nicht genug, sondern er theilte auch aus Grosmuth oft prächtige Geschenke unter die Spanier aus.

Cortez zeigte so viel Ernst, um seine Leute im schuldigen Respeckt gegen den König zu erhalten, daß er einen Spanier ausprügeln ließ, weil er dem Könige eine grobe Antwort gegeben; ja er wollte ihn, wie einige Geschichtschreiber versichern, so gar hängen lassen, hätte sich der König nicht selbst ins Mittel geschlagen. Wenn aber ein Soldat, der die Majestät nur durch ein hartes Wort beleidigte, eine Züchtigung verdiente, was für eine Strafe machte sich denn der schuldig, der den König auf

e so beleidigende Art seiner Freyheit beraubte? So
Cortez ihn besuchte, beobachtete er eben die Ceremo-
n, und machte ihm dieselben Complimente, als wenn
zuvor in den Königlichen Pallast zu ihm gieng. Um
n in der Gefangenschaft einen Zeitvertreib zu verschaffen,
ß er die Soldaten sich in den Waffen üben, oder in
ner Gegenwart allerley Spiele spielen. Der König
ß sich oft so weit herab, daß er mit dem Cortez und
m Kapitain Alvando ein Spiel, bey den Spaniern
doque genannt, spielte: und bezeigte sich vergnügt,
enn er verlor, um Gelegenheit zu haben, seine Freige-
keit zu beweisen. Er verlor einmal nach der Mittags-
ahlzeit 40 Stück unbearbeitetes Gold, welche, so viel
h muthmassen läßt, wenigstens 160 Unzen ausmachten.

Als Cortez seine grosse Freygebigkeit, oder viel-
ehr Verschwendung wahrnahm, erzählte er ihm eines
ages, einige gottlose Soldaten hätten etliche Stücken
old aus dem Schatze seines verstorbnen Vaters Axa-
catl gestohlen, er wolle sie aber schon nöthigen, alles
stohlne Gut wieder zu ersetzen. „Wenn sie nur die
Götzenbilder in Ruhe lassen, erwiederte der König,
und alles was zu deren Dienst gehört, mögen sie so
iel nehmen als sie wollen.“ Nach dieser Erlaubniß
hmen die Spanier gleich über 1000 schöne baumwol-
ne Kleider heraus: Cortez hieß ihnen aber sie wieder
nzulegen; Montezuma widersetzte sich aber, weil er,
ie er sagte, das, was er einmal weggegeben, nie wie-
r zurücknähme. Cortez ließ auch einige Soldaten in
rrest setzen, weil sie etliche Stücke Liquidamber aus
em Königlichen Schatze genommen hatten, wurden
ber durch des Königs Vorwort wieder losgelassen.
Montezuma ließ es nicht dabey bewenden, seine Schätze
en Spaniern mitzutheilen, er bot den Cortez auch noch
ne Zwote von seinen Töchtern an, die dieser auch an-
ahm, um sie an Christoph Olid, seinen Feldzeugmei-
er, zu verheyrathen. Diese Prinzeßin wurde so wohl
ls die erste sogleich im Christlichen Glauben unterrich-

tet und getauft, ohne daß ihr Vater etwas dagege
hatte.

Cortez konnte nun nicht länger an den freundschaf
lichen Gesinnungen des Königs zweifeln, weil sich solch
nicht nur durch die ausserordentliche Freygebigkeit, so
dern auch durch das Vergnügen unter den Spaniern
leben, hinlänglich äusserte. Nachdem er ihn also eini
Tage auf obige Art in Verwahrung gehabt, gestattete
ihm nunmehr aus dem Quartier zu gehen, und sich
oft als es ihm gefiel mit der Jagd, welche er leidenschaf
lich liebte, zu belustigen. Der gedemüthigte Monar
schlug diesen elenden Gebrauch seiner Freiheit nicht au
Er gieng oft aus, bald in die Tempel seine Andacht
verrichten, bald auf den See, um Wasservögel zu fa
gen, bald nach dem Wald Chapoltepec oder einem ande
Lustort, jedoch allemal in Begleitung einer starken Wac
Spanischer Soldaten. Auf den See begleiteten ih
eine grosse Anzahl Böte, oder ein paar Brigantine
welche Cortez gleich nach seinem Einzuge in der Sta
bauen ließ [r]). Wenn er sich in den Wald begab, begle
teten ihn 2000 Tlascalaner, ausser einem zahlreiche
Gefolge von Mexicanern, welche allezeit zu seiner B
dienung bey der Hand waren, aber er brachte nie ei
Nacht ausserhalb seinem Quartiere zu.

Siebenter Abschnitt.

Strafe des Herrn von Nauthlan, und neue B
leidigungen gegen Montezuma.

Ohngefehr 14 Tage nach der Gefangennehmun
des Montezuma kamen die beyden nach Nauhtlan abg
fertigten Gevollmächtigten zurück, und brachten de

r) Um des Montezuma Lebensart in seiner Gefangenscha
hinter einander zu erzählen, bringen wir hier einige Beg
benheiten bey, ob sie sich gleich später als andre, die eb
falls vorkommen, zutrugen.

Quauhpopoca, seinen Sohn und 15 Adeliche mit, die alle an dem Tode des Commendanten Escalante Theil genommen hatten. Quauhpopoca kam reich gekleidet auf einem Tragsessel. Bey der Ankunft im Quartier zog er den im Pallaste üblichen Gebräuchen gemäß, die Schuhe aus, und ein schlechtes grobes Kleid an: nachdem er bey der Audienz die gewöhnlichen Respectsbezeugungen gegen den König beobachtet hatte, sagte er: Sehet hier, grosser und mächtiger Fürst euren gehorsamen Knecht zu euerem Befehl, und bereit, alles was ihr verlangt, zu erfüllen. „Ihr habt in diesem Stücke „nicht wenig gefehlt, versetzte der König mit Verachtung, „indem ihr diese Fremdlinge, die ich als Freunde an mei„nem Hofe aufgenommen, als Feinde behandelt habt. „Ihr konntet eure Frechheit nicht höher treiben, da ihr „mich als den Urheber dieses Verfahrens angabt: ihr „sollt deswegen als ein Verräther gegen euern König „gestraft werden."

Quauhpopoca suchte sich zu entschuldigen, aber der König hörte nicht darauf, sondern ließ ihn und seine Mitschuldigen gleich an den Cortez ausliefern, damit dieser ihn nach gehöriger Untersuchung aller Umstände nach Gutdünken abstrafen möchte. Cortez stellte solche nunmehr an. Sie gestunden die Sache gleich offenherzig, allein anfangs ohne dem König im geringsten Schuld beyzumessen; als sie aber mit der Tortur bedrohet wurden, und ihre Strafe unvermeidlich sahen, erklärten sie, daß alles auf Königlichen Befehl geschehen, ohne welchen sie sich nicht unterstanden haben würden, etwas gegen die Spanier zu unternehmen.

Als Cortez ihr Geständniß vernahm, wandte er vor, daß er ihre Entschuldigung nicht glaubte, und verurtheilte sie als des Hochverraths gegen den König schuldige, vor seinen Pallaste lebendig verbrannt zu werden. Er gieng sogleich nebst 3 oder 4 von seinen Officiers und einem Soldaten mit Fesseln in der Hand in das Zimmer des Königs, unterließ auch selbst bey dieser Gelegenheit

die gewöhnlichen Ceremonien nicht, und sagte darauf zum
Könige: „Alle Gefangne, Prinz, sind nun befragt; sie
„bekennen sich schuldig, und geben euch als den Urheber
„des Todes meiner Spanier an: ich habe sie zu der Strafe
„verurtheilt, die sie vermöge ihres Geständnisses verdienen,
„und ihr ebenfalls; aber in Betracht der vielen uns bisher
„erwiesenen Gnade, und der Achtung, die ihr gegen mei-
„nen Monarchen und meine Nation bewiesen habt,
„schenke ich euch das Leben, ich kann es jedoch nicht ver-
„meiden, euch einen Theil der für euer Verbrechen ver-
„dienten Strafe empfinden zu lassen.“ Hierauf befahl er
in einem zornigem Tone dem Soldaten, ihm die Fesseln
an die Beine zu legen, drehte sich, ohne ein Wort von
ihm anzuhören, um, und gieng weg. Ueber diese Belei-
digung gegen seine Person gerieth der König in eine solche
Bestürzung, daß er nicht im Stande war, sich zu wi-
dersetzen, und ein Wort hervorzubringen, um seinen
Kummer auszudrücken. Er blieb eine Zeitlang ohne
Empfindung, seine Bedienten äusserten ihre Betrübniß
durch stille Thränen, warfen sich ihm zu Füßen, suchten
die Schwere der Ketten mit ihren Händen zu erleichtern,
und ein Verband von Baumwolle darunter anzubringen,
damit seine Beine nicht dadurch berührt werden möchten.
Als er wieder zu sich selbst kam, brach er in einige Aus-
drücke des Unwillens aus, ward aber bald wieder ruhig,
weil er sein Elend den hohen Rathschlüssen seiner Götter
zuschrieb.

Kaum war diese kühne That vollzogen, so that
Cortez einen nicht minder verwegnen Schritt. Den
Wachen ward Befehl ertheilt, keinen Mexicaner vor den
König zu lassen, und den Quauhpopoca seinen Sohn,
und die übrigen Mitschuldigen zur Vollstreckung des
Todesurtheils zu führen. Die Spanier begleiteten sie
bewaffnet und in Schlachtordnung, um das Volk in
Furcht zu halten, im Fall es sich widersetzen wollte.
Was hätte aber der kleine Haufen gegen die unzähligen
Mexicaner, die sich als Zuschauer einfanden, anfangen

ollen? Der Scheiterhaufen ward vor dem vornehmsten allaste des Königs angezündt, statt des Holzes dienten ie grosse Menge von Bogen, Pfeilen, Spiessen, lan-, Schwerdtern und Schildern, die aus dem König-hen Zeughause genommen wurden. Cortez hatte sich che bey dem Könige ausgebeten, um sich die Verle-heit vom Halse zu schaffen, in die ihn der Anblick so ler Waffen setzte. Als sich Quauhpopoca an Händen d Füßen gebunden auf dem Scheiterhaufen befand, eugte er nochmals seine Unschuld, und wiederholte es, s alles, was er gethan, auf ausdrücklichen Befehl des nigs geschehen. Er verrichtete darauf sein Gebet zu Göttern, und sprach seinen Gefährten Muth zur duldung der Leiden ein. Nach Anzündung des Feu-waren sie alle in wenigen Minuten im Anblick un-liger Menschen s) verbrannt, die sich nicht rührten, rmuthlich in der festen Meinung, es geschehe auf Be-l des Königs, in dessen Nahmen das Urthel aller ahrscheinlichkeit nach bekannt gemacht ward.

Die Aufführung des Cortez ist auf keine Weise zu htfertigen, denn ausserdem, daß er sich eine Gewalt naßte, die ihm nicht zukam, glaubte er entweder, der nig sey der Urheber des Vorfalls bey Vera Crüz, oder ubte es nicht. War das erste, warum verurtheilte er änner zum Tode, und zwar zu einem so grausamen

s) Solis drückt sich, wenn er von diesem Urthel des Cortez cht, also aus: Juzgose militermente la causa, y se les sentencia de muerte con la circunstancia, de que fuissen mados publicamente sus cuerpos. Da er die Art der desstrafe nicht erwehnt, so scheint er dadurch zu verstehen en zu wollen, daß die Gefangenen nicht selbst, sondern ihre Leichname verbrannt worden. Dies streitet gegen Aufrichtigkeit eines Geschichtschreibers. Er sucht alles emänteln, was nicht zum Lobe seines Helden schicklich ist. r dies hat nichts zu bedeuten, weil nicht nur andre Ge-chtschreiber, sondern Cortez selbst es frey in seinem Briefe Karl V. bekennt. Man sehe insonderheit den Herrera in 2. Decade, B. 8. Kap. 9.

Tode, die nichts begangen, als daß sie den Befehle
ihres Königs gehorsam gewesen? Hielte er den Köni
für unschuldig, wozu das schimpfliche Betragen, welche
sich zu der seinem Charakter schuldigen Achtung, zu de
Dankbarkeit, welche das gütige Betragen des König
nothwendig erregen mußte, zu der Gerechtigkeit, die
bey seiner Unschuld fordern konnte, keineswegs schickt
Es ist sehr glaublich, daß Quauhpopoca ausdrückliche
Befehl vom Könige hatte, die Totonacas wieder zu
Gehorsam zu bringen; und daß die Sachen, weil er die
nicht ausführen konnte, ohne sich mit den Spanier
welche die Rebellen schützten, zu entzweyen, so we
kamen, wie wir gesehen haben.

Sobald als das Urthel an den Verbrechern vollzog
war, verfügte Cortes sich in das Zimmer des König
begrüßte ihn mit vielen Freundschaftsbezeigungen, mach
viel Rühmens davon, daß er ihm die Begünstigung n
derfahren lassen, und ihm das Leben geschenkt, und li
ihm die Fessel abnehmen. Die Freude, welche Mon
zuma darüber empfand, war verhältnißmässig eben
groß, als vorher der Kummer über die Beschimpfun
Die Furcht, das Leben zu verlieren, verschwand, und
nahm diesen Schatten von Freiheit als die größte Wo
that an. Er vergaß seinen hohen Geist und seine Wür
dergestalt, daß er dem Cortez mit aller möglichen Wär
umarmte, ihm in den stärksten Ausdrücken seine Dan
barkeit bezeugte, und sich den ganzen Tag ungemein
fällig gegen die Spanier und seine Vasallen bewi
Cortez nahm die Wache weg, und sagte, er könne n
wieder nach seinem Pallast zurückkehren, wann es ih
beliebe; allein er wußte wohl, daß dies nicht geschehe
und der König sein Anerbieten nicht annehmen wür
denn er hatte ihn oft sagen hören: es wäre nunmehr u
schicklich für ihn, während des Aufenthalts der Span
in seiner Residenz wieder nach Hofe zurückzukehren.
wollte das Quartier der Spanier auch deswegen ni
gerne verlassen; weil er sie in Gefahr zu seyn glaub

n er sie verliesse. Dazu kam, wie nicht unwahr-
inlich ist, daß ihn seine eigne persönliche Gefahr ab-
te, die Freiheit wieder zu wählen, weil er wohl wußte,
sehr er seine Vasallen durch seine Zoghaftigkeit und
triebne Unterwürfigkeit gegen die Spanier vor den
f gestossen hatte.

Achter Abschnitt.

Anschläge des Königs von Acolhuacan gegen die Spanier.

Es scheint, daß die Bestrafung des Quauhpopoca
Gährung unter dem Adel erregte. Die Gewalt,
he die Spanier sich in Mexico anmaßten, ward dem
amaßin, König von Acolhuacan unerträglich, er
mte sich, seinen Oheim, Montezuma, in einer so elen-
Lage zu sehen, und ließ ihm deswegen einige Tage
uf sagen: er solle bedenken, daß er König sey, und
nicht selbst zum Sklaven von Fremdlingen machen.
e er fand, daß Montezuma seinem Rathe kein Gehör
, beschloß er die Spanier selbst anzugreifen. Der
ergang der Spanier wäre auch unvermeidlich gewe-
wenn Cacamaßins Achtung bey den Unterthanen in
rico und Tezcuco seinem Muth und Entschlossenheit
h kam, aber die Mexicaner hegten den Verdacht,
unter dem Schein von Eifer für seines Oheims Ehre
Ehrsucht und Begierde nach der Krone von Mexico
orgen seyn möchte. Er war bey seinen eignen Un-
hanen in Tezcuco nicht sehr beliebt wegen seines
lzes, und des seinem Bruder dem Prinzen Cuicuitza-
zugefügten Unrechts, welcher, um den Nachstellun-
zu entgehen, Schuß in Mexico gesucht hatte, und
en seines feindseeligen Betragens weit beliebter bey
Volke war.

Cacamaßin begab sich also nach Tezcuco, berief
e Räthe und die angesehensten seines Hofes zusam-

men, und stellte ihnen den elenden Zustand des Mex
nischen Reichs vor, welches von der beyspiellosen A
wegenheit der Spanier, und der Kleinmüthigkeit
Königs, seines Oheims, herrühre; ferner die Ma
welche diese Fremdlinge sich anmaßten, die Beschimpf
des Königs, da sie ihn als einen Sklaven gefan
genommen, und die Verspottung ihrer Götter durch
führung des Gottesdienstes einer fremden Gottheit.
vergrösserte die üblen Folgen, die daraus für den Hof
das Reich von Acolhuacan entstehen würden; „es
„Zeit, fuhr er fort, für unsre Religion, für unser L
„für unsre Freiheit und Ehre zu fechten, ehe die M
„dieser Fremdlinge durch Verstärkung aus ihren eig
„landen, und durch Bündnisse in diesem zu sehr
„nimmt.“ Zuletzt verlangte er von einem jeden, da
seine Meinung offenherzig sagen sollte. Die meisten
klärten sich für den Krieg entweder aus Gefälligkeit g
ihren König, oder weil sie würklich einerley Mein
hegten: aber etliche angesehene Männer sagten dem
nige dreist, er solle sich nicht durch jugendliche Hitze
reissen lassen: man solle bedenken, ehe man einen
schluß fasse, daß die Spanier entschlossene Krieger wä
und mit einer grossen Ueberlegenheit in Ansehung i
Waffen föchten; er solle nicht so wohl auf die V
wandtschaft zwischen ihm und dem Montezuma se
als auf die Verbindung des letztern mit den Spanie
eine Freundschaft von der Art, wovon man die deutl
sten und offenbarsten Proben hätte, würde machen,
Montezuma das Interesse seiner Familie und sei
Reichs dem Ehrgeize dieser Fremdlinge aufopfere.

Aller dieser Vorstellungen ungeachtet ward
Krieg beschlossen, und die Zubereitungen dazu wur
mit der größten Heimlichkeit angefangen. Man kon
aber doch nicht verhindern, daß es nicht dem Mon
zuma und Cortez zu Ohren gekommen wäre.
Spanische Heerführer gerieth darüber in nicht geri
Verlegenheit; allein der Gedanke, daß alle seine Füh

chläge bisher immer gelungen wären, brachte ihn
zu dem Entschluß, mit seinen Truppen nach Tezcuco
narschiren, und die Sadt anzugreifen. Monte-
a wiederrieth ihm diesen gefährlichen Schritt, indem
hm die Festigkeit dieser Hauptstadt, und ihre starke
ksmenge vorstellte. Cortez entschloß sich deswegen
andten an diesen König zu schicken, um ihn an die
chen ihnen errichtete Freundschaft zu errinnern, als
n in Ajotzinco im Nahmen seines Oheims entgegen
mmen, und zu überlegen zu geben, daß es leichter
e, einen Krieg anzufangen, als ihn glücklich zu endi-
, und daß er seine Rechnung besser dabey finden
de, ein gutes Vernehmen mit dem Könige von Spa-
und dieser Nation zu unterhalten. Cacamatzin
vortete: er könne diejenigen ohnmöglich als Freunde
hen, die seine Ehre beleidigten, seine Familie be-
mpften, seine Religion verachteten, und sein Land
drückten; er wisse nicht wer der König von Spa-
sey, und es wäre ihm auch nichts daran gelegen,
u wissen; daß sie, wenn sie dem Ungewitter entgehen
lten, das bald über sie ausbrechen würde, Mexico
enblicklich verlassen, und in ihre Heymath zurückkeh-
sollten.

Dieser bestimmten Antwort ungeachtet, schickte
tez eine zweyte Gesandschaft an ihn, als er aber
der eine in eben dem Tone erhielt, beschwerte er sich
n Montezuma darüber, und stellte sich, um ihn mit
diesem Handel hineinzuziehen, als hege er einigen
dacht, daß er eine Triebfeder bey seines Neffen feind-
en Absichten sey. Montezuma lehnte durch die auf-
tigsten Versicherungen allen Verdacht von sich ab,
erbot sich durch sein Ansehen die Vermittelung zu
rnehmen. Er ließ zu dem Ende den Cacamatzin
h Mexico zum Besuche einladen, und ihm melden,
volle Mittel zu Beylegung der Streitigkeiten aus-
dig machen. Als Cacamatzin sahe, daß Montezuma
ich mehr angelegen seyn ließ, die Unterdrücker seiner

Freiheit als seine Verwandten, die ihm solche wieder
verschaffen bemüht waren, zu begünstigen, ertheilte
zur Antwort: wenn er nach einer solchen schändlich
Behandlung noch einen Funken Ehre im Leibe hätte,
müßte er sich schämen, daß er von vier elenden Ke
wäre zum Sklaven gemacht worden, die indessen daß
ihn mit gleißnerischen Worten kitzelten, Schande
Schande zu seiner Beleidigung häuften. Weil ihn a
weder Eifer für die Mexicanische Religion und die G
ter von Acolhuan, welche von den Fremdlingen gelä
worden, noch der Ruhm seiner Vorfahren, den er du
seine Zaghaftigkeit verdunkle und beschimpfe, zu rei
schien, so sey er entschlossen, die Religion zu schützen,
Götter zu rächen, das Reich zu erhalten, und seiner
jedes Mexicanischen Unterthans Ehre und Freiheit
der zu behaupten: er wolle ihn sicher in Mexico besuch
aber nicht mit den Händen im Schooße, sondern
gezognem Schwerdte, um mit Spanischem Blute
Schimpf, womit die Nation befleckt worden, au
wischen.

Neunter Abschnitt.

Erhebung des Prinzen Cuicuitcatzin auf den Thron.

Diese Antwort setzte den Montezuma in gr
Unruhe, weil er befürchtete, entweder durch die R
sucht der Spanier, oder durch die Wuth des Kön
Cacamatzin das Opfer des herannahenden Sturms
werden. Er entschloß sich deswegen das letzte Zuflu
mittel, solchen abzuwenden, zu ergreifen, und sein Le
durch Verrätherey zu retten. Er gab zu dem Ende
gen Mexicanischen Officiers, die unter der Leibwache
nes Neffen des Königs von Acolhuacan dienten, Bef
alles anzuwenden, um sich unverzüglich seiner Perso
bemächtigen, und ihn unter genauer Aufsicht nach Me

bringen, weil der Nation ungemein viel daran gelegen
äre. Er gab ihnen die Art und Weise unter den Fuß,
e sie es anfangen sollten, machte ihnen Geschenke, und
rsprach ihnen vermuthlich noch grössere Belohnungen,
n ihnen Muth zur Unternehmung zu machen. Diese
errederen wieder einige andre Officiers und Bedienten
s Königs Cacamatzin, deren Hang zu einer solchen
erschwörung sie kannten; und durch deren Beyhülfe
des Montezuma Absicht glücklich ausführten.

Einer von Cacamatzins Palläſten lag am Ufer des
ees, so daß man vermittelst eines unten durchlaufen-
n Kanals in denselben mit Schiffen aus- und einfahren
nnte. Sie hielten hier, wo der König sich damals
rade aufhielt, eine Anzahl bewaffnete Fahrzeuge in
ereitschaft, bemächtigten sich in einer finstern
acht, welche alle Verschwörungen begünstigt, des
önigs, und brachten ihn, ehe jemand zu Hülfe eilen
nnte, in eines der Fahrzeuge, und fuhren so hurtig
s möglich nach Mexico. Montezuma überlieferte ihn
eich dem Cortez, ohne auf seine nahe Verwandt-
haft mit ihm, noch auf die einem Könige schuldige
chtung zu sehen. Dieser General hatte, wie aus sei-
em Betragen erhellet, nicht den geringsten Begriff von
em der Majestät schuldigen Respeckt, wenn es auch ein
Bilder und Barbar ist. Er ließ ihm Fesseln anlegen
nd scharf bewachen. Die Betrachtungen, die sich dar-
ber machen lassen, und andre ausserordentliche Bege-
enheiten kommen in dieser Geschichte zu oft vor, als
aß wir den Faden unsrer Erzählung dadurch unterbre-
hen sollten.

Cacamatzin hatte seine unglückliche Regierung mit
em Zwist mit seinem Bruder Ixtlilxochitl und mit Zer-
heilung des Reichs angefangen, und endigte sie mit dem
Verlust seiner Krone, seiner Freiheit und seines Lebens.
Montezuma entschloß sich mit Genehmigung des Cortez,
die Krone dem Prinzen Cuicuitzcatzin zu geben, den
Montezuma von der Zeit an in seinem Pallaste aufge-

nommen; da er, um der Verfolgung seines Bruder
Cacamatzin zu entgehen, nach Mexico geflüchtet, un
sich unter seinen Schutz begeben hatte. Durch dies
Wahl geschahe den Prinzen Coanacotzin und Ixtlilxo
chitl grosses Unrecht, die als Söhne der Königin Xoco
tzin ein näheres Recht zur Krone hatten. Warum
Montezuma den Coanacotzin übergieng, läßt sich nich
wohl bestimmen, in Ansehung Ixtlilxochitls ist es abe
wohl gewiß, daß er sich für die zunehmende Macht eine
so unruhigen Feindes fürchtete. Dem sey wie ihm wolle
Montezuma brachte es dahin, daß der Adel von Tezcuc
den Cuicuitzcatzin als König anerkennen mußte. E
und Cortez begleiteten ihn am Bord des Schiffs, wel
ches ihn quer über den See bringen sollte; er empfah
ihm in der Freundschaft gegen die Mexicaner und Spa
nier standhaft zu seyn, weil er ihnen beyden die Kron
zu verdanken hätte.

Cuicuitzcatzin begab sich unter Begleitung viele
Adelichen von beyden Höfen nach Tezcuco, und wur
mit grossem Freudengeschrey, Triumphbögen und Tän
zen empfangen. Die Edelleute brachten ihn auf einen
Tragsessel vom Bord in den Königlichen Pallast, wo de
älteste Edelmann im Nahmen der ganzen Nation ein
lange Rede hielte, ihm Glück wünschte, und ermahnte,
alle seine Unterthanen zu lieben, wogegen er in ihrem
Nahmen versprach, ihm als Vater zu begegnen, und
als Monarchen zu verehren. Der Schmerz, welchen
diese Begebenheit dem Cacamatzin verursachte, ist nicht
zu beschreiben: er war in der Blüthe der Jugend, nicht
über 25 Jahre alt, sahe sich des vor 3 Jahren von sei
nem Vater ererbten Throns beraubt, und jetzt von dem
Könige, den er in Freiheit setzen, und von den Spa
niern, die er ausjagen wollen, zu einem einsamen trau
rigen Gefängnisse verurtheilt.

Nun hatte Cortez die beyden mächtigsten Könige
von ganz Anahuac in seiner Gewalt, und nicht lange
vorher hatte er den König von Tlacopan, die Herrn von

rtapalapan und Cojohuacan, beyde des Montezuma
Brüder, 2 Söhne dieses Königs, den Itzquauhzin,
herrn von Tlatelolco, einen Oberpriester in Mexico, und
erschiedene andre der angesehensten Personen in seiner
Verwahrsam. Die Ursachen ihrer Gefangennehmung
issen wir nicht; vermuthlich bemächtigte er sich ihrer
nes nach dem andern, wenn sie zum Besuche beym
Montezuma kamen.

Zehnter Abschnitt.

Montezuma und der Mexicanische Adel unterwerfen sich dem Könige von Spanien.

Voll Muths über den bisherigen glücklichen Erfolg
achte Cortez dem König von Mexico, weil er sahe,
aß solcher sich seinem Willen gänzlich ergeben hatte,
ekannt, daß es jetzt Zeit wäre, daß seine Unterthanen
en König von Spanien, als den Abkömmling des Königs
nd Gottes Quetzalcoatl, für ihr rechtmässiges Oberhaupt
nerkennten. Montezuma hatte nicht das Herz zu wi-
ersprechen, und berief die vornehmsten Adelichen aus
en benachbarten Städten an seinen Hof. Sie kamen
uf seinen Befehl so gleich zusammen, und nachdem sie
ch alle in einer grossen Halle des Spanischen Quartiers
ersammlet hatten, hielte der König eine lange Rede an
e. Er bezeugte, daß er sie als ein Vater liebe, und
aß sie deswegen nicht denken müßten, als ob er ihnen
nen unbilligen und nachtheiligen Vorschlag thun werde.
r führte ihnen darauf die alte Sage zu Gemüthe, daß
as Mexicanische Reich dereinst auf die Nachkommen
Quetzalcoatls fallen solle, von dem er und seine Vorfah-
en nur Vicekönige wären; er erzehlte ihnen die Erschei-
ungen am Himmel, welche nach der Erklärung der
Priester und Wahrsager anzeigten, daß die Zeit der Er-
üllung der Orakel jetzt vorhanden wäre; stellte darauf
ine Vergleichung zwischen dem an, was man bey den

Spaniern bemerkte, und den Kennzeichen, die sich d
Ueberlieferung gemäß äussern sollten, und zog de
Schluß daraus, daß der König von Spanien unleugb
der Abkömmling des Quetzalcoatls wäre, dem er al
das Reich abtreten, und ihm Gehorsam leisten müs
wozu er sie denn ebenfalls insgesammt ermahnte t) J
dem er sich selbst als Unterthan eines andern Königs b
kannte, war seine Seele so gerührt, daß er keinen lau
hervorbringen konnte, sondern an deren Statt in Thr
nen ausbrach. Die Betrübniß des Königs war mit so
chen tiefen Seufzern von der ganzen Versammlung b
gleitet, daß die Spanier selbst dadurch zum Mitleide
bewogen wurden. Auf diese Bewegung der Gemüth
folgte eine melancholische Stille, welche endlich vo
einem der angesehensten Mexicaner mit diesen Worte

t) Die Umstände bey dieser Versammlung, bey der de
Könige von Spanien geleisteten Huldigung, und von de
Befehl des Montezuma an den Cortez, seinen Hof zu ve
lassen, werden so verschiedentlich angegeben, daß nicht zwe
Geschichtschreiber darin übereinstimmen. Wir folgen vo
nemlich den Nachrichten des Cortez und Bernal Diaz, welch
beyde Augenzeugen waren. Solis behauptet, die Huldigun
sey von Seiten des Montezuma blos ein niedriger Kunstgri
gewesen; daß er nie gesinnt gewesen, sein Versprechen z
erfüllen, sondern die Abreise der Spanier nur dadurch z
beschleunigen, um Zeit zur Ausführung seiner heimliche
stolzen Absichten zu gewinnen, ohne dabey an sein gegebn
Wort zu gedenken. War aber das Betragen des Montez
ma blosse List, und er dachte nicht an Erfüllung seines Ve
sprechens, warum war er denn bey Anerkennung der Lehn
pflicht gegen einen andern Monarchen so gerührt, daß d
Stimme stocken blieb, und die Thränen von den Wange
herabrollten? wie Solis selbst meldet. War seine Absic
blos die Beschleunigung der Abreise der Spanier, wozu der
diese Vorstellung? Wie oft konnte er durch einen einzige
Wink gegen seine Vasallen alle Spanier seinen Göttern au
opfern, oder sie, falls er ihr Leben schonen wollte, gebunde
nach dem Hafen zurückbringen lassen, um von dort aus glei
die Rückreise nach Cuba anzutreten. Montezuma's ganz
Betragen stimmt nicht mit den Absichten überein, welch
Solis ihm beylegt.

unterbrochen ward: „Wenn die Zeit gekommen ist, Prinz, „da jene alten Orakel sollen erfüllt werden, wenn es der „Wille der Götter und euer Befehl ist, daß wir einem „andern Herrn unterthan werden sollen, was können wir „alsdenn anders thun, als uns dem Willen des Himmels „unterwerfen, der uns durch euern Mund angekündigt „wird".

Cortez bedankte sich darauf gegen den König und den gegenwärtigen Adel für ihre bereitwillige und aufrichtige Unterwerfung, und erklärte, daß es die Absicht seines Monarchen nicht sey, dem Könige von Mexico die Krone zu nehmen, sondern daß blos seine Oberherrschaft anerkannt werde; daß Montezuma nach wie vor über seine Unterthanen regieren, und seine Macht über alle Völker, die sich den Spaniern unterwerfen würden, ausüben solle. Nachdem die Versammlung entlassen war, befahl Cortez, daß eine öffentliche Acte mit allen Feyerlichkeiten, die er nöthig finden würde, davon aufgesetzt werden sollte, um sie dem Spanischen Hof zu übersenden.

Eilfter Abschnitt.

Erste Huldigung der Mexicaner an die Krone Spanien.

Wie Cortez seinen Zweck glücklich erreicht hatte, stellte er dem Könige vor, weil er nun die Oberherrschaft des Königs von Spanien über diese Länder anerkannt hätte, so sey es nöthig diese Unterwerfung durch Bezahlung von etwas Gold und Silber anzuerkennen, weil alle Beherrscher das Recht hätten, einen solchen Beweis der Lehnspflicht von ihren Vasallen zur Erhaltung des Glanzes der Krone, zum Unterhalt der Minister, zu den Kriegskosten und andern Staatsausgaben zu fordern. Montezuma gab ihm mit Königlicher Freygebigkeit den ganzen Schatz seines Vaters Arajacatl, welcher obbesagtermassen in dem Palaste, wo die Spanier wohnten,

aufbewahrt ward, und wovon Cortez sich bisher nichts angemaßt hatte, obgleich Montezuma ihm gestattet, nach Belieben davon zu nehmen. Der ganze Schatz fiel also den Spaniern in die Hände, nebst allem was die Lehnsvasallen der Krone bezahlt hatten. Dieses war so beträchtlich, daß Cortez, nachdem Ein Fünftel davon für seinen König abgezogen war, doch noch so viel übrig behielt, daß er alle Schulden, die er bey Ausrüstung der Flotte und Errichtung seines Corps Truppen gemacht hatte, bezahlen, seine Officiers und Soldaten belohnen konnte, und doch noch genug zu künftigen Ausgaben übrig behielt. Für den König huben sie ausser seinem Fünftel an Gold und Silber, einige besonders künstlich gearbeitete Stücke auf, die nach Cortez Würderung über 100, 000 Dukaten werth waren. Der größte Theil dieser Reichthümer gieng aber verloren, wie wir in der Folge hören werden.

Zwölfter Abschnitt.

Misvergnügen des Mexicanischen Adels, und neue Furcht des Montezuma.

Die Spanier waren vergnügt, daß sie sich Meister von so vielen und mit so geringen Kosten erworbnen Schätzen sahen, und ihrem Könige ein so grosses, reiches Königreich mit so weniger Mühe unterworfen hatten; ihr Glück war nun aufs höchste gestiegen, aber nun mußten sie auch vermöge der Abwechselung in allen menschlichen Dingen Widerwärtigkeiten erfahren. Bisher hatten die Mexicanischen Edelleute aus Gehorsam für den Willen ihres Regenten ein respectvolles Stillschweigen beobachtet, als sie aber sahen, daß seine Macht und sein Ansehen so gefallen, der König von Acolhuacan und andre Standespersonen gefesselt, und die ganze Nation einem fremden unbekannten Herrn unterworfen war, fiengen sie an darüber unter sich zu murmeln,

darauf freyer zu reden, ihre eigne Nachsicht zu tadeln, Versammlungen anzustellen und endlich, wie die Geschichte sagt, Truppen anzuwerben, um ihren König und die Nation von einem so schimpflichen Joche zu befreyen.

Einige Günstlinge redeten dem Montezuma zu, und stellten ihm vor, was für Kummer sein Unglück seinen Vasallen mache, die seine Macht für vernichtet, und seinen Glanz als ganz verdunkelt ansähen, sie entdeckten ihm, daß sich nicht nur unter den Vornehmen, sondern auch unter dem gemeinen Mann eine Gährung anfange, weil sie es nicht länger leiden wollten, einem fremden Könige unterworfen zu seyn, dem sie die Frucht ihrer Arbeit aufopfern müsten: sie ermahnten ihn, die Furcht, die sich seiner bemächtigt hätte, fahren zu lassen, und seine gewöhnliche Gewalt wieder anzunehmen; wenn er es nicht thun wollte, so wären seine Vasallen entschlossen, diese stolzen verderblichen Gäste fortzujagen. Auf der andern Seite vergrösserten die Priester die Beleidigungen, denen ihre Religion ausgesetzt wäre, und setzten ihn durch die Drohungen in Furcht, welche die erzürnten Götter ihm, ihrem Vorgeben nach, ankündigen liessen, daß sie den Feldern den nöthigen Regen entziehen, und den Mexicanern ihren Beystand versagen würden, wenn er diese Fremdlinge, die ihrem Dienste mit solcher Verachtung begegneten, nicht entliesse.

Diese Vorstellungen seiner Günstlinge, und die Drohungen der Götter machten auf den Montezuma Eindruck, er schämte sich wegen der Vorwürfe seiner Verzagtheit; überdieses rührte ihn das Unglück seines Neffen Cacamatzin, den er jederzeit vorzüglich geliebt hatte, und die schimpfliche Begegnung seines Bruders Cuitlahuatzin, und andrer Personen vom ersten Range. Ob er nun gleich nicht in den Plan von einigen, die Spanier zu ermorden, willigte, so entschloß er sich doch ihnen frey heraus zu sagen, daß sie das Königreich nunmehr verlassen müsten. Er ließ zu dem Ende den Cortes zu sich fordern, der bereits die heimlichen Berath-

schlagungen des Königs mit seinen Ministern, Edelleuten und Priestern erfahren hatte, und deswegen in nicht geringer Verlegenheit war; Cortes ließ sich jedoch nichts merken, und begab sich nebst 12 Spaniern alsobald zum Montezuma, welcher ihn mit minderer Treuherzigkeit empfing als sonst, und darauf seinen Entschluß folgender Weise entdeckte:

„Nach so vielen deutlichen Beweisen könnt ihr an „meiner Zuneigung nicht zweifeln. Ich habe euch bis„her gerne an meinem Hofe unterhalten, und so viel Ver„gnügen an eurem Umgange gefunden, daß ich mitten un„ter euch gewohnt und gelebt habe. Käme es auf mich „allein an, so wollte ich euch ohne Abänderung meiner „Gesinnungen hier behalten, und euch täglich neue Be„weise meines Wohlwollens geben: aber es geht nicht „länger an: die Götter verbieten es, und meine Unter„thanen wollen es nicht mehr leiden. Ich werde, wenn „ihr hier bleibt, mit den gröften Strafen des Himmels „bedrohet, und meine Vasallen sind schon so schwürig, „daß es, wenn die Ursache nicht bald gehoben wird, nicht „länger möglich ist, sie zu beruhigen. Es ist also für „mich, für euch, und für das Beste des Reichs noth„wendig, daß ihr euch zur Rückreise in euer Vaterland „anschickt.“

So bitter dieses dem Cortez auch eingieng, so verbarg er seine Empfindungen doch; er nahm zum Schein eine grosse Heiterkeit an, und antwortete: er sey sehr bereit zu gehorchen; sie müsten aber Schiffe zum Transport haben, weil diejenigen, darin sie von Cuba herüber gekommen wären, unbrauchbar geworden; sie gebrauchten also Zeit, Arbeiter, und Materialien um neue zu bauen. Montezuma umarmte ihn voller Freuden über seine Bereitwilligkeit zu willfahren, und sagte, es sey nicht nöthig so sehr mit der Abreise zu eilen; er möchte nur erst seine Schiffe bauen, er wolle ihn mit dem benöthigten Holze, und mit Arbeitern es zu schlagen, und nach dem Hafen zu schaffen, versorgen. Sogleich gab er

ner Anzahl von Zimmerleuten Befehl, Holz in einem cht weit vom Hafen Chiahuitzlan befindlichen Fichten- alde zu schlagen, und Cortez schickte einige Spanier it, um die Aufsicht über sie zu haben, in der Hoffnung, aß sich unterdessen Veränderungen in Mexico zutragen, der auch Verstärkungen von Spaniern aus den Inseln der von Spanien ankommen würden [u]).

Acht Tage nach dieser Entschliessung schickte Mon- zuma zum zweytenmal an den Cortez, welcher darü- er in neue Verlegenheit gerieth. Der König sagte zu m, es wäre nun nicht länger nöthig Schiffe zu bauen, eil vor kurzem abermals 18 Schiffe, denen ganz ähn- ch, wie er zerstört hätte, im Hafen zu Chalchiucuecan ngekommen wären, darin er sich nebst allen den seini- en einschiffen könnte; er möchte also seine Abreise be- hleunigen, weil es für das Wohl des Reichs von gröss- r Wichtigkeit wäre. Cortez verbarg seine Freude über ese Nachricht, und dankte dem Himmel innerlich, daß dieſe Hülfe zu rechter Zeit sende. Er gab zur Ant- ort, daß er, wenn diese Flotte nach Cuba zurückgien- e, bereit wäre abzureisen, wo nicht, so müsse der Schiff- au fortgesetzt werden. Er sahe die Gemälde, welche ie Statthalter an den Küsten dem Könige von dieser euen Flotte geschickt hatten, und zweifelte nicht, daß s eine Spanische wäre: konnte sich aber nicht vorstel- en, daß sie gegen ihn geschickt würde, sondern glaubte, s wären seine Kommissarien, die er im vorigen Jahre n den Spanischen Hof geschickt hatte, und daß diese

u) Alle Spanische Geschichtschreiber sagen, der König ha- e, wie er den Cortes rufen lassen, um ihm seinen Willen und zu thun, eine Armee zusammenrücken lassen, um ihn um Gehorsam zu zwingen: sie geben deren Stärke aber sehr erschieden an, einige auf 100000, andre nur halb so stark, nd noch andre nur 5000 Mann an. Wir glauben, daß inige Truppen in Bereitschaft gewesen, aber nicht auf Be- ehl des Königs, sondern etlicher von Adel, die sich der Sa- he mit mehrerm Eifer annahmen.

ihm bey der Zurückkunft Königl. Verhaltungsbefe
nebst einer guten Anzahl Soldaten zur Eroberung n
brächten.

Dreyzehnter Abschnit.

Rüstung des Statthalters zu Cuba gegen den Cort

Diese angenehme tröstende Hoffnung dauerte al
nicht länger, als bis Briefe von dem Statthalter
Vera Cruz Gonzalez de Sandoval mit der Nachri
ankamen, daß der Statthalter von Cuba Diego V
lasquez diese Flotte von 11 Schiffen und 7 Brigantin
mit 58 Mann zu Pferde, 800 zu Fuß, 500 Mat
sen, 12 Kanonen und einem grossen Vorrath von Krieg
bedürfnissen, unter dem Commando des Panfilo Na
vaez, wider den Cortez als einen Rebellen und Verr
ther seines Monarchen abgeschickt habe. Dieser unv
muthete Donnerschlag traf ihn in Gegenwart des Mo
tezuma, er sagte aber zu diesem, ohne die geringste a
scheinende Bestürzung, man schicke ihm mit dieser Flot
neue Gefährten von Cuba. Eben so verstellte er si
gegen seine Spanier, und entdeckte ihnen eher nichts a
bis ihre Gemüther zu dieser Nachricht hinlänglich vorb
reitet waren.

Dies war ohnstreitig eine von den ausserordentl
chen Gelegenheiten, wo Cortez eine unerschütterlich
Grosmuth und Standhaftigkeit zeigen konnte. Auf de
einen Seite drohete ihm die ganze Macht der Mexic
ner, wenn er in der Residenz bliebe, auf der andern so
he er eine gegen ihn beorderte Armee von seinen eigne
Landesleuten, die seinen Kräften weit überlegen war
aber seine Klugheit, seine unermüdete Thätigkeit, un
sein bewundernswürdiger Muth wandten alles Unglück
welches über seinem Haupte schwebte, glücklich von ihn
ab. Er bemühte sich den Narvaez durch Briefe und
Vermittler, worauf er vorzüglich sein Vertrauen setzte,
zu gewinnen, und ihn auf andre Gedanken zu bringen

that ihm allerley Vorschläge, und zeigte ihm die Vor-
eile, welche die Spanier durch Vereinigung ihrer Ar-
een und gemeinschaftliche Unternehmungen ziehen wür-
n, und das Unglück, in welches sie beyde durch Unei-
gkeit gerathen könnten.

Narvaez hatte auf Anrathen dreyer Ueberläufer
m Cortes bereits alle seine Mannschaft auf der Küste
n Chempoalla an Land gesetzt, und in dieser Stadt
uartier genommen. Der Herr des Orts glaubte, als
erfuhr, daß es Spanier wären, sie kämen um sich
t seinem Freunde Cortes zu vereinigen, oder fürchte-
sich für ihre Macht, er nahm sie also mit größter
chtung auf, und versorgte sie mit allen Bedürfnissen.
Montezuma stand anfangs in eben dem Wahn, schickte
n ansehnliche Geschenke, und befahl seinen Statthal-
n ihn mit eben der Höflichkeit wie den Cortes aufzu-
hmen. Allein aller Verstellung des Cortes und seiner
emühungen die Sache vor dem König und seinen Va-
len geheim zu halten, ungeachtet, merkte man die Un-
igkeit zwischen den beyden Spanischen Heerführern in
nig Tagen.

Dem Montezuma zeigte sich nun die schönste Ge-
enheit, sie beyde zu Grunde zu richten, wenn er sol-
e blutdürstige Absichten, wie ihm einige beymessen, im
rzen gehegt hätte. Narvaez bemühte sich ihn vom
rtes abspenstig zu machen, und die Königlichgesinnten
haupteten, die Spanier wären insgesammt Verräther,
d gelobten, die unerhörte Verwegenheit als die Ge-
gennehmung eines so grossen Monarchen zu rächen,
d nicht nur den König sondern auch die ganze Nation
n dem Bedruck zu befreyen. Montezuma war aber
it entfernt sich durch dergleichen Verhetzungen zu einer
eimen Verbindung bewegen zu lassen; er zeigte viel-
hr, als Cortes ihm seinen vorhabenden Zug gegen den
arvaez entdeckte, viel Besorgniß wegen der Gefahr,
er sich mit seiner weit geringern Anzahl von Mann-

schaft aussetzte, und erbot sich, zu seinem Beystande gleich eine ansehnliche Armee auf die Beine zu bringen.

Cortes hatte bisher alle möglichen Mittel angewandt, einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen, welcher unstreitig für beyde Armeen vortheilhaft gewesen wäre, aber nichts damit ausgerichtet, als daß er sich neue Drohungen, und Verachtung von dem stolzen, übermüthigen Narvaez zuzog. Er sahe sich also gezwungen mit seinen eignen Landsleuten zu kriegen, wollte sich aber doch aus Mißtrauen gegen die Mexicaner des ihm von Montezuma angebotenen Beystandes nicht bedienen. Er bat sich lieber von dem Rathe zu Tlascala 4000 Mann zu seiner Begleitung aus, und sandte Tobilla, einen im Kriege sehr erfahrnen Soldaten seines Heeres, nach Chinantla, um sich 2000 Mann von dieser kriegerischen Nation auszubitten. Ferner schaffte er 300 Picken, deren sich diese Indianer bedienten, an, um solche gegen die Kavallerie des Narvaez zu gebrauchen, weil sie länger und stärker waren, als der Spanier ihre. In Mexico ließ er 140 Soldaten x) mit allen ihren Bundsgenossen, unter dem Commando des Pedro d'Alvarado zurück, und empfahl ihnen den König genau zu bewahren, aber gut zu begegnen, und mit den Mexicanern, vornemlich mit der Königl. Familie und dem Adel in gutem Vernehmen zu leben. Beym Abschiede sagte er zum Könige, er lasse an seiner Stelle den Kapitain Tonatiuh (so nannten die Mexicaner den Alvarado, welches so viel heißt als die Sonne, weil er ein schöner Mann war) zurück, um Ihro Majestät in allen Stücken an die Hand zu gehen: er bäte ihn, den Spa-

x) B. Diaz setzt die Anzahl der in Mexico zurückgebliebenen Spanier auf 83 herunter. In den neuern Ausgaben von des Cortes Briefen wird sie auf 500 angegeben, aber in den alten stehen nur 140, und dieses scheint in Betracht der Menge aller Spanischen Truppen, die richtige Anzahl zu seyn. Die Zahl von 500 ist offenbar falsch, und widerspricht des Cortes eignen Nachrichten.

ern fernerhin seinen Schutz angedeihen zu lassen; er
olle dem neu angekommenen Anführer entgegen gehen,
nd alles thun um Montezumas Befehle auszurichten.
ieser versicherte ihn aufs neue seiner Gnade und Zu-
igung, versahe ihn reichlich mit Lebensmitteln und Last-
ägern zur Fortschaffung des Gepäckes, und nahm
fs freundschaftlichste Abschied von ihm.

Cortes verließ Mexico nach einem sechsmonatlichen
fenthalte zu Anfang des May 1520 mit 70 Spaniern
d einigen Mexicanischen Edelleuten, die ihn ein Stück
eges begleiten wollten. Einige Geschichtschreiber sind
: Meinung sie wären als Spione mitgegangen, um
n Könige von allen Vorgängen Bericht abzustatten;
rtes hielt sie aber nicht dafür, wiewohl er ihnen doch
ch nicht recht trauete. Er nahm den Weg durch Cho-
a, wo Kapitän Velasquez zu ihm stieß, welcher von
ßacualco zurück kam, wohin ihn Cortes geschickt hat-
um einen bequemern Hafen für die Schiffe auszu-
hen. Hier empfieng Cortes ansehnliche neue Lebens-
ttel, welche der Rath von Tlascala ihm zuschickte, aber
verlangten 4000 Mann Hülfstruppen blieben aus,
weder weil sie sich nicht wagten, einen neuen Krieg
eder die Spanier anzufangen, wie B. Diaz versichert,
r weil sie nicht Lust hatten, wie andre wollen, sich so
it von ihrem Vaterlande zu entfernen, oder weil sie
der Schwäche des Cortes, in Vergleich seiner Feinde,
en schlechten Ausgang dieser Unternehmung befürch-
en. Einige Tage vor der Ankunft zu Chempoalla
n der Soldat Tobilla mit den 300 Picken von Chi-
ntla zu ihm, und bey dem 30 Meilen davon liegen-
Dorfe Tapanacuetla der berühmte Kapitän Sando-
nebst 60 Mann von der Besatzung zu Vera Cruz.

Vierzehnter Abschnitt.

Cortes erficht einen Sieg über den Narvaez.

Nachdem Cortes dem Narvaez noch einmal neu Vorschläge gethan, und etwas Gold unter die Anhän ger dieses hochmüthigen Generals vertheilt hatte, mar schirte er endlich um Mitternacht mit 250 Mann [y] in Chempoalla ein, ohne Pferde und andere Waffen al Picken, Schwerdter, Schilde und Dolche. Er bega sich in aller Stille nach dem grossen Tempel der Stad wo die Feinde sich einquartirt hatten, und that einen hitzigen Angriff darauf, daß er noch vor Tages Anbruc Meister vom Tempel, von allen seinen Feinden, de Artillerie und der Pferde war. Er hatte nur vier To te und die Feinde 15, aber es waren auf beyden Se ten viel Verwundete [z]). Alle musten ihn für den G neralkapitän, und die oberste Magistratsperson erke nen; den Narvaez und Salvatierra, einen achtungswü digen Officier und geschwornen Feind des Cortes, lie er im Fort zu Vera Cruz in Ketten und Banden lege und alle Seegel, Steuerruder, und Kompasse von de Schiffen an land bringen. Kaum war der Tag ang brochen, welches der Pfingstsonntag oder der 27ste Ma war, als die 2000 Mann Hülfsvölker von Chinant in guter Ordnung und wohl bewaffnet anlangten [a]); kamen aber blos als Zeugen des Triumphs vom Cort und der Schande der Gegenpartey unter dem Narvae

y) B. Diaz redet von 206 und Torquemada von 266 au ser 5 Kapitäns, aber Cortes, welcher es am besten wis muste, giebt 250 an.

z) Die Schriftsteller sind sich in der Anzahl der Todt nicht einig, wir nehmen die wahrscheinlichste Zahl an, u die dem Berichte am nächsten kommt.

a) Einige behaupten die Chinantlaner wären bey dem A griff auf das Quartier des Narvaez zugegen gewesen, ab B. Diaz, der sich dabey befand, versichert das Gegenthe und Cortes erwähnt ihrer gar nicht.

welche sich nun von einer so geringen und weit schlechter bewaffneten Anzahl überwunden sahen. Den glücklichen Ausgang dieses Angriffs hatte man dem beyspiellosen Wohlverhalten des Sandoval zu danken, welcher unter einem Regen von Pfeilen und Kugeln mit 80 Mann den Tempel erstieg, das innere desselben, wo sich Narvaez verschanzt hatte, eroberte, und sich seiner Person bemächtigte.

Cortes sahe sich nun Herr von 18 Schiffen, und beynahe 2000 Mann Spanischer Truppen, von fast 100 Pferden, und einem grossen Vorrath an Kriegsbedürfnissen. Er dachte auf neue Unternehmungen an der Küste des Mexicanischen Meerbusens, und hatte bereits die Anführer und die nöthige Mannschaft dazu ernannt, als unglückliche Nachrichten aus Mexico einlefen, die ihn nöthigten dahin zu eilen.

Funfzehnter Abschnitt.

Viele Mexicanische Edelleute werden ermordet, und das Volk empört sich.

Während Cortes Abwesenheit fiel das Opferfest des Huitzilopochtli ein, welches im Monat Toxcatl, der in diesem Jahr auf den 13ten May traf, gefeyert ward. Dieses war unter allen jährlichen Festen das vornehmste, und es wurden gewöhnlich Tänze von dem Könige, dem Adel, und dem Volke angestellt. Der Adel hielt bey dem Kapitän Alvarado um seine Einwilligung an, daß Montezuma bey dieser Gelegenheit zur Verrichtung einer Andacht in den Tempel gehen dürfte. Alvarado schlug es ihm mit vielen Entschuldigungen wegen der vom Cortes erhaltenen Befehle ab, oder weil er besorgte, die Mexicaner möchten eine Empörung vorhaben, wenn sie den König in ihrer Gewalt hätten, indem ihm wohl bekannt war, wie leicht öffentliche Beschäftigungen in Tumult und Unordnung ausarten. Sie entschlossen sich sich also diesen religiösen Tanz im Hofe des Pallasts oder

im Spanischen Quartier anzustellen [b]); entweder au Verlangen des Kapitäns, oder auf Befehl des Königs selbst, damit er der Gewohnheit gemäß zugegen seyn möchte.

Am Festtage versammleten sich viele vom erste Adel im Hofe des Pallasts [c]) mit allerley Zierathen vo Gold, Edelgesteinen und Federn geputzt. Der Tan fieng mit Gesang und unter dem Schall musikalische Instrumente an. Unterdessen ließ Alvarado die Thor besetzen, und als er sahe daß die Mexicaner erhitzt un müde vom Tanzen waren, gab er seinen Leuten das Sig nal über sie her zu fallen. Diese griffen die unglückl chen wehrlosen und ermatteten Schlachtopfer, welch wegen der besetzten Thore nicht entfliehen konnten, wü thend an. Das Morden war fürchterlich, und da Geschrey der Sterbenden mitleidenswürdig: allentha ben flossen Ströme Bluts. Diese Niederlage war de Mexicanern unglaublich empfindlich, weil sie dadurc den Kern ihres Adels einbüßten; sie verfertigten, un das Andenken davon für die Nachwelt aufzubehalten Todtengesänge und Elegien darauf, die sie noch lang Jahre nach der Eroberung aufbewahrten. Nach End

b) Die Geschichtschreiber der Eroberung von Mexico sa gen überhaupt, der Tanz sey in dem untern freyen Platz de grossen Tempels angestellt worden, es ist aber nicht wahr scheinlich daß die grosse Menge Volks, welche sich dabey ein fand, dem schrecklichen Niedermetzeln des Adels so ruhig zu gesehen haben würde, zumal da die Zeughäuser hier waren daraus sie nur die benöthigten Waffen hohlen durften, un sich der Unternehmung der wenigen Fremdlinge zu widersetzen; eben so wenig ist es wahrscheinlich daß die Spanier e zu ihrem offenbaren Verderben würden gewagt haben. Cor tes und B. Diaz erwehnen des Ortes, wo der Tanz ange stellt ward, gar nicht. Acosta giebt den Pallast an, es konn te auch in keinem andern geschehen, als den der König b wohnte.

c) Gomara giebt die Anzahl der Adelichen bey dem Tanz auf 600 an, andre sagen über 1000, und las Casas übe 20000.

gung dieses scheußlichen Blutbades nahmen die Spanier den Erschlagenen alle Kostbarkeiten, womit sie sich geschmückt hatten, ab.

Der Bewegungsgrund, welcher den Alvarado zu einer so verabscheuungswürdigen unmenschlichen Handlung bewog, ist nicht bekannt. Einige behaupten, es habe ihn blos sein unersättlicher Durst nach Gold dazu bewogen [d]). Andere versichern mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, es sey unter der Hand ein Gerücht gegangen, daß die Mexicaner bey diesem Feste einen entscheidenden Streich im Schilde führten, um sich von der Bedrückung der Spanier, und ihren König aus der Gefangenschaft zu befreyen, Alvarado sey ihnen aber zuvorgekommen, nach dem alten Sprüchworte, wer angreift, siegt. Doch dem sey wie ihm wolle, sein Betragen kann von Mangel an Ueberlegung und Grausamkeit nicht frey gesprochen werden [e]).

d) Die Mexicanischen Geschichtschreiber, Sahagun in seiner Geschichte, las Casas, in seiner Nachricht von der Zugrunderichtung Indiens, und Gomara in seinem Chronicon bestätigen es, daß Alvarados Geiz Ursache an dem zu Mexico begangnen Morden der Adelichen gewesen, wir können es aber ohne gewissere Beweise ohnmöglich annehmen. Gomara und las Casas folgen sicherlich dem Sahagun in diesem Punkte, und er muß seine Nachrichten von den Mexicanern bekommen haben, welchen man als Feinden der Spanier nicht sicher trauen kann.

e) Es ist gar nicht glaublich, daß die Mexicaner bey Gelegenheit eines Tanzes die Verschwörung, deren einige Geschichtschreiber erwehnen, haben ausführen wollen, und eben so wenig, daß sie, wie Torquemada behauptet, die Gefässe schon in Bereitschaft gehabt, um das Fleisch der Spanier darin zu kochen. Diese Mährgen sind zur Rechtfertigung des Alvarado ersonnen. Der wahrscheinlichste Grund dieser Begebenheit ist, daß die Tlascalaner aus ihrem unüberwindlichen Haß gegen die Mexicaner dem Alvarado einen solchen Verdacht wegen einer angeblichen Verschwörung eingeflößt haben. Die Geschichte der Eroberung von Mexico liefert uns mehrere Beyspiele von dieser Art eines hinterlistigen Betragens der Tlascalaner.

Die gemeinen Mexicaner waren durch diesen Schlag, der sie so tief verwundete äusserst aufgebracht, und behandelten die Spanier von der Zeit an als Todfeinde ihres Reichs. Einige Mexicanische Truppen griffen ihr Quartier mit solcher Hitze an, daß sie einen Theil der Mauern niederrissen, den Pallast an etlichen Orten untergruben, und die Kriegsvorräthe verbrannten, aber sie wurden durch das Feuer des groben und kleinen Geschützes zurück getrieben, und die Spanier fanden Gelegenheit ihre Mauern wieder auszubessern. Blos die Nacht über hatten sie Zeit sich von den Strapazen des Tages auszuruhen; aber den folgenden Tag war der Angriff so heftig: daß sie alle ihren Tod vor Augen sahen. Es wäre auch kein einziger mit dem Leben davon gekommen, indem bereis 5 oder 6 getödtet waren, wenn der König sich den Angreifenden nicht in Person gezeigt, und durch sein Ansehen ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Die Ehrfurcht gegen ihren Monarchen trieb den grossen Haufen zwar von dem Angriff zurück, hielt ihn aber doch nicht ab andre Feindseligkeiten auszuüben. Sie verbrannten die 4 Brigantinen, die Cortes auf dem See bauen lassen, um sich damit zu retten, wenn ihm etwa der Rückzug auf den Dämmen des Sees einmal abgeschnitten würde. Sie waren entschlossen die Spanier auszuhungern, indem sie ihnen keine Lebensmittel zukommen liessen, und, um auch alles heimliche Hineinschaffen derselben zu verhindern, zogen sie einen Graben rund um das Quartier.

In dieser Lage befanden sich die Spanier, als Alvarado dem Cortes zu 2 verschiedenen malen Tlascalaner als Boten schickte, und um seine schleunige Rückkehr bat, wenn er sie nicht alle umkommen lassen wollte. Montezuma verlangte eben dies, und bezeugte ihm seinen Kummer über die Empörung seiner Unterthanen, welche jedoch durch die rasche und blutige Unternehmung des Kapitäns Tonatiuh veranlaßt worden wäre.

Nachdem Cortez Befehl gegeben, die Kolonie zu
era Cruz nach einem gelegenern Ort bey dem Hafen
halchuicuecan zu verlegen (welches jedoch damals noch
cht geschahe) marschirte er mit starken Tagereisen auf
lexico los. Zu Tlascala ward er prächtig in dem Pal-
ste des Prinzen Maxixcatzin einquartirt. Er musterte
er seine Truppen, und fand, daß sie aus 96 Mann zu
ferde, und 1300 zu Fuß bestunden, wozu die Repub-
noch 2000 Tlascalaner stellte. Mit dieser Armee
ckte er den 24 Juni in Mexico ein, und fand zwar
inen Widerstand, merkte aber doch bald eine Gährung
nter den Einwohnern, weil sich nur wenige auf den
assen zeigten, und einige Brücken über die Kanäle ab-
worfen waren. Die Freude, welche man bey seinem
intritt in das Quartier auf beyden Seiten empfand,
ßt sich leicht gedenken. Montezuma kam ihm mit den
öflichsten und demüthigsten Freundschaftsbezeugungen
n Hofe entgegen, allein Cortez war entweder durch
inen Sieg über den Narvaez und über seine vielen
ruppen stolz geworden, oder hielte es für nöthig sich das
nsehen zu geben, als habe er den König wegen der von
inen Unterthanen veranlaßten Unruhen in Verdacht,
nd gieng bey ihm vorbey, ohne ihm die geringste Ach-
ung zu bezeigen. Das Herz des Königs ward durch
iese verächtliche Begegnung bis ins innerste verwundet:
r begab sich in sein Zimmer, wo sein Kummer noch
adurch vermehrt ward, daß ihm einige von seinen Be-
ienten die Nachricht brachten, der Spanische General
abe viele sehr ehrenrührige Ausdrücke gegen Ihro Ma-
stät ausgestossen f).

f) Solis glaubt nicht, daß Cortez dies Zeichen von Ver-
chtung gegen den Montezuma bewiesen, und um ihn zu ver-
heidigen, ist er böse auf den Diaz, der es als Augenzeuge
ekräftigt, und auf den Herrera, der es ebenfalls durch gute
Gründe unterstützt erzehlt. Er beschuldigt den Diaz unver-
ienter Weise einer Partheylichkeit gegen den Cortes, und
om Herrera sagt er, wahrscheinlich habe er des Diaz Nach-

Cortes gab dem Kapitän Alvarado seines Betr
gens wegen einen scharfen Verweis, und er würde ih
gewiß auf die verdiente Art abgestraft haben, wenn d
Umstände der Zeit und der Person es erlaubt hätte
Er sahe das Ungewitter voraus, das nun über sie ausbr
chen würde, und hielte es also für unüberlegt, bey d
obschwebenden Gefahr sich einen seiner besten Kapitän
zum Feinde zu machen.

Mit den neuen Truppen, welche Cortes nach M
xico brachte, war seine Armee 9000 Mann stark, we
sie aber nicht alle in dem Spanischen Quartiere Pla
hatten, so wurden sie in einige Gebäude im Umfang de
grossen Tempels, und in der Nähe des Quartiers eing
legt. Ihre ansehnliche Menge vermehrte den Mang
an Lebensmitteln, der sich bereits bey der geringen Quan
tität auf dem Markte zeigte, weil die Mexicaner au
Haß gegen die Spanier keinen Markt mehr halten wol
ten. Cortes ließ dem Montezuma mit vielen Bedr
hungen sagen, er müste befehlen, daß Markt gehalte
würde, damit sie sich mit allen Bedürfnissen versorge
könnten. Montezuma gab zur Antwort, daß die ange
sehensten Personen, denen er diesen Befehl auftragen könn
te, eben so gut wie er selbst gefangen gehalten würden
man müsse einige auf freyen Fuß setzen, um seine
Wunsch zu erfüllen. Cortes ließ darauf den Prinze
Cuitlahuatzin, Montezumas Bruder, loß, und dacht
nicht vorher, daß dessen Freiheit den Spaniern zum Un
glück gereichen würde. Cuitlahuatzin kam nie wieder in

richt angenommen, um von einer Sentenz des Tacitus Ge
brauch zu machen: Ehrgeiz ist für einen Geschicht
schreiber gefährlich. Aber er ist es für keinen mehr
als für den Solis selbst; denn jeder unparteyische und in der
Mexicanischen Geschichte bewanderte Leser merkt bey Durch
lesung der Schriften des Solis, daß er anstatt seine Senten
zen nach der Erzehlung einzurichten, die Erzehlung vielmehr
nach den Sentenzen umzuformen sucht. Weil er endlich kei
ne bessern Gründe als Diaz anführt, so verdient letzterer als
ein Augenzeuge mehreren Glauben.

as Quartier zurück, ließ auch keinen Markt halten, eil er entweder die Spanier nicht begünstigen wollte, der weil die Mexicaner nicht darein willigten, sondern n nöthigten, den Posten eines Generals zu übernehmen. Er commandirte auch würklich von dieser Zeit n die Mexicanischen Truppen, und war die Haupttriebeder bey allen Feindseeligkeiten gegen die Spanier, bis er ach seines Bruders Tode zum Könige von Mexico erählt ward.

Sechzehnter Abschnitt.

Treffen zwischen den Mexicanern und Spaniern in der Hauptstadt.

Am Tage, da Cortez seinen Einzug hielt, machte as Volk keine Bewegungen, aber den folgenden fiengen e an so viel Steine auf die Spanier zu schleudern und u schiessen, daß Cortez es mit einem Hagelwetter verleicht; das Pflaster des Hofes und die Terrassen des Pallastes waren ganz mit Pfeilen bedeckt, und alle Strassen von Angreifenden voll. Cortez hielte es nicht ür schicklich, sich blos zu vertheidigen, weil es als Veragtheit ausgelegt werden, und der Feind Muth dadurch ekommen möchte. Er that deswegen mit 400 Mann, heils Spaniern, theils Tlascalanern einen Ausfall, trieb ie Mexicaner mit geringem Verlust auf ihrer Seite fort, ündete einige Häuser an, und zog sich wieder in sein Quartier zurück. Weil er aber sahe, daß die Mexicaner ie Feindseeligkeiten fortsetzten, ließ er den Kapitain Ordaz mit 200 Mann gegen sie anrücken. Die Mexicaner stellten sich als geriethen sie in Unordnung, und als ob sie flüchteten, um den Feind dadurch weiter von dem Quartier abzulocken, welches ihnen auch gelang. Auf einmal sahen die Spanier sich von allen Seiten umzingelt, und von hinten und vorne angegriffen, aber in einer solchen tumultuarischen Unordnung, daß die Me-

ricaner sich selbst beym Angriffe im Wege waren. Z
gleicher Zeit zeigte sich eine Menge vom Pöbel oben a
den Häusern, welche unaufhörlich einen Regen von Pf
len und Steinen machten. Die Spanier fanden sich
der augenscheinlichsten Gefahr, aber dies war eine v
den Gelegenheiten, wo der tapfere Ordaz seinen Mu
und seine Geschicklichkeit zeigte.

Das Gefecht war blutig, kostete den Spanier
jedoch nicht viel Menschen, sie trieben mit ihren Kan
nen und Armbrüsten die Mexicaner von den Terrasse
und mit ihren Picken und Schwerdtern aus den Gasse
bis sie sich zuletzt den Weg in ihr Quartier bahnte
Von ihnen blieben nur acht, aber von den Mexicaner
eine desto grössere Anzahl auf dem Platze. Die Spanie
waren fast alle, und auch Ordaz selbst verwundet; sie hatte
diesen Tag viel Noth auszustehen, unter andern ward ih
Quartier an verschiednen Orten in Brand gesteckt; da
Feuer war hin und wieder so heftig, daß sie di
Mauer einrissen, und die Oefnung mit der Artillerie un
einem hinlänglichen Commando vertheidigen mußten
bis sie während der Nacht Zeit bekamen die Mauer
wieder in Stand zu setzen, und die Verwundeten z
besorgen.

Den folgenden Tag (den 26. Junius) war de
Angriff weit schrecklicher, und die Wuth der Mexicaner
noch ärger. Die Spanier vertheidigten sich zwar mit
12 Kanonen, die eine grosse Niederlage anrichteten,
weil die Anzahl der Feinde aber unglaublich war, so
trat immer wieder frische Mannschaft in die Stelle der
Todten, und verhinderte dadurch, daß man jene nicht
bemerkte. Wie Cortez ihre Hartnäckigkeit sahe, that er
mit der größern Anzahl seiner Truppen einen Ausfall,
schlug sich durch eine der Hauptgassen durch, besetzte
etliche Brücken, steckte verschiedene Häuser in Brand,
und kehrte nachdem das Gefecht beynahe den ganzen
Tag gewährt hatte, mit 50 Verwundeten in das Quar-

r zurück. Von den Mexicanern lagen unzählige todt
f den Gassen.

Die Erfahrung hatte den Cortez gelehrt, daß seine
ute das meiste von den Terrassen der Häuser auszu-
hen hatten; um dieses in Zukunft zu verhüten, ließ er
ey Kriegsmaschinen oder Thürme von den Spaniern,
Pontas genannt, bauen. Sie waren so groß, daß
o bewaffnete Soldaten Platz darin fand, und mit
nem starken Dach versehen, um gegen die von den
ächern herabgeworfenen Steine gesichert zu seyn; sie
tten Räder, um sie leicht fortzuschieben, und kleine
chießlöcher, um die Kanonen abfeuern zu können.

Während des Baus dieser Maschinen trugen sich
osse Veränderungen bey Hofe zu. Montezuma stieg
f einen Thurm des Pallasts, sahe einem der obgedach-
n Gefechte zu, und entdeckte unter der Menge seinen
ruder, welcher die Truppen anführte. Beym Anblick
vieler traurigen Gegenstände stiegen in seiner Seele
anche melancholische Gedanken empor. Auf einer
eite sahe er die Gefahr die Krone und sein Leben zu
rlieren, auf der andern den Ruin seiner Residenz, die
iederlage seiner Unterthanen, und den glücklichen Er-
lg der Feinde. Er fand, daß das einzige Mittel allen
esen Uebeln abzuhelfen der geschwinde Abzug der Spa-
er wäre.

Nachdem er die Nacht mit Ueberlegungen darüber
gebracht hatte, ließ er den folgenden Morgen den Cor-
z bey guter Zeit rufen, redete mit ihm darüber, und
t ihn aufs dringendste, seine Abreise doch nicht länger
ufzuschieben. Es bedurfte dieser Bitte nicht einmal,
n den Cortez zur Abreise zu bewegen. Er sahe, daß
e Lebensmittel äusserst selten waren; den Soldaten
ußten so kleine Portionen zugemessen werden, daß sie
ur kümmerlich ihr Leben erhielten, aber nicht Kräfte
nug dadurch bekamen, die unaufhörlichen Scharmü-
ln mit den Feinden auszuhalten. Kurz, er sahe die
nmöglichkeit ein, sich seiner gehabten Absicht gemäß

Meister von der Stadt zu machen, ja er konnte sich nicht einmal darin erhalten. Auf der andern Seite verdroß es ihn nicht wenig, die angefangne Unternehmung aufgeben zu müssen, und alle durch Muth, Unverdrossenheit und Glück erhaltenen Vortheile durch den Abzug in einem Augenblick zu verlieren: er mußte inzwischen den Umständen seiner Lage nachgeben, und gab dem Könige zur Antwort, er sey um der Ruhe des Reichs willen bereit wegzugehen, jedoch mit dem Bedinge, daß seine Unterthanen die Waffen niederlegten.

Siebenzehnter Abschnitt.

Montezuma's Anrede an das Volk.

Kaum war die Unterredung zu Ende, als man allenthalben im Quartier zu den Waffen rufen hörte, weil die Mexicaner einen allgemeinen Sturm wagten. Sie suchten die Mauern von allen Seiten zu ersteigen, um in das Quartier zu dringen, während daß ein Haufe wohl postirter Bogenschützen eine unzählige Menge Pfeile auf die Belagerten abschossen, um ihnen die Vertheidigung zu erschweren. Einige Mexicaner rückten indessen ohngeachtet des Kanonen und Musketen Feuers mit solcher Tapferkeit vorwärts, daß sie würklich in das Spanische Quartier drangen, und anfiengen Mann gegen Mann mit den Spaniern zu fechten, welche sich nun für überwältigt hielten, und voller Verzweiflung fochten. Als Montezuma diesen Zeitpunkt des Gefechts und seine eigne Gefahr wahrnahm, faßte er den Endschluß sich zu zeigen, um durch seine Gegenwart und Stimme der Wuth der Unterthanen Einhalt zu thun.

Er legte zu dem Ende die Königlichen Insignien an, stieg in Begleitung einiger von seinen Ministern und 200 Spaniern auf eine Terrasse, und zeigte sich dem Volke. Die Minister gaben ein Zeichen zum Stillesseyn mit der Hand, damit sie die Stimme ihres Königs

ernehmen könnten. Beym Anblick desselben hörte der
turm auf, alles war ruhig, und einige fielen so gar
s Ehrfurcht auf die Knie. Montezuma redete darauf
t vernehmlicher Stimme folgendergestalt zum Volke:
Wenn euer Eifer für meine Freiheit Ursache ist, daß
r zu den Waffen greift, so danke ich euch für die mir
ezeigte Liebe und Treue. Aber ihr irrt euch, wenn
r mich als einen Gefangnen ansehet, denn es steht bey
ir, diesen Pallast meines verstorbnen Vaters zu ver-
ssen, und nach meinem eignen zurückzukehren, so bald
h will. Wird euer Unwille durch den langen Aufen-
alt dieser Fremdlinge veranlaßt, so wisset, daß sie mir
ersprochen, so bald als ihr die Waffen niederlegt, auf-
ubrechen. Beruhigt euch also, bezeigt dadurch euern
ehorsam gegen mich, es müste denn wahr seyn, was
an mir sagen wollen, daß ihr geschworen, einem andern
nd nicht mehr mir zu gehorchen. Dieß kann ich mir
ber nicht vorstellen, und ihr könnt es auch nicht thun,
hne den Zorn des Himmels auf euch zu laden."

Das Volk schwieg eine Weile, bis ein Mexicaner
der verwegner als die übrigen war, seine Stimme
ob, den Montezuma einen verzagten weibischen König
nnte, der sich besser zum Spinnrocken als zur Regie-
ng einer so muthigen Nation schicke: er warf ihm vor,
ß er sich aus Furcht und Niederträchtigkeit in die Ge-
ngenschaft seiner Feinde begeben, ja er ließ es nicht
mal beym Schimpfen bewenden, sondern ergriff einen
ogen, und schoß einen Pfeil auf ihn ab. Der Pöbel,
elcher allezeit geneigt ist, dem ersten Antrieb, den man
n giebt, zu folgen, that ein gleiches. Man hörte von
en Seiten Schimpfen und Vorwürfe; und ein Regen
n Steinen und Pfeilen flog nach der Gegend, wo der
önig stand. Die Spanischen Geschichtschreiber sagen,

f) Acosta sagt: derjenige, der sich so unanständig gegen
n Montezuma ausdrückte, sey sein Neffe Quauhtemotzin,
chmaliger letzter König von Mexico, gewesen.

daß der König, ob seine Person gleich durch 2 Schild beschützt ward, doch durch einen Stein am Kopf, durch einen andern am Bein, und durch einen Pfeil am Arm verwundet ward. Seine Bedienten schaften ihn gleich ins Zimmer; seine Seele war mehr von Kummer und Zorn, als sein Körper durch die verrätherischen Waffen seiner gottlosen Unterthanen verwundet.

Indessen fuhren die Mexicaner mit ihrem Angriffe und die Spanier sich zu vertheidigen fort, bis einige Adeliche den Cortez auf dem Platze zu sehen verlangten, wo der König verwundet worden, um wegen gewisser Punkte, wovon aber kein Schriftsteller deutliche Nachrichten giebt, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Cortez fragte: warum sie ihn als Feind zu behandeln suchten, da er ihnen doch kein Leid zugefügt hätte? Sie antworteten: „Wenn ihr fernere Feindseeligkeiten vermeiden wollt, so reiset den Augenblick ab, wo nicht, so sind wir entschlossen zu sterben, oder euch alle zu tödten. Cortez versetzte, er beschwere sich nicht aus Furcht für ihre Waffen gegen sie, sondern weil es ihm wehe thäte so viele von ihnen zu tödten, und eine so schöne Stadt zu Grunde zu richten. Die Adelichen begaben sich wieder weg, und wiederhohlten ihre Drohungen.

Die drey Kriegsmaschinen waren nunmehr zu Stande. Cortez brach den 28sten Junius damit früh auf. Er nahm die mehresten Spanier, 11 Kanonen und 3000 Tlascalaner und andre Hülfstruppen mit. Der Marsch gieng durch eine der Hauptstrassen: als er an die Brücke über den ersten Kanal kam, wurden die Maschinen und Sturmleitern nahe an die Häuser gebracht, um die vielen Menschen von den Dächern zu treiben: aber diese warfen so viel und so grosse Steine darauf, daß sie durchbrachen. Die Spanier fochten bis Mittags mit vieler Herzhaftigkeit, waren aber nicht im Stande sich der Brücke zu bemächtigen, und mußten mit Schande wieder in ihr Quartier zurückkehren. Sie hatten einen Todten, aber viele Verwundete.

Achtzehnter Abschnitt.

Schreckliches Gefecht im Tempel.

Diese letzte Begebenheit machte den Mexicanern
el Muth. Fünf hundert Adeliche versahen sich wohl
it Waffen und Lebensmitteln, befestigten sich auf
m obern freyen Platz des grossen Tempels, und fügten
n Spaniern von dort aus mit Steinen und Pfeilen
össen Schaden zu, indessen daß andre von ihren Trup-
n sie auf den Strassen angriffen. Cortes comman-
te einen Kapitain mit 100 Mann, um die Adelichen
s diesem Posten zu vertreiben, der wegen seiner Höhe
d Nachbarschaft das Spanische Quartier sehr beun-
higen konnte. Sie versuchten dreymal den Platz zu
teigen, wurden aber jedesmal tapfer zurückgeschlagen.
er General beschloß darauf selbst den Tempel anzugrei-
n, ob er gleich noch an einer schweren Armwunde, die
in dem ersten Gefecht bekommen, viel ausstund. Er
nd sich den Schild am Arm fest, und nachdem er den
empel ringsumher hinlänglich mit Spaniern und Tlas-
lanern besetzen lassen, fieng er an mit einer grossen An-
hl seiner Leute die Stuffen hinaufzusteigen. Die oben
lagerten Adelichen machten es ihm mit grosser Tapfer-
t Schritt für Schritt streitig, indessen daß andre Me-
aner in den untern freyen Platz des Tempels ein-
angen, und sich mit denen, die ihn besetzt hatten,
üthend herumschlugen. Nach unsäglichen Schwürig-
ten erreichte Cortes endlich den obern Platz. Nun
ard das Gefecht erst hitzig und gefährlich, es dauerte
Stunden lang. Ein Theil der Mexicaner ward nie-
rgemacht, andre stürzten sich vom Tempel hinab, und
chten so lange, bis sie alle blieben. Cortes befahl das
lerheiligste des Tempels in Brand zu stecken, und
arschirte in guter Ordnung in sein Quartier zurück.
n dem Handgemenge selbst blieben 46 Spanier, die
dern hatten fast alle Wunden, und trieften von Blut.

Dieser herzhafte Angriff war einer von denen, wo beyd
Theile mit der größten Hitze fochten, und in dieser B
trachtung stellten ihn sowohl die Mexicaner als Tlasc
laner in ihren Gemählden vor [g]).

Etliche Geschichtschreiber reden von einer gross
Gefahr, darin Cortes sich bey dieser Gelegenheit befu
den haben soll. Sie erzehlen, daß ihn 2 Mexican
hätten von dem obern Platz des Tempels herabstürz
wollen. Entschlossen ihr Leben für das Beste des V
terlandes aufzuopfern, faßten sie ihn in die Arme, u
ihn mit sich von der Ecke des Platzes hinabzuziehen, w
sie glaubten, mit seinem Tode würde der Krieg auch
Ende haben. Allein weder Cortes selbst, noch B. Di
noch Gomara, noch irgend einer von den alten Histo
ckern gedenken dessen mit einer Sylbe, und die Sa
wird durch die Zusätze einiger neuern nur noch ungla
licher gemacht [h]).

g) Die Meinungen der Geschichtschreiber in Ansehung
Ordnung und Umstände bey diesen verschiedenen Gefech
sind unglaublich verschieden. Wir folgen dem Cortez,
dessen Nachrichten das meiste Gewicht haben.

h) Solis erzählt, die beyden Mexicaner hätten sich
ihm auf die Knie geworfen, und um Gnade gebeten; zugl
hätten sie ihn fest gehalten, mit sich niedergerissen, und i
Gewalt noch durch ihre eigne Schwere vermehrt, so
Cortez viel Mühe gehabt, sie wegzustossen und sich zu
freyen. Es ist nicht wohl glaublich, daß Cortez so ausser
denkliche Kräfte besessen. Die mitleidigen Verfasser, Ray
und Robertson, haben sich vermuthlich die Gefahr des Co
sehr zu Herzen genommen, und nehmen deswegen an,
habe sich durch Anhalten an die Schießlöcher, und ein ei
nes Gitterwerk so lange erhalten, bis er sich die Mexica
vom Halse geschaft. Aber die Mexicaner verfertigten
eiserne Gitter, und der Tempel hatte keine Einschnitte
Schießlöchern. Es ist sonderbar genug, daß diese Verfa
die in Dingen, welche die Spanischen und Indianis
Schriftsier bezeugen, so ungläubig sind, gleichwol Sac
annehmen, die man bey keinem alten Schriftsteller fin
und die auch an sich selbst unwahrscheinlich sind.

Nach der Zurückkunft in das Quartier hatte Cortes aufs neue eine Unterredung mit einigen angesehenen Mexicanern, darin er ihnen den durch die Spanischen Waffen verursachten Verlust vorstellte. Sie erwiederten: daß nichts daran gelegen wäre, wenn die Spanier nur vertilgt würden. Wenn die Mexicaner sie auch nicht alle umbringen könnten, so würde man sie doch dergestalt in ihrem Quartier einschliessen, daß sie verhungern müßten. Cortes merkte in der folgenden Nacht, daß die Einwohner der Stadt nicht auf ihrer Hut waren, er that deswegen mit einigen Kompagnien von seinen Soldaten einen Ausfall, marschirte durch eine von den vornehmsten Gassen, und setzte über 300 Häuser in Brand i).

Nachdem die Thürme wieder hergestellt waren, marschirte er den folgenden Tag damit, und mit seinen meisten Truppen aus, und nahm die grosse Strasse nach Itzapalapan mit besserm Erfolg als das letzte mal. Ohngeachtet des lebhaften Widerstandes der Feinde in ihren Verschanzungen, um sich vor dem Feuer der Spanier zu schützen, bemächtigte er sich doch der 4 ersten Brücken, zündete einige unterwegs stehende Häuser an, und füllte mit den Schutt die Gräben und Kanäle aus, damit ihn nichts hindere, wenn die Mexicaner etwa die Brücken abbrächen. Die eroberten Posten wurden hinlänglich besetzt; und Cortes kehrte nach einem Verlust von 10 oder 12 Todten mit vielen Verwundeten in sein Quartier zurück.

Den folgenden Tag wurden die Angriffe auf die Brücken fortgesetzt, und die drey letztern erobert, und er erreichte endlich, nachdem er die Feinde allenthalben verjagt, das feste Land. Während der Zeit, daß er im Begriff war die letzten Gräben ausfüllen zu lassen, ver-

i) B. Diaz versichert, es habe schwer gehalten, sie in Flammen zu setzen, weil sie mit Terrassen gedeckt waren, und einzeln von einander stunden.

muthlich um seinen Rückzug aus dieser Hauptstadt auf eben dem Wege zu erleichtern, auf dem er vor 7 Monaten eingezogen war, brachte man ihm die Nachricht, daß die Mexicaner gesinnt wären, einen Vergleich einzugehen. Um ihre Vorschläge zu hören, begab er sich eiligst mit seiner Kavallerie in das Quartier, und ließ die Infanterie zur Besetzung der Brücken zurück. Die Mexicaner gaben ihm zu erkennen, daß sie bereit wären alle Feindseeligkeiten einzustellen, aber um einen Vergleich einzugehen, müßten sie den Oberpriester haben, den die Spanier bey Gelegenheit des Angriffs auf den Tempel gefangen bekommen. Cortes gab ihn gleich frey, und der Waffenstillstand nahm seinen Anfang.

Dies scheint eine blosse List von Seiten derjenigen, die den neuen König zu wählen hatten, gewesen zu seyn, um das Oberhaupt ihrer Religon wieder in ihre Gewalt zu bekommen, welchen sie nothwendig haben mußten, um den König, den sie wählen wollten, zu salben. Denn kaum hatte Cortes den Waffenstillstand erhalten, als einige Tlascalaner mit der Nachricht ankamen, daß die Mexicaner die Brücken wieder erobert, und einige Spanier erschlagen hätten; und daß ein ansehnliches Corps Feinde gegen das Quartier im Anzuge wäre. Cortes nahm gleich seine Kavallerie zusammen, und schlug sich mit vieler Mühe und Gefahr durch; er bemächtigte sich der Brücken zwar wieder, aber indem er die letzte eroberte, hatten die Mexicaner die vier ersten bereits wieder weggenommen, und fiengen an den Schutt, welchen die Spanier in die Gräben geworfen, wieder auszuräumen. Endlich kam der General zurück, nahm sie aufs neue in Besitz, und kehrte darauf mit seinen Truppen zurück, die ermüdet, niedergeschlagen, und verwundet waren.

Cortes berichtet in einem Briefe an Karl V. die Lebensgefahr, darin er sich an diesem Tage befand, und schreibt es der göttlichen Vorsehung zu, daß er einer solchen Menge von Feinden entgieng. Unstreitig hätten sie von dem Augenblicke an, da sie die Waffen wider die

Spanier ergriffen, solche nebst allen ihren Bundsgenos-
en vernichten können, wenn sie eine bessere Ordnung im
Gefecht beobachtet hätten, und wenn die untern Officiers,
welche den Angriff anführten, einiger unter sich gewesen
wären. Aber sie konnten sich, wie wir bald sehen wer-
den, nicht mit einander vergleichen, und der gemeine
Mann ließ sich blos durch seine tumultuarische Hitze hin-
reissen. Auf der andern Seite mußten ihnen die Spa-
nier ohne Zweifel vorkommen, als wenn sie von Eisen
wären; denn sie liessen sich weder durch Hungersnoth,
noch durch den nöthigen Schlaf, noch durch die unauf-
hörlichen Strapazen, noch durch ihre Wunden abschrecken.
Wenn sie den Tag im Gefecht wider den Feind zugebracht
hatten, so wandten sie die Nacht zur Begrabung der
Erschlagnen, zur Besorgung der Verwundeten und Aus-
besserung des Schadens an, welchen die Mexicaner den
Tag zuvor ihrem Quartier zugefügt hatten; und selbst in
der kurzen zum Schlaf bestimmten Zeit legten sie die
Waffen nie ab, sondern waren allezeit eher als die Feinde
in Bereitschaft. Wie abgehärtet die Spanischen Trup-
pen waren, wird sich bey den schrecklichen Gefechten zei-
gen, auf die wir jetzt kommen.

Neunzehnter Abschnitt.

Tod des Königs Montezuma und anderer Vornehmen.

In diesen Tagen, vermuthlich am 13ten Junius
starb König Montezuma im Spanischen Quartier im
54sten Jahr seines Alters, im 18ten seiner Regierung
und im 7ten Monat seines Gefängnisses. In Ansehung
der Ursache und der Umstände seines Todes herrscht so
viel Widerspruch bey den Schriftstellern, daß man die
Wahrheit ohnmöglich herausbringen kann. Die Mexi-
canischen Geschichtschreiber schieben die Schuld auf die
Spanier, und die Spanischen auf die Mexicaner

k). Wir können uns nicht überreden, daß sich die Spanier sollten entschlossen haben, einem Könige das Leben zu nehmen, dem sie so viele Wohlthaten zu verdanken hatten, und durch dessen Tod sie sich nur neue Widerwärtigkeiten zuziehen mußten. Sein Verlust ward nicht nur vom Cortés, sondern von jedem Officier und Soldaten, als wäre er ihr Vater gewesen, beklagt, wenn wir anders den B. Diaz, einem Augenzeugen und glaubwürdigen Schriftsteller Glauben beymessen wollen. Er bezeigte sich ungemein gnädig und leutseelig gegen sie, es sey nun aus angebohrner Güte oder aus Furcht. Er betrug sich allezeit als ein Herzensfreund, wenigstens haben wir keinen Grund uns das Gegentheil einzubilden: er redete nie als ein Feind mit ihnen, wie sie selbst bekennen.

Seine guten und bösen Eigenschaften kann man sich aus einer Uebersicht seiner Handlungen abziehen. Er war vorsichtig, prächtig, freygebig, eifrig für die gerechte Sache, und dankbar gegen seine Unterthanen für die ihm geleisteten Dienste; aber seine Zurückhaltung und der äusserliche Respeckt, den er verlangte, machten, daß die Klagen seines Volks nicht bis zum Throne dringen konnten. Um seine Pracht und Freygebigkeit auszuüben mußten den Unterthanen grosse Lasten aufgelegt werden: und seine Gerechtigkeitsliebe artete in Grausamkeit aus. In allem, was zur Ausübung der Religion gehörte war er sehr genau, und auf die Beobachtung des Gottes

k) Cortes und Gomara behaupten, er sey an der durch einen Stein von den seinigen verursachten Kopfwunde gestorben. Solis mißt die Schuld der Verabsäumung des Verbindens der Wunde bey. B. Diaz fügt zu dieser Vernachlässigung noch seine freywillige Enthaltung von allen Nahrungsmitteln hinzu. Herrera versichert, die Wunde sey nicht tödtlich gewesen, er sey aber vor Kummer gestorben. Sahagun und andre Mexicanische Geschichtschreiber versichern, die Spanier hätten ihn ums Leben gebracht, und einer nennt so gar einen Soldaten, der ihn mit einer dreyzackigen Gabel erstochen.

enstes und aller dahin gehörigen Gebräuche, sehr eifrig
In seiner Jugend besaß er viel Muth, liebte den
rieg, und siegte, wie die Geschichte sagt, in 9 Schlach-
n, aber in den letzten Jahren seiner Regierung ward
ne Seele durch allerley häusliche Vergnügungen,
rch die Nachricht von den ersten Siegen der Spanier,
d hauptsächlich durch Aberglauben dergestalt niederge-
ückt und geschwächt, daß er, wie ihm seine Untertha-
en vorwarfen, sein Geschlecht verändert zu haben schien.
r fand ein grosses Vergnügen an der Musik, und der
agd, und wuste sehr geschickt mit Bogen und Pfeilen
mzugehen. Er war gut gewachsen, hatte aber keine
nderliche Farbe, ein längliches Gesicht mit lebhaften
ugen.

Er hinterließ verschiedene Söhne, wovon 3 in der
nglücklichen Nacht, da die Spanier geschlagen wurden,
ms Leben kamen, entweder durch die Hand der Spanier
lbst, wie die Mexicaner versichern, oder durch die Mexi-
aner, wie die Spanier behaupten. Unter denen, die am
eben blieben, war Johualicahuatzin oder Don Pedro
Montezuma, von dem die Grafen von Montezuma und
Tula abstammen, der vornehmste. Montezuma er-
eugte diesen Sohn mit der Miahuaxochitl, einer Toch-
er des Herrn von Tollan Itlilcuechahuac. Eine andre
Gemahlin gebar ihm den Tecuichpotzin, einen schönen
Prinzen, von dem die beyden vornehmen Häuser Cano
Montezuma und Andreda Montezuma abstammen. Die
Katholischen Könige ertheilten den Nachkommen des
Montezuma besondre Vorrechte, weil er Spanien den
wichtigen Dienst erwiesen, und das reiche und grosse
Reich Mexico dem Spanischen Zepter freywillig unter-
worfen hatte. Weder die wiederholten dringenden Vor-

1) Solis sagt: Montezuma habe kaum mit dem Kopfe gegen die Götzenbilder genickt, und einen höhern Begriff von sich selbst, als von ihnen gehabt. Er setzt hinzu, der Teufel habe ihn oft besucht. Dergleichen Leichtgläubigkeit steht einem grossen Historiographen von Indien schlecht an.

stellungen des Cortes, noch die beständigen Ermahnun-
gen des Olmedo in den letzten Tagen seines Lebens ware
eindringend genug, um ihn zur Annahme des Christliche
Glaubens zu bewegen.

Gleich nach seinem Tode ließ er dem Prinzen Cui-
lahuatzin durch 2 vornehme Herrn, die dabey zugege
gewesen, Nachricht davon geben: und bald darauf di
Königliche Leiche durch 6 Adeliche, und verschiedene i
der Gefangenschaft gewesene Indianische Priester fort
schaffen [m]). Dieser Anblick erregte viel Betrübniß be
dem Volke, und dies war die letzte Pflicht, die sie ihn
erwiesen: jetzt erhoben sie seine Tugenden bis in de
Himmel, anstatt daß sie kurz vorher nichts als Laste
und Schwäche an ihm fanden. Nachdem die Adelicher
viele Thränen über den Leichnam ihres unglücklicher
Königs vergossen, brachten sie ihn nach dem Pla
Copalco [n]), wo sie ihn mit den gewöhnlichen Ge
bräuchen verbrannten, und die Asche mit größter Ehrer
bietung begruben: ob sich gleich einige schlechtdenkend
Mexicaner fanden, die es für unnöthig und lächerlich
hielten.

Cortes gab, wenn anders den Nachrichten de
Historiker zu trauen ist, bey dieser Gelegenheit Befehl

m) Torquemada und einige andre behaupten, man hab
den Leichnam in den Tehuajoc geworfen; aber aus Cortes
und Diaz Nachrichten ist es gewiß, daß die Adelichen ihn
aus dem Quartier trugen.

n) Herrera muthmasset, er sey in Chapoltepec begrabe
weil die Spanier nach der Gegend hin grosses Wehklage
hörten. Solis behauptet dies als ganz gewiß, und daß di
Königlichen Begräbnisse allezeit dort gewesen; aber dies is
ganz falsch, denn Chapoltepec lag 3 Meilen vom Spanischen
Quartier; die Spanier konnten folglich das Klaggeschrey
von dorther nicht hören, zumal da sie sich mitten in einer
volkreichen Stadt, die damals voll Tumult war, befanden.
Die Könige hatten keinen gewissen Begräbnißort, überdieses
bestätigen die Nachrichten der Mexicaner es, daß Montezu-
mas Asche zu Capalco begraben ward.

Körper des Itzquauhtzin, Herrn von Tlatelolco und drer vornehmen Herrn, deren Nahmen nicht genannt werden, aus dem Quartier auf den Platz Tehuc zu werfen, nachdem er sie insgesammt, wie die achrichten lauten, aus unbekannten Ursachen, ermorn lassen. Hätte er auch gerechte Gründe dazu gehabt, bleibt das Verfahren doch allemal unüberlegt, weil Anblick so vieler erschlagenen Körper die Mexicaner r noch mehr erbittern, und sie auf die Muthmassung ngen mußte, daß ihr König auch ein Opfer seiner rausamkeit geworden °). Dem sey wie ihm wolle, die nwohner von Tlatelolco führten den Leichnam ihres erhauptes in einem Schiffe weg, und feyerten sein chenbegängniß mit vielem Klagen und Trauern.

Die Mexicaner setzten inzwischen ihre Angriffe imr mit vermehrter Hitze fort. Cortes richtete zwar ösfe Niederlagen unter ihnen an, und siegte jedesmal; ein er sahe doch auch, daß alle erhaltenen Vortheile n Verlust seiner Leute nicht aufwogen, und daß Man- an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, und die ösfe Menge der Feinde, die Oberhand über die Tapfer- t seiner Truppen, und den Vorzug seiner Waffen beilten würden. Er hielt deswegen einen unmittelbaren zug für unumgänglich nothwendig, und berief seine fficiers zusammen, um sich mit ihnen über die Art des zuges und über die Zeit zu berathschlagen. Die Meingen waren verschieden. Einige riethen bey Tage fzubrechen, und sich, wenn die Mexicaner sich widerzten, durchzuschlagen. Andre riethen die Nacht dazu wählen; darunter war hauptsächlich Botello, ein

o) Cortes, Diaz, Gomara, Herrera und Solis gedenn des Todes dieser vornehmen Herrn gar nicht; aber Saaun, Torquemada, Betancourt und die Mexicanischen eschichtschreiber behaupten es als ganz gewiß. In Anseung der letztern, und der schuldigen Treue eines Geschichtreibers, führen wir die Begebenheit, obgleich als etwas r unwahrscheinliches an.

gemeiner Soldat, der sich für einen geschickten Ster
deuter ausgab, und dessen Einsichten Cortes zu v
trauete, weil er wußte, daß einige seiner Prophezeiung
zufälliger Weise eingetroffen waren. Man zog also
Vorschläge dieses elenden Kerls dem, was Klugheit u
militarische Einsichten anriethen, vor, und beschloß
Nacht mit möglichster Heimlichkeit aufzubrechen,
wenn es möglich gewesen wäre, den Marsch von 90
Mann mit Waffen, Pferden, Artillerie und Gepäc
vor einem so zahlreichen und wachsamen Feinde zu v
bergen. Die Nacht vom 1sten Julius ward zum A
marsch p) angesetzt, die unglücklichste und den Spanie
wegen ihrer grossen Niederlage ewig denkwürdige Nac
die auch noch in ihren Schriften unter dem Nahm
Noche triste bekannt ist.

Cortes ließ eine hölzerne Brücke bauen, die v
40 Mann getragen werden konnte, um sich ihrer üb
die Gräben zu bedienen. Darauf befahl er alles bish
zusammengebrachte Gold, Silber und Edelgesteine h
bey zu schaffen, nahm den dem Könige zugehörigen fü
ten Theil davon, überlieferte ihn den Königl. Bedient
und erklärte ihnen, daß er es für unmöglich hielt ihn
retten: das übrige überließ er den Officiers und Solt
ten, um so viel davon zu nehmen als sie selbst wollte
warnete sie aber zugleich, lieber alles den Feinden Pr
zu geben, weil sie frey von dieser Last ihr Leben eher r
ten könnten. Viele waren aber nicht geneigt diesen Hau
zweck ihrer Wünsche fahren zu lassen, und beschwerf
sich mit einer Last, darunter sie ein Opfer ihres Geiz
und der Rachsucht ihrer Feinde wurden.

p) B. Diaz sagt, die Spanier hätten die Niederlage
der Nacht vom 10ten Julius erlitten; es ist aber vermuthl
ein Druckfehler, weil Cortes berichtet, daß sie auf ihr
Rückzuge in der Nacht am 10ten Julius zu Tlascala an
men: und aus seinem Tagebuch von dem Marsche erhel
daß die Niederlage auf keinen andern Tag als den 1sten J
lius angesetzt werden kann.

Zwanzigster Abschnitt.

Spanier leiden auf ihrem Rückzuge eine schreckliche Niederlage.

Cortes gab in der gröſten Stille der Nacht Befehl
Aufbruch. Ein dicker Himmel machte ſie noch fin-
r, und ein unaufhörlicher kleiner Regen noch gefähr-
r und beſchwerlicher. Das Commando der Avant-
e von 200 Mann zu Fuß, und etlichen zu Pferde,
ſt einigen Officiers, vertraute er dem unüberwindli-
n Sandoval, und die Arrieregarde mit dem gröſten
il der Spaniſchen Truppen dem Pedro de Alvarado
Im Mittel des Zugs waren die Gefangnen, nebſt
n Troß und der Bagage, und Cortes ſelbſt, nebſt 5
utern und 100 Infanteriſten, um allenhalben, wo es
hig war, deſto eher bey der Hand zu ſeyn. Die
lfstruppen von Tlaſcala, Cheruſcoalla und Cholula,
che ſich über 7000 Mann beliefen, wurden unter die
Diviſionen, vertheilt.

Nachdem man den Himmel um Beyſtand angefleht,
chahe der Aufbruch auf der Straſſe nach Tlacopan.
er gröſte Theil paſſirte den erſten Graben oder Kanal
emittelſt der Brücke, die ſie bey ſich führten, ohne
itern Widerſtand zu finden, als den die Wachen bey
ſem Poſten thun konnten: allein die Prieſter, welche
dem Tempel wachten, merkten den Abzug, ſchrien
ut zu den Waffen, und weckten die Einwohner mit ih-
n Hörnern auf. In dem Augenblick wurden die Spa-
er zu Waſſer und Lande von einer unzähligen Menge
ngegriffen, die ſich durch ihre groſſe Anzahl und Unord-
ung einander ſelbſt im Wege waren. Das Gefecht
ey dem zweyten Graben war ſchrecklich und blutig, und
e Gefahr groß, daher die Spanier alle ihre Kräfte an-
enden mußten, um ihr zu entgehen. Die groſſe Fin-
erniß der Nacht, das Getöſe der Waffen, das dro-
ende Geſchrey der Fechtenden, das Wehklagen der Ge-
angnen, und das Stöhnen der Sterbenden machten

einen schrecklichen und mitleidsvollen Eindruck; hier hö
te man einen Soldaten seine Kameraden um Hülfe bi
ten, dort flehete ein andrer zum Himmel um eine bald
ge Auflösung; allenthalben war Tumult, Geschre
Fechten und Morden. Cortes lief als ein unerschroc
ner, gefühlvoller Anführer hin und wieder, schwamm o
durch die Gräben hinüber und herüber; bald sprach
den seinigen Muth zu, bald leistete er einigen Beystan
und suchte den Ueberrest seiner kleinen unaufhörlich ang
griffenen Armee, unter beständiger Gefahr getödtet od
gefangen zu werden, so gut als möglich in Ordnung
halten. Der zweyte Graben war so voll von Todte
daß die Arrieregarde darüber weg marschiren konnt
Alvarado, der sie commandirte, wurde bey dem dritte
Graben mit solcher Wuth angegriffen, daß er, weil
nicht länger Stand halten, und gleichwol ohne die a
genscheinlichste Gefahr auch nicht hinüber schwimme
konnte, am Rande des Grabens eine Lanze in die Erd
setzte, sich darauf lehnte, und vermittelst eines rasche
Schwunges damit hinüber sprang. Man sahe diese
Sprung als ein Wunder von behender Geschicklichke
an, und die Stelle hat bis auf den heutigen Tag de
Nahmen von Alvarados Sprung behalten.

Der Verlust der Mexicaner in dieser unglückliche
Nacht war unstreitig sehr groß, der Spanier ihrer wir
sehr verschiedentlich angegeben [9]). Wir halten des Go
mara Angabe für wahr, welcher die Sache am genaue

9) Cortez redet von 150 Mann, aber er verringerte di
Anzahl entweder absichtlich, oder der erste Abschreiber un
erste Drucker des Briefes haben sich geirrt. B. Diaz sag
daß 870 auf dem Platze blieben, aber darunter rechnet e
nicht blos die in der Nacht getödtet wurden, sondern auc
diejenigen, welche starben ehe er Tlascala erreichte. Soli
rechnet nur gegen 200, und Torquemada 290. In der Zah
der gebliebenen Hülfstruppen stimmen Gomara, Herrera
Torquemada und Betancourt überein; Solis sagt blos da
über 2000 Tlascalaner vermißt wurden, aber hierin stimm
er nicht mit der Rechnung des Cortez und anderer überein.

umtersucht, und Nachrichten von Cortez und andern
aligen Eroberern eingezogen zu haben scheint, nem-
es fielen 450 Spanier, über 4000 Hülfsvölker,
darunter, wie Cortez sagt, die sämmtlichen Cholula-
Fast alle Gefangnen beyderley Geschlechts in Spa-
en Diensten wurden ermordert [r]). Cortez verlor
dieses 46 Pferde, alle gesammleten Schätze, alle
lerie, und seine Handschriften, darin er alles, was
Spaniern bis jetzt begegnet war aufgezeichnet hatte.
r den gebliebenen Spaniern waren die vornehmsten
Kapitäns Velasquez de Leon, des Cortez vertrauter
nd, Amador de Laviz, Franc. Morla, und Franc.
cedo, alle vier Männer von grosser Herzhaftigkeit
Verdiensten. Unter den getödteten Gefangnen be-
sich der unglückliche König Cacamatzin, und ein
der und Sohn und zwey Töchter des Montezu-
), und eine Tochter des Prinzen Maxixcatzin.
Bey aller Seelengrösse konnte Cortes sich doch beym
lick von so viel Elend der Thränen nicht enthalten.
etzte sich auf einen Stein zu Popotla, einem Dorfe
bey Tlacopan nieder, nicht um von seinen Strapa-
auszuruhen, sondern den Verlust seiner Freunde und
hrten zu beweinen, doch hatte er endlich noch den
t zu vernehmen, daß seine braven Kapitäns San-
l, Alvarado, Olid, Ordaz, Avila und Lugo, des-
en seine beyden Dollmetscher Aguilar, und Donna

Ordaz sagt, daß alle Gefangnen umgebracht wurden,
tte aber den Cuicuitzcatzin ausnehmen sollen, den Cor-
uf den Thron von Acolhuacan gesetzt hatte. Vom Cor-
lbst wissen wir, daß er unter den Gefangnen war, es
ich gewiß, daß er nachmals zu Tezcuco erschlagen

Torquemada bestätigt es als eine ausgemachte Sache,
Cortes den Cacamatzin wenige Tage darauf, nachdem er
gefangen bekommen, im Gefängnisse erdrosseln lassen;
s, Betancourt und andere sagen, er sey in der merk-
igen Nacht mit den andern Gefangenen getödtet
en.

Marina erhalten wären; durch deren Beyhülfe hoffte
im Stande zu seyn, die Scharte wieder auszuwetz
und Mexico zu erobern.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Ermüdender Marsch der Spanier.

Die Spanier waren so muthlos, und durch i
Strapazen und Wunden so entkräftet, daß kein einzi
mit dem Leben davon gekommen wäre, wenn die M
caner sie verfolgt hätten. Aber kaum hatten jene die
te Brücke auf diesem Wege erreicht, so kehrten sie n
ihrer Stadt zurück, entweder weil sie mit der ber
angerichteten Niederlage zufrieden waren, oder weil
unter den gebliebenen den König von Acolhuacan,
Königl. Prinzen von Mexico, und andre vornehm
Herrn gefunden hatten, deren Verlust sie nun betr
ren, und ihnen die Leichenbegängnisse halten woll
Eben dieses gedachten sie auch mit ihren Freunden
Verwandten zu thun, denn sie schafften an diesem T
die Todten noch aus allen Strassen und Kanälen,
verbrannten sie, ehe die Luft von der Fäulniß angest
werden konnte.

Mit Tagesanbruch sahen sich die Spanier zu
potla zerstreut, ermüdet, verwundet, und niedergesch
gen. Cortes versammlete sie, stellte sie in Ordnung,
marschirte durch die Stadt Tlacopan. Auf dem W
ward er durch einige Truppen von dieser Stadt und
Azcapozalco unaufhörlich beunruhigt, bis er den T
pel zu Otoncalpolco erreichte, welcher auf einem klei
Berge 9 Meilen westwärts von der Hauptstadt lag,
jetzt die berühmte Kirche der Maria de los remed
(Marienhülf) steht; hier verschanzten sie sich so gut
konnten, um sich besiens für den Feind, der sie unc
hörlich beunruhigte, zu schützen. Die Nacht ruhten
etwas aus, und erhielten einige Erfrischungen, von
in 2 benachbarten Dörfern wohnenden Otomies, we

s Mexicanischen Joches sehr überdrüssig waren. Von r richteten sie ihren Marsch über Quauhtitlan, Cit- tepec, Xoloc und Zacamolco, nach Tlascala, dem zigen Zufluchtsort bey ihren mißlichen Umständen. f dem ganzen Weg waren sie den beständigen Anfällen fliegenden feindlichen Haufen ausgesetzt. Zu Zaca- olco waren sie so verhungert, und in solche elende Um- nde versetzt, daß sie Abends ein vom Feinde diesen g getödtetes Pferd verzehrten, wovon der General ch seinen Antheil bekam. Die Tlascalaner wurfen sich f die Erde nieder, und fraßen Kräuter, wobey sie e Götter um Hülfe anriefen.

Zwei und zwanzigster Abschnitt.

Berühmte Schlacht zu Otompan.

Als sie den folgenden Tag den Marsch über die Ber- von Aztaquemecan antraten, entdeckten sie in einiger ntfernung in der Ebene von Tonan, welches nicht eit von der Stadt Otompan liegt, ein zahlreiches glän- ndes Heer, entweder von Mexicanern selbst, wie die eisten Schriftsteller melden, oder von Truppen aus ompan, Calpotapan, Teotihuacan, und andern be- chbarten Orten, die sich auf Verlangen der Mexicaner sammengezogen hatten. Einige geben es auf 200000 Mann an, doch ist diese Schätzung nur nach Gutdün- n gemacht, und vermuthlich durch die Furcht vergrös- rt. Sie hielten diesen Tag, wie Cortes selbst bezeugt, r den letzten ihres Lebens. Der General stellte seine tkräfteten Truppen in Schlachtordnung, dehnte die ronte so viel möglich aus, und suchte die Flanken mit r wenigen ihm noch übrigen Kavallerie zu decken. Darauf redete er seine Mannschaft mit einer Miene voll uth und Feuer an: „Unsere Lage ist so gefährlich, daß wir entweder siegen oder sterben müssen. Faßt Herz, hr Castilianer, und hegt das gewisse Vertrauen, daß

„der Gott, welcher uns bisher aus so manchen Gefahr
„errettet hat, uns auch diesmal erhalten wird.“

Endlich fieng das Treffen an, es war sehr bluti
und dauerte auf 4 Stunden. Cortes sahe, daß sei
Mannschaft abnahm, und fast ganz muthlos war; d
Feinde drangen hingegen immer mit wachsender He
haftigkeit und Stolz ein, ob sie gleich durch die Spa
schen Truppen einen grossen Verlust litten; dies brach
ihn auf einen kühnen und gewagten Entschluß, wodur
er siegte, und die elenden Ueberreste seiner Armee in S
cherheit brachte. Er erinnerte sich nemlich oft gehört
haben, daß die Mexicaner in Unordnung geriethen, u
flöhen, wenn sie ihren General oder die Fahne verlor
hätten. Der feindliche Heerführer, Cihuacatzin, ha
ein reiches Kriegskleid an, einen schönen Federbusch a
dem Helm, und einen vergoldeten Schild am Arm, ei
ge Soldaten trugen ihn auf einem Tragsessel umh
Die Fahne, welche er führte, bestund der Gewohnh
gemäß aus einem goldnen Netze an einem Schafte, d
ihm auf dem Rücken fest gebunden war, und 10 Han
breit (Palmen) über den Kopf hervorragte t). Cort
bemerkte diese mitten in dem zahlreichen Heere, und b
schloß einen entscheidenden Streich zu wagen; er befa
seinen tapfern Kapitäns Sandoval, Alvarado, Ol
und Avila, ihm zu folgen, und ihn für einen Ueberf
zu schützen; gleich darauf drang er nebst seiner übrig
Begleitung mit solcher unwiderstehlichen Wuth in d
Gegend des feindlichen Heeres ein, wo ihm der Angr
am schicklichsten schien, daß er viele mit seiner Lanze
[illegible]en stieß, und andre niederritte. So schlug er si
durch die feindlichen Linien durch, bis er an den Ge
ral der Feinde, der einige Officiers bey sich hatte, ka
und ihn mit einem Streich seiner Lanze zu Boden stre
te. Ein tapferer Soldat, Juan de Salamanca, w

t) Diese Fahne hieß bey den Mexicanern Tlahuizmat
topilli.

er den Cortes begleitete, sprang geschwind vom Pfer-
, und gab ihm vollends den Rest, nahm ihm den
ederbusch vom Kopfe, und überreichte solchen dem
ortes). So bald als die Feinde ihren General ge-
dtet und die Fahne erobert sahen, geriethen sie in Un-
dnung, und ergriffen die Flucht. Die Spanier be-
men durch diese Heldenthat ihres Anführers neuen
Muth, verfolgten die Feinde, und richteten eine grosse
iederlage unter den Flüchtlingen an.

Dies war einer der merkwürdigsten Siege, welche
e Spanischen Waffen in der neuen Welt erfochten.
ortes zeichnete sich dabey vor allen andern aus. Sei-
Kapitäns und Soldaten gaben ihm das Zeugniß,
ß sie nie mehr Muth und Thätigkeit gesehen, als an
sem Tage. Er hatte eine schwere Kopfwunde bekom-
en, die täglich schlimmer ward, und sein Leben in
sse Gefahr setzte. B. Diaz erhebt Sandovals Ta-
rkeit mit Recht, und zeigt wie viel dieser brave Offi-
r zu den Siegen beytrug, indem er alle nicht nur mit
orten sondern auch durch sein eignes Betragen auf-
nterte. Die Spanischen Geschichtschreiber machen
ch viel Rühmens von Maria de Estrada, der Frau
es Spanischen Soldaten, die Schild und Lanze er-
ff, auf die Feinde losgieng, und mit einer ihrem Ge-
lecht ganz ungewöhnlichen Unerschrockenheit viele ver-
ndete und erlegte. Den Tlaxcalanern giebt B. Diaz
s Zeugniß, daß sie wie Löwen gefochten: vornemlich
t sich Calmecahua, ein Kapitän von Maxixcatzins Trup-
, hervor. Er ist nicht nur seiner Tapferkeit wegen
rkwürdig, sondern auch wegen seines hohen Alters,
em er 130 Jahre erreichte.

Die Niederlage des Feindes war diesesmal unstrei-
sehr groß, aber bey weitem nicht so gewaltig als eini-

) Kaiser Karl V. ertheilte diesem Juan de Salamanca
e Vorrechte, unter andern ein Wapenschild für seine
milie mit einem Federbusch darauf, zum Andenken dessen,
chen er dem General Cihuacatzin abgenommen hatte.

ge Geschichtschreiber, die von 20,000 Mann reden, vorstellen: dies verdient um so weniger Glauben, wen man den elenden Zustand der Spanier, und den Ma gel an Artillerie und andern Feuergewehren erwäg Hingegen war der Verlust auf Seiten der Spanier nic so geringe, als Solis ihn angiebt x); denn fast a Tlascalaner kamen ums Leben, und nach Proportion d Anzahl auch viele Spanier, und die übrigen wurd insgesammt verwundet.

Nachdem die Spanier es überdrüssig waren, Flüchtlinge zu verfolgen, setzten sie ihren Marsch na Tlascala auf der Ostseite der Ebene fort, und blieb die Nacht unter freyem Himmel, und zu mehrerer S cherheit hielt der General, ohngeachtet seiner Wund und Strapatzen selbst Wache. Die Spanier war jetzt nicht über 440 Mann mehr stark. Ausser denc die in den Gefechten vor der unglücklichen Nacht d Abzuges blieben, verloren die Spanier in dieser Na und den 6 folgenden Tagen, wie B. Diaz, ein Aug zeuge, versichert, 870 Mann; manche darunter fiel

x) Um den Sieg bey Otompan zu vergrössern sagt So bloß, daß von Cortes Truppen einige verwundet wurd und daß 2 oder 3 davon in Tlascala starben. Aber er su nur zierlich zu schreiben und seinen Helden zu erheben, u bekümmert sich daher wenig um die Anzahl. Er versich Cortes habe, nachdem er den Narvaez geschlagen, 11 Mann mit nach Mexico gebracht, welche nebst den 80, seinem Berichte nach bey dem Alvarado zurückblieben, sammen 1180 Mann ausmachten. Bey den andern Gefe ten vor der Niederlage zu Mexico, führt er gar keinen T ten an. Bey der Niederlage selbst rechnet er 200 Todte, u bey der Nachricht von dem Marsche nach Tlascala spricht blos von den 2 oder 3 Verwundeten, die zu Tlascala an ren bey Otompan empfangenen Wunden starben. Wo w ren denn aber die andern 500 Mann und darüber geblieb welche an der Zahl von 1180 fehlten. Diejenigen, wel bey der Schlacht zu Otompan zugegen waren, geben u ganz andre Nachrichten davon, wie aus den Briefen Cortes, und der Geschichte des B. Diaz erhellet.

n Mexicanern in die Hände, und wurden von ihnen
er barbarischen Gewohnheit gemäß, in dem grossen
empel der Hauptstadt geopfert.

Drei und zwanzigster Abschnitt.

Ankunft der Spanier in Tlascala auf ihrem Rückzuge.

Den folgenden Tag, den 8ten Julius 1520 be-
ten die Spaniee mit grossen Freuden und Danke ge-
die göttliche Vorsehung das Gebiet von Tlascala und
gten zu Huejotlipan, einer dieser Republik zugehöri-
Stadt an [y]). Sie fürchteten sich beständig, einige
ränderung in den treuen Gesinnungen der Tlascalaner
finden; weil sie wohl wußten wie gewöhnlich es ist,
auch die besten Freunde Unglückliche verlassen. Sie
rden aber bald aus dem Zweifel gerissen, weil sie die
richtigsten Beweise von Achtung und Mitleiden über
erlittenen Unglücksfälle fanden. So bald die vier
upter der Republik Nachricht von ihrer Ankunft zu
ejotlipan erhielten, kamen sie in Begleitung eines der
nehmsten Herrn von Huexotzinco, und vieler Adeli-
n, ihnen Glück zu wünschen.

Der Prinz Maxixcatzin war zwar über den Verlust
er Tochter sehr gerührt, bemühte sich aber doch dem
rtes mit der Hoffnung sich zu rächen Muth einzu-
echen, und dieses würde ihm durch den Muth der
anier und die Truppen der Republik, deren Beyhülfe
und alle andern Häupter ihm versprachen, gewährt
den. Cortes dankte ihnen aufs höflichste für ihre gu-
Wünsche und Anerbietungen, er ergriff die den Tag
or dem Mexicanischen General abgenommene Fahne,
übergab sie dem Maxixcatzin; die übrigen Herrn er-
ten auch verschiedene schätzbare Siegszeichen. Die

y) Huejotlipan heißt bey dem Cortes und Herrera Gualiz-
, beym B. Diaz Gualiopar, und beym Solis Gualipar.

Weiber von Tlascala beschworen den Cortes, den T
ihrer Söhne und Verwandten zu rächen, und gab
ihrer Betrübniß durch Ausstossung unzähliger Flüche
gen die Mexicaner Luft.

Nachdem die Spanier sich hier drei Tage ausge
het hatten, setzten sie ihren Marsch nach der etwa
Meilen entfernten Hauptstadt der Republik fort, um
Verwundeten dort desto geschwinder und bequemer heil
zu lassen, von denen gleichwol 8 starben. Der Zula
des Volks war bey ihrem Einzuge sehr groß in Tlasca
nnd vielleicht grösser als bey ihrer ersten Ankunft. T
Art wie Maxixcatzin sie aufnahm, und die Sorge,
er für sie trug, war seiner edlen Denkungsart, und
Aufrichtigkeit seiner Freundschaft gemäß. Die Span
wurden dieser Nation täglich mehr Verbindlichkeit sch
dig, und ihre Freundschaft, die sie auf gehörige We
unterhielten, ward eins der würksamsten Mittel ni
nur bey der Eroberung von Mexico selbst, sondern a
bey Bezwingung aller Provinzen, die sich den Progres
der Spanischen Waffen wiedersetzten, insonderheit
wilden Chichimecas und Otomies, von welchen die E
berer lange vielerley Ungemach ausstehen mußten.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Wahl und Betragen des Königs Cuitlahuatzin Mexico.

Während daß die Spanier sich zu Tlascala v
ihren Strapazen ausruheten, und von ihren Wund
erhohlten, beschäftigten sich die Mexicaner den in ih
Hauptstadt und in ihrem Reiche verursachten Schad
wieder herzustellen. Sie hatten allerdings innerh
Jahresfrist grosse Noth und vieles Unglück ausste
müssen; sie büßten unermeßliche Summen an Go
Silber, Edelgesteinen, und andern Kostbarkeiten, auch
Geschenken ein, theils für die Spanier, theils für
bey der Huldigung an den König von Spanien auf

andten Lehngelder, der Ruhm ihrer Waffen war ver-
nkelt, und die Furcht und Achtung für die Krone von
Mexico hatte sehr abgenommen; die Totonacas und an-
e Völker hatten den Gehorsam aufgekündigt; alle ihre
einde waren stolz geworden; ihre Tempel waren beschä-
gt, und ihre Religionsgebräuche verächtlich gemacht;
ele Häuser in der Stadt gänzlich zu Grunde gerichtet;
le diese Trübseligkeiten wurden nun noch durch den Ver-
st ihres Königs, verschiedner Personen des Königl.
eblütes, und eines grossen Theils des Adels vermehrt.

Zu diesen Ursachen, zur Verzweiflung, und zum
Biederwillen gegen die Spanier, kamen noch die inner-
hen Unruhen, und ein bürgerlicher Krieg, wovon uns
e Handschriften eines Mexicanischen Geschichtschreibers
achricht geben, der sich damals in der Stadt Mexico
fhielt, und den Untergang des Reichs noch um einige
hre überlebte. Zu eben der Zeit da die Spanier in
r Residenz so viel vom Hunger durch die feindseligen
esinnungen der Mexicaner ausstehen mußten, fanden
h verschiedne vom Adel, die sie heimlich mit Lebens-
itteln versorgten, es sey nun entweder um die Spani-
e Partey zu begünstigen, oder, welches wahrscheinlicher
, um ihren König, welcher bey den Spaniern lebte,
d folglich mit ihnen gleiche Noth litte, nicht Mangel
den zu lassen; oder sie erklärten sich auch wohl gar
entlich für die Spanier, indem sie sich auf ihre eigne
Macht verliessen. Daraus entspann sich eine unglückli-
e Zwietracht unter den Mexicanern, wodurch viele
rnehme in der Nation, und einige Söhne und Brüder
s Montezuma, nach dem Zeugnisse des obgedachten
eschichtschreibers, das Leben verloren.

Die Mexicaner sahen die Nothwendigkeit ein, an
e Spitze der Nation einen Mann zu setzen, der im
tande wäre ihre Ehre wieder herzustellen, und den
erlust zu ersetzen, den sie im letzten Jahr der Regie-
ng des Montezuma erlitten hatten. Entweder kurz
r, oder gleich nach der Niederlage der Spanier ward

der Prinz Cuitlahuatzin zum Könige von Mexico wählt. Er war, wie gesagt, Herr von Iztapalap und der vornehmste Rathgeber seines Bruders Mon zuma, und Tlachcocalcatl oder General der Arm Er war ein Prinz von grossen Talenten, besaß v Klugheit, wie sein Nebenbuhler Cortes selbst gesteht, u liebte die Pracht, wie sein Bruder. Er fand ein grosses V gnügen an der Baukunst und Gartenkunst, wie prächtige Pallast in Iztapalapan, und der berühmte bey angelegte Garten beweisen, wovon alle alten G schichtschreiber voll sind. Durch seine Tapferkeit u Geschicklichkeit im Kriegswesen erwarb er sich die grö Achtung bey den Mexicanern: einige Schriftsteller haupten, daß vermöge seines ihnen bekannten Charakt die Stadt Mexico nie in die Gewalt der Spanier gek men seyn würde, wenn er nicht so zeitig das Leben v loren hätte [z]). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bey seiner Krönung geopferten Gefangnen diejenig Spanier waren, die er selbst in der Nacht der Nied lage in seine Gewalt bekommen hatte.

z) Solis nennt den Cuitlahuatzin Quetlabaca, u sagt, daß er wenig Tage auf dem Thron gesessen, und b um dieser willen verdiene sein Nahme von seinen Landsl ten aus der Reihe der Könige ausgestrichen zu werden, u er unbedeutende Dinge vorgenommen, und Beweise sei Zaghaftigkeit gegeben. Dies ist aber ganz falsch, u wiederspricht dem, was Cortes, Gomara, B. Diaz, u Torquemada bezugen, die insgesammt besser unterrich waren, als Solis. Warum soll sein Nahme bey den Me canern vertilgt werden, da er bey den Spaniern unverg lich bleibt, weil sie selbst bezeugen, daß er die Ursache ih Niederlage am 1sten Julius gewesen. Cortes wünschte sehr sich deswegen zu rächen, daß er, als er sich stark ge glaubte, die Belagerung von Mexico zu unternehmen, ge seinen Haß gegen den König persönlich ausgelaßen hätte, dies aber nicht angieng, so suchte er wenigstens seinen Mu an seiner Lieblingsstadt zu kühlen. Dies war, nach Cor eignem Geständnisse, die Ursache seiner Unternehmung geg Iztapalapan.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Gesandschaft des Königs Cuitlahuatzin an die Tlascalaner.

So bald die Feyerlichkeiten seiner Krönung geendigt aren, richtete er seine Aufmerksamkeit darauf, den ebeln, welche die Krone und das Reich gelitten, abhelfen. Er gab Befehl, die beschädigten Tempel ausbessern, und die abgebrannten Häuser wieder aufzuauen; er vermehrte und verbesserte die Befestigung der Stadt, schickte nach den verschiedenen Provinzen des Reichs Gevollmächtigte, um sie zur Vertheidigung des Staates gegen die feindschaftlichen Angriffe der Fremdnge zu ermahnen, und versprach denen, die zum Besten er Krone die Waffen ergreifen würden, Freyheit von llen Abgaben.

Er schickte auch an die Republik Tlascala Gesandn mit einem ansehnlichen Geschenk an schönen Federn, aumwollenen Kleidern, und etwas Salz. Sie wurn nach der Gewohnheit der gesitteten Nationen dieses andes mit allen Ehren empfangen. Die Absicht war em Senat vorzustellen, daß die Mexicaner und Tlascaaner zwar bisher Todtfeinde gewesen, jetzt erfordere aber ie Nothdurft, daß sie sich als ursprüngliche Bewohner on einem Lande, als Völker von einer Sprache, und Verehrer derselben Gottheiten, gegen den gemeinschaftichen Feind ihres Landes und ihrer Religion mit einander vereinigten; sie hätten bereits das Blutvergiessen in Mexico und andern Orten, die gotteslästerliche Aufführung in den Tempeln und gegen ihre ehrwürdigen Götzenbilder, das meineidige undankbare Betragen gegen seinen Bruder und Vorgänger und gegen die angesehensten Personen in Anahuac gesehen; sie kenneten den unersättlichen Durst dieser Fremdlinge nach Gold, welcher sie bewöge, die heiligsten Gesetze der Freundschaft hintenan zu setzen; wenn die Republik fortführe die gottlosen Absichten dieser Ungeheuer zu begünstigen, so würden sie am Ende

eben so als Montezuma für die gütige Aufnahme in d
Residenz, und die gegen sie bewiesene Freundschaft b
lohnt werden; alle Nationen würden die Tlascalan
verfluchen, wenn sie solche ungerechte Besitznehmer u
terstützten; die Götter würden allen Zorn über sie au
giessen, weil sie sich mit den Feinden ihres Gottesdie
stes verbunden hätten. Gäben sie hingegen seinem An
suchen Gehör, und erklärten sich als Feinde dieser vo
Himmel und Erde verabscheuten Menschen, so wolle de
Hof zu Mexico ein ewiges Bündniß mit ihnen schliessen
und von der Zeit an eine freye Handlung mit ihnen er
öffnen, wodurch sie sich von der bisher ausgestandne
Noth auf einmal befreyen könnten; alle Nationen i
Anahuac würden sich ihnen für einen so wichtigen Dien
verbunden erkennen, und die durch das Blut seine
Schlachtopfer versöhnten Götter würden den benöthigte
Regen auf ihre Felder träufeln lassen, ihre Waffen seg
nen, und den Tlascalanischen Nahmen durch alle Lände
verbreiten.

Nachdem der Senat den Antrag der Gesandte
angehört, und sie aus dem Audienzsaal der Gewohnhei
gemäß entlassen hatte, wurden Berathschlagungen übe
diesen wichtigen Punkt angestellt. Einige hielten die
Vorschläge des Hofes zu Mexico für billig, und für die
Sicherheit der Republik zuträglich; sie vergrösserten die
ihnen angebotenen Vortheile, und auf der andern Seite
den unglücklichen Ausgang der Spanischen Unterneh-
mungen, und die Niederlage der unter ihrem Comman-
do gestandenen Tlascalaner. Unter andern erhob der
junge Xicotencatl, der jederzeit ein abgesagter Feind der
Spanier gewesen, die Stimme, und suchte alle mögli-
chen Gründe hervor, um den Rath zum Bündnisse mit
den Mexicanern zu bewegen; er setzte unter andern hin-
zu: es wäre viel besser die alten väterlichen Sitten bey-
zubehalten, als sich den neuen ausschweifenden Einrich-
tungen dieser frolzen und herrschsüchtigen Nation zu un-
terwerfen: man könne unmöglich eine bequemere Gele-

nheit finden, sich von den Spaniern zu befreyen als
t, da ihre Anzahl geschmolzen, ihre Macht geschwächt,
d ihr Geist muthlos wäre.

Maxixcatzin hingegen, welcher ein aufrichtiger Freund
r Spanier war, und bey besserer Kenntniß des Völ-
rechts mehr Neigung hatte es zu beobachten, tadelte
s Xicotencatls Meinung, und beschuldigte ihn einer
scheulichen Treulosigkeit, indem er dem Senat riethe,
e Rache der Mexicaner diejenigen Männer aufzuopfern,
eben erst Unglück genug erfahren hätten, und jetzt
Vertrauen auf das Versprechen des Raths und der
ation in Tlascala einen Zufluchtsort suchten. Wenn
sich auf die von den Mexicanern angebotenen Vor-
ile Rechnung machten, so hoffe er vielmehr weit gröss
e durch der Spanier ihre Tapferkeit zu erhalten, hät-
man keine Ursachen Vertrauen auf sie zu setzen, so
ten sie doch den Mexicanern noch weit weniger trauen,
n deren Treulosigkeit sie bereits schon so viele Proben
ten: kurz kein Verbrechen könne den Zorn der Götter
der Maaße auf sie laden, und den Ruhm der Nation
verdunkeln, als wenn sie sich einer so strafbaren Ver-
herey gegen ihre unschuldigen Freunde schuldig mach-
. Xicotencatl suchte den Senat dadurch noch mehr
f seine Seite zu bringen, daß er ihnen eine heßliche
childerung von der Denkungsart und den Sitten der
panier entwarf. Die beyden Gegner wurden in ihrem
nke so hitzig, daß Maxixcatzin voller Wuth den Xico-
catl etliche Stuffen von dem Audienzgemach hinunter
ß, und ihn einen Aufrührer und Verräther seines Lan-
nannte. Eine solche Beschuldigung von einem klu-
und vorsichtigen Manne, den die Nation liebte und
ehrte, bewog den Senat den Xicotencatl in Verhaft
men zu lassen.

Der Senat beschloß darauf, den Gesandten zur
twort zu geben, daß die Republik bereit wäre den an-
otenen Frieden und die Freundschaft des Hofes zu
exico anzunehmen, wenn er keine so unwürdige Hand-

lung und ein so schreckliches Verbrechen verlange, die Verrätherey gegen ihre Gäste und Freunde wä Wie man den Gesandten aber Nachricht von dem E schlusse geben wollte, hatten sie Tlascala bereits heim verlassen: sie bemerkten nemlich bey ihrer Ankunft ein Bewegung unter dem Volke, und fürchteten, n möchte etwas ihrem Charakter nachtheiliges im Sin führen. Vermuthlich schickte der Rath also Boten der Antwort nach Mexico. Der Senat suchte die sicht der Gesandschaft und alles was im Rathe vorgeg gen war, vor dem Cortes zu verbergen, allein er erf es doch, dankte dem Maxixcatzin für seine geleiste Dienste, und suchte ihn in den vortheilhaften Begri von der Tapferkeit und Freundschaft der Spanier bestärken.

Bey diesen starken Proben der Treue ließ der G nat es noch nicht bewenden, sondern huldigte dem tholischen Könige aufs neue; und was ihren Freun noch angenehmer war, die 4 Häupter der Republik sagten dem Götzendienst, und liessen sich tauffen. C tes und seine Officiers vertraten die Pathenstellen: Ol do verrichtete die heilige Handlung unter vielem Ju und Freudenbezeugungen von ganz Tlascala.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Neue Ursachen zur Unzufriedenheit und Furcht einigen Spaniern.

Cortez war nun ausser Gefahr, womit sein Le wegen der in der letzten Schlacht empfangenen Ko wunde bedrohet ward, und die übrigen Spanier war ausser den wenigen, welche starben, durch Beyhülfe Tlascalanischen Wundärzte ebenfalls von ihren Wun geheilet. Während der Krankheit dachte Cortez best dig auf die Art und Weise, wie er die Eroberung v Mexico zu Stande bringen wollte. Um solche zu be

rn, hatte er eine Menge Holz zum Bau von 13 Bri-
ntinen fällen lassen. Allein unterdessen, daß Cortes
ese grossen Projekte machte, hegten viele seiner Solda-
n ganz verschiedene Gesinnungen. Sie sahen ihre Zahl
r verringert, sich selbst in dürftigen Umständen, übel
kleidet, schlecht mit Pferden und Waffen versehen.
as Andenken an das schreckliche Gefecht, und die tra-
sche Nacht vom 1sten Julius lag ihnen noch tief im
erzen: und sie hatten nicht Lust sich wieder neuen Zu-
llen auszusetzen. Die gegenwärtigen Vorstellungen,
d die Furcht wegen der Zukunft, hatten sich ihrer zu
hr bemeistert, sie tadelten ihren Anführer wegen seiner
eharrlichkeit bey einer so kühnen Unternehmung. Nach-
m sie lange heimlich unter sich darüber gemurmelt hat-
n, machten sie ihm endlich einen förmlichen Antrag,
d suchten ihn aus vielerley Ursachen zur Rückkehr nach
Vera Cruz zu überreden, wo sie frische Truppen, und
eue Kriegsvorräthe und Waffen erhalten könnten, um
e Eroberung, welche sie gegenwärtig für ganz unmög-
ch hielten, mit mehrerer Hoffnung eines glücklichen Er-
lgs zu unternehmen. Cortes war nicht wenig über die
Veränderung in ihren Gesinnungen beunruhigt, weil er
lle seine Absichten dadurch vereitelt zu sehen fürchtete.
llein er bediente sich auch diesesmal seines Talents die
Soldaten zu allem zu überreden, was er nur wünschte,
nd eine nachdrückliche Rede hatte die Wirkung, daß sie
hr Verlangen aufgaben. Er warf ihnen die sich bey
hnen äussernde Verzagtheit vor, machte die Empfindun-
en von Ehre dadurch wieder bey ihnen rege, daß er ih-
en ihre glorreichen Thaten auf eine schmeichelhafte Art
orhielt, und sie an die ihm so oft gegebnen Versicherun-
en ihres Muthes erinnerte. Er stellte ihnen vor, wie
iel schwerer es seyn würde nach Vera Cruz zurück zu
ehren, als in Tlascala zu bleiben; und versicherte sie
er Treue der Republik, die ihnen etwas zweifelhaft
chien. Zuletzt bat er sie, ihren Endschluß nur noch so
ange zu verschieben, bis sie den Ausgang des Feldzuges,

den er wider die Provinz Tepejacac vorhätte, und wo bey er neue Beweise von der Aufrichtigkeit der Tlascalaner zu finden hofte, abgesehen hätten.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Krieg der Spanier gegen Tepejacan.

Die Herrn der Provinz Tepejacan, welche an die Republik Tlascala gränzte, hatten sich als Freunde des Cortes und Unterthanen des Spanischen Hofes, seit dem von den Spaniern zu Cholula angerichteten Blutbad erklärt; wie sie aber in der Folge sahen, daß die Sachen der Spanier übel liefen, und daß die Mexicaner die Oberhand behielten, unterwarfen sie sich dem Könige von Mexico aufs neue, und erschlugen, um sich seine Gunst wieder zu erwerben, einige auf der Reise von Vera Cruz nach Mexico begriffene Spanier, welche von dem traurigen Schicksal der Ihrigen daselbst nichts wußten. Sie liessen ihr Gebiet mit Mexicanischen Truppen besezzen, und schnitten die Verbindung zwischen Vera Cruz und Tlascala ab; ja sie liessen es auch nicht einmal dabey bewenden, sondern thaten verschiedne Einfälle in das Gebiete der Republik. Cortes beschloß also sie anzugreifen, nicht nur um ihre Treulosigkeit zu bestrafen, sondern auch um Meister von dem Wege nach gedachtem Hafen zu seyn, weil er neue Hülfe von dorther erwartete. Der junge Xicotencatl, welcher durch Cortes Vermittelung wieder auf freyen Fuß gesetzt war, munterte ihn zu dieser Unternehmung auf, und erbot sich sogar, um allen Verdacht wegen dessen, was im Senat seinetwegen vorgefallen war, von sich abzulehnen, ihm mit einem ansehnlichen Heere beyzustehen. Cortes nahm dies Anerbieten an, jedoch forderte er, ehe er zu den Waffen griff, auf eine freundschaftliche Art Genugthuung von den Tepejacanern, und rieth ihnen die Parthey der Mexicaner zu verlassen, zugleich versprach er ihnen

en Schritt wegen der Ermordung der Spanier zu ver-
ihen. Als seine Vorschläge aber nicht angenommen
urden, gieng er mit 420 Spaniern und 6000 Tlasca-
nischen Bogenschützen auf sie loß, unterdessen daß Xi-
tencatl eine Armee von 50000 Mann zusammenzog.
u Tzimpontzinco, einer der Republik zugehörigen
Stadt, kamen aus den Staaten von Huexotzinco und
holula so viel Truppen zusammen, daß man ihre An-
hl auf 150000 Mann schätzte.

Die erste Unternehmung gieng nach Zacatepec, als
em Orte, wo sich die Tepejacaner mit einander verbun-
itten. Die Einwohner lauerten den Spaniern in
nem Hinterhalte auf. Es ward an beyden Seiten mit
elem Muth und Hartnäckigkeit gefochten: zuletzt behiel-
n die Spanier die Oberhand, und eine grosse Anzahl
einde blieb auf dem Schlachtfelde liegen [a]) Von hier
arschirte die Armee gegen Acatzinco, einer 10 Meilen
dwärts von Tepejacac gelegenen Stadt, wo die Spanier
nen triumphirenden Einzug nach einem minder beschwer-
chen Gefecht als das zu Zacatepec hielten. Von Aca-
inco schickte Cortes verschiedne Haufen ab, um einige
enachbarte Plätze abzubrennen, und andre in Besitz zu
ehmen. Wie er glaubte, es wäre nunmehr Zeit, die
auptstadt anzugreifen, brach er mit der ganzen Armee
ach Tepejacac auf, und rückte ohne den geringsten Wi-
erstand der Einwohner in die Stadt ein. Viele in der
Provinz gemachte Gefangene erklärte er hier für Skla-
en, und ließ sie nach der barbarischen Gewohnheit da-
naliger Zeit mit einem heissen Eisen zeichnen: den fünf-

a) Einige Geschichtschreiber melden, daß die Bundsge-
ossen der Spanier den Abend nach dem Treffen bey Zaca-
epec eine stattliche Mahlzeit von Menschenfleisch hielten, das
um Theil an hölzernen Spiessen gebraten, zum Theil in
0000 Töpfen gekocht ward. Dies scheint aber ein Mähr-
hen zu seyn. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Cortes und
B. Diaz eine so merkwürdige Begebenheit übergangen haben
ollten, zumal Diaz, welcher sich gerne bey Erzählung sol-
her unmenschlichen Handlungen lange aufhält.

ten Theil bestimmte er für den König von Spanien und die übrigen vertheilte er unter die Spanier und seine Bundsgenossen. Er gründete hier, nach damaligem Ausdruck der Spanier, eine Stadt, und gab ihr den Nahmen Segura della Frontera; die Gründung bestand darin, daß er Spanische Magistratspersonen darin ansetzte, und einige geringe Befestigungswerke anlegte [b]).

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Krieg mit Quauhquechollan *).

Die in dieser Provinz liegenden Mexicanischen Truppen waren gegen die feindliche Macht zu schwach und mußten sich deswegen zurückziehen: aber zu gleicher Zeit zeigte sich vor Quauhquechollan, welches etwa vier Meilen südwärts von Tepejacac liegt, eine Mexicanische Armee, die König Cuitlahuatzin abgeschickt hatte, um den Spaniern den Weg nach der Residenz auf dieser Seite abzuschneiden, wenn sie solchen etwa versuchen wollten. Quauhquechollan war eine ansehnliche Stadt, die 5 bis 6000 Familien enthielt, in einer angenehmen lage, und durch Natur und Kunst befestigt. Auf der einen Seite war sie durch einen steilen felsigten Berg beschützt, und auf einer andern durch 2 parallel laufende Flüsse. Ringsumher gieng eine Mauer von Stein und Kalk geführt, die 20 Fuß in der Höhe und 12 in der Breite hielt, mit einer 3 Fuß hohen Brustwehre. Es

b) Die Stadt Tepejacac oder Tepeaca, wie die Spanier sie nennen, ist noch vorhanden, aber der Nahme Segura della Frontera gerieth bald in Vergessenheit. Karl V. gab ihr 1545 den Titel und die Ehre einer Spanischen Stadt. Jetzt gehört sie zu dem Marquisat des Thals.

c) Die Spanier nennen diesen Ort Guaqueechula oder Huacachula. Jetzt ist es ein angenehmes Indianisches Dorf, das gute Früchte in Ueberfluß hervorbringt.

aren nur 4 Eingänge in die Stadt, und hier waren
ppelte Mauern, welche 2 halbe Circul formirten.
er beschwerliche Eingang in die Stadt ward noch durch
e hohe Lage derselben vermehrt, indem sie fast eben so
ch als die Mauern stund, so daß man um in die
tadt zu kommen verschiedne steile Stufen hinaufstei-
n mußte.

Der Herr der Stadt, welcher auf die Spanische
eite hieng, schickte Abgeordnete an den Cortes, und
klärte sich für einen Unterthan des Königs von Spa-
en, den das ganze Land in jener berühmten Versamm-
ng, die Montezuma von allen Mexicanischen Adelichen
elt, bereits in Gegenwart des Cortes für seinen recht-
ässigen Oberherrn anerkannt hatte: so sehr er es auch
entlich zu thun wünsche, so erlaubten es ihm die Me-
aner doch nicht, seine getreuen Gesinnungen kund zu
un, weil sich viele Mexicanische Officiers und über
0000 Mann theils in der Stadt, theils in der Nähe
fänden, um alle Verbindungen mit den Spaniern zu
rhindern; nichts desto weniger bitte er, ihm zu Hülfe
kommen, und ihn von den Plagen, die ihm diese
ruppen verursachten, zu befreyen.

Cortes war über diese Nachricht sehr erfreut, und
ickte mit den Abgeordneten gleich ein Corps von 13
Mann zu Pferde, 200 zu Fuß und 30000 Hülfstrup-
n unter den Befehlen des Kapitains Olid ab. Die
bgeordneten führten die Armee, dem Verlangen ihres
errn gemäß, einen wenig gebräuchlichen Weg, und be-
achrichtigten den Kapitain Olid, daß die Quauhque-
ollaner bey ihrer Annäherung gegen die Stadt das
uartier der Mexicanischen Officiers mit einigen bewaff-
eten Haufen anfallen, und sie zu fangen oder zu tödten
chen würden, damit die Spanier bey ihrem Einmarsch
die Stadt den seiner Anführer beraubten Feind desto
ichter besiegen könnten. Allein als die Armee noch 12
Meilen von Quauhquechollan entfernt war, schöpfte der
ommandirende General einen Verdacht auf die Huexo-

tzincas, daß sie vielleicht mit den Quauhquechollane
und Mexicanern einverstanden wären, die Spanier n
der zu machen. In diesen Verdacht ward er dur
heimliche Nachrichten, und dadurch, daß eine Men
von Hueyotzincas freywillig zu seiner Armee stiess
bestärkt. Er hielte es also für nöthig nach Cholula z
rückzukehren, wo er einige von den angesehensten Huey
tzincas und die Abgeordneten von Quauhquechollan
Verhaft nehmen, und unter starker Bedeckung zu
Cortes bringen ließ, damit er diese vermuthete Kriegs
genau untersuchen möchte.

Cortes gerieth über dieses Verfahren gegen so tre
Bundsgenossen in die größte Verlegenheit; nichts des
weniger untersuchte er alles genau, und entdeckte die U
schuld und Treue von beyden. Er gab ihnen darauf
bemerken, daß die Spanier durch die letzten Unglück
fälle behutsam geworden, und daß die Furcht sie w
gewöhnlich verleitet, argwöhnischer zu seyn, als nöth
gewesen wäre. Er begegnete ihnen freundschaftlic
machte den Quauhquechollanern und Hueyotzincas G
schenke, und trat in ihrer Gesellschaft nebst 100 Sp
niern zu Fuß und 10 zu Pferde den Marsch nach Ch
lula an, weil er entschlossen war die Unternehmung
eigner Person auszuführen. Er fand die Spanier z
Cholula voller Furcht, aber er sprach ihnen Muth ei
und gieng nun mit 300 Spaniern und gegen 100,00
Mann Hülfstruppen gerade auf Quauhquechollan los
so bereitwillig waren diese Völker die Waffen zu ergre
fen, und das Mexicanische Joch abzuschütteln. Ehe
noch bey dieser Stadt anlangte, erhielte er von dem Herr
der Stadt Nachricht, daß alle vorgehabten Maasregel
genommen wären; daß die Mexicaner sich auf ih
Schildwachen auf den Stadtthürmen und unterwege
verliessen, daß die Einwohner sich aber der Wache
bereits heimlich bemächtigt, und sie in Verwahrsa
gebracht hätten.

So bald die Quauhquechollaner die zu ihrem Bey-
nde heranrückende Armee gewahr wurden, fielen sie
t solcher Hitze über das Quartier der Mexicanischen
ficiers her, daß sie den Cortez, ehe er noch in die
tadt rückte, bereits 40 Gefangne brachten. So bald
der General einmarschirte, griffen 3000 Einwohner
s Hauptquartier der Mexicaner an, die sich bey ihrer
it geringerern Anzahl so tapfer vertheidigten, daß jene
, ob sie gleich Herrn der Terrassen waren, doch des
uses nicht bemächtigen konnten. Cortez griff es nun
st an, und eroberte es: allein so viel Mühe er sich
h gab, einen von den Mexicanern in seine Gewalt zu
ommen, um etwas von der Residenz zu erfahren, so
nte er seinen Zweck doch nicht erreichen, weil jene sich
artnäckig wehrten, daß sie alle auf dem Platze blie-
, und er nur mit Mühe einige Nachrichten aus einem
benden Officier herausbringen konnte.

Die übrigen in der Stadt hin und wider zerstreue-
Mexicaner nahmen über Hals und Kopf die Flucht,
sich zu ihrer Hauptarmee zu begeben, die sich auf
er die ganze Gegend beherrschenden Anhöhe gelagert
te. Sie stellte sich gleich in Schlachtordnung, drang
die Stadt, und fieng an, sie in Brand zu stecken.
rtez bezeugt, er habe nie eine schöner aussehende
mee gefunden, wegen des Goldes und der Federn,
mit sie ihre Rüstungen geschmückt hatten. Die Spa-
r vertheidigten die Stadt mit ihrer Kavallerie und
igen Tausend ihrer Bundsgenossen, und nöthigten sie,
) nach einer beynahe unzugänglichen Anhöhe zurückzu-
hen: aber auch hier musten sie weichen, und sahen sich
wungen mit Zurücklassung vieler Todten ihre Zuflucht
f einen hohen Berg zu nehmen. Die Sieger plünder-
das Lager der Mexicaner, und kehrten mit Beute
aden nach der Stadt zurück.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Krieg gegen Itzocan.

Nachdem sich die Armee 3 Tage zu Quauhquech
lan ausgeruhet hatte, marschirte sie nach Itzocan
eine Stadt von 3 bis 4000 Familien, die am Abhar
eines Berges etwa 10 Meilen von Quauhquecholl
liegt, und mit einem tiefen Fluß und schwacher Mau
umgeben ist. Die Strassen waren gut angelegt, u
die Tempel so zahlreich, daß Cortez ihre Anzahl, kle
und grosse mitgerechnet, über 100 schätzte. Weil es
einem tiefen von hohen Bergen eingeschloßnen Th
liegt, so ist die Luft sehr heiß; der Boden ist wie
Quauhquechollan fruchtbar, und wird von Bäumen,
herrliche Blüthen und Früchte tragen, beschattet.
Prinz aus königlichem Geblüte von Mexico regie
damals diesen Staat; Montezuma hatte ihm solchen
lehen gegeben, nachdem er den rechtmässigen He
wegen unbekannter Vergehungen hinrichten lassen: i
es lag eine Mexicanische Besatzung von 5 bis 60
Mann darin.

Nachdem Cortez alle diese Nachrichten eingezo
hatte, ließ sich dadurch bewogen einen Zug wi
Itzocan vor hmen. Seine Armee hatte dergest
zugenommen, daß sie seinem eignen Geständnisse zufo
sich auf 150000 Mann belief. Er bestürmte die St
von der Seite, wo der Zugang am leichtesten w
Anfangs thaten die Itzocaneser mit Beyhülfe der Kör
lichen Truppen einigen Widerstand, aber sie musten
überlegenen Macht bald weichen: sie geriethen in Uno
nung, flohen auf der entgegengesetzten Seite aus
Stadt, und brachen, nachdem sie den Fluß passirt war
die Brücken hinter sich ab, um das Nachsetzen des Fe
des zu verhindern. Allein die Spanier und ihre Bun

d) Die Spanier nennen den Ort Izucar.

noſſen verfolgten ſie, der Schwürigkeit über den Fluß
kommen ohngeachtet, doch 4 Meilen weit, tödteten
nige, machten andre zu Gefangnen, und verbreiteten
lenthalben Furcht und Schrecken. Nach der Zurück-
nft in die Stadt ſteckte Cortez alle Tempel in Brand,
d ließ durch einige Gefangne die in die Gebürge ge-
chteten Einwohner wieder zur Rückkehr einladen, weil
ihre Häuſer, ohne etwas zu befürchten, bewohnen
nnten. Der Herr von Itzocan hatte die Stadt ver-
ſſen, und ſich, als die Armee der Stadt ins Geſicht
m, nach Mexico begeben. Dies war hinlänglich genug,
aß die Adelichen den Staat für Herrnloß erklären
nnten, vermuthlich weil ſie ſich ohnehin nicht viel aus
m machten. Sie wurden unter Genehmigung und
m Schutze des Cortez einig, ihm einen Sohn des
errn von Quauhquechollan, und von einer Tochter des
errn, den Montezuma hinrichten laſſen, zu übergeben:
eil er nur erſt etliche Jahre alt war, ſo wurden ſein
ater, ſein Oheim und 2 andre Adeliche ihm zu Vor-
ündern geſetzt.

Das Gerücht von den Siegen der Spanier ver-
eitete ſich bald durch das ganze Land, und bewog viele,
ch dem Katholiſchen Könige zu unterwerfen. Auſſer
uauhquechollan, Itzocan und Ocopetlojoccan, einer
roſſen nicht weit von den beyden erſten entlegenen Stadt,
men noch verſchiedne Herrn, und erklärten ſich für
Vaſallen der Krone von Kaſtilien. Darunter befanden
ch acht Herrn von Oertern in Coaixtlahuacan, einem
Stück der groſſen Provinz Mixtecapan, die über 120
Meilen ſüdwärts von der Stadt Quauhquechollan liegt:
lle bemühten ſich in die Wette um die Freundſchaft
nd das Bündniß mit den tapfern Fremdlingen.

Dreyßigster Abschnitt.

Krieg mit den Oertern Xalatzinco, Tecamachal und Tochtepec.

Nach seiner Zurückkunft in Tepejacac bekrieg Cortez durch seine Officiers einige Städte, die sich geg die Spanier feindseelig bewiesen hatten. Die Einwo ner von der Stadt Xalatzinco, welche nicht weit v der Strasse nach Vera Cruz liegt, bezwang der tapfe Sandoval. Die vornehmsten Einwohner wurden Gefangne zum Cortez geführt, wie er aber sahe, d sie ihren Fehltritt bereueten und um Vergebung bat schenkte er ihnen die Freiheit. Die der Papolocanisch Nation zugehörige Stadt Tecamachalco war von trächtlicher Grösse, und wehrte sich hartnäckig; endl muste sie sich ergeben, und 2000 von ihnen wurden Sklaven gemacht. Wieder die grosse Stadt Tochtep am Flusse Papaloapan, die eine Mexicanische Besatzu hatte, schickte er den Kapitain Salcedo mit 80 Spanie wovon nicht einer lebendig zurückkam, um dem Gene die Nachricht von ihrer Niederlage zu bringen. Die Verlust war dem Cortez sehr empfindlich, und er füh ihn in Betracht der wenigen ihm noch übrigen Span desto schwerer. Um diese Niederlage zu rächen, schic er die beyden Kapitains Ordaz und Avila, nebst etlich Pferden und 2000 Bundsgenossen, welche die St ohngeachtet der äusserst herzhaften Gegenwehr der M ricaner eroberten, und eine beträchtliche Anzahl von Besatzung erlegten.

Der Verlust gedachter 80 Mann war nicht d einzige, was den Cortez bekümmerte. Diejenig welche ihm vor kurzem so ernstlich angelegen hatten, n Vera Cruz zurückzukehren, bestunden nun so steif dara daß er sich gezwungen sahe, ihnen nicht nur die Rückk dahin um auf Verstärkungen zu erwarten, sondern a sogar nach Cuba zu versprechen, damit sie desto wei von den Gefahren des Kriegs entfernt seyn möchte

rtez sahe es als ein kluger erfahrner Anführer für ein ingeres Uebel an, die Anzahl seiner Truppen zu ver- gern, als unzufriedne Leute darunter zu haben, die ch Mangel an Herz den andern auch den Muth be- men würden. Aber dieser Verlust ward gleich darauf ch eine neue im Hafen zu Vera Cruz angelangte Ver- rkung von Kavallerie und Infanterie, Waffen und mmunition reichlich ersetzt. Einen Theil schickte der tatthalter von Cuba dem Narvaez zu Hülfe, den an- n der Statthalter von Jamaica zur Unternehmung f Panuco: sie vereinigten sich alle bereitwillig mit dem rtez, und die Mittel, welche seine Feinde zu seinem tergange zubereitet hatten, wurden also Werkzeuge nes glücklichen Erfolgs.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Verwüstung durch die Kinderblattern. Tod des Königs Cuitlahuatzin und des Prinzen Maxixcatzin. Wahl des Königs Quauhtemotzin.

Die Eroberungen der Spanier und die Menge rer Bundsgenossen vergrösserten ihren Nahmen, und ben dem Cortez ein solches Ansehen unter diesen Nati- nen, daß er Schiedsrichter bey allen ihren Streitigkei- n ward, und daß sie sich an ihn, als wäre er Monarch ler Gegenden, wandten, um von ihm die Bestätigung r Lehn von entledigten Staaten zu empfangen. Dieses eschah vornemlich in den Staaten Cholula und Oco- lolco in Tlascala, die beyde durch Todesfälle von en Kinderblattern entledigt waren. Diese Geissel des Menschlichen Geschlechts, wovon man bisher in der euen Welt nicht das geringste gewußt hatte, ward urch einen Mohrensclaven des Narvaez dahin gebracht. Er steckte die Champoalleser an, und von dort aus ver- reitete sich das Uebel durch das ganze Mexicanische Reich zur unersetzlichen Verwüstung dieser Nationen.

Viele 1000 wurden hingerissen, und manche Oerter sta
ben ganz aus. Die durch ihre starke Leibesbeschaffenhe
der Gewalt der Seuche widerstanden, wurden so verun
staltet, und behielten solche tiefe Gruben im Gesich
daß man sie nicht ohne Abscheu ansehen konnte. Unt
dem vielen durch diese Krankheit verursachten Unglü
fühlten die Mexicaner den Verlust ihres Königs Cuitl
huaßin nach einer drey bis vier Monatlichen Regierun
und die Spanier und Tlascalaner den von dem Prinz
Marixcaßin am tiefsten.

Die Mexicaner wählten den Quauhtemoßin, eine
Neffen des verstorbnen Cuitlahuaßin, zum Könige, we
kein Bruder der beyden letzt verstorbnen Könige mel
vorhanden war. Dies war ein Jüngling von ohngefe
25 Jahren, und vielem Geist, der zwar seines Alte
halben noch nicht viel Erfahrung im Kriegswesen hatt
aber die kriegerischen Anstalten seines Vorgängers do
fortsetzte. Er heurathete seine Nichte Tecuichpoßi
eine Tochter des Montezuma, und vormals Gemahl
seines Oheims Cuitlahuaßin.

Den Verlust des Prinzen Marixcaßin beklag
Cortez sehr, nicht blos wegen der persönlichen Freun
schaft, die sie gestiftet hatten, sondern weil er ihm vo
nemlich die zwischen den Spaniern und Tlascalane
herrschende Einigkeit zu danken hatte. Nachdem d
Strasse nach Vera Cruz vollkommen sicher gemac
worden, schickte er den Kapitain Ordaz an den Spa
schen Hof mit einem ausführlichen Aufsatz an Karl V
von allem, was sich bisher zugetragen, und den Ka
tain Avila nach Hispaniola, um neue Verstärkungen z
Eroberung von Mexico zu fordern. Er selbst marschir
von Tepajacac nach Tlascala zurück, und hielt sein
Einzug in Trauerkleidern, zeigte auch sonst noch a
allerley Weise, wie nahe ihm der Verlust des Prinz
seines Freundes gehe. Den entledigten Staat v
Otecololco, einen der 4 vornehmsten Theile der Republ
übertrug er auf Bitten der Tlascalaner, im Nahmen d

tholischen Königs, dem 12jährigen Sohn Maxixca-
s, und bewaffnete ihn zur Belohnung der Verdienste
es Vaters als Ritter nach Spanischen Gebräuchen.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

hebung des Prinzen Coanacotzin, und Tod des Cuicuitzcatzin.

Um diese Zeit ereignete sich auch, wiewohl aus ganz
dern Ursachen, der Tod des Prinzen Cuicuitzcatzin,
n Montezuma an die Stelle seines unglücklichen Bru-
s Cacamatzin auf den Thron von Acolhuacan gesetzt
tte. Er genoß diese Ehre aber nicht lange, denn eben
, welcher ihm die Krone verliehe, raubte ihm seine
eiheit auch bald wieder. Er reiste in der Nacht
r Niederlage der Spanier mit den übrigen Gefangnen
, und hatte das Glück, oder vielmehr das Unglück zu
tkommen, denn er verlor bald hernach auf eine noch
jimpflichere Art das Leben. Er begleitete nemlich die
panier während ihrer Gefechte mit den Mexicanern
s Tlascala, wo er so lange blieb, bis er entweder aus
eberdruß des Zwangs, oder weil er den Thron wieder
erjagen hofte, heimlich nach Texcuco entwich. Hier
gierte damals sein Bruder Coanacotzin, welcher nach
Cacamatzins Tode der rechtmässige Thronerbe war.
Kaum zeigte er sich hier, so ward er auch von den Kö-
iglichen Ministern beym Kopf genommen, welche es
hrem Könige, der gerade in Mexico war, geschwind
neldeten. Dieser gab seinem Vetter, dem Könige Quauh-
emotzin, sogleich Nachricht davon, welcher den flüchti-
gen Prinzen für einen Spion der Spanier hielte, und
der Meinung war, man müßte ihn hinrichten. Coana-
cotzin erfüllte den Wunsch des Königs sogleich, entwe-
der um sich ihm gefällig zu bezeigen, oder weil er den
Cuicuitzcatzin ausser Stand setzen wollte, zu seinem
Nachtheil, und zur Störung der Ruhe im Reich nach
der Krone zu trachten.

Zehntes Buch.

Marsch der Spanier nach Tezcuco. Unterhandlungen m den Mexicanern. Unternehmungen und Gefechte in d Nachbarschaft der Mexicanischen Seen. Zug wid die Städte Itzapichtlan, Quauhnahuac u. a. m. B der Brigantinen. Verschwörung einiger Spanier geg den Cortez. Musterung, Eintheilung und Posten d Spanischen Armee. Belagerung von Mexico, Gefa genschaft des Königs Quauhtemotzin, und Umsturz d Mexicanischen Reichs.

Erster Abschnitt.

Musterung und Marsch des Spanischen Heeres nach Tezcuco.

Cortez, welcher den Gedanken von der Eroberun des Mexicanischen Reichs nie fahren ließ, wende während seines Aufenthalts zu Tlascala seine ganze Au merksamkeit auf den Bau der Brigantinen und der U bung seiner Truppen. Der Senat bewilligte ihm 10 Lastträger zum Transport der Seegel, Tauen, des Eise werks und andrer Schiffsmaterialien, weil er die Schif im vorigen Jahre zur Ausrüstung der Brigantinen hat abtackeln lassen. Theer hatte er in grosser Menge au den Kiefern des grossen Bergs Matlalcueje zubereite lassen. Den Huexotzincas, Cholulanern, Tepejacheser und andern Bundsgenossen ließ er wissen, ihre Truppe in Bereitschaft zu halten, und einen hinlänglichen Vo rath von Lebensmitteln aller Art für eine zahlreiche Arm zur Belagerung von Mexico anzuschaffen. Als es ihr Zeit zu seyn deuchte, den Marsch anzutreten, muster er seine Truppen, die aus 40 Mann zu Pferde und 55 zu Fuß bestunden. Die Kavallerie theilte er in 4 Hau fen, und die Infanterie in 9 Kompagnien, die zum Theil Feuergewehre, zum Theil Armbrüste, zum The

chwerdter und Schilde, und zum Theil Picken führ-
. Bey der Musterung und Stellung der Soldaten
er zu Pferde, und redete sie von solchem folgender-
falt an:

„Meine Freunde und tapfern Gefährten, alles Re-
n um euren Muth zu beseelen würde überflüssig seyn,
eil wir uns alle für verpflichtet halten, die Ehre unsrer
Waffen zu retten, und den Tod der Spanier und unsrer
undsgenossen zu rächen; laßt uns gehen, um Mexico
erobern, die glorreichste Unternehmung, die wir uns
unserm Leben nur denken können; laßt uns gehen,
n mit einem Schlag die Treulosigkeit, den Stolz, und
e Grausamkeit unsrer Feinde zu bestrafen, die Herr-
haft unsers Monarchen durch Eroberung dieses gros-
n und reichen Landes zu erweitern, der Religion einen
euen Weg zu bahnen, und Millionen Seelen die
hore des Himmels zu öffnen, durch eine Arbeit weni-
r Tage uns den Unterhalt für unsre Familien zu er-
erben, und unsre Nahmen insgesammt unsterblich zu
achen; alles Gründe, auch die feigsten Gemüther,
n wie viel mehr eure großmüthigen, edeldenkenden
Seelen aufzumuntern. Ich sehe keine Schwürigkeiten
or uns, die ihr durch eure Tapferkeit nicht übersteigen
nnt. Unsre Feinde sind allerdings zahlreich, aber
ir sind ihnen an Muth, Kriegsübung und Waffen
berlegen, überdieses stehen uns eine solche Menge von
undsgenossen zu Befehl, daß wir durch deren Bey-
ülfe nicht blos eine einzige, sondern viele Städte wie
Mexico erobern können. Ist Mexico gleich sehr fest,
ist es doch nicht so mächtig, daß es unserm Angriffe
n Wasser und Lande wiederstehen kann. Ueberdieses
at Gott, für dessen Ehre wir fechten, seine Absicht
nser Vorhaben zu seegnen, bereits hinlänglich an den
Tag gelegt; die Vorsehung hat uns bey allen wiedrigen
Zufällen und Gefahren bewahrt, sie hat uns neue Ge-
ährten zum Ersatz der Verlornen geschickt, und die
Mittel, welche unsre Feinde zu unserm Verderben an-

„wenden wollten, zu unserm Besten gekehrt. Was kö
„nen wir also nicht in Zukunft von seiner Gnade hö
„fen? Laßt uns ihm vertrauen, und uns durch M
„trauen und Kleinmüthigkeit seines Schutzes nicht u
„würdig machen."

Die Tlascalaner, welche den Spaniern in d
Kriegszucht nachzuahmen suchten, fanden es auch
gut ihre Truppen in Cortez Gegenwart zu muste
Vor ihrer Armee her gieng ihre Kriegsmusik, bestehe
in Hörnern, Seetrompeten und andern Blasinstrum
ten, darauf kamen die 4 Häupter der Republik
Schwerdtern und Schilden bewaffnet, und auf d
Haupte mit kostbaren über 2 Fuß hohen Federbüsch
geziert, ihre Haare waren in goldnen Netzen aufgeb
den; in den Ohren und Lippen hiengen Edelgesteine,
kostbare Schuhe bekleideten die Füße. Ihnen folg
die 4 Schildträger mit Bogen und Pfeilen bewaffn
und die 4 Hauptfahnen der Republik, darin die Figu
mit Federn ausgelegt waren. Darauf giengen die
genschützen reihenweise, 20 in jeder Reihe, mit
besondern Fahnen, jeder Kompagnie von 3 bis 4
Mann in gewissen Entfernungen von einander: alsdc
kamen die gemeinen Soldaten mit Schwerdtern
Schilden, und endlich machten die Pickenführer
Beschluß. Herrera und Torquemada versichern,
die Anzahl der Bogenschützen sich auf 60000, die Pic
träger sich auf 10000, und der übrigen Soldaten
Schwerdtern und Schilden sich auf 40000 belief.
jüngere Xicotencatl redete seine Soldaten ebenfalls
Cortez Beyspiel an, und sagte: daß sie den folgen
Tag, wie ihnen bereits angedeutet worden, mit
tapfern Spaniern gegen die Mexicaner, ihre alten
feinde, ausziehen sollten; der Tlascalanische Na
wäre zwar schon hinlänglich allen Nationen in Ana
ein Schrecken einzujagen, sie müsten sich aber jetzt
neue hervorthun, um sich durch ihre Thaten n
Ruhm zu erwerben.

Cortez berief die vornehmsten Herrn der verbund-
Staaten zusammen, und ermahnte sie zur Treue
Standhaftigkeit gegen die Spanier; erhob die Vor-
e, die sie davon zu erwarten hätten, wenn sie ihre
de zu Grunde richteten, und zeigte ihnen die zu be-
htenden üblen Folgen, wenn sie von den Mexicanern
gehetzt, oder aus Furcht vor dem Kriege und aus
haftigkeit ihr gegebnes Wort brächen. Darauf
hte er eine militärische Proclamation bekannt, wie
die Truppen zu betragen hätten; sie bestand aus fol-
den Artikeln:

1) Niemand soll gegen Gott, unsre liebe Frau
die Heiligen lästerliche Ausdrücke gebrauchen.

2) Keiner soll mit dem andern zanken, noch die
nd an den Degen, oder andre Waffen legen, um ihm
chaden.

3) Keiner soll sein Pferd, seine Waffen oder eiser-
Geräth verspielen.

4) Bey Lebensstrafe soll niemand eine Weibsperson
Gewalt zu seinen Lüsten zwingen.

5) Niemand soll dem andern sein Eigenthum rau-
, oder einen Indianer bestrafen, er wäre denn sein
lave.

6) Niemand soll sich ohne Erlaubniß aus dem
er wagen.

7) Eben so wenig soll jemand ohne Erlaubniß
en Indianer zum Gefangnen machen, oder sein Haus
ndern.

8) Niemand soll den Bundsgenossen übel begegnen,
dern vielmehr ihre Freundschaft auf alle Art zu erhal-
suchen.

Weil die Bekanntmachung der Gesetze ohne Nutzen
wenn nicht genau über ihre Beobachtung gehalten,
d der Uebertreter gestraft wird, so ließ er 2 Mohren
ne Sklaven aufhängen, weil sie einen Truthahn und
baumwollene Mäntel gestohlen hatten. Durch diese
d dergleichen Bestrafungen brachte er es dahin, daß

seine Befehle beobachtet wurden, und dieses trug vie
zur Erhaltung seiner Truppen bey.

Nachdem er nun alle Anstalten, die er zur glück
lichen Ausführung seines Vorhabens für nöthig hiel
getroffen hatte, brach er endlich den 28sten Decembe
1520 nach Anhörung der Messe mit allen Spaniern un
einer ansehnlichen Anzahl von Hülfstruppen auf. E
nahm nicht alle den Tag zuvor gemusterten Völker de
Bundsgenossen mit, theils wegen der Schwürigkei
eine so starke Armee in Tezcuco zu erhalten, theils we
er es für nöthig hielt, den größten Theil zur Beschützun
der Brigantinen in Tlascala zurück zu lassen, wenn e
Zeit seyn würde, sie nach ihrer Bestimmung zu führe
Cortez wählte unter den 3 Heerstrassen nach Tezcu
wohlbedächtig die schlimmste, weil er dachte die Meric
ner würden ihn da am wenigsten vermuthen, und fol
lich ihn desto ruhiger marschiren lassen.

Er marschirte also über Tetzmellocan, ein zu
Staat von Huetzozinco gehöriges Dorf. Den 30ste
bekamen sie vom Gipfel der Berge das schöne Thal vo
Mexico zu Gesicht; ein Anblick, der sie theils mit Ve
gnügen, weil hier das Ziel ihrer Wünsche lag, theils m
Verdruß, wegen des Andenkens an die hier ausgestan
nen Leiden, erfüllte. Beym Herabmarsch in das Th
fanden sie auf dem Wege ein mit Fleiß gemachtes Ve
hau, so daß 1000 Tlascalaner gebraucht werden mußte
um die Hindernisse wegzuräumen. So bald sie die Eb
erreichten, wurden sie gleich von verschiednen fliegende
feindlichen Haufen überfallen, die aber bald die Fluc
ergriffen, nachdem die Spanier einige zu Boden gestre
hatten. Des Nachts blieben sie zu Coatepec, welch
noch 8 Meilen von Tezcuco liegt. Als sie den folgende
Morgen nach der Hauptstadt Tezcuco marschirten, u
noch in Ansehung der Gesinnung der Tezcucaner in Furc
und Ungewißheit, jedoch fest entschlossen waren, nic
wieder umzukehren, ohne sich an ihre Feinde geroch
zu haben, sahen sie 4 angesehene Männer unbewaffn

en entgegen kommen, darunter einer eine kleine gold-
Fahne in der Hand trug. Cortez erinnerte sich, daß
s ein Zeichen des Friedens wäre, und gieng ihnen
entgegen, um sich mit Ihnen zu unterreden. Es
ren 4 Abgeordnete des Königs Coanacoßin, die den
neral begrüssen, nach der Residenz einladen und bitten
ten, in seinen Staaten keine Feindseeligkeiten zu bege-
; zugleich überreichten sie ihm die Fahne, welche 32
gen an Golde schwer war.

Cortez bezeugte sich zwar freundschaftlich, machte
en aber doch starke Vorwürfe, daß sie vor einigen
onaten 45 Spanier, 5 Pferde und 300 Tlascalaner,
jene begleiteten, erschlagen, als solche mit Gold,
lber und Waffen nach Mexico für die damals dort
ndlichen Spanier marschirten, und daß sie sich so bar-
isch dabey bewiesen, und die Haut der Spanier nebst
en Waffen und Kleidern, so wie auch die Felle der
erde mit deren Rüstung als Siegeszeichen im Tem-
zu Tezcuco aufgehangen. Er setzte hinzu: den
rlust seiner Mannschaft könnten sie ihm unmöglich
tzen, aber das entwandte Gold und Silber müsten
wenigstens bezahlen: und daß er, wenn sie ihm keine
längliche Genugthuung geben würden, für jeden er-
agnenen Spanier 1000 Tezcucaner hinrichten lassen
lle. Die Abgeordneten gaben zur Antwort, daß dies
Schuld der Mexicaner, auf deren Befehl die Zolte-
heser es gethan hätten, und nicht der Tezcucaner
re: sie wollten sich dem ungeachtet aber doch bemü-
, alles zu ersetzen. Sie nahmen höflich von dem
neral Abschied, und eilten mit der Nachricht von
baldigen Ankunft der Spanier nach Tezcuco
ück.

Zweyter Abschnitt.

Einzug der Spanier in Tezcuco, und Staatsverä derungen an diesem Orte.

Cortez marschirte am letzten Tage des Jahrs Tezcuco ein. Einige Adeliche giengen ihm entgeg und führten ihn zu einem von den Pallästen des verst benen Königs Nezahualcojotl, welcher so groß war, d nicht nur die 600 Spanier darin einquartirt wurd sondern daß auch noch 600 mehr, nach Cortez eign Geständniß, Platz darin gehabt hätten. Er bemer gleich, daß der Zulauf des Volks in den Gassen sehr genommen hatte; er glaubte kaum den dritten Theil Einwohner, die er sonst wahrgenommen, zu bemerk insonderheit fand er, daß die Weiber und Kinder die Seite geschaft waren, ein sicheres Merkmal v üblen Gesinnungen in dieser Residenzstadt. Um den E wohnern das Mistrauen zu benehmen, und alle Zufä für seine Leute zu vermeiden, machte er einen Befehl kannt, darin er seinen Soldaten bey Lebensstrafe verb ohne Erlaubniß aus dem Quartier zu gehen.

Nach der Mahlzeit bemerkten sie von den Terr sen des Pallastes, daß viel Volk aus der Stadt gie und sich zum Theil in die benachbarten Wälder, z Theil nach verschiednen am See belegnen Oertern beg Die Nacht darauf verließ der König Coanacotzin Stadt, und fuhr, dem Cortez zum Trotze, zu Wa nach Mexico. Die Absicht des Cortez gieng dahin, gleichfalls in Verhaft nehmen zu lassen, wie er es mals mit seinen Brüdern Cacamatzin, Cuicuitzcat und Ixtlilxochitl gemacht hat. Coanacotzin konnte a würklich kein andres Mittel ergreifen; denn wie kon er wer den Spaniern sicher zu seyn vermuthen, da Zeuge von dem Schicksale seiner Brüder, und sein Oheims Montezuma gewesen? Mußte er nicht über d ses befürchten, daß selbst viele von seinen Unterthan

ese Gelegenheit ergreifen, und sich für seine Feinde er-
iren würden, entweder aus Furcht für die Spanier,
er um des Privatvortheils ihrer Familien willen, oder
nige auch um den Tod des Cuicuitzcaßin zu rächen, und
n Ixtlilxochitl auf den Thron zu seßen.

Sein Endschluß ward auch durch die Staatsver-
änderungen, die sich bald darauf zutrugen, hinlänglich
rechtfertigt. Cortez war kaum drey Tage zu Tezcuco,
s sich die Herren, oder Kaziken, von den drey Städ-
n Huexotla, Coatlichan, und Atenco, die, wie be-
kts erinnert worden, wegen ihrer Nähe bey Tezcuco,
s Vorstädte derselben angesehen werden konnten, bey
m meldeten, mit Bitte, ein Freundschaftsbündniß mit
nen einzugehen. Cortez, der nichts mehr wünschte,
s seinen Anhang zu vergrößern, nah[illegible]ie gütig auf,
d versprach ihnen seinen Schuß. [illegible]ald der Hof
Mexico Nachricht von diesem Vorgange erhielt, be-
men sie einen starken Verweis. Es ward ihnen vor-
stellt, daß, wenn bey diesen niederträchtigen Maas-
geln die Furcht für die Macht ihrer Feinde zum Grun-
läge, sie wissen müßten, daß die Mexicaner noch
eit mächtiger wären, und daß sie die Spanier nebst
ren treuen Bundsgenossen, den Tlascalanern, bald
nzlich vertilgen würden; hätten sie es aber zum Vor-
eil ihrer Besitzungen in Tezcuco gethan, so möchten
e nur nach Mexico kommen, wo man ihnen bessere
nderenen anweisen würde.

Die Kaziken ließen sich durch diese Vorwürfe we-
r abschrecken, noch durch die Versprechungen verfüh-
n, sondern nahmen die Abgeordneten beym Kopf, und
hickten sie zum Cortez. Er befragte sich bey ihnen
ach dem Inhalte ihres Auftrags, worauf sie antwor-
ten, weil sie wüßten, daß diese Herren seine Freund-
haft erhalten, so wären sie gekommen, solche zu bit-
n, das Vermittelungsgeschäfte zwischen den Mexica-
ern und Spaniern zu übernehmen. Cortez stellte sich,
s ob er dieses glaube, seßte sie auf freyen Fuß, und

trug ihnen auf, ihrem Könige zu sagen: er wünsche k
nen Krieg, und würde auch keinen führen, wenn m
ihn nicht von Mexicanischer Seite durch Feindseligkeit
dazu nöthigte. Der König solle sich also in Acht ne
men und den Spaniern kein Leid zufügen, sonst würd
sie seine Feinde werden, und seine Residenz zu Grun
richten.

Das Bündniß mit diesen Städten war für Cor
von nicht geringer Wichtigkeit; aber vor allen Ding
war es nöthig, die Residenzstadt auf seine Seite zu br
gen, theils wegen des zahlreichen darin lebenden Ade
theils wegen ihres Gewichts bey den andern Städt
des Reichs. Er bemühte sich deswegen von dem erst
Augenblicke an, da er einrückte, die Gemüther dur
Leutseeligkeit und Höflichkeit zu gewinnen, und befahl
nen sämmtlichen Truppen ein gleiches, unter dem stre
sten Verbot, gegen die Einwohner nicht die minde
Feindseeligkeit auszuüben. Er entdeckte gleich anfängli
daß ein Theil des Adels dem Prinzen Ixtlilxochitl, d
er zu gewissen Absichten noch immer zu Tlascala in
Verwahrsam hielt, sehr gewogen war. Er ließ ihn d
wegen unter einer starken Bedeckung von Spaniern u
Tlascalanern hohlen, stellte ihn den Adelichen vor, u
bewog sie, ihn für ihren König zu erkennen, und
den Gebräuchen und öffentlichen Lustbarkeiten zu krön
wie sie bey ihren rechtmäßigen Regenten zu thun pflegt

Die Einwohner ließen sich dieses gefallen, entw
der weil sie es nicht wagten, sich den Spaniern zu w
dersetzen, oder weil sie der Regierung des Coanacot
überdrüssig waren. Ixtlilxochitl war ein Jüngling v
ohngefehr 23 Jahren, der sich bereits beym ersten E
tritt der Spanier in Tlascala öffentlich für solche erkl
ihnen seine Armee zum Beystande angeboten, und
beten hatte, über Otompan, wo er damals sein La
hatte, nach Mexico zu marschiren: allein seiner Unt
würfigkeit, und freundschaftlichen Absichten ohngeacht
nahmen die Spanier, als sie Mexico nach ihrer Nied

verließen, ihn gefangen, und behielten ihn zu Tla-
a, bis er zum Throne berufen ward. Diese Um-
de machen es uns wahrscheinlich, daß seine Gefan-
schaft blos eine anständige Beraubung seiner Freyheit
, die man nach Art schlauer Politiker, die aus Miß-
ien für ihre Sicherheit sorgen, mit Scheingründen
äntelte.

Ixtlilxochitl hatte durch langen Umgang mit den
aniern ihre Sitten und Gebräuche kennen lernen.
war nicht so wohl Herr seiner Unterthanen, als Voll-
er der Absichten der Spanier, denen er nicht nur bey
Eroberung von Mexico, wo er selbst mit seiner Ar-
zugegen war, sondern auch bey der Wiederaufbau-
der Stadt die wichtigsten Dienste leistete, indem
inige tausend Zimmerleute, Mäurer und Arbeiter
hergab. Er starb 1523. in der Blüthe seiner Jah-
ihm folgte in der Regierung zu Tezcuco sein Bruder
n Carlos, dessen wir in der Folge rühmlichst geden-
werden. Durch die Thronerhebung des Ixtlilxochitl,
das gute Betragen des Cortez gegen ihn, ward die
anische Parthey sehr verstärkt, und alle Familien, die
cuco, aus Furcht für feindseelige Begegnung, ver-
en hatte, kehrten, da sie sich sicher sahen, wieder zu
n Wohnungen zurück.

Cortez war entschlossen sein Hauptquartier in Tez-
o aufzuschlagen, und ließ deswegen den Königlichen
llast, wo seine Truppen einquartiret worden, befesti-
. Er konnte auch würklich keine schicklichere Maas-
eln zur Erreichung seiner Absichten ergreifen. Tez-
o war die Hauptstadt des Königreichs Acolhuacan,
weitläuftigem Umfange, und mit allen zum Unter-
t einer Armee nöthigen Lebensmitteln reichlich verse-
. Sie hatte gute bequeme Wohnhäuser, vortrefli-
Befestigungswerke zu ihrer Vertheidigung, und einen
berfluß an allen Handwerken, deren man nöthig hat-
Das Gebiet von Tezcuco grenzte mit dem von Tla-
a, wodurch die nöthige Verbindung mit dieser Re-

publik ungemein erleichtert ward. Die Nachbarsch
des Sees war zum Bau der Brigantinen überaus w
tig; und die vortheilhafte Lage dieser Residenz gab
Spaniern eine Kenntniß von allen Bewegungen
Feinde, ohne daß sie ihren Angriffen blos gestellt wa

Dritter Abschnitt.

Gefährliche Unternehmung gegen Iztapalapan

Nachdem Cortez zu Tezcuco alles in Ordnung
bracht hatte, entschloß er sich, die Stadt Iztapala
anzugreifen, um sich an die Einwohner, wegen der
Cuitlahuazin, ihrem ehemaligen Herrn, empfange
Beleidigungen, zu rächen. Er hatte es noch nicht
gessen, daß jener der Urheber der merkwürdigen Nie
lage vom 1. Julius gewesen. Er ließ eine Besatz
von mehr als 300 Spaniern und vielen Hülfstrup
unter den Befehlen des Sandoval in Tezcuco zur
und brach selbst, mit ohngefehr 200 Spaniern,
3000 Tlascalanern, und vielen vom Tezcucanischen
dahin auf. Vor ihrer Ankunft zu Iztapalapan sti
sie auf verschiedene feindliche Haufen, welche sich
ten, als wollten sie sich ihrem Einzug in die Stadt
dersetzen. Sie fochten, theils zu Lande, theils zu W
ser, und zogen sich auf eine Art zurück, daß es das
sehen hatte, als ob sie den Angrif nicht durchs
könnten.

Nachdem die Spanier und Tlascalaner die Fe
so vor sich hin getrieben hatten, drangen sie in die St
deren Häuser sie meistens leer fanden, weil die Einw
ner sich nebst Weibern und Kindern, und dem be
Theil ihrer Habseeligkeiten, nach den kleinen im See
genden Inseln begeben hatten; aber auch dahin vers
ten sie ihre Feinde.

Die Nacht war inzwischen schon stark eingetre
Die Spanier, voller Freude über ihren vermei

eg, beschäftigten sich mit Plünderung der Stadt,
die Tlascalaner die Häuser in Brand zu stecken.
er das Vergnügen ward bald in Schrecken verwan-
; denn durch die Helligkeit der brennenden Häuser
eben sie gewahr, daß das Wasser aus den Kanälen
die Höhe trat, und die Stadt unter Wasser setzte.
ward also zum Rückzug geblasen, und die Stadt in
ßter Eile verlassen, um nach Tezcuco zurück zu mar-
ren. Aber der Eilfertigkeit ungeachtet kamen sie doch
eine Stelle, wo so viel Wasser stand, daß die Spa-
nur mit größter Mühe hindurch kamen, verschiedne
scalaner ertrunken, und der größte Theil der Beute
ng verloren. Es wäre keine Seele mit dem Leben
von gekommen, wenn sie sich, wie Cortez selbst ge-
t, noch drey Stunden länger in der Stadt verweilt
ten, weil die Einwohner den See durchstochen hatten,
die ganze Stadt zu überschwemmen und alle ihre
nde auf einmal zu ersäufen. Die Spanier setzten den
genden Tag ihren Marsch längst der See fort, und
ren unaufhörlichen Angriffen von feindlichen Parteyen
gesetzt. Diese Unternehmung fiel also gar nicht nach
unsche aus, inzwischen verloren sie außer der Beute
zwey Spanier und ein Pferd, ob sie gleich verschie-
ne Verwundete zählten. Auf Seiten des Feindes
r der Verlust viel beträchtlicher, denn außer dem,
ß ihre Häuser zu Grunde gerichtet waren, giebt Cor-
ihren Verlust beynahe auf 6000 Mann an.

Vierter Abschnitt.

Neue Bündnisse mit den Spaniern.

Der Verdruß, den diese Unternehmung dem Cor-
verursachte, ward bald dadurch wieder versüsset, daß
e Städte Mizquic, Otompan u. a. m. in dieser Ge-
nd, Gesandten an ihn schickten, sich unterwarfen, und
h seine Gnade ausbaten, weil sie in das Ansuchen der

Mexicaner, die Waffen wider die Spanier zu ergreif
nicht gewilliget hätten. Cortez, dessen Macht de
mehr wuchs, je stärker seine Partey ward, verlan
von ihnen, als eine nothwendige Bedingung zur Erri
tung eines Bündnisses, daß sie die von Mexico an
abgesandten Boten, so wie auch alle andrer Mexican
welche in ihre Städte kämen, beym Kopf nehmen
ten. Sie machten sich, wiewohl mit großem Wid
willen, dazu verbindlich, und waren von der Zeit
getreue Anhänger der Spanier.

Gleich nach Errichtung dieses Bündnisses fol
das mit Chalco, einer ansehnlichen Stadt mit dem d
gehörigen Gebiete am östlichen Ufer des Sees von
sem Wasser. Cortez wußte bereits, daß die Chalch
geneigt waren, auf seine Seite zu treten, aber
Furcht für die Mexicanische Besatzung in ihrer Sta
es nicht wagen durften. Er beredete also den San
val, mit 20 Mann zu Pferde und 200 zu Fuß, ne
einem hinlänglichen Korps Bundsgenossen, dahin
marschiren; vorher aber ließ er einige Tlascalanis
Truppen, welche gerne ihre von Ixtapalapan mitgebra
te Beute nach Hause schaffen wollten, zurückmarschir
mit dem Befehl, von da nach Chalco zu gehen, und
Mexicaner aus diesem Staat zu vertreiben.

Sandoval stellte die Tlascalaner in den Vortru
welcher aber von den in einem Hinterhalte versteck
Mexicanern unvermuthet angegriffen, und in Unordn
gebracht ward. Sie verloren einige Mannschaft u
alle ihre Beute; aber die Spanier eilten herbey, u
schlugen die Mexicaner in die Flucht. Nachdem
Tlascalaner ihre Beute wieder bekommen hatten, seß
sie ihren Marsch ungehindert fort, und Sandoval m
schirte nach Chalco. Wie er aber noch weit von
Stadt entfernt war, kam der größte Theil der Mexi
nischen Besatzung, die, nach dem Bericht einiger
schichtschreiber, aus 12000 Mann bestand, ihm sch
entgegen. Das Treffen dauerte zwey Stunden, u

gte sich mit einer großen Niederlage, und der Flucht
Seiten der Mexicaner. Sobald die Chalcheser
chricht von diesem Siege erhielten, kamen sie den
aniern mit lebhaften Freudensbezeugungen entgegen,
führten ihn im Triumph in die Stadt e). Der
r des Orts war vor kurzem an den Blattern gestor-
, und hatte es auf dem Todbette seinen beyden Söh-
dringend empfohlen, die Freundschaft der Spanier
üchen, sich mit ihnen zu verbinden, und den Cortez
ihren Vater anzusehen. Seinem letzten Wunsche zu
e begaben sich die beyden Söhne, in Begleitung der
anischen Armee und vieles Adels, aus Chalco nach
cuco, schenkten dem Cortez 150 Dukaten an Gold,
errichteten ein Bündniß mit ihm, dem sie jederzeit
verblieben. Die Ursachen der diesmaligen Empö-
g, wozu die Einwohner dieses Staats sonst nur gar
viel Herz hatten, lagen zum Theil in der Furcht vor
spanischen Waffen, und ihren mächtigen Bundsge-
en, zum Theil in dem Haß und Widerwillen gegen
Mexicanische Joch. Unmöglich kann man stand-
te Treue von Unterthanen erwarten, die stärker von
cht als von Liebe beseelt werden; kein Thron ist wan-
der, als der mehr auf die Gewalt der Waffen, als
Zuneigung des Volks gegründet ist. Cortez begeg-
e den beyden jungen Prinzen mit aller Leutseeligkeit,
theilte den Staat, entweder auf ihr eignes Ansu-
n, oder auf Verlangen des Adels, unter sie. Dem
esten gab er die Hauptstadt, und etliche andre Oer-

e) Solis begeht bey der Erzählung dieser Begebenheit
y geographische Fehler. Einmal nimmt er an, daß Chal-
an Otompan stößt, da doch Tezcuco und mehrere ansehn-
e Oerter des Königreichs Acolhuacan dazwischen liegen,
e aus unserer Charte von den Mexicanischen Seen erhel-
. Zum andern sagt er, daß die Staaten von Tlascala und
alco an einander grenzen, da doch ein Wald von 15 Mei-
und ein Theil des Gebietes von Huexotzinco dazwischen
gt.

ter, und dem jüngsten Tlalmanalco, Cimalhuaco, u
Ajotzinco.

Die Mexicaner thaten in die Staaten, welche
mit den Spaniern in ein Bündniß eingelassen hatt
unaufhörliche Einfälle, weil Cortez aber gleich mit Hü
herbeyeilte, so liefen die Versuche gemeiniglich fruchtl
ab. Unter andern hielten die Chalcheser wenige T
darauf um Beystand bey den Spaniern an, weil sie
Erfahrung gebracht hatten, daß die Mexicaner e
schwere Rache gegen diesen neuerlich abtrünnig gewor
nen Staat im Schilde führten. Cortez konnte ihr
Verlangen damals nicht willfahren, denn die Mast
Planken, und alle Bedürfnisse zum Bau der Briga
nen waren nun in Bereitschaft, und er hatte alle se
Truppen nöthig, um sie sicher nach Tezcuco zu schaff
Inzwischen gab er den Chalchesern doch den Rath, u
den Huexotzincas, Cholulanern, und Quauhquechollan
ein Bündniß zu schließen; allein sie trugen, wegen
seit langer Zeit zwischen ihnen und diesen Völkern
waltenden Feindschaft, Bedenken. Kaum waren
Chalcheser fort, als sich drey Abgeordnete von Hue
xinco und Quauhquechollan zu Tezcuco einfanden, wel
auf Befehl ihrer Regenten anzeigen sollten, daß ihre
den Bergen ausgestellten Posten vielen Rauch wahr
men, welches eine sichere Anzeige vom Kriege wäre, u
daß sie ihm deswegen ihre Truppen anböten, wenn
ihres Beystandes bedürfte. Cortez benutzte diese v
theilhafte Gelegenheit, um zwischen diesen Staaten u
den Chalchesern ein Bündniß zu stiften, und überred
sie, ihre Privatfeindschaft dem allgemeinen Besten a
zuopfern. Dieses Bündniß blieb so standhaft, daß
sich von der Zeit an beständig einander wider die M
caner Beystand leisteten.

Fünfter Abschnitt.

Transport der Materialien zu den Brigantinen.

Es war nun Zeit das Holz, Seegel, Taue, und
enwerk, zum Behuf der Brigantinen, an Ort und
elle zu bringen. Cortez schickte zu dem Ende 200
panier, 15 Kavalleristen, und 300 Tlascalaner unter
n Commando des Sandoval ab, doch befehligte er
vorher, auf Zoltepec loszugehen, um sich an den
wohnern wegen der Ermordung der 45 Spanier und
o Tlascalaner, wovon bereits Erwähnung geschehen,
rächen. Als die Zoltepecheser dieses Ungewitter über
em Kopf zusammen ziehen sahen, verließen sie ihre
iuser, und suchten sich mit der Flucht zu retten, aber
Spanier setzten ihnen nach, schlugen viele tod, und
chten andre zu Sklaven. Von hier marschirte San-
val nach Tlascala, wo er alles zum Transport der
aterialien zu den Brigantinen in Bereitschaft fand.
ie erste Brigantine bauete Martin Lopez, ein Spani-
er Soldat, der Ingenieur bey der Armee des Cortez
ar, und man machte die Probe im Flusse Zahuapan
mit. Die übrigen zwölfe baueten die Tlascalaner nach
esem Modell.

Den Transport verrichteten die Tlascalaner mit
elen Freuden, und Bereitwilligkeit; die Last schien ih-
en, in Betracht des damit zu bewerkstelligenden Unter-
angs ihrer Feinde, etwas geringes. 8000 Tlascala-
er trugen die Bäume, Seegel, und übrigen zum Baue
er Brigantinen nöthigen Materialien, auf dem Rü-
ken, 2000 die Lebensmittel, und 30000 führten die
Waffen zur Vertheidigung von jenen unter den Befeh-
en der drey Anführer Chichimecatl, oder Chichimeca-
euetli, Ajotecatl, und Teotepil oder Teotlipil. Der
ganze Zug nebst dem Vor- und Hintertrupp nahm, nach
dem Bericht des B. Diaz, sechs Meilen ein. Beym
Ausmarsch aus Tlascala commandirte Chichimecatl den

Vortrupp, als sie aber das Gebiete der Republik verlie
sen, gab Sandoval ihm den Hintertrupp, weil er wege
eines feindlichen Ueberfalls in Sorgen war. Dies nahm
der Tlascalaner sehr übel, der mit seiner Tapferkeit gro
that, und behauptete, daß er in allen Treffen, wo e
gewesen, nach dem Beyspiel seiner Vorfahren, beständ
dig den gefährlichen Posten übernommen. Sandova
war genöthigt, ihm Vorstellungen zu thun, und gut
Worte zu geben. Cortez gieng dem Zuge in einem fey
erlichen Aufzuge und in Begleitung aller seiner Officier
entgegen, und dankte den Herrn von Tlascala für ihr
freundschaftlichen Dienste. Der Einmarsch in Tezcuc
dauerte sechs Stunden in der besten Ordnung, unter den
Schall der lärmenden Musik und unaufhörlichem Ge
schrey Castilien! Castilien! Tlascala! Tlascala.

Sechster Abschnitt.

Unternehmung gegen die Städte Xaltocan und Tlacopan.

Kaum war der General Chichimecatl angelangt
als er, ohne sich von den Strapazen des Krieges aus
zuruhen, den Cortez ersuchte, ihn und seine Trupper
gegen die Feinde zu gebrauchen. Dieser wartete auf
nichts mehr, als auf die Ankunft der Hülfstruppen von
Tlascala zu einer Unternehmung, die er schon seit eini
ger Zeit im Sinne hatte: er ließ also eine starke Besa
tzung in Tezcuco, und trat, nachdem er Befehl gegeben,
bey den Brigantinen alles völlig in Stand zu setzen, im
Frühjahre 1521. mit 25 Mann zu Pferde, 350 Spa
niern zu Fuß, 6 kleinen Kanonen, 30000 Tlascalanern,
und einem Theil des Adels von Tezcuco den Marsch an.
Weil er den letztern nicht recht trauete, und fürchtete,
sie möchten den Feinden heimliche Nachricht geben, und
seine Absichten dadurch vereiteln, so verließ er Tezcuco,
ohne die Absicht seines Marsches bekannt zu machen.

ie Armee marschirte zwölf Meilen nordwärts und
eb die Nacht unter freyem Himmel liegen. Den fol-
nden Tag gieng er nach Xaltocan, um diese Stadt an-
greifen. Sie hat eine feste Lage mitten in einem See,
rch welchen ein, mit verschiednen Gräben durchschnit-
ner Weg, eben wie bey Mexico, führt. Die Spa-
r passirten mit Beyhülfe der Bundsgenossen, diese
räben unter einem unaufhörlichen Regen von Steinen,
urfspießen und Pfeilen, wodurch manche verwundet
rden. Endlich konnten die Einwohner die Niederla-
, welche die Spanischen Waffen anrichtete, nicht län-
: ausstehen, verließen die Stadt, und retteten sich
rch die Flucht. Die Sieger plünderten darauf, und
ckten einige Häuser in Brand.

Am folgenden Tag gieng der Marsch nach der gros-
t und, wie sie Cortez mit Recht nennt, schönen Stadt
uauhtitlan, sie stand aber leer, die Einwohner waren
rch das Beyspiel von Xaltocan in Furcht gejagt, und
tten einen andern Zufluchtsort gesucht.

Jetzt nahmen sie den Weg nach Tenajocca und
capozalco, und weil sie in diesen drey Städten kei-
n Widerstand fanden, so fügten sie ihnen auch kein
id zu. Endlich langten sie in der Residenzstadt Tlaco-
n an, welche Cortez sich zum Ziel seines jetzigen Zuges
setzt hatte, um zu versuchen, ob von hieraus nicht etwa
it dem Hofe zu Mexico ein Vergleich zu treffen wäre,
er, wenn dies nicht gelänge, in der Nähe Erkundigungen
egen der dortigen Absichten und Zurüstungen einzuzie-
n. Er fand die Einwohner in Bereitschaft, ihm den
intritt in die Stadt streitig zu machen. Sie griffen
e Spanier mit ihrer gewöhnlichen Wuth an, und foch-
n eine Zeitlang mit vieler Herzhaftigkeit, aber zuletzt
onnten sie dem Kanonenfeuer und der Gewalt der Pfer-
e nicht länger widerstehen, sondern zogen sich in die
Stadt. Die Spanier quartirten sich, weil es spät war,
t einem großen Hause in der Vorstadt ein.

Den folgenden Tag zündeten die Tlascalaner viel
Häuser in der Stadt an, und die sechs Tage hindurch
welche die Spanier hier verweilten, fielen unaufhörlich
Scharmützel, und auch einige berühmte Duelle zwische
den Tlascalanern und den Einwohnern von Tlacopa
vor. Beyde Theile fochten mit ungemeinem Muth, un
stießen ihren gegenseitigen Haß in tausend Schimpfrede
aus. Die Tlacopaner nannten die Tlascalaner die Kam
merjungfern der Spanier, ohne deren Schutz sie sich ni
so nahe an ihre Stadt gewagt haben würden. Di
Tlascalaner erwiederten dagegen, daß die Mexicaner un
ihre Gehülfen vielmehr den Titel von Weibern verdie
ten, weil sie, ihrer großen Menge ungeachtet, die Tl
scalaner doch nie hätten bezwingen können. Die Sp
nier bekamen auch ihren Antheil an Schimpfrede
Man bat sie spöttischer Weise nach Mexico zu kommen
um dort den Herrn zu spielen, und allen Arten von B
lustigungen nachzuhängen. „Bildest du dir ein, Christ,
sagten sie zum Cortez, „daß die Sachen wieder so g
„hen werden, wie das letztemal? Vielleicht denkst d
„daß dort ein zweyter Montezuma regiert, der ga
„von deiner Willkühr abhängt? Gehet nur in die S
„sidenz hinein, ihr werdet insgesammt den Göttern g
„opfert werden."

Während der Gefechte, die in diesen sechs T
gen vorfielen, kamen die Spanier auf die unglücklich
Straße, und an jene merkwürdigen Gräben, wo s
vor 9 Monaten eine so schreckliche Niederlage erlitte
hatten. Sie fanden hier einen harten Widerstand, un
dachten in dem Augenblick, sie würden alle vernicht
werden; denn als sie im Begriff waren, einige Mexic
ner zu verfolgen, die absichtlich kamen, ihrer zu spo
ten, und sie in die Gefahr zu locken, wurden sie u
vermuthet auf beyden Seiten des Weges von einer so
chen Menge Feinde überfallen, daß sie sich nur m
Noth zurückziehen konnten, und mit äuserster Hitze fec
ten mußten, um das feste Land wieder zu gewinne

i diesem Gefecht blieben fünf Spanier und viele wur-
n verwundet. Die Mexicaner verloren bey diesem und
n übrigen Angriffen allemal viel Volk. Cortez, über
n schlechten Ausgang dieser Unternehmung verdrüß-
h, nahm mit seiner Armee denselben Rückweg nach
zcuco. Er hatte auf solchem neue Anfälle von den
einden, welche solche seiner Furchtsamkeit und dem
Mangel an Muth zuschrieben, auszuhalten. Die Tla-
laner, welche den Cortez auf diesem Zuge begleitet,
d viele Beute gemacht hatten, baten ihn um Erlaub-
ß, solche nach Hause zu schaffen, welche sie auch gleich
hielten.

Siebenter Abschnitt.

Unternehmung gegen Huaxtepec.

Sandoval hatte in Cortez Abwesenheit für diesen
Posten gesorgt, verließ solchen aber zwey Tage nach des
Generals Ankunft mit 20 Mann zu Pferde, 300 zu
Fuß, und einem ansehnlichen Corps Hülfstruppen, um
den Chalchesern, die einen heftigen Ueberfall von den
Mexicanern besorgten, zu Hülfe zu eilen. Weil er aber
unter den Hülfsvölkern viele Mannschaft von Huexo-
zinco und Quauquechollan hatte, und erfuhr, daß diese
Stadt von der Mexicanischen Besatzung in Huaxtepec,
welches ein 15 Meilen südwärts von Chalco liegender
Ort ist, viel ausstehen mußte, so richtete er seinen
Marsch dahin. Unterweges schlugen sie, ohne viel
Mühe, zwey starke feindliche Corps, von welchen sie
angefallen wurden; sie hatten es vornemlich der überleg-
nen Menge von Bundsgenossen, die sie bey sich hatten,
zu danken. Sie besetzten die Stadt, und quartirten
sich in etliche große Häuser ein, theils um auszuruhen,
theils um die Verwundeten heilen zu lassen. Gleich
darauf mußten sie einen neuen Ueberfall von den Mexi-
canern aushalten, und waren genöthigt die Waffen zu

ergreifen, um sie fortzujagen. Sie verfolgten die Feinde drey Meilen weit, bis sie solche völlig auseinander getrieben hatten, kehrten darauf nach Huaxtepec zurück und machten noch zwey Tage halt. Die Stadt Huaxtepec war damals nicht nur wegen ihrer treflichen baumwollenen Manufakturen, sondern auch wegen eines sehr bewunderten Gartens, dessen wir bereits an einem andern Orte gedacht haben, berühmt.

Von Huaxtepec sandte Sandoval Boten nach Jacapichtla, einer sehr festen Stadt, 6 Meilen davon die auf einem Berge lag, für die Kavallerie unzugänglich war, und eine hinlängliche Besatzung von Mexicanern hatte, um den Einwohnern Friedensvorschläge zu thun. Als er eine abschlägliche Antwort erhielt gieng er auf die Stadt loß, mit dem Vorsatze, hier einen entscheidenden Streich zu wagen, um ihren Stolz zu demüthigen, und zugleich die Chalcheser von den Gefahren, womit sie von dieser Seite unaufhörlich bedroht wurden, zu befreyen. Die Tlascalaner und übrigen Bundsgenossen erschraken beym Anblick von so vielen Gefahren und Schwürigkeiten, aber Sandoval von Muthe, der ihn in allen seinen Handlungen begleitete beseelt, entschloß sich zu siegen oder zu sterben.

Er fieng also an den Berg mit seiner Infanterie zu ersteigen, und hatte nicht nur mit einem steilen rauhen Wege, sondern auch mit einem zahlreichen Feind zu kämpfen, der sich mit einem Regen von Pfeilen und Steinen vertheidigte. Einige der leztern waren von außerordentlicher Größe, die zwar im Herabfallen auf die am Wege liegenden Felsen zerbrachen, aber eben durch die abspringenden Stücke die Soldaten verwundeten; jedoch nichts konnte sie abhalten, obgleich voll von Schweiß und Blut, in die Stadt zu dringen, worauf die Bundsgenossen ihrem Beyspiel folgten. Die ausgestandnen Strapazen und die Wunden reizten ihren Zorn, so daß sie den Feind mit äußerster Wuth angriffen, welcher, um den Schwerdte zu entgehen, über die steilen Abhän-

des Berges zu entfliehen suchte. Es ward so viel lut vergossen, und ein kleiner Bach dergestalt davon färbt, daß die Sieger ihren Durst eine ganze Stunde ig nicht in seinem Wasser löschen konnten, ob sie gleich rk davon geplagt wurden [f]). „Dies war, sagt Cor- z, einer der merkwürdigsten Siege, wobey die Spa- ier die stärksten Beweise von Muth und Standhaf- gkeit bewiesen.“ Dieser Tag kostete dem Gonzalo ominguez, einen der tapfersten Krieger des Cortez, s Leben, und alle empfanden seinen Verlust aufs rkste.

Die Mexicaner waren über die zu Jacapichtla er- tene Niederlage so aufgebracht, daß sie 20000 Mann 2000 Schiffen nach Chalco abschickten. Die Chal- eser baten abermals bey den Spaniern um Hülfe, d ihre Boten langten gerade an, als Sandoval mit ner von Strapazen ermatteten, entkräfteten, und zum heil mit Wunden beladenen Armee zurückkam. Cor- schob, ohne es hinlänglich zu überlegen, die Ursache r widerhohlten Feindseeligkeiten der Mexicaner gegen e Chalcheser, auf einige von diesem vortreflichen An- hrer gemachte Fehler, und befahl ihm, ohne seine ufführung, zu untersuchen, ohne ihn anzuhören, oder m eine kurze Zeit zum Ausruhen zu erlauben, gleich mit n am leichtesten verwundeten Soldaten diesen Bunds- nossen zu Hülfe zu eilen.

Sandoval fand sich durch diese Geringschätzung ines Generals sehr beleidigt, zumal zu einer Zeit, da

f) B. Diaz sucht den Gomara, wegen des vom Blute färbten Wassers, lächerlich zu machen: aber Diaz war cht zugegen; Cortez verdient mehr Glauben, welcher ver- hert, daß die Spanier eine so große Niederlage unter den einden anrichteten, und daß davon durch das Herabstürzen on der Höhe so viele ums Leben kamen, daß alle Augen- ugen es bekräftigten, der kleine Bach, der diesen Platz um- ab, sey eine Stunde lang mit Blut gefärbt und nicht trink- ar gewesen.

er den größten Beyfall einzuerndten hofte. Aber
zeigte eben so viel Klugheit seinen Verdruß über das
littene Unrecht zu verbergen, und Bereitwilligkeit zu
horchen, als er Herzhaftigkeit bey obiger wichtigen U
ternehmung bewiesen hatte. Er trat den Marsch n
Chalco unverzüglich an, aber bey seiner Ankunft w
das Treffen vorbey, und die Chalcheser hatten mit B
hülfe ihrer neuen Bundsgenossen von Heuxotzinco u
Quauquechollan den Sieg davon getragen. Sie v
loren zwar auch viel Mannschaft, aber sie erlegten a
viele Feinde und machten 40 Gefangne, darunter
ein General der Armee und zwey Personen vom ers
Adel befanden. Die Chalcheser übergaben sie dem S
doval, welcher sie an den Cortez schickte. Dieser A
führer hatte indessen seinen Irrthum eingesehen, u
Nachrichten von dem untadelhaften Betragen des S
doval eingezogen: er suchte ihm deswegen durch auß
ordentliche Beweise von Achtung und durch allerley E
renbezeugungen seinen gerechten Unwillen zu benehmen

Achter Abschnitt.

Vergebliche Unterhandlungen des Cortez mit dem Hofe zu Mexico.

Cortez wünschte mit dem Mexicanischen Ho
theils um die Strapazen und den ungewissen Ausga
eines Kriegs zu vermeiden, theils um sich Meister v
einer so schönen Stadt, ohne ihren Ruin, zu mache
einen Vergleich einzugehen; er entschloß sich deswege
zwey Personen, die in seine Gefangenschaft gerath
waren, mit einem Briefe an den König Quauhtem
zin abzuschicken, welcher, in Ermanglung der Kenn
niß von den Charakteren, bey Hofe zwar nicht ge
sen, aber doch als ein sicheres Kennzeichen oder Credit
seiner Abgesandten angesehen werden konnte. Er e
klärte den Inhalt seinen Abgeordneten, und trug ihn

f, ihrem Monarchen vorzustellen, daß man nichts
hr verlange, als daß die Mexicaner den König von
panien für den Oberherrn des Landes erkennen sollten,
lches der Mexicanische Adel bereits in jener merkwür-
gen Versammlung, in des Montezuma Gegenwart,
gestanden; daß sie der Huldigung eingedenk seyn soll-
, welche gedachter Adel dem großen Monarchen in
ten geleistet; daß er wünsche, einen Frieden und ewi-
s Bündniß mit ihnen einzugehen, und zu nichts we-
ger als zum Kriege geneigt wäre, wenn er nicht durch
re Feindseeligkeiten dazu gezwungen würde. Es wäre
nurig für ihn, so viel Mexicanisches Blut zu vergies-
, und eine so große prächtige Stadt zu zerstören;
wären selbst Zeugen von der Tapferkeit der Spanier,
n der Ueberlegenheit ihrer Waffen, von der Menge
rer Bundsgenossen, und dem glücklichen Erfolg ihrer
nternehmungen: die sollten es doch reiflich bey sich
erlegen, und ihn durch hartnäckige Widersetzlichkeit,
cht zur Fortsetzung eines Kriegs und zum gänzlichen
uin der Residenz und des Reichs zwingen.

Wie wenig diese Vorstellung gefruchtet, ergab sich
ld aus den Klagen der Chalcheser, welche erfuhren,
ß man ein zahlreiches Heer gegen sie zusammziehe,
d deswegen die Spanier zu Hülfe riefen. Sie zeig-
n dem Cortez auf einem Gemälde, wie viel Städte
h, auf Befehl des Königs, gegen sie rüsteten, und
e Marschroute, welche sie nehmen würden. Während
r Zeit, daß Cortez seine Truppen zu diesem Zuge in
ereitschaft setzte, kamen von drey Städten, die jen-
its der Kolonie Vera-Cruz am Mexicanischen Meer-
ufen lagen, Tuzapan, Mexicatlzinco, und Nauhtlan,
esandte in Tezcuco an, welche sich, im Namen ihrer
berhäupter, dem König von Spanien unterwarfen.

Neunter Abschnitt.

Marsch der Spanischen Armee durch die südlich Gebürge.

Den 5ten April brach Cortez mit 30 Pferde 300 Mann zu Fuß, und 20000 Bundsgenossen von T cuco auf, und übergab das Commando in der Sta und die Aufsicht über die Brigantinen dem Sandov Er gieng gerade auf Tlalmanalco und von da nach C malhuacan g), wo er noch mit 20000 Mann verstä wurde, welche entweder um sich selbst an den Mexic nern zu rächen, oder aus Hoffnung zur Beute, od aus beyden Ursachen zugleich, von verschiedenen Ort zu ihm stiessen, um in diesem Kriege unter ihm zu d nen. Er richtete seinen Marsch nach dem Wege ei den die Chalcheser ihm auf dem Gemälde vorgezeich hatten, und marschirte dem zu folge durch die südlich Gebürge geben Huaxtepec. Nahe am Wege bemerkte einen steilen Berg, auf dem sich oben eine Menge W ber und Kinder, und auf den Abhängen ein zahlreich Heer befand. Sie verliessen sich auf die natürliche stigkeit dieses Postens, und spotteten der Spanier n Heulen und Pfeiffen. Cortez wollte dieses Gespötte nic leiden, sondern griff den Berg von drey Seiten a kaum hatte er aber angefangen den Berg mit gröst Mühe unter einem Regen von Pfeilen und Steinen ersteigen, gab er Befehl zum Rückzuge, denn ausserde daß ihm die Unternehmung mehr verwegen und gefäh lich als von grossem Nutzen schien, bemerkte er auch d eine zweyte feindliche Armee anrückte in der Absicht d Spaniern in den Rücken zu fallen, wenn sie mit jene

g) Es gab zwey Oerter dieses Nahmens, welche noch v handen sind, der eine liegt am Ufer des Sees von Tezcu dicht an der Halbinsel Iztapalapan, und heißt schlechtw Chimalhuacan, der andre in den Bergen südwärts v dem Thale von Mexico, und heißt Chimalhuacan-Ch co, Nach dem letztern marschirte Cortez.

riff beschäftigt wären. Cortes gieng sogleich in gu- Schlachtordnung auf solche los. Das Gefecht dauerte kurze Zeit, der Feind merkte seine Schwäche und ieß das Schlachtfeld sehr bald. Die Spanier ver- ten sie anderthalb Stunden, bis sie ganz auseinan- gejagt waren. Der Verlust auf Spanischer Seite utete gar nichts, aber bey dem Angriff auf dem ge blieben 8, und viele wurden verwundet.

Die Armee muste hier viel vom Durst ausstehen; s und die Nachricht, daß drey Meilen weiter sich auf eben diese Art besetzter Berg befände, nöthigte Cortez seinen Marsch dahin zu richten. Er bemerk- uf der einen Seite des Berges 2 hohe mit vieler nnschaft besetzte Felsen, weil sie aber vermutheten, Spanier würden den Angriff auf der entgegengesetzten te wagen, so verliessen sie diese Felsen, und begaben dahin, wo sie die Gefahr am grösten zu seyn be- yteten. Cortez, welcher jeden vortheilhaften Um- , den ihm das Glück, oder die Unvorsichtigkeit sei- Gegner darbot, gut zu benutzen wuste, befahl einem r Kapitäns, den einen mit hinlänglichen Truppen esetzen, indessen daß er dem Feinde auf der andern te zu schaffen machen wollte. Er setzte sich darauf, ohl nicht ohne die gröste Schwierigkeit in den Marsch n die vom Feinde besetzte Anhöhe, und wie er die e, welche die Feinde eingenommen, erreicht hatte, rkte er die Spanische Flagge bereits auf einem der n wehen. Als die Feinde sich von beyden Seiten griffen sahen, und bereits den durch die Feuerge- e verursachten Verlust fühlten, ergaben sie sich. es begegnete ihnen mit vieler Menschlichkeit, for- aber als eine Hauptbedingung um Verzeihung zu ngen, daß sie diejenigen, welche den ersten Berg be- hielten, ebenfalls zur Uebergabe bewegen sollten, es sie auch thaten.

Zehnter Abschnitt.

Eroberung von Quauhnahuac.

Nachdem Cortes diese Hindernisse aus dem W
geräumt hatte, setzte er den Marsch durch Huaxte
Jauhtepec, und Xiuhtepec, nach der grossen angene
liegenden Stadt Quauhnahuac fort [h]). Diese Ha
stadt der Tlahuicas lag ohngefehr 30 Meilen
wärts von Mexico, sie war durch ihre natürliche
fest, auf der einen Seite umgab sie ein steiler Berg,
auf der andern eine Vertiefung 7 Ruthen tief, wod
ein kleiner Bach lief. Man konnte mit der Kavall
nur auf zwey den Spaniern unbekannten Wegen hin
kommen, oder vermittelst der Brücken, die aber a
brochen waren, so bald man die Spanier wahrna
Unterdessen daß man einen zum Angriff bequemen
aussuchte, begrüßten die Quauhnahuacheser sie mit e
unglaublichen Menge von Pfeilen und Steinen.
zwischen hatte ein beherzter Tlascalaner bemerkt,
zwo grosse Bäume auf jeder Seite der Vertiefung
den. Sie hatten einen Hang gegen einander, und
Aeste waren in einander gewachsen und verflochten;
diesen machte er eine Brücke, um vermittelst derse
auf die andre Seite des Bachs zu kommen. Sein
Beyspiel folgten, wiewohl nicht ohne Gefahr und g
Schwürigkeit, zuerst 6 Spanier, und bald darauf
viele Spanier und Tlascalaner [i]). Dieses dreiste W

h) Den Nahmen Quauhnahuac haben die Spanier
verstümmelt. Cortes nennt ihn Coadnahaced, B.
Coadalbaca, Solis Quatlahaca ꝛc. In der F
blieb der von Cucinabaca, unter dem sie den Span
noch bekannt ist; aber die Indianer behalten den a
Quaunahuac bey. Er gehört zu den 30 Oertern, wo
Karl V. dem Cortez schenkte, und jetzt dem Herzoge von M
teleon, als Marquis des Thals Oaxaca.

i) Solis gedenkt des Tlascalaners nicht, sondern legt
len Ruhm von dieser Handlung dem B. Diaz bey. Er
derspricht hierin dem Cortez und andern Historikern.

k setzte diejenigen, welche diese Gegend beschützen soll-
in eine solche Furcht, daß sie sich gleich zurückzogen,
o zu den andern Einwohnern begaben, die sich gegen
Truppen, welche Cortes anführte, vertheidigten.
er wie sie sich insgesammt mit der Gegenwehr beschäf-
en, wurden sie unvermuthet von den Truppen ange-
ffen, die dem herzhaften Tlascalaner folgten, und
n von der unvertheidigten Seite in die Stadt gedrun-
waren. Vor Schrecken ausser sich, gaben sie gleich
n Widerstand auf, und nahmen eilends die Flucht
h den Gebürgen: unterdessen daß die Bundsgenossen
ie Hinderniß einen grossen Theil der Stadt in die
he legten. Der Herr der Stadt, welcher mit den
igen ebenfalls die Flucht genommen hatte, fürchtete
von den Spaniern gefangen zu werden, ergriff die
legenheit sich zu ergeben, und schützte vor, er habe es
ht eher gethan, weil er erst abwarten wollen, daß
Spanier ihren Muth an der Stadt kühlen, und
nn sie sonst Feindseligkeiten genug ausgeübt hätten,
ie Person nicht grausam behandeln möchten.

Eilfter Abschnitt.

Eroberung von Xochimilco.

Nachdem die Armee sich etwas ausgeruhet hatte,
ließ sie mit Beute reichlich beladen Quauhnahuac,
hm den Weg nordwärts durch einen grossen Fichten-
ld, wo sie grossen Wassermangel litt, und befand sich
n folgenden Tag in der Nähe von Xochimilco. Diese
öne Stadt, die ansehnlichste im Thal von Mexico nach
n drey Königl. Residenzen, lag am Ufer des Sees von
alco, etwas über 12 Meilen von der Hauptstadt.

hmt sich zwar bey der Erzehlung derselben genug, und
t, er sey einer von denen gewesen, die ihr Leben nicht
chtet, sondern auf den Zweigen der Bäume über den
ch geklettert, legt sich aber doch nicht die Ehre bey, als
er den Versuch zuerst gemacht habe.

Sie hatte eine ansehnliche Volksmenge, viele Tempe
prächtige Gebäude, und angenehme schwimmende Gä
ten im See, wovon sie auch den Nahmen Xochimil
führte [k]). Es waren viele Kanäle und Gräben dar
wie zu Mexico, und aus Furcht vor den Spaniern ha
ten sie einige Verschanzungen angelegt. So bald sie d
Ankunft derselben bemerkten, brachen sie die Brück
ab, um den Eingang in die Stadt zu erschweren. D
Spanier theilten die Armee in drey Haufen, um d
Stadt an eben so viel Orten anzugreifen, fanden ab
allenthalben herzhaften Widerstand. Sie konnten si
des ersten Grabens nicht eher als nach einem halbstün
gen schrecklichen Gefechte bemächtigen, darin zwey Sp
nier blieben, und manche verwundet wurden. Endli
überwanden sie alle Hindernisse, drangen in die Stad
und verfolgten die Einwohner, die sich in Schiffe flü
teten, und daraus bis zum Einbruch der Nacht v
theidigten.

Man hörte unter den Fechtenden oft Stimme
die um Friede baten; die Spanier bildeten sich ein, di
Geschrey habe keine andre Absicht, als Zeit zur Rettu
ihrer Familie und Habseligkeiten zu gewinnen, und setz
ihnen deswegen immer härter zu, bis sie keinen Wied
stand mehr fanden, worauf sie sich zurückzogen, u
auszuruhen, und die Verwundeten zu verbinden. Kau
hatten sie aber angefangen Luft zu schöpfen, wurden
von neuem durch eine grosse Menge Feinde angegriffe
die in Schlachtordnung auf eben dem Wege, den d
Spanier genommen, in die Stadt drangen. Die Sp
nier kamen nun sehr ins Gedränge, und Cortez selb
lief grosse Gefahr gefangen zu werden. Sein Pferd, wa
wie er selbst sagt, aus Müdigkeit gefallen, oder wie a
dre wollen von den Xochimilcas zu Boden geschlage
Cortez wehrte sich nur noch mit seiner Lanze, und

k) Xochimilco bedeutet so viel als Felder und Gärten vo
Blumen.

ürde sich nicht haben retten können, so sehr setzten die
einde ihm zu, wenn ihm nicht ein tapferer Tlascala-
r [1]) und zwey seiner Bedienten zu rechter Zeit zu Hül-
gekommen wären.

Endlich wurden die Xochimilcas geschlagen, und
e Spanier hatten Zeit etwas von den Strapazen des
ages auszuruhen, an dem sie etliche Mann verloren,
d fast alle Wunden empfiengen. Unter der Zahl der
tern befand sich der General selbst, und die beyden
berofficiers Olid und Alvarado. Vier Spanier wur-
n gefangen nach der Hauptstadt gebracht, gleich ge-
fert, und ihre Arme und Beine an verschiedene Ort-
r gesandt, um die Unterthanen gegen die Feinde des
Staats aufzumuntern. Unstreitig hätten die Mexicaner
y dieser und andern Gelegenheiten den Cortez leicht um-
ingen können, aber es war ihnen zu viel daran gelegen,
n lebendig in ihre Gewalt zu bekommen, um ihn ihren
öttern zum Opfer darzubringen.

Die Nachricht von der Eroberung der Stadt Xo-
imilco setzte den Hof zu Mexico in das äusserste Schre-
en. Der König Quauhtemoßin versammlete einige
eneralspersonen, und stellte ihnen den Verlust, und die
rch die Eroberung dieses wichtigen Platzes für Mexico
besorgende Gefahr, den grossen Dienst, welchen sie
ren Göttern und der Nation leisten würden, welchen
e ihren Göttern und der Nation leisten würden, wenn
e sich dessen wieder bemächtigten, und die Herzhaftigkeit
nd die Anstrengung vor, welche erfordert würden, um
iese verwegnen gefährlichen Fremdlinge zu überwältigen.
Sie machten sogleich Anstalt eine Armee von 12000
Mann zu Lande, und eine andre zum Angriff zu Wasser

1) Herrera und Torquemada sagen, daß Cortez den Tag
arauf, als er Gefahr lief in die Gefangenschaft zu gerathen,
en Tlascalaner, der ihn befreiet hatte, allenthalben suchte,
hn aber weder tod noch lebendig finden konnte. Er glaubte
deswegen, der Apostel Petrus, den er vorzüglich verehrte,
sey der Mann gewesen, der ihn gerettet habe.

zu versammlen: und zwar geschahe dieses mit solcher Ei
fertigkeit, daß die Spanier sich kaum von den Strap
zen des vorigen Tages ausgeruhet hatten, als Corte
bereits von seinen Vorposten Nachricht vom Anmarsc
der Mexicaner gegen Xochimilco erhielt.

Er theilte die Armee in drey Haufen, und gab de
Officiers die nöthigen Befehle. Einige Mannschaft blie
zur Besetzung des Lagers zurück, und 20 Reuter mit 50
Tlascalanern wurden commandirt, vor der Frohte de
Feindes vorbey zu marschiren, einen benachbarten kle
nen Berg zu besetzen, und dort seinen letzten Befehl zu
Angriff zu erwarten. Die Mexicanischen Anführer rück
ten voll Stolz an, und thaten mit einigen Europäische
Schwerdtern groß, welche sie den Spaniern in de
Nacht vom 1sten Julius abgenommen hatten. Da
Treffen gieng vor der Stadt an, und als Cortez glaub
te, daß es Zeit zum Angriffe wäre, befahl er dem a
dem kleinen Berge postirten Detaschement, den Mex
canern in die Arrieregarde zu fallen Wie diese sich vo
allen Seiten angegriffen sahen, geriethen sie in Unor
nung, und nahmen mit Hinterlassung von 500 Todte
auf dem Wahlplatze die Flucht. Bey der Zurückkun
in ihr Quartier erfuhren die Spanier, daß die Besatzun
unterdessen wegen eines Angriffs von einem zahlreiche
Haufen Xochimilcas in grosser Gefahr gewesen. Nac
dem Cortez sich drey Tage unter beständigen Scharm
tzeln mit dem Feinde in Xochimilco aufgehalten hatt
ließ er die Tempel und Häuser anzünden, begab sich na
dem ausserhalb der Stadt liegenden Marktplatze, u
Befehle zum Aufbruch zu geben. Die Xochimilcas le
ten diesen Abzug als ein Zeichen von Furcht aus, un
fielen das Hintertreffen mit grossem Geschrey an; abe
sie wurden gleich so ernstlich von den Spaniern zurü
gewiesen, daß sie keinen fernern Angriff wagten.

Zwölfter Abschnitt.

Marsch der Spanier um den See nach Tezcuco.

Cortez rückte mit seiner Armee bis Cojohuacan, er grossen Stadt am Ufer des Sees 6 Meilen südrts von Mexico vor, in der Absicht alle diese Posten unterſuchen, und die gehörigen Anſtalten zur Belageng von Mexico zu machen. Er fand den Ort leer, o gieng Tages darauf weiter, um den Weg, der von auf die Straſſe nach Iztapalapan führt, zu unterſun. Er ſtieß auf eine von den Mexicanern errichtete erſchanzung, ließ ſeine Infanterie anrücken, welche des herzhafteſten Wiederſtandes ungeachtet Meiſter von machte. Zehn Spanier wurden verwundet, und ige Mexicaner getödtet. Cortez ſtieg auf die Schan, und ſahe den Weg nach Iztapalapan mit einem unhlbaren Heere von Feinden ganz bedeckt, und auf dem ee befanden ſich etliche tauſend Böte. Nachdem er es zu ſeinen Abſichten nöthige unterſucht hatte, kehrte wieder nach der Stadt zurück, und ließ ſowohl die äuſer als die Tempel in Brand ſtecken.

Von Cojohuacan gieng der Marſch nach Tlacon; unterweges muſte er mit einigen feindlichen Hauen, welche das Gepäcke angriffen, ſcharmutziren. In nem von dieſen Angriffen gerieth Corez abermals in roſſe Gefahr, zwey von ſeinen Bedienten wurden auch fangen nach Mexico geſchickt, und gleich geopfert. Cortez langte über dieſes Unglück ſehr gerührt zu Tlacoan an, aber ſein Mißvergnügen nahm ſehr zu, als er on dem obern freyen Platz des groſſen Tempels in die r Stadt nebſt etlichen andern Spaniern den unglückchen Weg ſahe, auf dem er vor einigen Monaten ſo iele von ſeinen Freunden und Soldaten eingebüßt hat; zugleich ſtellten ſich ihm die groſſen Schwürigkeiten ar, die noch zu überſteigen waren, ehe er ſich Meiſter on der Hauptſtadt machen konnte. Einige Officiers aben den Rath, ſeine Truppen auf dieſem Weg anrü

cken, und einige Feindseligkeiten begehen zu lassen, fand aber nicht für gut, sie einer so grossen Gefahr bl zu stellen, und kehrte ohne weitern Aufenthalt über T nejoccan, Quauhtitlan, Citlaltepec und Acolman, na Tezcuco zurück. Er war auf diesem Zuge um alle Se des Thals von Mexico marschirt, und sahe ein, w für eine Arbeit und Anstrengung nöthig wäre, um grosse Unternehmung, die er im Sinne hatte, glückli hinauszuführen.

Dreyzehnter Abschnit.

Verschwörung wieder den Cortez.

Cortez setzte nunmehr seine Anstalten zu der B lagerung von Mexico fort. Die Brigantinen war fertig: und zu dem Ende hatte man einen anderth Meilen langen und hinlänglich tiefen Kanal gegrabe und an beyden Seiten mit einer Vermachung verseh um ihn mit Wasser anzufüllen, und die Brigantinen solchem vom Stapel laufen zu lassen; man hatte au eine Maschine verfertigt, um das Ablaufen dadurch bewerkstelligen. Die Truppen welche Cortez unter seine Commando hatte, waren beynahe nicht zu zehlen, u die Anzahl der Spanier war ebenfalls durch ein vor w nig Tagen im Hafen zu Vera Cruz aus Spanien ang kommenes Schiff vermehrt, welches Pferde, Waffe und Kriegsvorräthe mitgebracht hatte. Alles schien nen glücklichen Ausgang zu versprechen, in eben de Augenblicke, da die ganze Unternehmung die gröste G fahr lief zu scheitern.

Einige spanische Soldaten, Anhänger des Stat halters zu Cuba, faßten heimlich den Entschluß, de Cortez, seine Kapitäns Alvarado, Sandoval, und T pia, nebst allen, die am eifrigsten auf des Generals Seit zu seyn schienen, aus dem Wege zu räumen; es sey nun daß entweder der Haß gegen ihn, oder der Neid übe seinen Ruhm, oder die Furcht für die drohenden Gefah

bey der Belagerung der Hauptstadt die vornehmsten
ebfedern dazu waren. Die Verschwornen hatten
t nur die Zeit und die Art und Weise zur Ausfüh-
g dieses Streichs bestimmt, sondern auch diejenigen
its erwehlt, welche die entledigten Posten eines Ge-
ls, Richters und Kapitäns bekleiden sollten, als
r der Mitschuldigen die That bereuete, und dem Cor-
die Verrätherey noch zur rechten Zeit entdeckte. Die-
ließ den Anton von Villafana, das Haupt der Ver-
ornen, angenblicklich beym Kopf nehmen, und über-
die Sache dem Gerichte; der Bösewicht gestand das
brechen gleich offenherzig, und ward an einem Fen-
des Quartiers aufgehangen. In Ansehung der übri-
Mitverschwornen stellte Cortez als ein kluger Mann
, als wenn er sie nicht für schuldig hielte, sondern
bte, Villafana hätte sie aus Bosheit als Mitschul-
angegeben. Damit er aber in Zukunft nicht in eine
liche Lebensgefahr gerathen möchte, errichtete er eine
garde von einigen Soldaten, deren Muth und Treue
rprobt hatte, diese musten ihn Tag und Nacht be-
en, und beständig für die Sicherheit seiner Person
rge tragen.

Vierzehnter Abschnitt.

ßte Zurüstungen zur Belagerung von Mexico.

Nachdem diese gefährliche Verschwörung durch Be-
fung des Hauptanführers vernichtet worden, legte
tez mit äusserster Betriebsamkeit die letzte Hand an
grosse Unternehmung. Nach Anhörung der Messe,
ey alle Spanier das heil. Abendmal empfiengen, und
dem ein Geistlicher die Brigantinen eingesegnet hat-
wurden sie ins Wasser gelassen. Die Seegel wur-
aufgezogen, und sie liefen unter Abfeurung des gro-
und kleinen Geschützes, und Absingung des Te Deum
Kriegsmusik in den See. Man stellte diese Feyer-

lichkeiten deswegen an, weil Cortez seine ganze Hoffnu
in Ansehung des glücklichen Ausgang seines Vor
bens auf die Brigantinen bauete: er würde a
würklich seinen Zweck ohne solche schwerlich errei
haben.

Er musterte darauf seine Truppen, deren Anz
sich auf 86 Reuter, und über 800 Mann zu Fuß
streckte. Er hatte drey grosse eiserne Kanonen, u
15 kleinere von Metall, 1000 Kastilianische Pfu
Pulver, und einen grossen Vorrath von Kugeln u
Pfeilen. Die Anzahl der Truppen hatte sich dieses Je
durch den aus Spanien und von den Antillen erhalte
Succurs verdoppelt. Um ihnen Muth zu machen h
er eine Rede an sie, die der bey dem Abmarsche v
Tlascala gleich kam. Er schickte darauf Boten an
Republik, nach Cholula, Huexotzinco, und andre St
te, mit dem Ansuchen, ihm innerhalb 10 Tagen so
gute Mannschaft als sie aufbringen könnten zu schick
die Zeit wäre da jene stolze Hauptstadt, welche ihre F
heit seit so langen Jahren unterdrückt hätte, zu belage
Fünf Tage vor Pfingsten traf die Tlascalanische Arm
bey Tezcuco ein, welche nach Cortez Geständniß
mehr als 50000 Mann bestund. Unter den verschied
berühmten Anführern derselben befand sich der junge
cotencatl und der tapfere Chichimecatl, denen Cortez
seiner Mannschaft entgegen ging. Die Truppen
Huexotzinco und Cholula kamen den ihnen gegebnen
weisungen zu Folge durch die Gebürge von Chalco.
den beyden folgenden Tagen langten noch mehrere Tr
pen von Tlascala und andern benachbarten Plätzen
welche nebst den obgedachten ein Heer von mehr
200000 Mann zusammen ausmachten, wie ihr An
rer Alphonsus von Ojeda versichert.

Funfzehnter Abschnitt.

rtheilung und Stellung der Armee bey der Belagerung von Mexico.

Am 20sten May am Pfingstfeste musterte Cortez Heer auf dem grossen Marktplatz zu Tezcuco, um hes einzutheilen, die Befehlshaber zu ernennen, und m den Platz, wo er sich lagern sollte, und die Trup- unter seinem Commando anzuweisen; zugleich mach- r den Truppen die zu Tlascala gegebnen Verhaltungs- hle von neuem bekannt.

Pedro Alvarado muste sein Lager in der Stadt Tla- an aufschlagen, um den Mexicanern die aus dieser gend kommenden Hülfstruppen abzuschneiden. Er elt 30 Reuter, und 168 Mann zu Fuß, die in 3 mpagnien unter eben so viel Kapitäns getheilt wurden, st 20000 Tlascalanern und 2 Kanonen. Christoph bekam das Commando der für die Stadt Cojohua- bestimmten Abtheilung, welche in 33 Reutern, 168 anteristen unter 3 Kapitäns, über 25000 Mann lfsvölker, und 2 Kanonen bestund. Gonzales de ndoval bekam 24 Pferde, 163 Mann zu Fuß un- 2 Kapitäns mit 2 Kanonen, nebst den Alliirten von alco, Huexotzinco und Cholula, die sich über 30000 nn beliefen. Er bekam Befehl zuvörderst die Stadt apalapan zu zerstören, und alsdenn sein Lager aufzu- agen, wo er glaubte, daß man die Mexicaner am en einschliessen könnte. Cortez selbst unternahm aller rstellungen seiner Kapitäns und Soldaten ungeachtet Commando der Brigantinen, weil er seine Hülfe ey am nöthigsten zu seyn glaubte. Er vertheilte auf 13 Brigantinen 325 Spanier und 13 Falconetstücke, daß jede Brigantine, einen Kapitän, 12 Soldaten, eben so viel Ruderer führte. Die ganze zur Bela- ung bestimmte Armee bestund also aus 917 Spaniern

und über 75000 Hülfstruppen [m]), deren Anzahl, w
wir hernach sehen werden, in kurzer Zeit über 200,00
Mann anwuchs. Alle übrigen Truppen, die sich
Tezcuco eingefunden hatten, blieben entweder dort, u
auf nöthigem Falle bey der Hand zu seyn, oder kehrt
wieder in ihre Heimath zurück, weil sie nahe genug b
der Residenz waren, um sich, wenn sie verlangt wi
den, bald wieder einstellen zu können.

Sechzehnter Abschnitt.

Bestrafung des Xicotencatl.

Olid und Alvarado brachen mit ihren Truppen n
den ihnen von dem General angewiesenen Posten a
Unter den Tlascalanern vom ersten Range, die den All
rado begleiteten, befand sich der junge Xicotencatl u
sein Vetter Pilteuctli. Letzterer ward bey einer entst
denen Streitigkeit von einem Spanier verwundet, i
weder auf den vom Cortez gegebnen Befehl achtete, n
die dem Xicotencatl schuldige Hochachtung beobachte
und dadurch beynahe den Abfall der sämmtlichen Tla
laner verursacht hätte.

Diese Beleidigung brachte die Tlascalaner äuss
auf, so daß sie auch ihre Unzufriedenheit öffentlich da
ber zu erkennen gaben. Ojeda, ihr Anführer, suchte
zu beruhigen, und erlaubte dem Pilteuctli in sein V
terland zurückzukehren, um sich heilen zu lassen. Xi
tencatl, der wegen seines Rangs und der Verwandsch
mit dem Pilteuctli diesen Schimpf sehr hoch aufnah
wuste sich nicht anders zu rächen, als daß er in Ge

m) Solis sagt, B. Diaz beschwere sich oft, daß die Bun
genossen mehr gehindert als genutzt hätten: das ist g
falsch, Diaz versichert vielmehr oft, daß die Alliirten ih
vielen Beystand geleistet, und tapfer gegen die Mexica
gefochten. Im 151 Kapitel heißt es ausdrücklich: Die T
calaner unsre Freunde, leisteten uns als tapfere Solda
den ganzen Krieg hindurch wichtigen Beystand.

ft einiger Tlascalaner heimlich davon gieng, und den
g nach Tlascala nahm. Alvarado gab dem Cortez
eich Nachricht davon, welcher dem Ojeda befahl jenem
ch nachzusetzen und ihn zu ergreifen. Dies geschah, und
ward, wie Torquemada und Herrera sagen, zu Tezcu-
), oder, nach dem Diaz, in einem nicht weit davon
genen Orte öffentlich aufgehangen; nachdem man zu-
durch einen Herold bekannt gemacht, die Ur-
e dieser Strafe sey, weil er heimlich davon gegan-
, und die Tlascalaner gegen die Spanier aufgehetzt
e.

Wahrscheinlicher Weise würde Cortez die Vollzie-
g des Urthels nicht gewagt haben, wenn er, wie
rera ausdrücklich versichert, die Einwilligung des
nats zu Tlascala nicht vorher dazu erhalten hätte;
dieses hielte wohl nicht schwer, wenn man die
enge erweget, womit sie Verbrechen auch bey den
nehmsten Personen bestraften, und ihren vorzüglichen
gegen einen Prinzen, dessen stolzer Charakter ihnen
usstehlich war. Anstatt daß diese ausgezeichnete
rafe die Tlascalaner hätte äusserst gegen die Spanier
ringen sollen, wurden sie vielmehr dadurch dergestalt
furcht gejagt, daß sie nebst allen andern Bundsgenos-
von der Zeit an die Kriegsartikel genauer beobachte-
und den Fremdlingen, die sie anführten, mehrern
orsam bezeigten. Inzwischen scheueten die Tlascala-
sich doch nicht, ihre Achtung für diesen Prinzen auf

) Cortez gedenkt dieses Umstandes gar nicht, vermuth-
verschwieg er ihn aus besondern Gründen. Solis hält
ir unmöglich, daß Xicotencatl in Tezcuco bestraft worden,
Cortez durch Vollziehung eines so harten Urthels zu
gewagt habe, und die Tlascalaner zu sehr aufgebracht
n möchte, einen der ersten ihrer Nation so schimpflich
erichtet zu sehen. Wagte Cortez aber nicht weit mehr,
er den Montezuma in seiner Residenz, in Gegenwart
weit grössern Anzahl von Mexicanern gefangen nahm,
hen die Beschimpfung ihres Oberhaupts noch weit em-
licher fallen muste?

mancherley Weise an den Tag zu legen; sie betrauerten seinen Tod, theilten seine Kleider als schätzbare Reliquien unter sich, und begiengen vermuthlich sein Leichenbegängniß mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Sein Nachlaß und seine Angehörigen wurden dem Könige von Spanien zuerkannt, und nach Tezcuco gebracht. Zu seiner Familie gehörten 30 Gemalinnen, und unter seinem Nachlaß fand sich viel Gold.

Siebenzehnter Abschnitt.

Erste Feindseeligkeiten der Spanier, und Anfang der Belagerung von Mexico.

Alvarado und Olid marschirten nunmehr nach Tlacopan, in der Absicht die Wasserleitung zu Chapultepec zu zerstören, und den Mexicanern das Wasser abzuschneiden. Allein sie konnten ihren Zweck nicht erreichen, ohne sich einen tapfern Widerstand der Feinde vom Halse zu schaffen, die sich diesen Streich vermutheten, und deswegen zu Wasser und Lande in die beste Verfassung gesetzt hatten. Sie wurden jedoch bald in die Flucht gejagt; und die Tlascalaner tödteten im Nachsetzen 20 von ihnen, und machten 7 bis 8 Gefangene. Nach diesem glücklichen Anfange entschlossen die beyden Anführer sich, auf den Weg von Tlacopan gegen Mexico vorzurücken, und einige Gräben mit Sturm zu erobern, allein es stellten sich ihnen eine solche Menge von Mexicanern entgegen, und begrüßten sie mit einer solchen Wolke von Wurfspiessen, Pfeilen und Steinen, daß 8 Spanier auf dem Platze blieben, und über 50 verwundet wurden. Sie musten sich nicht ohne viele Mühe, und mit Schimpf wieder nach Tlacopan zurückziehen, wo Alvarado des Generals Befehlen zu Folge sein Lager aufschlug, und Olid marschirte nach Cojohuacan. Dies geschahe den 13ten May, an dem Tage da in diesem Jahre das Fronleichnamsfest fiel, und vo

iesem an rechnete Cortez den Anfang der Belagerung
on Mexico.

Unterdessen daß Alvarado und Olid sich mit Aus-
füllung einiger am Ufer des Sees aufgeworfenen Grä-
en beschäftigten, und einige Stellen zum Behuf der
Cavallerie ausbesserten, brach der Kapitän Sandoval
it seinem Commando und mehr als 35000 Allürten
en 31sten May von Tezcuco auf, in der Absicht Izta-
alapan, worauf Cortez sein Absehen vornemlich richtete,
it Sturm zu erobern. Als er sich der Stadt bemäch-
gt hatte, richtete er mit Feuer unter den Häusern, und
it seinen Waffen unter den Einwohnern, die ihr Leben
uf dem Wasser zu retten suchten, eine grosse Verwüstung
n. Cortez wollte die Stadt auch zugleich von der
Wasserseite angreifen; er schiffte sich zu dem Ende mit
inen Truppen, nachdem er die Tiefe des Sees allent-
alben untersuchen lassen, auf den Brigantinen ein, und
ieng durch Beyhülfe der Segel und Ruder nach Izta-
alapan. Er warf in der Nähe der Stadt bey einem
einen im See liegenden Berge Anker, der stark von
einden besetzt war, um sich zu vertheidigen, und den
Spaniern so viel möglich Abbruch zu thun.

Hier gi ng Cortez an Land, und eroberte des steilen
eschwerlichen Hinaufsteigens und der feindlichen Gegen-
ehr ungeachtet dennoch den Berg; alle Mexicaner, die
hn vertheidigten, wurden nieder gemacht. Kaum hatte
r aber Besitz davon genommen, so entdeckte man eine
Flotte von Böten im Anzuge, die sich auf ein vom Berge
nd einigen benachbarten Tempeln gegebnes Signal mit
Rauch beym ersten Anblick der Brigantinen zusammen-
ogen. Die Spanier begaben sich so gleich wieder an
Bord, und hielten sich, ohne jedoch von der Stelle zu
eichen, in Bereitschaft, bis sich ein kleiner Wind erhob;
nter dessen Begünstigung und mit Beyhülfe der Ruder
iengen sie mit Gewalt auf die Böte loß, seegelten einige
derselben in den Grund, und andre in Stücken. Viele
Feinde wurden von den Kugeln getödtet, und viele er-

trunken; die übrigen flohen, und wurden von den Bri gantinen 8 Meilen weit bis an die Residenzstadt ver folgt.

So bald der Kapitän Olid das Gefecht der Bri gantinen von einem Tempel in Cojohuacan wahrnahm marschirte er in Schlachtordnung auf den Damm, de nach Mexico führte, eroberte einige Gräben und Schan zen, und erlegte viele Feinde. Cortez versammlete i dieser Nacht seine sämmtlichen Brigantinen, und seegelt nach der Bastey, welche, wie bereits erinnert worden in dem Winkel lag, wo die Dämme von Cojohuacan un Iztapalapan zusammenstiessen. Er griff sie zu Wasse und lande an, und eroberte sie ohngeachtet der tapfer Vertheidigung der Mexicanischen Besatzung. Zwe grosse Kanonen richteten unter der zahlreichen Menge vo Feinden, womit der See und der Damm bedeckt waren eine grosse Niderlage an. Diesen Posten, den die Me xicaner Xoboc nannten, hielt Cortez zum Lager ausser ordentlich vortheilhaft, und schwerlich hätte man zu sei nen Absichten einen schicklichern Platz finden können. E war dadurch Meister von der Hauptstrasse, von den Theil des Sees, von dem die meiste Hülfe nach Mexic kommen konnte, und von dem Wege nach Cojohuacan wodurch er eine Verbindung mit dem Lager des Olid er hielt. Die geringe Entfernung dieses Postens von de Lägern zu Cojohuacan und Tlacopan war äusserst wichtig weil Cortez geschwind Befehle dahin schicken, und in Nothfall zu Hülfe eilen konnte. Kurz die Nähe vo Mexico erleichterte alle Angriffe um ein grosses.

Auf diesem Platze versammlete er seine Brigantinen und faßte den Endschluß die Gedanken auf Iztapalapa fahren zu lassen, und seine Operationen gegen die Haupt stadt je eher je lieber anzufangen. Er ließ die Hälfte de Truppen aus Cojohuacan, und 50 ausgesuchte Solda ten von Sandovals Corps in sein Lager rücken. De Nachts hörte er, daß ein zahlreiches feindliches Corp gegen sein Lager anrückte. Die Spanier wußten, da

ie Mexicaner, wenn sie ihres Sieges nicht gewiß wä-
en, bey der Nacht keinen Angriff wagten, und fürchte-
en sich anfangs; aber sie zwangen die Feinde, ob sie
leich anfangs etwas litten, bald, ihrem Feuer aus
em groben und kleinen Gewehr zu weichen, und sich in
ie Stadt zu ziehen. Den Tag darauf wurden sie von
ner unglaublichen Menge Krieger angegriffen, de en
Anzahl die Spanier sich wegen ihres entsetzlichen Gebeuls
och weit grösser vorstellten. Als der von Cojohuacan
rwartete Succurs ankam, that Cortez einen Ausfall in
Schlachtordnung. Man fochte anfangs auf beyden
Seiten mit grosser Hartnäckigkeit und Tapferkeit, allein
e Spanier eroberten mit Beyhülfe ihrer Alliirten einen
raben und eine Schanze, und thaten den Mexicanern
it ihrer Artillerie und Pferden so vielen Schaden, daß
e sich nach der Stadt zurückziehen mußten. Weil sie
uf der Westseite des Dammes beständig durch die Me-
canischen Böte beunruhigt wurden, so ließ er den einen
raben so breit machen, daß die Brigantinen durch pas-
ren konnten, worauf diese mit aller Heftigkeit auf die
öte losgiengen, sie bis an die Stadt verfolgten, und
nige Häuser in der Vorstadt in Brand steckten.

Inzwischen hatte Sandoval, wiewohl nicht ohne
ese Gefahr, die Unternehmung auf Itapalapan aus-
führt, und marschirte nun mit seinem Corps nach Co-
huacan. Unterweges griffen ihn die Truppen von
exicalzinco an, er schlug sie aber in die Flucht, und
ckte die Stadt an. Auf erhaltene Nachricht von sei-
m Marsch, und von einem neuen in den Damm ge-
achten Graben, schickte Cortez zwey Brigantinen ab,
n den Marsch der Armee zu decken. Sie marschirte
ch Cojohuacan, und Sandoval kam mit 10 Reutern
des Cortez lager. Bey seiner Ankunft fand er die
panier im Gefecht mit den Mexicanern, und ob er
ich von den Strapazen des Marsches und dem Fest
n bey Mexicalzinco sehr ermüdet war, so ließ er sich
ch nicht abhalten, ebenfalls auf die Feinde loszugehen,

und mit seinem gewöhnlichen Heldenmuth zu fechte
Allein er bekam während der Action mit einem Pf
eine Wunde am Bein, und viele andre Spanier wurd
gleichfalls verwundet. Die Vortheile, welche sie erhi
ten, waren in Vergleich mit dem Verlust des Fei
des an diesem Tage nur gering, und nichts gegen d
Eindruck, den das Feuer der Artillerie auf sie mach
Dieser war so stark, daß sie sich in einigen Tagen nic
getraueten, dem Spanischen Lager nahe zu komme
Die Spanier hatten 6 Tage lang unaufhörliche Sch
mützel mit dem Feinde. Die Brigantinen seegelten u
die Stadt herum, und zündeten viele Häuser in d
Vorstädten an; sie entdeckten bey dieser Gelegenh
einen breiten tiefen Kanal, wodurch man leicht in d
Stadt kommen konnte. Dies war in der Folge e
Umstand von grossem Nutzen für die Spanier.

Alvarado schloß die Mexicaner von seiner Seite
viel möglich ein, indem er bey verschiednen Scharm
teln einige Graben und Schanzen auf dem Damm
von Tlacopan nach Mexico eroberte, wobey er eini
Todte und Verwundete bekam. Er bemerkte, daß d
Stadt über den Damm von Tepejacac auf der Nor
seite beständig Zufuhr erhielt, und daß die Belag
ten dadurch einen Weg hätten, leicht zu entwisch
wenn sie sich nicht länger halten könnten. Er theil
diese Bemerkung dem Cortez mit, welcher den Sand
val beorderte mit 118 Spaniern und einem starken Cor
Bundsgenossen dahin zu marschiren, und alle leben
mittel, welche von der Seite herkämen, aufzufange
Sandoval gehorchte, ob er gleich von seiner Beinwun
noch nicht hergestellt war, und setzte sich ohne Wide
stand auf diesem Posten fest, wodurch den Mexicane
alle Verbindung mit andern Städten zu Lande abg
schnitten ward o).

o) Dr. Roberson sagt, Cortez sey Willens gewesen, d
Stadt von 3 Seiten anzugreifen, von Tezcuco auf der O

Achtzehnter Abschnitt.

Erster Eintritt der Belagerer in Mexico.

Wie dies geschehen war beschloß Cortez den folgenden Tag einen Versuch zu machen, in die Stadt zu dringen. Er nahm über 500 Spanier und über 80000 Mann Alliirte aus Tezcuco, Tlascala, Chalco und Huexotzinco dazu, und ließ etwas Kavallerie mit 10000 Bundsgenossen zu Besetzung des Lagers zurück. Sandoval und Alvarado erhielten Befehl, zu gleicher Zeit jeder auf einem andern Wege mit ihren Truppen anzurücken, die ebenfalls nicht weniger als 80000 Mann ausmachten. Cortez marschirte mit seiner zahlreichen Armee auf seiner Straße unter Bedeckung der Brigantinen zu beyden Seiten. Sie waren aber noch nicht weit fortgerücket, als sie einen breiten tiefen Graben mit einer 10 Fuß hohen Verschanzung antrafen. Die Mexicaner suchten ihnen den Uebergang mit vielem Muthe streitig zu machen, wurden aber durch das Kanonenfeuer von den Brigantinen zurückgetrieben. Die Spanier passirten also den Graben, und kamen bis an die Stadt, wo sie abermals einen solchen Graben mit einem hohen Wall antrafen. Die Gewalt des Wassers in diesem Graben, die erstaunliche Menge von Feinden, die ihn vertheidigten, ihre fürchterlich drohenden Mienen, und der unaufhörliche Regen von Pfeilen und Steinen, machte die Spanier anfangs in ihrer Ent-

seite des Sees, von Tacuba auf der Westseite, und von Cuzocan (d. i. Cojohuacan) auf der Südseite. Diese Städte setzte er hinzu, commandirten die Hauptdämme, welche zur Residenz führten, und waren zu ihrer Vertheidigung gebaut. Er irrt aber, weil auf der Ostseite, wegen der Tiefe des Sees, kein Damm zur Residenz führen konnte. Sandoval lagerte sich nicht zu Tezcuco, von wo man Mexico unmöglich angreifen konnte, sondern zu Tepejacac auf der Nordseite.

schließung stutzig, endlich trieben sie aber doch mit allem ihren groben und kleinen Gewehr die Vertheidiger aus den Verschantzungen. Die Armeen passirten auch diesen Graben glücklich; mußten sich aber noch verschiedner Gräben und Schanzen bemächtigen, bis sie auf dem großen Marktplatz in der Stadt ankamen, welcher voller Mannschaft war.

Die Spanier bemerkten zwar, daß eine große am Eingange des Markts gepflanzte Kanone eine gewaltige Niederlage anrichtete, sie hatten aber gleichwohl nicht das Herz bis auf den Markt einzudringen, bis Cortez ihnen ihre schändliche Furchtsamkeit vorwarf, und ihnen dadurch, daß er selbst auf den Feind losgieng, neuen Muth einflößte. Diese Unerschrockenheit benahm den Mexicanern den Muth; sie suchten Sicherheit in dem verschlossenen Platz des großen Tempels, und wie sie sich auch hier angegriffen sahen, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem obern freyen Platz des Tempels, wohin man sie ebenfalls verfolgte. Aber auf einmal wurden die Spanier von andern Mexicanern im Rücken angefallen, und dergestalt in die Enge getrieben, daß sie der Wuth des Feindes, der nun vom inneren Platz des Tempels, und von dem großen Marktplatze auf sie eindrängte, nicht länger widerstehen konnten, sondern sich auf eben dem Wege, durch den sie in die Stadt eingedrungen waren, wieder zurückziehen, und die große Kanone im Stiche lassen mußten.

Kurz darauf erschienen zu rechter Zeit 3 oder 4 Reuter auf den Markte, wodurch die Feinde, in der Meynung, daß die ganze Kavallerie im Anmarsche wäre, und aus Furcht für diese großen wilden Thiere, in Unordnung geriethen, und den Tempel sowohl als den Markt schimpflicher Weise verließen; beyde Plätze wurden sogleich wieder von den Spaniern besetzt. Zehn bis zwölf edle Mexicaner hatten sich auf dem obern freyen Platze verschanzt, wurden aber, ihrer verzweifelten Gegenwehr ungeachtet, überwältigt, und von den

lngreifenden niedergemacht. Auf dem Rückmarsche ach Iztapalapan zündeten die Spanier die größten und chönsten Häuser an, wiewohl nicht ohne große Gefahr, eil die Mexicaner die Arriere-Garde wütend angriffen, nd andre sie von den Dächern sehr beunruhigten. Alarado und Sandoval richteten mit ihren Truppen ebenalls eine große Niederlage unter den Feinden an; und ie Alliirten erhielten an diesem Tage, wegen ihres Wohlverhaltens, von dem Spanischen General außerrdentliches Lob.

Neunzehnter Abschnitt.

Die Truppen der Bundsgenossen werden verstärkt.

Die Macht der Spanier nahm durch die Rekruen von ihren Bundsgenossen, und durch neue Bündisse mit andern Städten, ja mit ganzen Ländern, tägich dergestalt zu, daß die Armee, die sich anfänglich in em Lager nur auf 90000 Mann belief, in wenig Taen auf 240000 Mann anwuchs. Der neue König von Tezcuco suchte, um seine Dankbarkeit gegen den Cortez n den Tag zu legen, den ganzen Adel seines Reichs zu berreden, die Partey der Spanier zu ergreifen, und rachte eine Armee von 50000 Mann auf die Beine, elche er unter dem Commando seines Bruders den Spaniern zu Hülfe schickte. Alle alten Historiker geben iesem Prinzen das Lob der Tapferkeit, unter andern ühmt Cortez es selbst, wie wichtig und erwünscht ihm eine Beyhülfe gewesen. Der Prinz blieb mit 30000 Mann im Lager des Cortez, und die andern 20000 Mann wurden unter den Heeren, des Sandoval und lvarado, vertheilt. Die Hülfsvölker des Königs von Tezcuco waren noch kaum angelangt, als mit den Xohimilcas und den im Gebürge wohnenden Otomies ein Bündniß geschlossen ward, wodurch die Spanische Arnee abermals mit 20000 Mann vermehrt ward.

Das einzige, worauf es zur völligen Bezwingung der Hauptstadt ankam, war die Zufuhr der Lebensmittel zu Wasser zu verhindern. Er behielt zu dem Ende nur 7 Brigantinen bey sich, und schickte die andern 6 nach der Gegend des Sees, zwischen Iacopan und Tepejacac, um bey der Hand zu seyn, wenn Sandoval und Alvarado ihren Beystand verlangten; würden sie aber nicht erfordert, so sollten zwey und zwey zusammen kreuzen, und sich Mühe geben, alle nach der Stadt bestimmte Fahrzeuge mit Mannschaft oder mit Lebensmitteln aufzufangen.

Cortez hielte sich nun durch die Bundsgenossen hinlänglich verstärkt, um innerhalb drey Tagen einen neuen Versuch zu machen, in die Stadt zu dringen. Er ertheilte zu diesem Endzweck die nöthigen Befehle, und brach an den bestimmten Tage mit dem größten Theil seiner Kavallerie, 300 Infanteristen, 7 Brigantinen, und einer unzähligen Menge Bundsgenossen gegen die Stadt auf. Sie fanden die Gräben erneuert, die Verschanzungen aufgeworfen, und den Feind zur Gegenwehr in Bereitschaft. Nichts destoweniger eroberten sie alle Gräben und Verschanzungen, die sich zwischen ihrem Lager und dem großen Marktplatze von Tenochtitlan befanden.

Hier machte die Armee halt, weil Cortez nicht erlauben wollte, weiter vorzurücken, bis nicht alle eroberten Schanzen dem Erdboden gleich gemacht wären. Inzwischen daß sich 10000 Alliirte mit Ausfüllung der Gräben beschäftigten, steckten andere einige Tempel, Häuser und Palläste in Brand, oder rissen sie nieder; darunter war der vom Könige Axajacak, wo die Spanier ehemals ihr Hauptquartier gehabt hatten, und des Montezuma berühmter Pallast, worin die Vögel aufbewahrt wurden. Nachdem sie diese Feindseligkeiten nicht ohne Gefahr, wegen des Widerstandes der Mexicaner, ausgeführt hatten, ließ Cortez zum Rückzug blasen, der auch glücklich ausgeführt ward, ob die

Feinde gleich die Arriere-Garde anfielen. Eben einen solchen Angriff machten auch die Corps des Sandoval und Alvarado. Dies war für die Spanier und ihre Bundsgenossen ein sehr ermüdender Tag; den Mexicanern verursachte er unaussprechlichen Kummer, theils wegen der Verwüstung so vieler herrlichen Gebäude, theils wegen der Verachtung und des Spottes, den sie von ihren eignen mit den Spaniern verbundenen Vasallen, und von ihren Todtfeinden, den Tlascalanern, erdulden mußten. Diese zeigten ihnen die Arme und Beine der im Gefecht erschlagnen Mexicaner, und drohten, solche zur Abendmahlzeit zu verzehren, welches sie auch würklich thaten.

Zwanzigster Abschnitt.

Die Spanier dringen von neuem in die Stadt.

Um den Mexicanern keine Zeit zu lassen, die vollgefüllten Gräben wieder zu erneuern, und die niedergeworfnen Schanzen von neuem aufzuführen, brach Cortez wieder am folgenden Tag frühzeitig aus dem Lager, und zwar auf eben die Art, wie den Tag vorher, auf. Allein die Mexicaner hatten, ungeachtet seiner Eilfertigkeit, den größten Theil der Verschanzungen bereits wieder hergestellt, und vertheidigten sie so hartnäckig, daß die Belagerer sie nicht eher, als nach fünfstündigem hitzigen Gefecht wieder erobern konnten. Die Armee rückte vorwärts und eroberte zwey Gräben auf dem Damme nach Tlacopan, weil sich der Tag aber neigete, so zogen sie sich wieder in ihr Lager zurück, mußten aber unaufhörlich mit einzelnen Haufen der Feinde scharmutziren, welche die Arriere-Garde anfielen. Die Armeen des Sandoval und Alvarado lieferten ähnliche Gefechte, so daß die Belagerten sich zu gleicher Zeit gegen drey mächtige feindliche Heere vertheidigen mußten, welche ihnen, in Ansehung der Waffen, Pferde, Brigantinen, und

Kriegsdisciplin weit überlegen waren. Alvarado hatte nun auf seiner Seite alle Häuser, die auf beyden Seiten des Weges nach Tlacopan, vom Anfang bis zu Ende stunden [p]), niedergerissen; denn diese fiengen auf dieser Straße von der Stadt an, und giengen bis ans feste Land, wie uns sowohl Cortez als B. Diaz berichten.

Cortez hätte seinen Truppen gerne die Strapazen und die Mühe erspart, alle Tage das Gefecht wieder von vorne anzufangen, und dieselben Gräben und Schanzen wieder von neuem zu erobern; aber er konnten diesen Posten nicht besetzen, ohne seine Leute der Wuth des Feindes blos zu stellen; er wollte sich auch nicht in der Stadt lagern, wie einige seiner Officiers ihm riethen, denn außer dem, daß er sie hier unaufhörlichen Angriffen der Feinde Preis gegeben haben würde, so konnte er in der Stadt die Zufuhr nach derselben nicht so leicht verhindern, als außerhalb derselben in dem Lager zu Xoloc.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Verschiedne Städte am See schließen mit den Spaniern ein Bündniß.

So wie der Succurs für die Belagerten täglich abnahm, so wuchs die Hülfe der Spanier immer mehr und mehr. Eben damals erhielten sie einen neuen Beystand, der ihnen in eben dem Maaße vortheilhaft, als den Mexicanern schädlich war. Bis jetzt waren die

p) Diese Häuser waren nicht auf dem Damme selbst, sondern zu beyden Seiten auf kleinen Inseln nahe bey demselben. Wir finden nicht daß ein andres Gebäude als ein Tempel darauf gestanden, und zwar an dem Orte wo er breit war und ein kleines Viereck formirte. Alvarado eroberte diesen Tempel, und hatte beynahe während der ganzen Belagerung ein Commando darin.

Einwohner der Städte und kleinen Inseln am Ufer des
Sees Chalco feindlich gegen die Spanier gesinnt, und
onnten ihrem Lager vielen Schaden zufügen, wenn sie
s von der einen Seite des Dammes, und die Mexica-
er von der andern angriffen. Sie hatten aber noch
icht die geringsten Feindseeligkeiten angefangen, weil
e vielleicht auf eine noch bequemere Gelegenheit lauer-
en. Den Chalchesern und andern Bundsgenossen miß-
el die Nachbarschaft so vieler Feinde, sie suchten solche
eswegen theils durch Versprechungen theils durch Dro-
ungen und allerley ihnen zugefügten Drangsalen auf
hre Seite zu ziehen. Endlich brachten sie es durch ihr
ngestümes Zudringen, und vielleicht auch aus Furcht
ür die Ahndung der Spanier, dahin, daß die Häupter
on Iztapalapan, Mexicaltzinco, Colhuacan, Huizi-
pochco, Mizquiz, und Ceutlahuac, die einen beträchtli-
chen Theil des Thals von Mexico ausmachten, ins La-
er kamen, um ein Bündniß mit den Spaniern zu schlies-
en. Cortez hatte eine große Freude darüber, und er-
chte sie, daß sie ihm nicht blos mit ihren Truppen und
Schiffen beystehen, sondern auch zum Transport der
Materialien, zur Errichtung von Hütten längst dem
Damme behülflich seyn möchten, weil seine Truppen we-
en der eingetretnen regnigten Jahrszeit, aus Mangel
nes Obdachs, viel ausstehen müßten.

Sein Verlangen ward sehr geschwind befriedigt,
e schickten ihn nicht nur ein ansehnliches Corps Trup-
en, deren Anzahl aber nicht bekannt ist, sondern auch
000 Fahrzeuge, um den Brigantinen in ihren Opera-
onen beyzustehen. In diesen brachten sie zugleich die
Materialien, womit sie eine Menge Baraken errichte-
n, daß alle Spanier, und 2000 in ihren Diensten
ehende Indianer Platz darin hatten, denn die meisten
Truppen der Alliirten lagen in Cojohuacan, 4 Meilen
on Xoloc. Bey dieser Hülfe ließen sie es noch nicht be-
enden, sondern schafften auch noch viel Mundprovision

ins Lager, vornemlich eine große Menge von Fischen und Kirschen.

Nachdem Cortez so ansehnlich verstärkt worden, that er 2 oder 3 Tage hintereinander Angriffe auf die Stadt, und richtete schreckliche Niederlagen unter den Einwohnern an. Er stellte es sich nicht anders vor, als daß die Belagerten sich nothwendig zur Uebergabe entschließen würden, da sie eine außerordentlich starke Armee gegen sich sähen, und bereits die schrecklichen Folgen ihrer Widersetzlichkeit erfahren hatten; allein er irrte sich in diesem Punkte, denn die Mexicaner waren bereit, eher ihr Leben als ihre Freyheit zu verlieren. Cortez beschloß also, seine Angriffe auf die Stadt beständig fortzusetzen, und sie durch Gewalt zu zwingen, um Frieden zu bitten, welches sie bisher verweigert hatten. Zu dem Ende formirte er zwey Flotten, jede von drey Brigantinen, und 1500 Böten, und befahl ihnen, gegen die Stadt anzurücken, die Häuser in Brand zu stecken, und dem Feind allen möglichen Abbruch zu thun. Sandoval und Alvarado erhielten Befehl, auf ihrer Seite ein gleiches zu thun, indessen er mit allen seinen Spaniern und 80000 Alliirten, wie man angiebt, auf dem Damme von Iztapalapan anrückte. Er war aber weder diesesmal noch bey den folgenden Angriffen im Stande, mehr auszurichten, als daß er die Anzahl der Feinde nach und nach aufrieb, einige Häuser vernichtete, und immer etwas weiter in die Stadt drang, um endlich eine Verbindung mit dem Lager des Alvarado zu bewerkstelligen, ob er es gleich nicht so weit bringen konnte.

Zweyundzwanzigster Abschnitt.

Unternehmungen des Alvarado. Tapferkeit des Tzilizcatzin.

Alvarado und seine Truppen hatten mit Beyhülfe der Brigantinen bereits einen Tempel in Besitz genom-

nen, welcher auf einem kleinen viereckigen Platz auf dem Damme von Tlacopan stand, und seine Besatzung behauptete sich, trotz aller heftigen Angriffe der Mexicaner, darin. Er hatte sich auch verschiedner Gräben und Verschanzungen bemächtigt, und suchte nunmehr seine Operationen vornemlich gegen den Theil der Stadt, welcher Tlatelolco hieß, zu richten; er wußte daß der Feind dort seine größte Macht versammlet hatte, weil der König Quauhtemotzin hier residirte, und viele Einwohner von Tenochtitlan nach diesem Theil von Mexico ihre Zuflucht genommen hatten. Allein ob er gleich oft mit aller seiner Land- und Seemacht focht, so konnte er doch, wegen der tapfern Vertheidigung der Belagerten, nicht so weit vordringen, als er wünschte. Diese Angriffe kosteten von beyden Seiten viel Blut.

In einem der ersten Gefechte trat ein starker und herzhafter Krieger aus Tlatelolco als ein verkleideter Otomier auf. Er trug ein Ichcahupilli, oder einen Brustharnisch von Baumwolle, und hatte keine andre Waffen, als einen Schild, und drey Steine, mit diesen rennte er auf die Feinde loß, und warf sie mit solcher Geschicklichkeit und Gewalt, daß er durch jeden einen Spanier hinstreckte, wodurch er eben so viel Unwillen bey diesen, als Furcht und Bewunderung bey den Bundsgenossen erregte. Sie suchten ihn auf alle Weise in ihre Gewalt zu bekommen, konnten ihre Absicht aber nicht erreichen, weil er sich in jedem Gefecht anders kleidete. Jedesmal verursachte er den Belagerern einen Verlust, weil er eben so viel Geschwindigkeit in den Füßen, um zu entkommen, als Stärke in den Armen, seinen Streich auszuführen, besaß. Der Name dieses berühmten Helden von Tlatelolco war Tzilicatzin.

Einige über die Mexicaner erhaltene Vortheile machten dem Alvarado Muth, daß er sich eines Tages bemühte, bis auf den Marktplatz vorzudringen. Etliche Gräben und Verschanzungen, und unter andern einer

50 Fuß breit, und über 7 Fuß tief, waren bereits erobert: allein über den glücklichen Erfolg vergaß er den letzten zuzuwerfen, wie Cortez ihm ausdrücklich befohlen hatte, und rückte mit 40 bis 50 Spaniern und einigen Bundsgenossen vor. Die Mexicaner bemerkten dies Versehen, griffen sie mit aller Gewalt an, schlugen sie, und jagten sie in die Flucht. Bey dem Rückzuge über den Graben wurden verschiedene von den Bundsgenossen erschlagen, und 4 Spanier gefangen, und augenblicklich im Angesicht des Alvarado und seiner Leute im großen Tempel zu Tlatelolco geopfert. Cortez war über diese unglückliche Begebenheit ungemein gerührt, weil der Stolz und Muth der Feinde dadurch sehr zunehmen mußte, und begab sich sogleich nach Tlacopan, um dem Alvarado wegen seines Ungehorsams und übereilten Verfahrens einen scharfen Verweis zu geben; als er aber erfuhr, wie herzhaft Alvarado sich an diesem Tage bewiesen, und daß er sich der gefährlichsten Posten bemächtiget hätte, gab er ihm nur eine gelinde Ermahnung, und bemühte sich, ihm seine vorigen Befehle, in Ansehung der Art, wie er in die Stadt zu dringen suchen solle, recht einzuprägen.

Dreyundzwanzigster Abschnitt.

Treuloses Betragen der Xochimilcas.

Die in Cortez Lager befindlichen Truppen von Xochimilco, Cuitlahuac und andern am See liegenden Oertern, wünschten bey Gelegenheit der häufigen Einbrüche der Spanier, die Häuser in der Stadt zu plündern, und machten daher einen Anschlag von der verruchtesten Verrätherey. Sie ließen nemlich dem Könige Quauhtemoßin durch heimliche Abgeordnete melden, daß sie eine unverbrüchliche Treue gegen die Krone hegten, und beklagten sich, daß die Spanier sie genöthigt, die Waf-

fen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu ergreifen; ihre Absicht wäre deswegen, bey dem nächsten Einbruch in die Stadt sich mit den Mexicanern gegen die gemeinschaftlichen Feinde ihres Landes zu vereinigen, und sie alle tod zu schlagen, um der allgemeinen Noth auf einmal ein Ende zu machen.

Der König lobte ihren Entschluß, zeigte ihnen die Posten an, welche sie besetzen sollten, und beschenkte sie für ihre vorgegebne Treue. Als diese Verräther nun, wie gewöhnlich, in die Stadt rückten, stellten sie sich zwar anfangs, als wollten sie sich gegen die Spanier wenden, fiengen aber bald an die Häuser zu plündern, die sich ihnen widersetzten, nieder zu machen, und ihre Weiber und Kinder einzusperren. Die Mexicaner entdeckten ihre Treulosigkeit aber bald, und fielen mit einer solchen unbarmherzigen Wuth über sie her, daß sie alle ihre Verrätherey mit dem Leben bezahlen mußten. Ein großer Theil ward im Gefecht erschlagen, und die übrigen wurden zu Gefangnen gemacht, und sogleich auf Befehl des Königs geopfert. Diese Verrätherey scheint blos durch den niedrigsten Pöbel dieser Städte angesponnen und ausgeführt zu seyn, die sich immer eines solchen niederträchtigen Betragens schuldig machten.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Sieg der Mexicaner.

Zwanzig Tage waren nunmehr unter beständigen Angriffen und Eindringen in Mexico verstrichen. Einige Officiers und Soldaten wurden der immer wiederhohlten Gefechte, wovon der Nutzen ihnen noch sehr entfernt schien, überdrüßig; sie beschwerten sich bey dem General darüber, und beschworen ihn, alle seine Kräfte auf einen entscheidenden Streich anzuwenden, der allen Gefahren und Strapazen ein Ende machen sollte. Ihre Absicht gieng dahin, bis in den Mittelpunkt von Tlate-

lolco vorzudringen, wo die Mexicaner ihre ganze Macht vereinigt hatten, und zu versuchen, ob sie solche nicht in einer Nacht zu Grunde richten, oder sie wenigstens zur Uebergabe zwingen könnten.

Cortez, der die Gefahr einer solchen Unternehmung einsahe, suchte sie durch alle mögliche Gründe davon abzubringen; weil diese aber keinen Eingang fanden, und er sich den allgemein angenommnen Maasregeln nicht länger zu widersetzen im Stande war, so gab er endlich ihrem ungestümmen Verlangen nach. Sandoval ward beredet, mit 115 Spaniern und 10 Reutern zum Alvarado zu stoßen, die Kavallerie im Hinterhalte zu stellen, und das Gepäcke unter dem Vorwande des Aufbruchs, und der Aufhebung der Belagerung, fortzuschaffen, um die Mexicaner zum Nachsetzen zu verleiten, und ihnen alsdann in die Arriere-Garde zu fallen; er sollte ferner suchen, sich mit Beyhülfe der Brigantinen, des großen Grabens, bey welchem Alvarado geschlagen worden, zu bemächtigen, und ihn auszufüllen, aber keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Weg zum Rückzug bequem einzurichten, und alsdann mit dem ganzen Corps in Schlachtordnung nach dem Marktplatze zu marschiren.

An dem zum General-Sturm bestimmten Tage rückte Cortez mit 25 Reutern, seiner ganzen Infanterie, und über 100,000 Mann Bundsgenossen an. Die Brigantinen, mit mehr als 3000 Böten, machten die Flügel der Armee auf beyden Seiten des Dammes aus. Er marschirte ohne Widerstand in die Stadt, und theilte seine Armee gleich in drey Haufen, damit sie zu gleicher Zeit auf drey verschiednen Wegen auf dem Marktplatze eintreffen möchten. Die erste Abtheilung commandirte Julian Alderete, Königlicher Schatzmeister, welcher am meisten bey dem Cortez auf diese Unternehmung gedrungen hatte, er sollte mit 70 Mann zu Fuß, 7 Reutern und 20000 Bundsgenossen, durch die breiteste und vornehmste Straße marschiren. Vor

den beyden andern Straßen, die von dem großen aus Tlacopan kommenden Damm nach dem Marktplatze führten, ward die am wenigsten eingeschränkte den beyden Kapitäns Andreas de Tapia und Georg Alvarado, dem Bruder des Peter Alvarado, angewiesen, und ihm 80 Spanier nebst beynahe 10000 Alliirten zugetheilt; den andern, als den engsten und beschwerlichsten, behielt sich Cortez selbst vor zu nehmen. Er hatte 100 Spanier und das vornehmste Corps der Bundsgenossen bey sich. Die Kavallerie und das grobe Geschütz ward am Anfange eines jeden Weges postirt.

Die verschiedenen Corps rückten alle zugleich in die Stadt, und fiengen das Treffen herzhaft an. Anfangs thaten die Mexicaner einigen Widerstand, zogen sich aber bald aus verstellter Furcht zurück, und gaben den Spaniern die Gräben Preis, damit diese, durch die Hoffnung des Sieges gereizt, in desto größere Gefahr gebracht werden möchten. Einige Spanier drangen bis in die zunächst am Markte befindlichen Gassen, und ließen einen schlecht ausgefüllten Graben aus Unachtsamkeit im Rücken. Indem sie sich aber mit größter Hitze den Weg bahnten, und sich um die Wette bemühten, wer zuerst auf dem Markte Fuß fassen sollte, hörten sie den fürchterlichen Ton des Horns von dem Gotte Painalton, in welches die Priester bey öffentlicher dringenden Noth zu stoßen pflegten, um das Volk zur Gegenwehr aufzumuntern.

Augenblicklich versammlete sich eine solche Menge von Mexicanern, und fiel mit größter Wuth die Spanier und ihre Bundsgenossen an, daß diese in Unordnung geriethen, und gezwungen waren, sich über Hals und Kopf nach dem Graben zurückzuziehen, der zum Schein mit Reißbündeln, und andern leichten Materialien angefüllt war, aber als sich die Menge hinüber drängen wollte, einsank. Hier mußten die Fliehenden ein scharfes Gefecht und viele Gefahr ausstehen; weil sie sich nicht zugleich vertheidigen und hinüber schwimmen

konnten, so wurden viele von den Spaniern verwundet und gefangen genommen. Cortez war als ein guter Anführer, mit seiner gewöhnlichen Unverdrossenheit bis zum Graben vorgerückt, als seine fliehenden Truppen dabey ankamen; er bemühte sich durch lautes Zureden sie wieder zum Stehen zu bringen, damit der Feind bey dieser Verwirrung nicht eine noch größer Niederlage anrichten möchte: aber Worte sind nicht im Stande einen in Unordnung gerathenen Haufen, dem die Flucht gleichsam Flügel giebt, aufzuhalten. Aeußerst gerührt über das Unglück seiner Leute, und ohne auf seine eigne Gefahr zu achten, näherte er sich dem Graben, um so viel zu retten als möglich war; einige wurden ohne Waffen, andere verwundet, und manche beynahe ertrunken herausgezogen.

Endlich stellte er die Ordnung doch einigermaßen wieder her, und zog sich nach dem Lager zurück; er selbst blieb aber bey der Arriere-Garde, und deckte sie mit 12 bis 20 Mann. Kaum hatten sie den Marsch angetreten, so befanden sie sich in einem engen Paß von Feinden umringt. Dieser Tag hätte seiner tapfern Gegenwehr ohngeachtet, seinem Leben gewiß ein Ende gemacht, wenn die Mexicaner, die es oft in ihrer Gewalt hatten, ihn zu tödten, nicht gewünscht hätten, ihn lebendig gefangen zu nehmen, um ihren Göttern einen so berühmten Helden zum Opfer darzubringen. Sie hatten sich seiner auch würklich bereits bemächtigt, und führten ihn fort, als die Seinigen, die das Unglück vernahmen, zu Hülfe eilten, und ihn glücklich wieder befreyeten. Cortez hatte Leben und Freyheit einem Soldaten von seiner Garde, Namens Christoval de Olea, zu danken, welcher eine außerordentliche Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen besaß, und den Cortez bereits vorher schon einmal aus einer ähnlichen üblen Lage errettet hatte. Diesmals befreiete er ihn mit Gefahr seines eignen Lebens dadurch, daß er den Mexicaner, der sich seiner bemächtigt hatte, mit einem

Streich den Arm abhieb. Dem Prinzen D. C. Ixtlil-
ochitl und einem tapfern Tlascalaner, Nahmens Tema-
ßin hatte Cortez ebenfalls die Freiheit zu danken.

Endlich erreichten die Spanier, wiewohl nicht ohne
rosse Schwürigkeiten und viele Wunden, die grosse
Strasse nach Tlacopan. Hier brachte Cortez erst seine
Truppen etwas in Ordnung, und übernahm selbst die
Anführung der Arrieregarde mit der Kavallerie. Aber
ie Mexicaner verfolgten sie mit solcher Kühnheit und
itze, daß sie fast daran verzweifelten mit dem Leben
avon zu kommen. Die Abtheilungen, welche auf den
eyden andern Wegen in die Stadt gedrungen waren,
usten nicht minder eine schreckliche Gegenwehr ausste-
en, weil sie die Gräben aber sorgfältiger zugefüllt hat-
n, so fanden sie auch nicht so viel Schwürigkeiten bey
em Rückzuge, als Cortez ihnen Befehl gab, nach dem
rossen Platz in Tenochtitlan zu marschiren, wo sie sich
le versammleten. Von hier aus sahen sie mit Betrüb-
ß den Kopaldampf von den Rauchaltären des grossen
empels aufsteigen, welchen die Priester ihren Göttern
s einen Dank für den erfochtnen Sieg darbrachten.
hre Bestürzung ward noch vermehrt, als die Mexicaner
nen, um ihnen den Muth zu benehmen, etliche Köpfe
n den Spaniern entgegen warfen, und als man die
achricht ausprengte, daß die beyden Befehlshaber Al-
rado und Sandoval geblieben wären. Von gedach-
m Platze marschirten sie auf dem Damme von Iztapa-
pan unter beständigem Nachsetzen der Feinde nach
rem Lager zurück.

Alvarado und Sandoval hatten sich bemüht auf
ner Nebenstrasse, von der, die von Tlacopan nach Tla-
olco führt, nach dem grossen Marktplatz zu gelangen;
d hatten sich auch würklich bis zu einem nicht weit
von entfernten Posten durchgeschlagen, als sie aber
ahrnahmen, daß einige Spanier geopfert wurden, und
dem die Mexicaner sagen hörten, Cortez und seine
apitäns wären getödtet, so zogen sie sich zurück: jedoch

fanden sie grosse Schwürigkeiten, weil die Feinde durch die Truppen, welche den Cortez geschlagen hatten, verstärkt wurden.

Der Verlust der Belagerer an diesem Tage bestund in 7 Pferden, vielen Waffen, Böten und einer Kanone; ferner gegen 1000 Bundsgenossen und über 60 Spaniern, die theils im Treffen blieben, theils gefangen und im Angesicht der Truppen des Alvarado im grossen Tempel zu Tlatelolco geopfert wurden. Cortez empfieng eine Wunde am Bein, und fast kein einziger von den Belagerern kam ohne Wunde oder Beschädigung davon

Die Mexicaner feyerten diesen Sieg 8 Tage lang mit Erleuchtungen und Musik in den Tempeln: sie verbreiteten die Nachricht davon durch das ganze Reich, und schickten die Köpfe der Spanier in alle Provinzen, die rebellirt hatten, um sie wieder zum Gehorsam zu bringen, und viele liessen sich auch dadurch bewegen. Sie gruben von neuem Gräben, besserten die Verschanzungen aus, und setzten die Stadt, ausgenommen die ruinirten Häuser und Tempel, wieder in den Zustand, wie sie vor dem Anfange der Belagerung gewesen war.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Gefecht der Brigantinen, und Kriegslist der Mexicaner.

Unterdessen daß die Spanier sich an ihren Wunden heilen liessen, und Verstärkungen zu künftigen Gefechten an sich zogen, gab Cortez Befehl, daß die Brigantinen damit die Mexicaner diese Unthätigkeit nicht zu benutzen suchen möchten, paarweise auf dem See kreuzen sollten. Die Mexicaner sahen wohl, daß sie den grossen Schiffen und den Waffen der Spanier nicht gewachsen waren; inzwischen suchten sie doch sich den Brigantinen entgegen zu stellen. Sie hatten zu dem Ende 30 grosse Fahrzeugen, welche die Spanier Periaguas nennen

gebauet, und mit dicken Brettern bedeckt, um sich darin mit minderer Gefahr wehren zu können. Ihre Absicht war sich, damit in das Gestruppe und Dickigt von Rohr, das auf den schwimmenden Feldern des Sees wuchs, im Hinterhalt zu legen: hin und wieder schlugen sie Pfähle ein, die unter dem Wasser verborgen waren, damit die Brigantinen darauf sitzen bleiben, scheitern, oder wenigstens zur Gegenwehr untüchtig gemacht werden möchten.

Wie sie alles zum Hinterhalt fertig gemacht hatten, liessen sie 2 oder 3 kleine Fahrzeuge aus dem Dickigt von Rohr hervor kommen, damit die Brigantinen Jagd darauf machen, und indem sie jenen nachsetzten, in den Hinterhalt gelockt werden möchten. So bald die Spanier sie gewahr wurden, verfolgten sie solche mit aller Hitze, stiessen aber dadurch auf die Pfähle. Zugleich eilten die 30 grossen Fahrzeuge aus dem Rohr hervor, und griffen die Brigantinen von allen Seiten an. Die Spanier geriethen dadurch in grosse Gefahr, ihre Schiffe und ihr Leben zu verlieren: aber indessen daß die kleinen Kanonen die Feinde vom fernern Andringen zurückhielten, hatten einige gute Schwimmer Zeit, die Pfähle wegzuschaffen, und nachdem dieses Hinderniß aus dem Wege geräumet war, konnten die Brigantinen die Feinde mit dem groben Geschütze wegjagen. Die Brigantinen hatten sehr gelitten, und die Spanier viele Wunden. Von den beyden Kapitäns, die sie commandirten, blieb der eine, und der andere starb 3 Tage darauf an seinen Wunden. Die Mexicaner besserten ihre Schiffe aus, um die List zu wiederhohlen, aber Cortez erhielt heimliche Nachricht von dem Orte, wo sie lagen, und machte Anstalt zu einer Gegenlist mit 6 Brigantinen. Er ließ nemlich in der Nachbarschaft, wo die feindlichen Schiffe versteckt lagen, eine einzelne Brigantine kreuzen, und die Mexicaner giengen in die ihnen bereitete Schlinge. Sie kamen bey Erblickung derselben gleich aus ihren Schlupfwinkel hervor, und glaubten ihrer Beute schon gewiß

zu seyn, als die übrigen 5 Brigantinen auf einmal über sie her fielen, und anfiengen sie mit ihrer Artillerie zu begrüssen. Gleich beym ersten Feuer wurden einige feindliche Schiffe in Grund gebohrt, und die übrigen geriethen in Unordnung; den meisten Mexicanern kostete dieser Angriff das Leben, einige wurden zu Kriegsgefangnen gemacht, darunter befanden sich verschiedne vom Adel, diese gebrauchte Cortez gleich dazu, daß er sie mit Vergleichsvorschlägen an den Hof zu Mexico sandte.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Vergebliche Gesandschaft an den König von Mexico.

Die Adelichen begaben sich also zu dem Könige Quauhtemozin, um ihm vorzustellen, er möchte doch erwegen, daß die Macht von Mexico täglich abnähme, der Spanier ihre hingegen wüchse: der König würde doch am Ende der überlegenen Macht nachgeben müssen: Es wäre nicht einmal nöthig, daß die Spanier in die Stadt drängen, und Feindseeligkeiten ausübten, sie dürften ihnen nur, um sie zur Uebergabe zu zwingen, alle Zufuhr abschneiden; sie möchten doch suchen dem Unglück, das ihnen bevorstünde, zu entgehen, Cortez wäre bereit mit allen Feindseeligkeiten aufzuhören, wenn sie Friedensvorschläge anhören und genehmigen wollten; der König solle im ruhigen Besitz seiner Krone, Macht und Ansehen wie bisher bleiben; seine Unterthanen sollten die Freiheit und ihr Eigenthum ungestört behalten; man würde blos von Seiner Majestät und den Unterthanen verlangen, dem Könige von Spanien als dem obersten Herrn des ganzen Reichs zu huldigen; ein Recht, daß die Mexicaner bereits selbst anerkannt hätten, und das sich auf die alten Ueberlieferungen ihrer Vorfahren gründe: Würde er hingegen darauf bestehen, den Krieg fortzusetzen, so würde er seiner Krone beraubt werden,

die Vasallen würden gröstentheils ihr Leben verlieren, und die grosse herrliche Stadt würde gänzlich zerstört werden.

Der König stellte hierauf Berathschlagungen mit seinen Räthen, mit den Generalen der Armee und den vornehmsten der Priesterschaft an: er gab ihnen die Vorschläge der Abgesandten, den Zustand der Residenz, den Mangel an Lebensmitteln, die Noth seiner Unterthanen, und die noch grössern Uebel, womit sie bedrohet würden, zu bedenken, und befahl ihnen, ihre Meinungen freymüthig zu sagen. Einige sahen den Ausgang des Kriegs voraus, und waren zum Frieden geneigt; andre riethen entweder aus Haß gegen die Spanier, oder aus Empfindungen von Ehre zum Kriege. Die Priester, deren Ansehen so wohl bey diesen als andern Umständen von grossem Nachdruck war, erklärten sich sehr bestimmt wider den Frieden. Sie führten einige vorgebliche Orakelsprüche der Götter an, deren Zorn man befürchten müsse, wenn man dem Verlangen solcher grausamen Feinde ihrer Religion Gehör gäbe, und deren Beystand man vielmehr durch Gebete und Opfer zu erbitten suchen müsse.

Diese Meinung behielt zuletzt die Oberhand, weil sich eine abergläubische Furcht ihrer Gemüther bemächtigt hatte. Der Spanische General erhielte also zur Antwort: sie wären entschlossen den Krieg fortzusetzen, und sich bis auf den letzten Odemzug zu vertheidigen. Wären sie zu diesem Endschluß nicht so wohl durch Aberglauben, als aus Empfindung von Ehre, Freiheit und Vaterlandsliebe bewogen worden, so könnte man ihn nicht so sehr tadeln; denn ob sie gleich auf der einen Seite den unvermeidlichen Untergang bey Fortsetzung des Kriegs vorausahen, so hatten sie doch auch auf der andern schlechte Hofnung, ihre Glücksumstände durch den Frieden zu verbessern. Die Erfahrung der bisher vorgefallenen Begebenheiten konnte sie unmöglich bewegen, den ihnen gemachten Versprechungen zu trauen, in

Ansehung derselben muste nothwendig der Gedanke bey ihnen aufsteigen, es stimme besser mit dem Gedanken von Ehre überein, mit den Waffen in der Hand und in der Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit zu sterben, als der Habbegierde dieser Fremdlinge alles zu überlassen, und sich durch eine Uebergabe in den Zustand einer elenden Sklaverey zu versetzen.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Unternehmungen gegen die Malinalcheser und Matlatzincas.

Zwey Tage nach der Niederlage der Spanier kamen Abgeordnete von der Stadt Quauhnahuac im Lager des Cortez an, um über die ihnen von den Malinalchesern zugefügten gewaltigen Beleidigungen Beschwerde zu führen, und ihm zu melden, daß solche im Begriff wären mit der starken Nation der Cohuicas ein Bündniß zu errichten, um Quauhnahuac zu zerstören, weil die Einwohner dieses Staats sich mit den Spaniern in ein Bündniß eingelassen, und daß sie willens wären hernach über die Gebürge zu gehen, und das Spanische Lager mit einer starken Armee zu überfallen. Ob Cortez gleich in einer Lage war, eher Beystand zu suchen, als zu geben, schickte er ihnen dennoch, um den Ruf der Spanischen Waffen zu behaupten, und dem angedroheten Ueberfall zuvorzukommen, den Kapitän Andreas de Tapia mit 200 Spaniern, 10 Pferden und einem beträchtlichen Corps Bundsgenossen zu Hülfe, mit dem Befehl, sich mit den Truppen von Quauhnahuac zu vereinigen, und die zuträglichsten Maasregeln zum Dienst des Königs und zur Sicherheit der Spanier zu ergreifen. Tapia richtete den Auftrag aus, und lieferte den Feinden zwischen Quauhnahuac und Malinalco ein regelmäßiges Treffen, darin er siegte, und sie bis an den Fuß des Gebirges, worauf die Stadt Malinalco lag, verfolgte.

o sehr er es auch wünschte, so konnte er die Stadt
bst doch nicht angreifen, weil sie für die Kavallerie
zugänglich war. Inzwischen verwüstete er die Gegend
nher, und kehrte, weil die ihm zur Abwesenheit be-
mmten 10 Tage verstrichen waren, wieder zum Lager
rück.

Zwey Tage darauf langten Boten von den Oto-
ies aus dem Thal von Tolloccan im Lager an, und
ten um Beystand gegen die Matlatzincas, eine mäch-
ge kriegerische Nation in demselben Thale, die in be-
ändigem Kriege mit ihnen lebte, eine von ihren Nieder-
ssungen abgebrannt, und viele der ihrigen gefangen ge-
ommen hatte. Sie waren überdieses mit den Mexica-
ern dahin einverstanden, daß sie das Lager des Cortez
it aller Macht von dem festen Lande, und die Mexica-
er es von der Stadtseite angreifen wollten. Die Spa-
ier hatten auch würklich bey den verschiednen Einfällen
die Stadt Drohungen von den Mexicanern gehört,
aß die Matlatzincas ihre Macht gegen sie wenden würden;
nd Cortez sahe nun aus den Nachrichten der Otomies,
it was für einer Gefahr er bedrohet würde, wenn
r den Feinden Zeit liesse, ihr Vorhaben ins Werk zu
tzen.

Er wollte diese Unternehmung niemand anders als
em tapfern Sandoval anvertrauen. Dieser unermü-
ete Officier war zwar an dem Tage der Niederlage des
Cortez verwundet worden, übernahm aber doch einige
Tage hintereinander das Geschäft eines Generals, be-
uchte alle 3 Läger, und machte die besten Anstalten zur
Sicherheit derselben. Kaum 14 Tage nach gedachter
Niederlage brach er mit 18 Pferden, 100 Spaniern zu
Fuß, und 60000 Bundsgenossen nach dem Thal Tol-
loccan auf. Unterweges fanden sie verschiedene Spuren
von Verheerungen der Matlatzincas, und als sie in das
Thal einrückten, sahen sie einen so eben verwüsteten Ort,
und die Feinde mit Beute beladen abziehen, welche solche
aber beym Anblick der Spanier gleich im Stich liessen,

um sich desto geschwinder in Schlachtordnung zu stellen. Sie zogen sich über einen durch das Thal laufenden Fluß, und erwarteten jenseits desselben die Spanier. Sandoval wadete beherzt mit der Armee hindurch, griff die Feinde an, jagte sie in die Flucht, und verfolgte sie nach einem Verluste von mehr als 1000 Mann auf dem Schlachtfelde 9 Meilen weit bis an eine Stadt, darin sie Schuz suchten. Sandoval belagerte solche, und zwang den Feind sie zu verlassen, und sich in eine Fortresse auf einem steilen Berge zu ziehen. Die Sieger drangen in die Stadt, und steckten sie, nachdem sie ausgeplündert worden, in Brand. Weil es spät, und der Soldat müde war, so ward der Angriff auf die Fortresse bis auf den folgenden Tag verschoben; sie vermutheten sich eine lebhafte Gegenwehr, fanden sie aber verlassen.

Sandovals Absicht war, auf dem Rückmarsche einige Oerter zu besuchen, die sich als Feinde gegen die Spanischen Bundsgenossen erklärt hatten, er hatte aber nicht Ursache die Waffen gegen sie zu gebrauchen, weil sie sich aus Furcht über den Anblick eines so starken Heeres, das sich durch viele Haufen Otomier noch beträchtlich verstärkt hatte, sogleich ergaben. Sandoval begegnete ihnen mit ausserordentlicher Milde, und verlangte nur von ihnen, sie möchten die Matlazincas zum Bündniß mit den Spaniern zu überreden suchen, und ihnen auf der einen Seite die daraus für sie entspringenden Vortheile vorstellen, hingegen auch auf der andern zu zeigen, was für nachtheilige Folgen aus der Feindschaft mit ihnen entstehen würden. Diese Unternehmung hatte die wichtigsten Folgen, indem 4 Tage nach Sandovals Zurückkunft viele vornehme Herrn von den Matlazincas Malinalchesern und Cuhuixcanern im Lager des Cortez ankamen, um sich wegen der verübten Feindseeligkeiten zu entschuldigen, und ein Bündniß zu schliessen, wodurch die Macht der Spanier zum größten Nachtheil der Mexicaner ungemein befestigt ward.

Nun hatten die Spanier von der Landseite keine Feinde mehr, die sie beunruhigen konnten, und Cortez sahe sich Befehlshaber von einer solchen ausserordentlichen Menge Truppen, daß er gegen Mexico eine stärkere Armee, als Xerxes gegen die Griechen stellen konnte, wenn eine so ungeheure Menge Volks bey der Lage der Hauptstadt nicht vielmehr ein Hinderniß gewesen wäre. Die Mexicaner sahen sich hingegen von ihren Freunden und Unterthanen verlassen, von Feinden umringt, und von Hunger geplagt. Diese unglückliche Residenz hatte nun nicht blos die Spanier gegen sich in Waffen, sondern auch das Königreich Acolhuacan, die Republiken Tlascala, Huexotzinco und Cholula, fast alle Städte im Mexicanischen Thal, und die volkreichen Nationen der Totonacas, Mixtecas, Otomies, Tlahuicas, Tohuixcas, Matlatzincas und andre, so daß ausser den auswärtigen Feinden über die Hälfte des Reichs sich zum Verderben der Hauptstadt zusammen verschworen hatte, und die andre Hälfte blieb neutral.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Merkwürdige That des Generals Chichimecatl.

Unterdessen daß der Befehlshaber Sandoval seinen Muth gegen die Matlatzincas zeigte, gab der General Chichimecatl einen ausserordentlichen Beweis seiner Tapferkeit gegen die Mexicaner. Wie dieser berühmte Held sahe, daß die Spanier sich nach ihrer Niederlage blos vertheidigungsweise verhielten, beschloß er allein mit seinen Tlascalanern einen Einfall in die Stadt zu thun. Er brach zu dem Ende aus dem Lager des Alvarado auf, wo er seit Anfang der Belagerung seinen Posten hatte, und den Spaniern bey allen Gefechten Beystand, und jedesmal Beweise seiner Tapferkeit gab. Er eroberte diesmal alle Gräben auf dem Wege von Tlacopan, und ließ bey dem gefährlichsten Paß 400 Bogenschützen zur

Bedeckung: mit der Hauptarmee rückte er in die Stadt, wo er mit den Mexicanern ein sehr blutiges Gefecht hatte, darin auf beyden Seiten viele verwundet und getödtet wurden. Die Mexicaner schmeichelten sich die Tlascalaner auf dem Rückzuge über den Graben zu schlagen, aber durch Hülfe der auf der andern Seite postirten Bogenschützen passirte Chichimecatl den Graben glücklich, und kehrte mit vielem Ruhm ins Lager zurück.

Um sich wegen dieses verwegnen Angriffs der Tlascalaner zu rächen, griffen die Mexicaner das Lager des Alvarado in einer gewissen Nacht an, aber die Schildwachen hatten sie anrücken hören, und die Spanier bekamen mit ihren Bundsgenossen Zeit, eiligst zu den Waffen zu greifen. Das Gefecht dauerte 3 Stunden. Cortez hörte in seinem Lager das Kanoniren, und vermuthete gleich die Ursache davon. Dies schien ihm ein bequemer Zeitpunkt mit seinen Truppen, die jetzt von ihren Wunden hergestellt waren, in die Stadt zu dringen. Die nach Tlacopan marschirten Mexicaner waren nicht im Stande, die Spanier zu überwältigen, und kehrten also unverrichteter Sachen wieder nach der Stadt zurück, wo sie den Cortez fanden. Sie währten sich tapfer, so daß auf beyden Seiten keine sonderliche Vortheile erfochten würden.

Die Spanier fiengen an um diese Zeit grossen Mangel an Waffen und Ammunition zu leiden; ein zu Vera Cruz eingelaufenes Schiff half diesen Bedürfnissen ab, so daß sie im Stande waren, ihre Operationen fortzusetzen. Der Prinz D. C. Ixtlilxochitl rieth dem Spanischen General, sich durch neue Angriffe, wobey seine Armee zu viel litte, nicht zu entkräften, weil er ohne sich dieser Gefahr blos zu stellen, und die schönen Gebäude der Stadt zu ruiniren, blos durch Abschneidung aller Arten von Zufuhr Meister davon werden würde: denn je grösser die Anzahl der Belagerten wäre, desto geschwinder müsten sie den geringen vorhandnen Vorrath verzehren. Cortez schlug diese wohl überlegte

Warnung nicht aus der Acht, und schätzte sie um so mehr, da sie von einem Prinzen kam, der bey seinem jugendlichen Feuer und seinem Muth vielleicht lieber eine Gelegenheit gewünscht hätte, Beweise von Tapferkeit zu geben. Allein er befolgte diesen Rath nur wenige Tage. Aus Verdruß über die langweilige Belagerung fieng er die vorigen Feindseeligkeiten von neuem an, ließ aber den Mexicanern vorher nochmalige Friedensvorschläge thun, und ihnen vorstellen, sie möchten doch ihre Macht mit der seinigen vergleichen, und was dergleichen Gründe mehr waren, die er ihnen schon zuvor zu Gemüthe geführt hatte. Die Mexicaner gaben zur Antwort, sie würden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis die Spanier in ihr Vaterland zurückgekehrt wären.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Blutbad in Mexico. Tapferkeit einiger Weiber.

Als Cortez sahe, daß die Mexicaner nach einer 15tägigen Belagerung noch immer die vorigen Gesinnungen hegten, und daß sie die Friedensvorschläge um desto hartnäckiger verwarfen, je öfter er sie wiederholte, so beschloß er nicht anders in die Stadt zu rücken, als die Gebäude auf beyden Seiten niederzureissen, nicht nur um die feindlichen Angriffe von den Dächern zu verhindern, sondern auch um die Mexicaner durch die immer erneuerten Feindseligkeiten endlich zu nöthigen, seine Vorschläge anzunehmen. Er hielt deswegen bey den Bundsgenossen um etliche tausend Arbeiter und Bauern mit Werkzeugen an, die nöthig waren, um die Häuser einzureissen und die Graben auszufüllen. Nachdem er solche erhalten, marschirte er etliche Tage hinter einander in die Stadt, und griff sie mit seinen Spaniern, den Brigantinen, und gegen 150000 Alliirten an. Alle Häuser die ihnen vorkamen wurden niedergerissen, die Gräben ausgefüllt, und die Anzahl der Feinde nahm täglich durch die Getödteten ab. Doch lief er nebst den

seinigen auch oft nicht geringe Gefahr. Einmal wäre er beynahe gefangen worden, wenn seine Soldaten ihn nicht befreyet hätten; zuweilen sahen sie sich genöthigt zu fliehen, um der Wuth der Feinde zu entgehen. Einige Spanier und Alliirten blieben in diesen verschiedenen Treffen, und ein paar Brigantinen waren schon fast von einer Flotte feindlicher Kanonen erobert, als ein dritte zu Hülfe eilte, und sie aus der Gefahr errettete.

Bey den verschiedenen Einmärschen in die Stadt machten sich einige Spanische Weiber durch ihre Tapferkeit berühmt [9]). Sie begleiteten ihre Männer freywillig in den Krieg, und wurden durch die beständigen Strapazen, die sie ausstehen musten, und durch die Beyspiele von Tapferkeit, die sie beständig vor Augen hatten, gewissermassen selbst Soldaten. Sie zogen auf die Wache, marschirten an der Seite ihrer Männer, waren mit baumwollenen Brustharnischen, Schilden und Schwerdtern versehen, stürzten sich beherzt mitten unter die Feinde, und vermehrten trotz ihres Geschlechts die Zahl der Belagerer.

Den 24sten Julius ward die Stadt abermals und zwar mit einer grössern Anzahl Truppen angegriffen als an den vorhergehenden Tagen. Die Spanier hatten neuen Muth zu Siegen, und bemeisterten sich endlich des Weges, wodurch die grosse Strasse von Iztapalapan mit der von Tlacopan zusammenhängt: dies war ein Gegenstand, dessen Ausführung Cortez längst sehnlich wünschte, weil er dadurch eine freye Verbindung zwischen seinem Lager und dem von Alvarado erhielt. Sie eroberten einige Gräben mit Sturm, füllten sie nachgehends aus, verbrannten und zerstörten viele Häuser, unter andern den Pallast des Königs Quauhtemotzin, welches ein grosses festes mit Verschanzungen versehenes

9) Sie hiessen Maria de Estrada, deren Herzhaftigkeit bereits oben gerühmt worden, Beatrice Bermudez de Velasco, Juanna Martin, Elizabeta Roderiguez, und Beatrice Palacios.

Gebäude war. Die Spanier blieben an diesem Tage Meister von 3 der vier Quartiere, darin die Hauptstadt ingetheilt war; die Belagerten behielten nichts als Tlalolco noch, welches wegen des mehrern Vorraths an Wasser das festeste und sicherste Quartier war.

Die Spanier hatten bey dem letzten Angriff ein vornehmes Mexicanisches Frauenzimmer in ihre Gewalt bekommen; von dieser erfuhr Cortez den elenden Zustand der Stadt, welcher theils vom Mangel an Lebensmitteln, theils von der Uneinigkeit unter den Belagerten verrührte. Der König, seine Verwandten, und viele vom Adel wollten lieber sterben als sich ergeben, die gemeinen Einwohner waren hingegen muthlos, und der Belagerung überdrüssig. Diese Umstände wurden durch zwey gemeine Ueberläufer, die aus Hunger ins Spanische Lager kamen, bestätigt.

Diese Nachricht bewog Cortez zu dem Entschlusse, einen Tag ohne einen Angriff auf die Stadt hingehen zu lassen, bis er sie erobert oder zu Grunde gerichtet hätte. Er marschirte also den 25sten mit seiner Armee hinein, und bemächtigte sich einer Hauptgasse mit einem so grossen Graben, daß man ihn nicht einmal in einem Tage ausfüllen konnte. Des feindlichen Widerstandes ungeachtet zerstörten und verbrannten sie alle Häuser dieser Gegend. Als die Mexicaner die Bundsgenossen der Spanier beschäftigt sahen die Häuser abzutragen, liefen sie ihnen zu: „Zerstört und verwüstet die Gebäude nur immer, ihr Verräther, damit ihr in Zukunft die Mühe habt sie wieder herzustellen.“ „Wenn ihr die Oberhand behaltet, versetzten die Bundsgenossen, so werden wir sie ohne Zweifel wieder aufbauen müssen; werdet ihr aber besiegt, so müßt ihr sie selbst wieder aufbauen, und eure Feinde werden sie bewohnen.“ Weil die Mexicaner die Gebäude nicht wieder herstellen konnten, so errichteten sie an den Strassen kleine Verschanzungen von Holz, um den Feinden aus solchen, wie sonst von den Dächern Abbruch zu thun; sie warfen auch

grosse Steine auf den Markt, um die Bewegungen de
Cavallerie zu erschweren, allein die Belagerer bedienten
sich ihrer zu Ausfüllung der Gräben.

Bey dem Angriff vom 26sten wurden zwey gross
neuerlich gemachte Gräben erobert. Alvarado rückt
von seiner Seite alle Tage weiter in die Stadt hinein
und den 27sten drang er so weit vor, daß er sich nac
Besetzung verschiedner Gräben und Schanzen, zweye
Thürme in der Nachbarschaft von Königs Quauhtemo
zins Residenz bemächtigte. Aber weiter konnte er fü
diesesmal nicht kommen, weil ihm mehrere Gräben vie
Schwürigkeiten machten, und die Feinde ihn durch ihr
tapfere Gegenwehr zum Rückzuge nöthigten, wobey si
seine Arrieregarde mit vieler Wuth anfielen. Cortez b
merkte einen ungewöhnlichen Dampf auf diesen Thür
men; er nahm dieses für ein Signal an, und vermu
thete, das was sich auch würklich zugetragen hatte; e
gieng sogleich auf die Stadt loß, und brachte den ganze
Tag mit Ausbesserung aller üblen Stellen zu.

Nun war nur noch ein Graben und eine Schanz
zu erobern übrig, um auf den grossen Marktplatz z
kommen: und er beschloß nicht eher zu weichen als bi
er solchen erreicht hätte, welches denn auch endlich würk
lich geschahe; und hier stieß er zum erstenmal seit An
fang der Belagerung mit des Alvarado Truppen, z
grosser Freude beyder Theile, zusammen. Cortez bega
sich mit einiger Kavallerie auf den Markt, und traf ein
unzählige Menge Volks in den Hallen umher an, wei
die Häuser dieses Districts sie nicht alle fassen konnten
Er stieg zu dem Tempel hinauf, und bemerkte von so
chem, daß von den acht Abtheilungen der Stadt nur noc
eine zu erobern übrig wäre. Er gab Befehl die schöne
hohen Thürme des Tempels in Brand zu stecken, w
das Bildniß des Kriegsgottes eben so wie in dem grosse
Tempel von Tenochtitlan verehrt ward. Als der Pöbe
von Mexico die Flammen bis zu den Wolken in die Höh
lodern sahe, brach er in ein tiefes Klaggeschrey aus

Cortez war äusserst über den Anblick von Jammer so vieler Menschen gerührt, und befahl für diesen Tag mit allen Feindseligkeiten inne zu halten, um den Belagerten nochmalige Friedensvorschläge zu thun, und sie zur Uebergabe zu bewegen; sie schlugen alles aus, und antworteten, daß so lange noch ein einziger Mexicaner übrig wäre, so lange wollten sie sich vertheidigen.

Dreyßigster Abschnitt.

Erbärmlicher Zustand der Mexicaner.

Vier Tage verstrichen ohne Feindseligkeiten; nach deren Verfliessung rückte Cortez abermals in die Stadt. Allenthalben traf er eine Menge elender Menschen, Männer, Weiber und Kinder an, die vor Hunger meist tod waren. Sie befanden sich in einer solchen Noth, daß viele blos von Kräutern, Sumpfwurzeln, Insekten, und sogar von Baumrinden lebten. Es jammerten ihn diese Unglücklichen so sehr, daß er seinen Soldaten verbot, ihnen nicht das geringste Leid zuzufügen; er begab sich auf den Marktplatz, und fand alle Hallen voll Menschen ohne Waffen, ein gewisses Zeichen ihrer Verzweifelung, nnd ihres Mißfallens an der Hartnäckigkeit des Königs und des Adels. Der größte Theil des Tages ward mit Friedensunterhandlungen zugebracht, als Cortez aber sahe, daß alles nichts half, beorderte er den Alvarado, mit einem bewaffneten Haufen durch eine grosse Strasse, darin über 1000 Häuser stunden, anzurücken, unterdessen daß er den Angriff mit der ganzen Armee auf ein andres Quartier machen wollte. Die Niederlage der Mexicaner war an diesem Tage so groß, daß gegen 12000 getödtet oder gefangen wurden. Die Bundsgenossen waren so grausam gegen diese unglücklichen Schlachtopfer, daß sie weder Alter noch Geschlecht verschonten; die strengsten Befehle des Cortez konnten ihrer Wuth keinen Einhalt thun.

Den folgenden Tag kam Cortez mit seiner ganzen Macht wieder, gab aber ausdrücklichen Befehl niemand Leid zuzufügen, wozu ihn nicht nur das Mitleid beym Anblick von so viel Elend, sondern auch die Hoffnung sie zur Uebergabe zu reizen, bewog. Als die Mexicaner ein solches gewaltiges Heer gegen sich im Anzuge sahen, und darunter ihre eignen Unterthanen, die ihnen sonst gedient hatten, und sie jetzt mit ihrem Untergang bedroheten; als sie sich in die elendeste Lage versetzt, und nichts als Gegenstände des Kummers um sich verbreitet fanden, indem ihnen kaum ein Fleck übrig war, wo sie die Füsse hinsetzen konnten, ohne auf die erschlagenen Körper ihrer Mitbürger zu treten, gaben sie ihrem Schmerz durch ein fürchterliches Geschrey Luft, und verlangten nur den Tod, als das einzige Mittel ihrem Elende ein Ende zu machen.

Einige aus dem gemeinen Haufen baten den Cortez, mit etlichen Adelichen, welche eine Verschanzung vertheidigten, in Unterhandlung zu treten. Er gieng zu ihnen, wiewohl mit schwacher Hoffnung, daß seine Vorschläge Eingang finden würden: es waren gerade einige von denen, welche die Härte der Belagerung nicht länger ausstehen konnten. Sie riefen ihm deswegen, wie er näher kam, mit einem Tone voll Verzweiflung zu: „Wenn ihr ein Sohn der Sonne seyd, wie einige „glauben, wenn euer Vater so geschwind ist, daß er in „dem kurzen Zeitraum eines Tages seinen Lauf durch die „Luft vollenden kann, was zögert ihr denn allem unsern „Elend durch den Tod ein Ende zu machen? Wir wol„len sterben, um in den Himmel zu kommen, wo uns „unser guter Gott Huitzilopochtli erwartet, um uns Ru„he zu schenken, und für die vielen Strapazen, Dienste, „und ihm dargebrachten Opfer zu belohnen.“

Cortez suchte alle Gründe hervor, um sie zu bewegen sich zu ergeben: sie antworteten, das stünde nicht in ihrem Vermögen, sie hätten auch wenig Hoffnung ihren König dazu zu überreden. Er gieng darauf zurück, um

eben diese Vorschläge durch eine vornehme Person thun
u lassen, die er vor drey Tagen in seine Gefangenschaft
ekommen hatte. Dies war ein Oheim des Königs von
Tezcuco: er trug ihm, ob er gleich verwundet war, auf,
ich nach Tlatelolco zu begeben, um dem Könige den
Frieden anzutragen. Aber er sahe keine andern Folgen
on dieser Gesandschaft, als das wiederholte Geschrey
er Einwohner, ihnen das Leben zu nehmen. Einige
Mexicanische Truppen thaten zwar einen verzweifelten
Angriff auf die Spanier, aber sie waren aus Mangel
n Nahrungsmitteln so entkräftet, daß sie gegen den
Wiederstand ihrer Feinde nicht viel ausrichten konnten.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Fernere vergebliche Versuche die Mexicaner zur Uebergabe zu bewegen.

Cortez kehrte den folgenden Tag wieder nach der
Stadt zurück, und erwartete alle Augenblicke, daß die
Mexicaner sich ergeben würden, er wandte sich, ohne zu
glauben, daß jemand Schaden zugefügt ward, an
nige Personen von Range, die in einer Schanze po-
irt waren, und die er bey seinem ersten Aufenthalte
n Hofe kennen lernte. Er fragte sie, warum sie sich
enn so hartnäckig wiedersetzen wollten, da sie nicht mehr
n Stande wären sich zu vertheidigen, sondern so weit
runter gekommen, daß er ihnen allen mit einem An-
iffe das Leben nehmen könne. Sie gaben zur Antwort,
ß sie ihren unvermeidlichen Untergang deutlich vor Au-
n sähen, und daß sie ihm gerne zuvorgekommen wären,
enn es bey ihnen gestanden. Inzwischen erboten sie
h, den König zu ersuchen, daß er die Friedensvor-
läge anhören möchte. Sie begaben sich sogleich nach
m Palaste, kamen aber bald mit der Antwort zurück,
wäre schon zu spät am Tage, als daß der König kom-
en könnte, sie zweifelten aber nicht er würde sich mor-
n ganz eben dem Orte beym Cortez einfinden.

Mitten auf diesem Platze war eine viereckige Terrasse, welche zu den theatralischen Vorstellungen der Mexicaner bestimmt war, wie wir bereits erwehnt haben. Cortez ließ solche mit Tapeten belegen, und kleine Stühle darauf setzen, um die erwünschten Unterredungen anzustellen; er sorgte auch für eine gute Bewirthung für den König, und das Gefolge von Adelichen, das er etwa mitbringen möchte. Den folgenden Tag schickte er eine Bothschaft an den König, um ihm wissen zu lassen, daß er da wäre und ihn erwarte. Der König schickte fünf angesehene Personen, und ließ sich entschuldigen, daß er wegen einer Unpäßlichkeit nicht selbst kommen, und überdieses den Spaniern auch nicht trauen könne. Cortez empfieng sie ungemein gütig, bewirthete sie aufs zierlichste, und schickte sie darauf an den König zurück, mit der Bitte, selbst zur Unterredung zu kommen, ohne das geringste zu befürchten: er setzte seine Ehre zum Pfande, dem Könige allen Respekt zu bezeugen: seine Gegenwart sey schlechterdings nöthig, und ohne solche nichts auszurichten; zugleich schickte er ein Geschenk an lebensmitteln, welches für jetzt das schätzbarste war. Während der Mahlzeit gaben die Abgesandten nicht undeutlich zu verstehen, daß sie an allen den äussersten Mangel litten, und begaben sich darauf weg, kamen aber nach Verlauf von ein paar Stunden mit einem Geschenke von den feinsten Kleidungsstücken zurück, und wiederholten die vorigen Entschuldigungen. Mit diesen Unterhandlungen vergiengen drey Tage, ohne daß etwas ausgerichtet ward.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Schreckliches Gefecht, und grosse Niederlage der Mexicaner.

Cortez hatte den Bundsgenossen Befehl gegeben vor der Stadt zu bleiben, weil die Mexicaner bate

solche während seiner Unterredung mit dem Könige nicht in die Stadt zu lassen. Wie er nun alle Hoffnung zum Vergleich vereitelt sahe, gab er allen Truppen in seinem Lager, die sich gegen 150000 Mann beliefen, und auch des Alvadrado seinen Befehl zum Anmarsch. Mit dieser vereinigten Macht fieng er an die noch übrigen Gräben und Verschanzungen zu bestürmen, welches die festesten Werke waren, die den Mexicanern noch übrig blieben. Zu gleicher Zeit that Sandoval mit seinem Corps einen Angriff auf die Stadt von der Nordseite. Dies war für Mexico der unglücklichste Tag von allen, weil das Blut der Einwohner so zu sagen verschwendet ward. Die Unglücklichen hatten weder Waffen, um die ungeheure Menge wüthender Feinde zurück zu treiben, noch Kräfte genug sich selbst zu vertheidigen, noch Raum genug um darauf zu fechten. Die Gassen waren mit Todten bedeckt, und das Wasser in den Kanälen und Gräben vom Blute gefärbt. Man sahe nichts als Morden und Ruin, und hörte nichts als ängstliches Stöhnen, und das Geschrey der Verzweiflung. Bey den Bundsgenossen nahm die Grausamkeit gegen die Unglücklichen immer mehr zu, so daß die Spanier mehr Mühe hatten ihrer unmenschlichen Wildheit und Mordsucht Einhalt zu thun, als mit den Feinden zu fechten. Die Niederlage unter den Mexicanern war an diesem Tage so groß, daß sich nach Cortez eigenhändigem Bericht die Anzahl der Erschlagenen über 40000 belief.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Letzter Sturm, Eroberung der Stadt, und Gefangennehmung des Königs.

Der unerträgliche Gestank, welchen eine solche Menge unbegrabener Leichname verursachte, nöthigte die Belagerer die Stadt zu verlassen: sie kamen aber den folgenden Tag als den 13ten August wieder, um den

letzten Sturm auf den Theil von Tlatelolco zu wagen, welcher noch in Mexicanischen Händen war. Cortez nahm drey Kanonen mit, wies jedem Kapitän den Platz an, wo er den Sturm beginnen sollte, und befahl ihnen, alle Mühe anzuwenden, um die Belagerten nach dem Wasser und der Gegend zu treiben, wo er den Sandoval mit den Brigantinen erwartete; dies war eine Art von Hafen ganz mit Häusern eingeschlossen, wo die Kauffartheyschiffe, wenn sie den Markt von Tlatelolco besuchten, anzulanden pflegten; vorzüglich sollten sie aber suchen, den König Quauhtemotzin in ihre Gewalt zu bekommen, weil das hinlänglich wäre, um sich Meister von der Stadt zu machen, und den Krieg auf einmal zu endigen.

Ehe er aber diesen entscheidenden Schritt wagte, that er noch einen Versuch einen Vergleich zu Stande zu bringen. Dazu bewog ihn nicht nur das Mitleiden mit so vielen Unglücklichen, sondern auch der Wunsch, die Schätze des Königs und des Adels in seine Hände zu bekommen. Es war zu befürchten, daß die Mexicaner, wenn dieses letzte Quartier der Stadt mit Sturm erobert würde, und sie sich aller Hoffnung beraubt sähen, alles in den See werfen möchten, damit es den Siegern nicht zu Theil würde; und im Fall dieses auch nicht geschähe, würden die Alliirten, die so erstaunlich zahlreich, und auch viel besser mit dem Innern der Häuser bekannt wären, das meiste an sich reissen, und den Spaniern bey der Verwirrung des Sturms wenig oder nichts übrig lassen. Er begab sich zu dem Ende auf eine Anhöhe, um mit einigen angesehenen Mexicanern von seiner Bekanntschaft zu reden. Er stellte ihnen nochmals die grosse Gefahr vor, und ersuchte sie, dem Könige die letzten Vorstellungen zu thun, daß er doch in die Unterredung willigen möchte, die er so sehr zum Besten des Reichs, des Königs selbst, und aller seiner Unterthanen wünschte; bestünde er aber dennoch auf die Vertheidigung, so sey sein fester Entschluß diesen Tag keinen Mexicaner am

Leben zu lassen. Zwey Adeliche übernahmen es, den König dazu zu überreden, sie kamen aber sogleich in Begleitung des Cihuacoatl oder ersten Ministers am Hofe zurück. Cortez empfieng ihn mit aller Freundschaft und Achtung: allein er nahm eine hohe Miene an, um dadurch zu zeigen, daß seine Seele über alles Unglück erhaben wäre, und sagte zum Cortez: „General, über„hebe mich der Mühe, eine Unterredung zwischen dir „und meinem Könige auszuwirken; er ist fest entschlossen „lieber zu sterben als vor dir zu erscheinen: ich kann „nicht beschreiben, wie nahe mir dieser Entschluß geht: „aber es ist keine Hülfe. Folge also dem Entschluß, „welchen du für den besten hältst, und handle deinen „Absichten gemäß.“ Cortez hieß ihn also hingehen, und die Einwohner zu dem Tode vorzubereiten, der ihnen nun bevorstünde.

Unterdessen kamen ganze Schaaren von Weibern, Kindern, und gemeinen Einwohnern, um sich den Spaniern zu unterwerfen, und der über ihr Haupt schwebenden Gefahr zu entgehen. Einige verloren als sie durch die Gräben schwimmen wollten, aus Mangel an hinlänglichen Kräften das Leben. Cortez gab Befehl, allen die sich ergeben würden, nicht das geringste Leid zuzufügen, und vertheilte einige Spanier an verschiedenen Orten, um durch ihr Ansehen der barbarischen Grausamkeit der Alliirten Einhalt zu thun; aber aller Befehle ungeachtet wurden doch über 15000 Männer, Weiber und Kinder von diesen grausamen Unmenschen ermordet.

Die Adelichen und Krieger blieben bey ihrem hartnäckigen Vorsatz, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, und besetzten die Dächer der Häuser und einige von den gepflasterten Strassen. Als Cortez sahe, daß es spät ward, und sie an keine Uebergabe dachten, ließ er einige Kanonen auf sie abfeuern; als auch dieses nichts bewürkte, gab er durch einen Flintenschuß das Signal zum Sturm. Alle Belagerer griffen auf einmal an, und setzten den schwachen ermatteten Einwohnern derge-

stalt zu, daß viele, da sie keinen Zufluchtsort mehr sahen, und sich auch gegen die Wuth eines so zahlreichen Feindes nicht vertheidigen konnten, sich ins Wasser stürzten, oder sich den Siegern ergaben.

Die Mexicaner hielten eine Menge Schiffe in Bereitschaft, um sich für den rasenden Feind mit der Flucht zu retten; aber Cortez hatte dieses Hülfsmittel zu entkommen vorausgesehen, und dem Sandoval deswegen aufgetragen, den Hafen von Tlatelolco mit seinen Brigantinen einzuschliessen, und sich aller Fahrzeuge zu bemächtigen. Inzwischen entwischten doch einige aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, und unter andern die Barke, worauf sich die Königl. Familie befand. Der aufmerksame Befehlshaber ward es noch zu rechter Zeit gewahr, und befahl dem Garcia de Holguin, dem Kapitän der schnellsten Brigantine, Jagd darauf zu machen. Er holte sie bald ein, und die Spanier waren eben im Begriff zu feuern, als die Feinde auf einmal die Ruder fallen liessen, und die Waffen zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, wegwarfen. In dem grossen Fahrzeuge oder der Piroge befanden sich der König Quauhtemotzin, die Königin Tecuichpotzin, der König Coanacotzin von Acolhuacan, der König Tetlepanquetzaltzin von Tlacopan, und andre hohe Standespersonen. Als die Brigantine sich an den Bord der Piroge legte, gieng der König von Mexico den Spaniern entgegen, und sagte: ich bin euer Gefangner, und bitte euch weiter um keine Gewogenheit, als daß ihr der Königin meiner Gemalin und ihrem Gefolge, den ihrem Geschlecht und Range schuldigen Respekt erweiset. Darauf nahm er die Königin bey der Hand, und bestieg mit ihr die Brigantine. Wie er bemerkte, daß der Spanische Kapitän sich ängstlich nach den andern Schiffen umsahe, sagte er zu ihm, er könne gewiß glauben, daß sie alle, so bald sie erführen, daß ihr König gefangen sey, kommen würden, um mit ihm zu sterben.

Kapitän Holguin brachte diese vornehmen Gefangnen zum Cortez, der sich damals auf der Terrasse eines Hauses in Tlatelolco befand, sie mit allen Zeichen von Achtung und Freundlichkeit empfieng, und zum Sitzen nöthigte. Quauhtemotzin sagte zu ihm mit einer gewissen Grösse der Seele: „Ich habe, tapferer General, zu „meiner und meiner Unterthanen Vertheidigung alles ge„than, was die Ehre meiner Krone, und die Achtung „für mein Volk erforderte: aber meine Götter waren „mir zuwieder, und ich sehe mich meiner Krone und mei„ner Freiheit beraubt. Ich bin nunmehr euer Gefang„ner; macht mit mir, was euch beliebt, und nehmt „mir mit diesem Dolch, indem er die Hand an den „Dolch, welchen Cortez im Gürtel trug, legte, ein Le„ben, daß ich in der Vertheidigung meines Reichs nicht „verloren habe.“ Cortez suchte alle Trostgründe hervor, und erklärte, er betrachte ihn nicht als seinen Gefangnen, sondern als den von dem größten Monarchen in Europa, von dessen Gnade er erwarten müsse, daß er nicht nur die verlorne Freiheit, sondern auch den Thron seiner berühmten Vorfahren, den er so würdig besessen und vertheidigt, wieder erhalten würde. Was für Trost konnten ihm aber diese Versprechungen verschaffen, oder wie konnte er diesen Worten trauen, da Cortez jederzeit sein Feind gewesen, und da er gesehen, daß der spanische General dem Montezuma, dessen Freund und Beschützer er gewesen, dieser Vorrechte ungeachtet, doch weder Krone und Freiheit, noch das Leben erhalten können?

Der König ersuchte den Cortez, seinen Unterthanen weiter kein Leid zuzufügen, und dieser verlangte dagegen, er möchte ihnen befehlen sich zu ergeben. Beyde gaben Befehle dazu, und beyden ward auch gleich Gehorsam geleistet. Es ward auch verordnet, daß alle Mexicaner ohne Waffen und Gepäcke die Stadt verlassen sollten. B. Diaz, ein sehr glaubwürdiger Augenzeuge, versichert, daß alle drey Hauptwege, welche aus

der Stadt führten, drey Tage und Nächte hinter einander mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt waren, die alle ein elendes ausgehungertes Ansehen hatten, und sich nun nach andern Oertern des Reichs begaben, um sich wieder zu erhohlen. Der Gestank von so vielen tausend in Fäulniß gehenden Körpern r) war so unerträglich, daß er bey dem General und den Siegern verschiedene Krankheiten veranlaßte. Die Häuser, die Gassen und Kanäle waren mit häßlichen verunstalteten Leichen angefüllt. Hin und wieder sahe man den Fußboden der Stadt aufgegraben, weil die Einwohner nach Wurzeln zu ihrer Nahrung gesucht hatten. An manchen Bäumen fehlte die Rinde, weil man solche zur Stillung des Hungers abgeschält hatte. Cortez ließ die Todten begraben, und allenthalben eine Menge Holz, theils um seinen Sieg zu feyern, theils um die Luft zu reinigen, verbrennen.

Die Neuigkeit von Eroberung der Hauptstadt verbreitete sich sehr schnell durch das ganze Land. Die meisten Provinzen des Reichs unterwarfen sich dem Cortez bald, nur einige setzten den Krieg wieder die Spanier noch ein paar Jahre fort. Die Bundsgenossen kehrten

r) Es verdad y juro amen, que toda la laguna y casas y barbacoas estaban llenas de cuerpos y cabezas de hombres muertos, que yo no se de que manera lo escribà; pues en las calles y en los mismos patios de Tlatelolco no habia otros cosas y no podiamos andar, si no entre cuerpos y cabezas de Indios muertos. Yo he leido la destrucion de Jerusalem; mas si en ella hubo tanta mortandad como esta yo no lo sé etc. B. Diaz Kap. 156. seiner Geschichte. Dergleichen Ausdrücke von einem ausserordentlich Wahrheit liebenden Augenzeugen, der keine Uebertreibung liebte, geben uns einen richtigen Begriff von dem schrecklichen Morden und Blutvergiessen in Mexico. Es ist wahrscheinlich, daß die Mexicaner die Todten unbegraben liegen liessen, damit der Gestank die Belagerer vertreiben möchte, sonst würden sie bey ihrer sonstigen genauen Beobachtung der Gebräuche bey Leichenbegängnissen vermuthlich alle auf die Seite geschafft haben.

n ihre Districte, wo sie her waren, zurück, höchlich er-
reut über ihre Beute, und das Joch einer Regierung
bgeschüttelt zu haben, deren Gewalt sie nie unterbre-
hen konnten, und deren Waffen sie in unaufhörliche
Unruhe versetzten. Sie dachten nicht, daß sie mit ihren
ignen Händen sich Fesseln für die Zukunft bereiteten,
nd daß mit dem Umsturz dieses Reichs alle Nationen
inken, und in den Sklavenstand versetzt werden würden.

Die Beute entsprach den Hoffnungen und Erwar-
ungen der Sieger bey weitem nicht. Die in der Haupt-
adt gefundenen Kleider und Geräthe wurden unter die
Bundsgenossen vertheilt. Die künstlichen Arbeiten an
old und Silber und Federn, welche wegen ihrer Schön-
eit ganz erhalten zu werden verdienten, schickte man
um Geschenk an Kaiser Karl V. Alles übrige Gold,
elches wieder geschmolzen ward, betrug kaum 19200
nzen s), nicht nur weil die Mexicaner das meiste in
en See warfen t), sondern auch weil ein jeder, es moch-
n Spanier oder Bundsgenossen seyn, sich für seine
usgestandnen Mühseligkeiten durch das Plündern bezahlt
machen suchte.

Die Eroberung der Hauptstadt trug sich den 13ten
uguſt 1521 zu, oder 196 Jahre nach ihrer Gründung

s) Cortez sagt, das eingeschmolzene Gold habe 130,000
a stellanos gewogen, welche 19200 Unzen betragen.
nter den an den Kayser gesandten Sachen waren Perlen
n ausserordentlicher Grösse, kostbare Edelgesteine, und
rschiedne künstliche gearbeitete Werke von Gold. Das
chiff, worauf alles geladen war, fiel einem berüchtigten
anzösischen Seeräuber in die Hände, und der Schatz ward
den Französischen Hof gesandt, welcher diese Räubereyen
nter dem berühmten niedrigen Vorwande genehmigte, daß
r allerchristlichste König so gut ein Sohn Adams wäre, als
r Spanische.

t) B. Diaz berichtet, er habe einige Sachen von Gold
us dem See fischen sehen, unter andern eine Sonne, wel-
e derjenigen glich, die Montezuma an den Cortez schickte,
ls er sich an der Küste von Chalchiuhcuecan aufhielt.

durch die Azteca, und 169 nachdem sie zum Sitz einer Monarchie erhoben ward, und 11 Könige hinter einander gehabt hatte. Die Belagerung, welche etwas ähnliches mit der schrecklichen und mördlichen von Jerusalem hatte, dauerte 75 Tage; während der Zeit verloren von 200,000 Bundsgenossen einige 1000 das Leben, und von 900 Spaniern wurden über 100 theils erschlagen theils geopfert. Die Anzahl der gebliebenen Mexicaner ist nicht bekannt, aber aus dem, was Cortez, B. Diaz und andre Geschichtschreiber darüber sagen, scheint es, daß sie sich über 100,000 belief. Durch Hunger und andre Krankheiten, die theils aus dem faulen Wasser, das sie trinken musten, theils durch Verpestung der Luft entstanden, kamen, wie Cortez versichert, über 50,000 ums Leben. Die Stadt sahe vollkommen einem Schutthaufen ähnlich. Der König von Mexico ward trotz aller herrlichen Versprechungen des Spanischen Generals, wenig Tage darnach schändlicher Weise auf die Tortur gebracht, die er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug. Er sollte bekennen, wo die unermeßlichen Schätze des Hofes und der Tempel verborgen wären [u]); und drey Jahre hernach hieng man ihn nebst den Königen von Tezcuco und Tlacopan auf, weil man ihre Aufführung für verdächtig hielt [x]). Die Mexicaner und alle Na-

u) Die Marter bestand darin, daß man die Füsse des Königs mit Oel beschmierte und langsam braten ließ. Ein vertrauter Freund des Königs hielt freywillig eine gleiche Tortur mit ihm aus. B. Diaz versichert, der König von Tlacopan sey zugleich mit ihm gemartert worden. Cortez verabscheuete diese Grausamkeit, ward aber durch das Vorgeben einiger geizigen Spanier dazu bewogen, welche sich einbildeten, daß er den König deswegen nicht auf die Tortur bringen lassen wolle, damit er sich heimlich aller Königlichen Schätze selbst bemächtigen möchte.

x) Quauhtemotzin, König von Mexico, Coanacotzin, König von Acolhuacan, und Tetlepanquetzalzin, König von Tlacopan, wurden zu Jzancanac, der Hauptstadt in der Provinz Acallan, kurz vor der Fasten 1525. an einem Baume

onen, die zu ihrem Untergange etwas beygetragen hat-
n, seufzten, so menschlich und gütig auch die Könige
on Spanien gesinnt waren, unter Elend und Bedrü-
ungen, und wurden nicht nur von den Spaniern,
ndern auch von den niedrigsten Afrikanischen Sklaven
rachtet.

Einige haben gesucht zu behaupten, die Vorsehung
abe sich der Spanier als einer gesitteten Nation in Eu-
po bedient, um die rohe Monarchie der Mexicaner in
merika zu zerstören, und die letztern dadurch für die
ngerechtigkeit, Grausamkeit und den heidnischen Aber-
auben zu bestrafen. Aber die Sieger opferten dort in
nem Jahr durch ihr unmenschliches Morden ihrem
Geize und Habsucht mehr Unglückliche auf, als die In-
aner während der ganzen Dauer ihres Reiches aus
ohlgemeinter Verehrung den Göttern ihres Landes.
Der blutige Dienst der Amerikanischen Völker ward
war durch Europäische Gesetze verbessert; aber man
ubte auch zugleich den Indianischen Kaziken ihre recht-
äßige Besitzungen, marterte sie um Gold zu erpressen,

ufgeknüpft. Die Ursache ihres Todes war, weil sie in ei
er Unterredung unter einander über ihre unglückliche Lage,
ch verlauten lassen, es würde ihnen etwas leichtes seyn,
en Cortez und alle Spanier, wenn sie Lust dazu hätten, aus
em Wege zu räumen, sich in Freiheit setzen, und ihrer
ronen wieder zu bemächtigen. Ein Mexicaner ward, um
ch bey dem Spanischen Anführer einzuschmeicheln, zum
Verräther, erzählte ihm was gesagt worden, verdrehte aber
ie Worte, und stellte die zufälliger Weise bey dem Gespräche
ntfallenen Reden als eine förmliche Verschwörung wider
en Cortez vor. Dieser befand sich damals gerade auf dem
Marsche nach der Provinz Comajahua, nebst etlichen weni-
en von den Strapazen ganz erschöpften Spaniern, und
ber 3000 Mexicanern, die er mit sich führte. Er glaubte,
r könne der ihn drohenden Gefahr nicht anders entgehen,
ls wenn er die 3 Könige ums Leben brächte. Dies Urthel,
tzt B. Diaz hinzu, war sehr ungerecht, und ward von allen,
ie ihn damals begleiteten, höchlich getadelt. Es verursachte
em Cortez melancholische Gedanken und schlaflose Nächte.

und machte ihre Nachkommenschaft zu Sklaven. Die sanfte väterliche Stimme der Christlichen Religion ward gemißbraucht, um zur Verzweiflung gebrachte Sklaven mit dem Zorn eines fremden, und durch sie nicht gereizten Gottes zu schrecken; ihr gelinder Arm ward gewaltsam aufgehoben, um die Tempel und gastfreyen Wohnungen der Besitzer zu zerstören, um alle geliebten Reste und ehrwürdigen Denkmale ihrer Vorfahren und ihres Ursprungs zu verwüsten, und sie voll Angst aus dem Schoosse ihres Landes zu reissen.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Nachkommen des Cortez.

D. Fernando Cortez, Eroberer, Statthalter und General Kapitän von Mexico, erster Marquis des Thals von Oaxaca, hatte zur 2ten Gemahlin Donna Jeroma Ramirez d'Arrellano und Zuniga, Tochter des D. Ramires d'Arrellano, zweyten Grafens von Aguilar und der Donna Jeroma de Zuniga, einer Tochter des Grafen von Benares, ältesten Sohns des Don Alvaro de Zuniga, ersten Herzogs von Bejar. Aus dieser Ehe ward geboren:

I.

D. Martinez Cortez Ramirez d'Arrellano, zweyter Marquis des Thals. Er heyrathete seine Nichte, Donna Anna Ramirez d'Arrellano, und erzeugte mit ihr

II.

1) D. Fernando Ramirez d'Arrellano, 3ten Marquis des Thals, vermählte sich mit Donna Mencia Fernandez de Cabrera und Mendoza, Tochter des D. Pedro Fernandez Cabrera und Bobadilla, zweyten Grafens von Chinchon, und der Donna Maria de Mendoza und Cerda, einer Schwester des Prinzen von Melito. D. Fernando hatte nur einen Sohn, welcher jung starb: ihm folgte sein Bruder

2) D. Pedro Cortez Ramirez d'Arrellano, 4ter Marquis des Thals, welcher sich mit Donna Anna Paeco de la Cerda, Schwester des 2ten Grafen von Montalban verheyrathete, aber ohne Leibeserben starb, weswegen ihm seine Schwester succedirte.

3) Donna Jeroma Cortez Ramirez d'Arrellano, die Marquise des Thals. Sie verheyrathete sich mit D. Pedro Carillo de Mendoza, 9ten Grafen von Priego, General Kapitän von Sevilla, und Oberhofmeister der Königin Margaretha von Oestreich. Sie hatten eine Tochter.

III.

Donna Stephania Carillo de Mendoza und Cortez, 6te Marquise des Thals, Gemahlin des D. Diego von Arragonien, 4ten Herzogs von Terranova, Prinzen von Castel Vetrano; und des Marquis von Avola und Favora, Connetable und Admiral von Sicilien, Commendant von Villa Franca, Vicekönig von Sardinien, und Ritter vom goldnen Vlies. Sie hatten eine einzige Tochter.

IV.

Donna Juana d'Arragon Carilla de Mendoza und Cortez, 5te Herzogin von Terranova und 7te Marquise des Thals, Oberhofmeisterin der Königin Louise von Orleans, und hernach bey der Königin Maria von Oestreich. Sie verheyrathete sich mit D. Hector Pignatelli, 5ten Herzog von Montelione, Prinzen von Noya, Marquis von Cerchiara, Grafen von Borello, Catalonia, und Santangelo, Vicekönig von Catalonien, und Grande von Spanien ꝛc. Ihr einziger Sohn war

V.

D. Andrea Fabrizio Pignatelli d'Arragon Carillo Mendoza und Cortez, 4ter Herzog von Montelione, 5ter Herzog von Terranova, 8ter Marquis des Thals, Grande von Spanien, Oberkammerherr des Königreichs Neapel, Ritter des goldnen Vliesses. Er vermählte

sich mit Donna Teresa Pimontel und Benavides, Toch
ter des Don Alfonso de Quinones, 12ten Grafens vo
Benavente, Luna und Majorca, Grande von Spanien
und der Donna Elisab. Francisca von Benavides, 3te
Marquise von Javalquinto und Villareal. Sie erzeug
ten mit einander eine Tochter.

VI.

Donna J. Pignatelli d'Arragon, Pimentel, Co
rillo de Mendoza und Cortez, 7te Herzogin von Mon
telione, 7te Herzogin von Terranova, 9te Marqui
des Thals, Grandin von Spanien. Ihr Gemahl wa
D. Nicol. Pignatelli, einer der Prinzen von Noja un
Cerchiara ꝛc. Vicekönig von Sardinien und Sicilien
Sie hatten einen Sohn.

VII.

D. Diego Pignatelli d'Arragon ꝛc. 8ter Herzo
von Montelione, 8ter Herzog von Terranova; 10te
Marquis des Thals, Grosadmiral und Connetable von
Sicilien, Grande von Spanien ꝛc. er vermählte sich
mit Donna Margar. Pignatelli aus dem Herzoglichen
Hause Bellosguardo, und erzeugte mit ihr einen Sohn.

VIII.

D. Fabrizio Pignatelli d'Arragon ꝛc. 9ter Her
zog von Montelione, 9ter Herzog von Terranova
11ter Marquis des Thals ꝛc. Seine Gemahlin Donn
Costanza Medici aus dem Hause der Prinzen von Ott
jano gebar ihm einen Sohn.

IX.

D. Hector Pignatelli d'Arragon ꝛc. 10ter Herzo
von Terranova und Montelione, 12ter Marquis de
Thals von Oaraca, Grande von Spanien ꝛc. Er le
gegenwärtig zu Neapel, und ist mit Donna N. Picc
lomini aus dem Herzoglichen Hause von Amalfi ve
mählt.

Aus der unter Nr. VI. angezeigten Ehe wurde
4 Söhne, Diego, Fernando, Antonio und Fabrizi

und 4 Töchter, Rosa, Maria Teresa, Stephania und Catharina geboren. 1) D. Diego erbte das Marquisat des Thals, und die Herzogthümer Montelione und Terranova. 2) D. Ferdinand heyrathete Donna Lucretia Pignatelli, Prinzeßin von Strongoli, und sein Sohn D. Salvatore die Donna Julia Mastrigli aus dem Herzoglichen Hause von Marigliano. 3) D. Antonio vermählte sich in Spanien mit der einzigen Tochter des Grafen von Fuentes. Aus dieser Ehe entsprang D. Jerom Pignatelli d'Arragon, Moncayo ꝛc. Graf von Fuentes, Grande von Spanien ꝛc. Gesandter des Spanischen Hofes in London und Paris, dessen jetztlebender Sohn ist mit der einzigen Tochter und Erbin von Castniro Pignatelli, Grafen von Egmont, Herzoge von Bisaccia ꝛc. vermählt, und steht als Generallieutenant in Französischen Diensten. 4) Don Fabrizio nahm Virginia Pignatelli, Schwester der Prinzeßin von Strongoli zur Gemahlin, und erzeugte mit ihr dem D. Michael, jetzigen Marquis von Salice und Guagnano. 5) Rosa bekam den Prinzen von Scalea zum Gemahl. 6) Maria Teresa den Marquis von Westerlo. 7) Stephania den Prinzen von Bisignano. 8) Catharinn den Grafen von Acetra.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Nachkommenschaft des Königs Montezuma.

Montezuma, 9ter König von Mexico hatte seine Nichte, Miahuarochitl, zur Gemahlin.

|

Don Pedro Johualicahuatzin Montezuma, verheyrathet an Donna Catharina Quauprochitl, seine Nichte.

|

Don Diego Luis Ihuitemotzin Montezuma heyrathete in Spanien Donna Francisca Cueva.

Don Pedro Tesifon Montezuma de Cueva, erster Graf von Montezuma und Tula, Vicomte von Iluca vermählte sich mit Donna Jeroma Porras.

D. Diego Montezuma und Porras, 2ter Graf von Montezuma ꝛc. heyrathete Donna Luisa Jofre, Loaisa und Carilla, eine Tochter des Grafen von Arco.

Donna Maria Jeroma Montezuma Jofre de Loaisa, 3te Gräfin von Montezuma ꝛc. vermählte sich mit D. Joseph Sarmiento de Valladares, welcher Vicekönig von Mexico und erster Herzog von Atrisco war.

Donna Fausta Dominica Sarmiento Montezuma, vierte Gräfin von Montezuma, starb als Kind zu Mexico 1697.

Donna Melchiorra Sarmiento Montezuma, 5te Gräfin von Montezuma, starb ohne Erben 1717., wo durch die Güter des Hauses Montezuma an Donna Teresa Nieto de Sylva, Tochter des ersten Marquis von Tenebron fielen.

Donna Teresa Francisca Montezuma und Porras, vermählt mit D. Diego Cisneros de Guzman.

Donna Jeroma de Cisneros Montezuma ward an den Don Felix Nieto de Sylva, ersten Marquis von Tenebron vermählt.

Donna Teresa Nieto de Sylva und Montezuma, 2te Markgräfin von Tenebron und 6te Gräfin von Montezuma, ward die Gemahlin des D. Gaspar d'Oca Sarmiento und Zuniga.

D. Jerom d'Oca Montezuma ꝛc. 3ter Marquis von Tenebron und 7ter Graf von Montezuma vermählte sich mit Donna Josepha de Mendoza.

D. Jerom d'Oca Montezuma und Mendoza, 8ter Graf von Montezuma, 4ter Graf von Tenebron und Grande von Spanien ist jetzt am Leben.

Es giebt noch andre Linien dieses Hauses so wohl in Spanien als in Mexico.

Abhandlungen

über das Land, über die Thiere, und über die Einwohner von Mexico,

darin die alte Geschichte dieses Landes bestätigt, verschiedne zur Natur-Historie gehörige Dinge erläutert, und eine Menge Irrthümer widerlegt werden, welche einige berühmte neuere Verfasser in Ansehung Amerikas verbreitet haben.

Einleitung.

Die Abhandlungen, welche wir jetzt unsern Lesern vorlegen wollen, sind beydes nützlich und nöthig, um die alte Geschichte von Mexico in ein deutlicheres Licht zu stellen, und die Wahrheit verschiedner darin behaupteten Dinge zu bestätigen. Die erste Abhandlung war nöthig, um die mangelhaften Kenntnisse in Ansehung der ersten Bevölkerung der neuen Welt zu ersetzen. Die zweyte ist zwar etwas langweilig und minder interessant, durfte aber doch nicht übergangen werden, um zu zeigen, worauf sich unsre Zeitrechnung gründet, und wird für diejenigen, welche die Mexicanische Geschichte bearbeiten wollen, von Nutzen seyn. Die übrigen sind sämmtlich aus der Betrachtung wichtig, daß sie unbehutsame Leser für Irrthümer und falsche Vorspiegelungen warnen sollen, wozu sie sonst durch einen Haufen neuerer Schriftsteller verleitet werden möchten, die sich nicht geschämt haben ohne hinlängliche Kenntniß von dem Lande, den Thieren und den Einwohnern von America zu schreiben.

Wer das Werk des Herrn von Paw [a]) lieset, muß sich tausend irrige Vorstellungen in Ansehung der

a) Philosophische Untersuchungen über Amerika. Berlin 1769. 8.

Wahrheit unsrer Geschichte machen. Er ist ein Philosoph nach der jetzigen Mode, und gelehrt, insonderheit in gewissen Dingen, bey deren Unwissenheit er glücklicher gewesen wäre. Er mischt Possen und Beleidigungen unter, und läßt Schimpfreden aus seiner Feder fließen, ohne Achtung für die Wahrheit, und Gefühl für die Unschuld zu haben. Er entscheidet dreist, und in einem gebieterischen Tone; er beruft sich beständig auf die Schriftsteller von Amerika, und giebt sein Werk für die Frucht einer zehnjährigen Arbeit aus. Dies glaubt er werde ihn bey vielen Lesern unsers philosophischen Zeitalters empfehlen, die nichts als Philosophie schätzen, und nur diejenigen für Philosophen halten, welche über die Religion spotten, und die Sprache der Freygeisterey reden.

Herr von Paw giebt sich viel Mühe die Welt zu überreden, daß die ganze Natur in dem unermeßlichen Welttheile von Amerika, sowohl was Pflanzen und Thiere, als auch die Einwohner anbetrifft, ausgeartet sey. Der Boden, sagt er, ist theils mit hohen Bergen und Felsen besetzt, theils von stehenden ungesunden Sümpfen überschwemmt, oder mit ungeheuern dicken Wäldern bedeckt, die keinen Sonnenstrahl durchlassen, und daher ist er überhaupt unfruchtbar, und trägt mehr giftige Pflanzen, als die ganze übrige Welt; die Luft ist ungesund und kälter als in andern Ländern, das Clima begünstigt die Fortpflanzung der Thiere nicht; alle im Lande einheimische Thiere sind kleiner, ungestalteter, schwächer, dünner, feiger, als die in der alten Welt; und die man aus Europa dahin bringt, arten, so wie die Pflanzen, bald aus; die Menschen sind wenig von den Thieren unterschieden, ausgenommen in der Gestalt, aber auch in dieser äußern sie viele Merkmale von Ausartung, eine Olivenfarbe, ein sehr harter Kopf mit groben dicken Haarlocken, und auf dem ganzen übrigen Körper gar keine Haare; sie sind viehisch, schwächlich, und vielen heftigen Krankheiten unterworfen, die durch

die ungesunde Luft veranlaßt werden; aber so fehlerhaft ihr Körper auch seyn mag, so sind ihre Gemüther doch noch weit unvollkommner: ihr Gedächtniß ist so schwach, daß sie heute vergessen, was sie gestern thaten; sie sind zum Ueberlegen und Anordnung der Ideen untüchtig, können ihre Begriffe und ihr Nachdenken auch nicht verbessern, weil ihr Gehirn mit einer schleimigten, groben Feuchtigkeit angefüllt ist; sie empfinden weder Liebe noch andre Leidenschaften; ihre Trägheit und Unthätigkeit erhält sie in einem wilden Zustande; ihre Kleinmüthigkeit und Verzagtheit zeigte sich bey der Spanischen Eroberung; ihre moralischen Laster entsprechen den physikalischen Fehlern; Trunkenheit, Lügen, Pederastie sind auf den Inseln in Mexico und Peru sehr gemein; sie lebten ohne Gesetze; die wenigen Künste, welche sie kannten, waren in einem sehr rohen Zustande; der Ackerbau war gänzlich vernachlässigt, die Baukunst erbärmlich, und ihr Geräthe noch weit unvollkommner; in der ganzen neuen Welt waren nur zwo Städte, Cuzco in Nord- und Mexico in Südamerika, und diese bestunden aus elenden Hütten u. s. w.

Dies ist eine kleine Skizze von dem abscheulichen Gemälde, welches Paw uns von Amerika darstellt. Wir setzen es nicht der Länge nach her, und sagen auch nicht wie andre übelunterrichtete, oder von Vorurtheilen angesteckte Verfasser diesen Welttheil schildern: es wäre ein Zeitverlust ihre abgeschmackten Urtheile abzuschreiben. Eben so wenig ist unsre Absicht eine Schutzschrift für Amerika oder für die Amerikaner aufzusetzen, welches ein eignes weitläuftiges Werk erfoderte; eine Unwahrheit kann man in zwey Zeilen schreiben, zu deren Widerlegung sind aber oft ganze Seiten und Blätter nicht hinlänglich; wir wollen also nur blos auf diejenigen antworten, welche gegen die Wahrheit unsrer Geschichte streiten; und wählen Paws Werk dazu, weil man die Irrthümer der meisten andern darin beysammen antrifft.

Wir richten unsre Bemerkungen vornemlich gegen Herrn von Paw, und erinnern nur gelegentlich etwas gegen andere, und zwar meistens gegen den Grafen Buffon. Wir hegen die größte Achtung gegen diesen berühmten Gelehrten, und halten ihn für den arbeitsamsten, genauesten, und beredtesten Naturkundiger unsers Zeitalters; vielleicht hat niemand größere Fortschritte in der Kenntniß von Thieren gemacht, als er, aber bey einem Werke von so großem Umfange, und das so mancherley Gegenstände enthält, ist es unmöglich, daß nicht Fehler mit unter laufen sollten, und daß er nicht zuweilen vergaß, was er von Amerika geschrieben hatte, wo die Natur so unerschöpflich ist. Diese Irrthümer, und die Beweise, welche wir davon anführen, können keinen Einfluß auf den Ruf eines Mannes haben, der so sehr Achtung bey der gelehrten Welt verdient.

Bey Anführung von Buffons Geschichte der vierfüßigen Thiere bedienen wir uns der Pariser Ausgabe in 31 Bänden in Duodez, die im Jahr 1768. geendigt ward. Von Paws Werk führen wir allemal die Londner Ausgabe von 1771. in 3 Bänden an, bey der sich Don Pernettys Einwürfe, und Paws Antwort darauf befinden.

Erste Abhandlung.

Ueber die Bevölkerung von Amerika, und besonders von Mexico.

Keine Frage ist in der Geschichte schwerer zu beantworten, als die über die Bevölkerung von Amerika, und keine hat verschiedenere Meynungen veranlaßt. Die alten Philosophen sind in ihren Meynungen über das höchste Gut nicht mehr getheilt, als die Neuern über jene. Sie alle zu untersuchen, wäre eine sehr vergeb-

liche Arbeit. Unsre Absicht ist nicht, ein neues System auf die Bahn zu bringen, weil wir keine Ursache haben, eines zu unterstützen; wir legen den Gelehrten nur einige wenige Muthmaßungen, die wir für nicht unnütze halten, zur Prüfung vor. Um hierbey deutlich und bestimmt zu Werke zu gehen, theilen wir diesen Gegenstand in verschiedne Theile, um über jeden unsre Meynung besonders zu sagen.

Erster Abschnitt.

Zu welcher Zeit fieng Amerika an bevölkert zu werden.

Betancourt und andre sind der Meynung, daß sich die Bevölkerung der neuen Welt schon vor der Sündfluth anfieng. Dies wäre an sich leicht möglich, weil ein Zeitraum von 1656 Jahren, von der Erschaffung der Welt bis zur Sündfluth, nach der Zeitrechnung des Hebräischen Textes im ersten Buch Mosis, und nach der gemeinen Meynung, oder gar von 2242 Jahren, nach der Rechnung der 70 Dollmetscher, hinlänglich war, die ganze Welt zu bevölkern, wie einige bereits bewiesen haben; wenigstens konnten leicht nach zehn oder zwölf Jahrhunderten einige von den Familien, welche sich in den östlichsten Gegenden Asiens zerstreut hatten, in denjenigen Theil der Welt, den wir jetzt Amerika nennen, übergehen, er mochte nun, wie uns glaublich scheint, mit jenen zusammen hängen, oder durch einen schmalen Arm der See davon getrennt werden. Was haben aber diese Verfasser für Beweise von einer so frühzeitigen Bevölkerung vor der Sündfluth? Weil es, sagen sie, in Amerika Riesen gab, und die Riesen waren aus den Zeiten vor der Sündfluth. Weil, sagen andre, Gott die Welt nicht schuf, um unbevölkert zu bleiben; und es nicht wahrscheinlich ist, daß er Amerika, da er es einmal zu jenem Zweck erschaffen hatte, ohne Bewohner gelassen haben würde. Nimmt man

die Worte der heiligen Schrift wie insgemein an, und daß die Riesen Menschen von außerordentlicher Größe waren, so thut dies nichts zum Beweise jener Meynung, weil wir auch in der Bibel Riesen nach der Sündfluth finden. Der Text im Jesaias trägt auch nichts zur Begünstigung dieser Meynung bey, denn obgleich Gott die Welt zum Bewohnen erschuf, so kann doch niemand die Zeit errathen, welche er zur Vollführung seines Endzwecks festgesetzt hatte.

Der Reisebeschreiber Gemelli sagt, und beruft sich dabey auf einige Gemälde, die Stadt Mexico sey im andern Jahr Calli erbauet, welches mit dem Jahr 1325. nach Erschaffung der Welt, das ist über 300 Jahre vor der Sündfluth, zusammentrifft; aber dieses irrige Vorgeben war kein Fehler mit Vorbedacht, sondern seiner Feder, wie sich deutlich aus dem Zusammenhange seiner Erzählung ergiebt. Er verdient also Paws Vorwürfe nicht, welcher dem Siguenza des nehmlichen Fehlers beschuldigt, da wir doch fest überzeugt sind, daß dieser gelehrte Mexicaner ganz verschiedner Meynung gewesen. Es ist allerdings wahr, daß Mexico im Jahr II. Calli, d. h. im Jahr 1325. erbauet worden, aber nicht nach Erschaffung der Welt, sondern nach Christi Geburt, welches besagter Schriftsteller sicher geschrieben zu haben glaubte.

Die Frage, ob Amerika vor der Sündfluth bewohnt gewesen, hilft also zu nichts, denn wären wir auch im Stande, es zu beweisen, so giengen doch alle Menschen in der Sündfluth zu Grunde; und wir müssen uns nach dieser allgemeinen Ueberschwemmung nach neuen Bevölkerern von Amerika umsehen. Manche Schriftsteller schränken bekanntlich die Sündfluth nur auf einen Theil Asiens ein, aber wir wissen auch, daß dieses wieder die heilige Schrift, wider die Sagen der Amerikaner, und die physikalischen Beobachtungen streitet.

Dr. Siguenza war der Meynung, die Bevölkerung von Amerika habe sich nicht lange nach der Zerstreuung der Nationen angefangen. Weil wir die Handschriften dieses berühmten Mexicaners nicht besitzen, können wir auch nicht wissen, auf was für Gründe er seine Meynung bauete, welche mit der Ueberlieferung der Chiapaneser sehr überein stimmte. Andre Schriftsteller halten die Bevölkerung für weit neuer, weil die Geschichtschreiber der Mexicaner und Peruaner unter diesen Nationen kein Andenken besondrer Begebenheiten finden, die über 800 Jahre hinaufgehen. Aber diese verwechseln die Bevölkerung von Mexico durch die Chichimecas und Aztecas, mit der von ihren Vorfahren, welche sie lange vorher in den nördlichen Gegenden von Amerika bewerkstelligten, und unterscheiden die Mexicaner nicht von jenen Nationen, die dieses Land zuvor im Besitz hatten. Wer kann mit Gewißheit bestimmen, wenn die Otomies, Olmecas, Cuitlatecas und Michuacaneser in das Land Anahuac kamen? Man darf sich nicht wundern, wenn manche Schriftsteller von Mexico keine ältern Nachrichten als 800 Jahre finden konnten, weil sie, außerdem daß der größte Theil der historischen Denkmale dieser Nationen verlohren gegangen, nicht verstanden, wie sie die Mexicanischen Jahre mit den unsrigen vergleichen sollten, und daher oft große Anachronismen begiengen. Allein diejenigen, die sich einen stärkern Vorrath von alten ausgesuchten Gemälden angeschafft hatten, und die Chronologie dieser Völker besser zu bestimmen wußten, wie Siguenza und Ixtlilxochitl, fanden ältere Nachrichten, und bedienten sich ihrer in ihren schätzbaren Handschriften.

Wir zweifeln nicht, daß die Bevölkerung von Amerika sehr alt ist, 1) weil die Mexicaner manche Künste und Erfindungen nicht kannten, z. E. sich des Wachses und Oels zur Erleuchtung zu bedienen, welche in Europa und Asien von hohem Alter, höchst nützlich ja nothwendig und von der Art sind, daß man den Gebrauch,

wenn man ihn einmal entdeckt hat, nie wieder vergessen wird.

2) Weil die feinsten Nationen der neuen Welt, vorzüglich die Mexicaner, in ihren Sagen und Gemälden das Andenken der Erschaffung der Welt, den Bau des Thurms zu Babel, die Verwirrung der Sprachen, und Zerstreuung der Völker, obgleich mit Fabeln vermischt, erhalten haben, und gleichwohl keine Kenntniß von Begebenheiten hatten, die sich später in Europa, Asien und Afrika zutrugen, obgleich manche darunter so wichtig und merkwürdig waren, daß sie ihnen nicht leichtlich aus dem Gedächtniß kommen konnten.

3) Weil die Amerikaner nicht die geringste Kenntniß von den Bewohnern der alten Welt hatten, und sich bey letztern auch keine Nachrichten von dem Uebergang aus der alten in die neue Welt finden. Diese Gründe, dünkt uns, geben unsrer Meynung einigen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Zweyter Abschnitt.

Wer waren die ersten Bevölkerer von Amerika?

Diejenigen, welche die Autorität der heiligen Schrift in Zweifel ziehen, behaupten, die Amerikaner stammen nicht vom Adam und Noah ab, und glauben, oder geben es wenigstens vor, daß so wie Gott Adam erschuf, um der Stammvater der Asiaten zu seyn, so habe er auch entweder früher oder später andre Menschen erschaffen, um die Stammväter der Afrikaner, Europäer und Amerikaner zu seyn. Dies läuft nicht wider die Autorität der heiligen Schrift, sagt ein neuerer Schriftsteller [a]), denn das Moses keines andern ersten

a) in einer elenden kleinen zu Berlin 1775. herausgekommnen Schrift: le Philosophe Douceur. (So steht der Titel im Englischen Original.)

Stammvaters, als des Adam, gedenkt, rührt daher, weil er die Geschichte keines andern Volks, als der Israeliten, schreiben will. Allein dies streitet wider die Ueberlieferungen der Amerikaner, weil sie sich in ihren Gemälden und Liedern für Abkömmlinge der Menschen ausgaben, welche aus der allgemeinen Sündfluth entkamen. Die Toltecas, Mexicaner, Tlascalaner und alle andere Nationen kommen in diesem Punkte überein. Sie sagen einhellig, daß ihre Vorfahren anderwärts her in diese Gegenden kamen; sie zeigen den Weg, den sie genommen, an; ja sie haben gar die Namen der Urväter, die sich nach der Verwirrung der Sprachen von den übrigen Menschen trennten, sie mögen nun wahr oder falsch seyn, aufbehalten.

F. Nunez de Vega, Bischof von Chiapa, führt in der Vorrede zu seinen Synodal-Constitutionen an, daß er auf einer Visitation seines Sprengels zu Ende des vorigen Jahrhunderts viele alte Kalender der Chiapaneser und ein altes Manuscript in der Landessprache, welches die Indianer selbst aufgesetzt, gefunden, darin, vermöge einer alten Tradition, gesagt ward, daß ein gewisser Mann, Nahmens **Votan** [b]), bey dem großen Gebäude zugegen gewesen, welches auf Befehl seines Oheims, bis an die Wolken aufgeführt werden sollte; daß damals jedes Volk seine eigne Sprache bekam, und daß Votan den Auftrag von Gott erhielt, die Eintheilung des Landes Anahuac zu machen. Der Bischof fügt in der Folge hinzu, daß zu seiner Zeit zu Teopixca eine große, zu seinem Sprengel gehörige, Niederlassung mit einer Familie, Namens Votan, gewesen, welche man für Abkömmlinge dieses großen Bevölkerers gehalten. Unsere Absicht ist nicht, dem Votan, auf diese Sagen, ein hohes Alter zu geben, sondern nur bloß zu

b) Votan ist der Name des Anführers der 20 berühmten Männer, nach welchen die 20 Tage des Monats bey den Chiapanesern benennt sind.

zeigen, daß die Amerikaner sich für Abkömmlinge des Noah hielten.

Von den alten Indianern in Cuba erzählen einige Amerikanische Geschichtschreiber, daß sie auf die Fragen der Spanier wegen ihres Ursprungs geantwortet, sie hätten von ihren Vorfahren vernommen, daß Gott Himmel, Erde und alles erschaffen, daß ein alter Mann, welcher die Sündfluth voraus gesehen, womit Gott die Sünden der Menschen zu strafen beschlossen, einen grossen Kanoe gebauet, und sich nebst seiner Familie und vielen Thieren darauf begeben: nachdem die Ueberschwemmung aufgehört, habe er einen Raben ausgeschickt, welcher, weil er Aas gefunden, nicht wieder gekommen wäre, darauf habe er eine Taube fliegen lassen, die sey bald zurückgekehrt, und habe einen Zweig von einer gewissen Amerikanischen Frucht, Hoba, im Schnabel gehabt; als der alte Mann wahrgenommen, daß die Erde trocken war, habe er sein Fahrzeug verlassen, und sich Wein von Waldtrauben gemacht, wovon er betrunken geworden und eingeschlafen; einer seiner Söhne habe über seine Entblößung gespottet, ein andrer ihn liebreich zugedeckt, weswegen er beym Erwachen jenen geflucht, und diesen gesegnet. Endlich glaubten diese Wilden, daß sie von dem verfluchten Sohne abstammten, und deswegen alle nackend giengen, und daß die Spanier, weil sie Kleider trügen, vielleicht von dem andern herkämen.

Die Mexicaner pflegten den Noah **Coxcox** und **Teocipactli** zu nennen, die Michuacaneser hingegen **Tezpi**. Sie erzählten; es sey einst eine große Sündfluth gewesen, und Tezpi habe sich, um nicht zu ertrinken, mit Frau und Kindern, allerley Thieren, und verschiedenen Sämereyen von Früchten, auf ein Schiff, das wie ein Kasten, oder eine Arche gestaltet gewesen, begeben; wie das Wasser gefallen, habe er den Vogel **Aura** fliegen lassen, welcher nicht wieder gekommen, weil er sich von Aesern genährt; verschiedene nachher abgeschickte Vögel hätten sich eben so wenig wieder ein-

gefunden, ausgenommen ein Kolibrit, welcher wegen seiner mancherley Federn sehr geschätzt ward; dieser brachte einen kleinen Zweig mit, und von dieser Familie glaubten sie durchgehends abzustammen. Wenn wir uns also auf die heil. Schrift, oder auf die Ueberlieferungen der Amerikaner verlassen wollen, so müssen wir die ersten Bevölkerer von Amerika unter Noahs Nachkommen suchen.

Wer waren sie aber? und welcher von Noahs Söhnen ist als der eigentliche Stammvater der Amerikaner anzusehen? Dr. Siguenza, und die einsichtsvolle Nonne D. Agnes de la Cruz glaubten, oder muthmaßten vielmehr, daß die Mexicaner und andre Nationen in Anahuac von Naphtuhim, dem Sohne Mezraims, und Enkel Chams abstammten. Boturini war der Meinung, daß sie nicht bloß vom Naphtuhim, sondern auch von seinen fünf Brüdern abstammten. Der gelehrte Spanier Arias Montano nahm an, daß die Amerikaner und vorzüglich die Peruaner zur Nachkommenschaft Ophirs, des vierten von Sems Söhnen, gehörten; aber seine Gründe sind so schwach, daß sie keine Anzeige verdienen. Wir wollen jetzt nur bey des Siguenza seinen stehen bleiben.

Andre Verfasser, die mit ihren Untersuchungen nicht in ein so hohes Alter zurückgehen wollten, haben den Ursprung der Amerikaner in verschiedenen Ländern aufgesucht. Ihre Meynungen sind so verschieden und so zahlreich, daß es nichts leichtes ist, sie anzuzeigen. Einige glauben die Ureltern der Amerikaner in Asien, andre in Afrika, und noch andre in Europa zu finden. Unter denen, die sie aus Europa holen, nehmen einige die Griechen zu Stammvätern an, einige die Römer, einige die Spanier, einige die Irrländer, einige die Curländer, einige die Russen u. s. w. Die da glauben, daß sie aus Afrika herkommen, halten sie zum Theil für Abkömmlinge der Aegypter, andre für alte Karthaginienser, oder Numidier. Unter allen Verfassern gehen

keine mehr von einander ab, als diejenigen, welche dafür halten, man habe die Bevölkerung von Amerika den Asiatern zu verdanken. Die Israeliten, die Cananiter, die Phönicier, die Assyrier, die Perser, die Tartarn, die Ostindier, die Chineser, die Japaner haben alle ihre Advokaten, unter den Historikern und Philosophen der beyden letzten Jahrhunderte. Ja es giebt sogar einige, die sich nicht begnügen, die Stammväter in den bekannten Ländern der Welt aufzusuchen, sondern sie lassen die berühmte Insel Atlantis aus dem Weltmeer hervorsteigen, um aus selbiger Kolonien nach Amerika zu senden. Darüber darf man sich aber nicht wundern, weil es Schriftsteller giebt, welche die Amerikaner, um keiner Nation zu nahe zu treten, für Abkömmlinge von allen in der Welt zusammen genommen ausgeben.

Diese große Verschiedenheit in den zum Theil ausschweifendsten Meynungen rührt von der Meynung her, daß, um die Abstammung einer Nation von der andern glaubwürdig zu machen, nichts weiter nöthig sey, als einige Aehnlichkeit in den Wörtern beyder Sprachen, in den Gewohnheiten, Gebräuchen und Sitten aufzufinden. Von der Art sind die Gründe obiger Meynungen, welche der Dominikaner Garcia, und jene gelehrten Spanier, die sein Werk mit Anmerkungen neu aufgelegt und mit einem großen Prunk von Gelehrsamkeit gesammelt haben. Wer Lust hat sie zu beherzigen, mag es thun, uns fehlt es an Zeit dazu.

Wir können jedoch nicht umhin, die Meynungen des D. Siguenza anzuführen, welche der berühmte Bischof Daniel Huet ebenfalls annimmt, weil sie uns unter allen den meisten Grund zu haben scheinen. Siguenza glaubte nemlich, daß die Nationen, welche das Mexicanische Reich bevölkerten, zur Nachkommenschaft des Naphtuhim gehörten, und daß ihre Urväter nicht lange nach der Verwirrung der Sprache gegen Amerika wanderten. Die Ursachen, worauf er seine Meynung gründet, werden blos in der Bibliotheca Mexicana an-

geführt. Da wir aber seines herrlichen Manuscripts beraubt sind, so können wir sie blos, wie Eguiara in der obgedachten Bibliotheca Mexicana that, anführen.

Diese Gründe sind, wie es scheint, fürs erste, die Uebereinstimmung dieser Amerikanischen Nationen mit den Egyptern in Ansehung der Bauart pyramidenförmiger Gebäude, des Gebrauchs der Hieroglyphen bey ihrer Zeitrechnung, in der Kleidung, in verschiednen Gebräuchen, und endlich in der Aehnlichkeit des Mexicanischen Worts Teotl mit dem Egyptischen Theuth, welches den Bischof Huet veranlaßte, des Siguenza Meynung beyzutreten. Trägt man diese Meynung als eine Muthmaßung vor, so wollen wir ihr nicht widersprechen: giebt man sie aber für eine zuverläßige Wahrheit aus, so scheinen uns die Beweise nicht zureichend.

Siguenza nimmt an, daß die Kinder des Naphtuhim nicht lange nach der Verwirrung der Sprachen von Egypten gegen Amerika zogen. Man muß also nothwendiger weise die Sitten und Gebräuche der Amerikaner mit der ältesten Egypter ihren vergleichen, nicht mit denen von ihren Nachkommen, die lange nachher Egypten bewohnten, und von welchen man nicht glaubt, daß die Amerikaner abstammen. Wie kann man sich aber einbilden, daß die Egypter gleich nach der Zerstreuung der Völker anfiengen, Pyramiden zu bauen, und Hieroglyphen zu gebrauchen, und daß sie von jener Zeit an ihre Jahre und Monate schon auf die Art, wie nachher geschehen, einrichteten? Alles dieses geschahe unstreitig weit später, als jene Epoche angesetzt werden muß; es war auch keineswegs nöthig, die Egyptischen Pyramiden gesehen zu haben, um die Amerikaner auf den Gedanken zu bringen, solche Arten von Gebäuden aufzuführen: der bloße Anblick der Berge konnte sie dazu bringen. Wer ein Gebäude zur Verewigung seines Namens aufzurichten wünscht, wird leicht darauf fallen, ihm eine pyramidalische Form zu geben, weil man keine andre Art von Gebäuden zu einer gleichen Höhe mit so

geringen Kosten und so wenig Mühe aufführen kann, weil es, je höher es wird, nach Proportion desto weniger Materialien erfordert. Ueberdieses sind die Mexicanischen Gebäude von der Egypter ihren gänzlich verschieden. Die letztern sind völlig pyramidalisch, die erstern nicht; jene bestunden aus drey, vier oder fünf viereckigen oder ablangen Massen, wovon die obere allemal einen geringern Umfang hatte, als die untere. Der Egypter ihre waren überhaupt hohl, der Mexicaner ihre massiv; diese dienten zum Fuß der Tempel, jene zu Grabmalen ihrer Könige. Die Tempel der Mexicaner und andrer Nationen in Anahuac waren von einer so besondern Art, daß man sie, so viel wir wissen, bey keinem Volke in der Welt antrifft, daher muß man sie als Originalerfindungen der Toltecas oder irgend eines noch ältern Volks ansehen.

In der Art der Zeitrechnung hatten die Mexicaner weit mehr Aehnlichkeit mit den Egyptern, nemlich mit den spätern Egyptern, nicht mit jenen ältern, von deren Art zu rechnen wir nichts wissen. Das Egyptische Sonnenjahr bestund aus 365 Tagen, wie bey den Mexicanern: beyde enthielten in ihren Monaten 365 Tage, und so wie die Egypter zu ihrem letzten Monat Mesori 5 Tage hinzusetzten, so machten die Mexicaner es bey ihrem Monat Izcalli, in welchem Punkte sie mit den Persern übereinkommen. Aber in andern Stücken zeigt sich ein großer Unterschied, denn bey den Egyptern bestund das Jahr aus 12 Monaten, und jeder aus 30 Tagen, bey den Mexicanern hingegen aus 18 Monaten, jeder zu 20 Tagen c). Die Egypter zehlten, wie viele Nationen der alten Welt, nach Wochen, die Mexicaner nach Perioden von 5 Tagen im bürgerlichen, und von 13 Tagen im religiösen Jahr.

c) Wir reden hier bloß von dem religiösen Jahr der Mexicaner, den von ihrem bürgerlichen und astronomischen wissen wir nichts.

Die Mexicaner bedienten sich wie die Egypter der Hieroglyphen; allein wie manche andre Nationen thaten eben dieses, um die Geheimnisse ihrer Religion zu verhüllen; und gesetzt, die Mexicaner lernten die ihrigen von den Egyptern, warum behielten sie nicht auch den Gebrauch der Buchstaben von ihnen bey? Wollte man einwenden, die Buchstaben wurden erst nach der Trennung erfunden, so fragen wir, weiß man denn, daß der Gebrauch der Hieroglyphen bereits vor der Trennung bekannt war.

Die Kleidung der Egypter war vermuthlich mit der von den andern Söhnen und Enkeln Noahs einerley, wenigstens ist kein Grund vorhanden, sie sich anders zu gedenken. Von den politischen Einrichtungen und Gebräuchen dieser ersten Menschen wissen wir nichts. Die ältesten Egypter, wovon wir einige Spuren haben, sind diejenigen, welche zu des Patriarchen Josephs Zeiten lebten. Wollte man eine Vergleichung zwischen ihren Gebräuchen, deren in der heil. Schrift gedacht wird, und der Mexicaner ihren anstellen, so würde man einen gewaltigen Unterschied finden. Mit einem Worte, wir wollen des Siguenza Meynung nicht für falsch ausgeben, sondern nur zeigen, daß es keine Wahrheit sey, darauf man sicher bauen kann.

Der Herr von Paw, der voll der sonderbarsten Meynungen ist, behauptet, daß die Mexicaner von den südwärts wohnenden Apalachiten abstammen, aber er führt keinen Grund an, und kann es auch nicht, um seine Meynung wahrscheinlich zu machen; und gesetzt, sie wäre auch wahr, so bleibt die Schwürigkeit wegen des Ursprungs der Apalachiten selbst immer unaufgelößt. Er findet zwar keinen Anstand dabey, weil er uns zuweilen zu verstehen giebt, daß er dem romanenhaften System des la Peyrere nicht abgeneigt sey.

Was nun die Meynung anbetrifft, die wir uns selbst zu entwerfen gewagt haben, so ziehen wir daraus nachstehende Folgerungen.

1) Die Amerikaner stammen von verschiedenen Nationen oder Familien ab, die nach der Verwirrung der Sprachen zerstreuet worden. An der Wahrheit dieses Satzes wird nicht leicht jemand zweifeln, wer einige Kenntniß von der Menge und großen Verschiedenheit der Amerikanischen Sprachen hat. In Mexico haben wir bereits 35 gefunden, in Südamerika sind noch weit mehrere bekannt. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zehlten die Portugiesen 50 in Maragnon. Allerdings wird zwischen manchen von diesen Sprachen eine große Verwandschaft bemerkt, zum Beweise, daß sie von einer Muttersprache abstammen, als da sind die Eudevische, Getatische, und Tanahumarische in Nordamerika, und die Macobische, Tobische, und Abiponische in Südamerika, aber andre gehen auch so weit von einander ab, als das Illyrische vom Hebräischen. Wir können dreist behaupten, daß unter allen lebendigen und todten Sprachen keine mehr von einander abweichen können, als die von den Mexicanern, Otomies, Tarascas, Mayas und Miztecas, und diese fünf Sprachen werden in verschiednen Mexicanischen Provinzen geredet. Es wäre also abgeschmackt zu behaupten, daß so sehr verschiedne Sprachen blos verschiedne Dialekte einer Muttersprache sind. Wie ist es möglich, daß eine Nation ihre ursprüngliche Sprache zu einem solchen Grade abändern, oder die Dialekte so vermehren könne, daß nicht, wenn gleich nach einigen Jahrhunderten, doch noch etliche Wörter, die ihnen allen gemein wären, oder wenigstens einige Aehnlichkeit, oder einige Spuren ihres Ursprungs übrig bleiben sollten?

Wer wird das glauben, was Acosta in seiner Geschichte meldet? Die Aztecas oder Mexicaner, erzählt er, wären nach einem langen Zuge im Königreich Michuacan angelangt, das reizende Land hätte ihnen so gefallen, daß sie Lust bekommen, sich darin nieder zu lassen: weil die ganze Nation aber nicht Platz darin gehabt, so habe ihr Gott Huitzilopochtli darein gewilligt, daß nur einige

leiben möchten, den andern habe er unter den Fuß ge-
eben, daß sie, wenn jene sich im See Pazcuaro baden
ürden, die Kleider stehlen, und alsdann ihre Reise
eiter fortsetzen sollten. Als nun die Badenden sich ih-
r Kleider beraubt, und von ihren Gefährten betrogen
efunden hätten, wären sie so aufgebracht worden, daß
e nicht allein beschlossen da zu bleiben, sondern auch eine
eue Sprache anzunehmen, und daß daraus die Tara-
anische Sprache entstanden. Die von Gomara und
ndern Geschichtschreibern angenommene Meynung ist
och weit unglaublicher. Es soll nemlich ein alter Mann,
ztoc Mixcoatl, mit seiner Frau, Itaucueitl, sechs Kin-
r, jedes mit einer besondern Sprache, erzeugt haben,
elche Xolhua, Tenoch, Olmecatl, Xicallancatl,
Nixtecatl und Otomitl geheissen, und Stammväter
n eben so viel Nationen geworden, welche die Land-
haft Anahuac bevölkerte. Die Mexicaner wollten
urch diese Allegorie anzeigen, daß alle diese Nationen
nen einzigen gemeinschaftlichen Ursprung hatten; obige
Verfasser machten ein Mährchen daraus, weil sie die
Bedeutung nicht verstanden.

2) Die Amerikaner stammen von keinem einzigen
ßt in der alten Welt vorhandenen Volke ab, oder
an hat wenigstens keine hinlängliche Ursache solches zu
haupten. Dieser Schluß beruhet mit dem vorigen
f einerley Grund; denn kämen die Amerikaner von
nem dieser Völker her, so würde man doch, ohnge-
htet des hohen Alters ihrer Trennung, wahrscheinlicher
Weise einige Spuren in ihren Sprachen antreffen: aber
s jetzt hat man dergleichen nicht auffinden können, ob-
eich viele, unter andern der Dominikaner Garcia, sich
e äußerste Mühe gegeben. Wir haben bey müßigen
Stunden die Mexicanische und andre Amerikanische
Sprachen mit verschiedenen so wohl jetzt lebenden als
odten Sprachen verglichen, sind aber nicht im Stande
ewesen die geringste Aehnlichkeit zwischen irgend einer
on ihnen zu entdecken. Die Aehnlichkeit zwischen dem

Mexicanischen Teotl, und dem Griechischen Theos, hat uns zuweilen veranlaßt diese beyden Sprachen mit einander zu vergleichen, aber wir haben nie eine Uebereinstimmung herausbringen können. Dieser Grund ist in Ansehung der Amerikaner um so wichtiger, weil sie sich ungemein fest und standhaft in Beybehaltung ihrer Sprache beweisen. Die Mexicaner gehen unter den Spaniern von ihrer Sprache nicht ab, und die Otomies behalten ihren schweren Dialekt bey, ob sie gleich unter den Spaniern und Mexicanern wohnen, und bereits seit drittehalb hundert Jahren mit beyden in Verbindung stehen.

Stammen die Amerikaner, wie es uns wahrscheinlich vorkommt, von verschiedenen nach der Verwirrung der Sprache zerstreuten Familien ab, und haben sie sich damals von den andern, welche die Länder der alten Welt bevölkerten, getrennt, so wenden die Gelehrten vergebliche Mühe an, den Ursprung der Bewohner der neuen Welt, in der Sprache und in den Gebräuchen der Asiater aufzufinden.

Dritter Abschnitt.

Aus welcher Gegend, und wie kamen die Bewohner und Thiere nach Amerika?

Dies ist der zweyte und schwürigste Punkt bey der Frage über Amerikas Bevölkerung, und hierin sind die Gelehrten, so wie in manchen andern Punkten, verschiedner Meynung. Einige schreiben solche gewissen Phönicischen Kaufleuten zu, die auf dem Weltmeer schifften, und zufälliger Weise dahin verschlagen wurden. Andre stellen sich vor, dasselbe Volk, welches, wie sie glauben, von dem alten festen Lande nach der Insel Atlantis gekommen, habe von dort aus auch leicht nach Florida schiffen, und von diesem großen Lande sich nach und nach über ganz Amerika ausbreiten können. Noch

andre glauben, daß sie von Asien aus durch die Straße Anian nach Amerika gelanget; und wiederum andre nehmen an, sie wären aus den nördlichen Gegenden Europens über einen Arm des zugefrornen Meers dahin gekommen.

Feijoo, ein Spanischer Benedictinermönch, glaubte der Welt vor einigen Jahren ein neues System vorzulegen; und worin bestund dieses System? Amerika habe gegen Norden mit dem alten festen Lande zusammengehangen, und dadurch wären Menschen und Thiere in die neue Welt übergegangen. Allein diese Meynung ist so alt als Acosta, welcher sie 144 Jahr vor dem Feijoo in seiner Geschicht von Amerika bereits bekannt machte; über dieses ist sie auch nicht zureichend, alle Schwürigkeiten, die sich in Ansehung der Versetzung der Thiere äusern, aus dem Wege zu räumen, wie wir in der Folge sehen werden.

Der Graf Buffon widerspricht sich bey allen seinem Verstande und seiner sorgfältigen Genauigkeit offenbar in diesem Punkte selbst. Er nimmt an, beyde festen Länder hätten, vermittelst der östlichen Tartarey, zusammen gehangen, und behauptet, dadurch wäre Amerika mit den ersten Bewohnern und solchen Thieren, welche in beyden Welttheilen gefunden werden, als Büffel, (in Mexico Cibolos genannt) Wölfe, Füchse, Marder, Rehe, und andre den kalten Himmelsstrichen angemessene vierfüßige Thiere, besetzt worden; hingegen könne es in Amerika weder Löwen, Tyger und Elephanten, noch einige von den 18 Arten Affen der alten Welt geben, kurz es könne kein dem heißen Clima eignes Thier der alten und neuen Welt gemein seyn, weil sie die Kälte nördlicher Gegenden nicht ausdauerten, durch welche sie doch passiren müßten, um die neue Welt zu erreichen. Dies wiederhohlt er beständig in seiner Natürlichen Historie, und spricht deswegen Amerika Ziegen, Antelopen und Kaninchen ab. Er hält diejenigen vierfüßigen Thiere blos für der neuen Welt eigenthümliche, welche in ihrem

heissen Erdstriche leben: dahin rechnet er 13 bis 14 Arten Amerikanischer Affen, die er in zwey Klassen, Sapajous und Sagouins, eintheilt, von diesen, setzt er hinzu, giebt es keine in der alten Welt, so wie man von den 18 Arten der alten Welt keine in der neuen antrifft. Wo kommen denn aber diese und andre Arten von Quadrupeden in Amerika her? Dieser Zweifel, der einem in der Naturhistorie dieses Philosophen oft aufstößt, bleibt bis zum vorletzten Bande seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere unentschieden, wo es heißt [d]):

„Weil man nicht zweifeln kann, daß alle Arten „von Thieren in der alten Welt geschaffen worden, so „müssen wir annehmen, daß sie von dieser in die neue „übergegangen, und daß einige dieser Arten, als Rehe, „Gemsen und Mouffetten, anstatt wie andre in der „neuen Welt auszuarten, sich vielmehr zu einer größern „Vollkommenheit ausgebildet, und wegen des ihnen zuträglichen Himmelsstriches ihre eigne Natur übertroffen „haben. Weil man aber doch so viele Thiere in der „neuen Welt gefunden, welche keine Aehnlichkeit mit irgend einem in der alten haben, so beweiset dieses deutlich, daß der Ursprung dieser der neuen Welt eigenthümlichen Thiere keinesweges einer Ausartung zugeschrieben werden könne. Will man auch noch so mächtige Wirkungen derselben annehmen, so kann man sich doch vernünftiger Weise nicht überreden, daß diese Thiere ursprünglich mit denen in der neuen Welt einerley gewesen seyn sollten. Es stimmt vielmehr weit besser mit der Vernunft überein, zu glauben, daß beyde Theile des festen Landes zusammenhiengen, und daß diejenigen Arten, welche sich in die neue Welt begaben, weil sie dessen Clima und Produkte ihrer Natur angemessen fanden, dorten von den andern abgesondert, und gleichsam eingeschlossen wurden, als das

d) Hist. Nat. Tom. 29. Abhandl. über die Ausartung der Thiere.

„Meer Afrika von Amerika trennte e).“ Aus dem was Buffon hier sagt, folgt: 1) daß es keine ursprünglich eigenthümlichen Thiere in Amerika giebt, weil sie alle aus der alten Welt, als dem Lande ihrer Schöpfung, kamen, 2) daß der Grund, welcher von der der Kälte nicht widerstehenden Natur einiger Thiere hergenommen ist, kein Gewicht hat, um zu beweisen, daß die Thiere nicht aus einem Welttheile in den andern übergehen konnten: denn denjenigen, welche ihrer Leibesbeschaffenheit nach den Weg durch die nördlichen Länder nicht ausdauern konnten, stand der Weg durch die Gegenden offen, wo Amerika ehemals, wie Buffon glaubt, mit Afrika zusammenhieng. 3) Daß durch den Weg, welchen die Sapajous und Sagonius nahmen, auch eben so gut Elephanten, Kameele, Tyger, Löwen u. a. passiren konnten.

Wir übergehen verschiedene Meynungen, die nicht angeführt zu werden verdienen, und legen dem Leser nur noch unsre eigne vor, nicht in der Absicht, um ein neues System auf die Bahn zu bringen, sondern um geschickteren Federn Stoff zu geben, verschiedne Punkte unsrer Geschichte genauer zu untersuchen.

1) Daß Menschen und Thiere aus der alten Welt nach Amerika gekommen, beweiset die heilige Schrift. Moses, welcher den Noah für den gemeinschaftlichen Stammvater der Menschen nach der Sündfluth erklärt,

e) Der Leser beliebe das, was Buffon hier von dem alten Zusammenhange zwischen Afrika und Amerika sagt, mit dem zu vergleichen, was er im 18ten Bande schreibt, wo von dem Löwen die Rede ist: „Der Amerikanische Löwe kann „von dem in der alten Welt nicht abstammen, weil letzterer „blos zwischen den Wendecirculn lebt. Denn da die Natur „in den nordlichen Gegenden allen Zusammenhang unterbrochen, so konnte er nicht aus den südlichen Gegenden Asiens „und Afrikas nach Amerika kommen, weil diese beyden festen „Länder durch ungeheure Seen von einander getrennt sind. „Wir müssen also schließen, daß der Amerikanische Löwe ein „der neuen Welt eigenthümliches Thier ist.“

sagt ausdrücklich, in dieser allgemeinen Ueberschwem
mung der Erde wären alle vierfüßigen Thiere, Vögel
und kriechende Thiere umgekommen, außer den wenigen
welche in der Arche zur Fortpflanzung ihres Geschlechts
aufbehalten wurden. Die wiederholten Ausdrücke des
heil. Geschichtschreibers, um die Allgemeinheit der Sünd
fluth anzuzeigen, erlauben uns nicht daran zu zweifeln
daß alle vierfüßigen Thiere, Vögel und kriechende Thie
re, von diesen wenigen Paaren abstammen, die damals
vom Untergange gerettet wurden.

II) Die ersten Bevölkerer von Amerika kamen ver
muthlich entweder auf Schiffen, oder zu Lande, oder
über das Eis dahin.

1) Mit Schiffen geschahe es entweder absichtlich
wenn der Arm der See, welcher das feste Land auf
beyden Seiten trennte, schmal war, oder sie wurden
durch Zufall und durch Winde dahin verschlagen. War
um wollte man daran zweifeln, daß die ersten Bevölke
rer von Amerika auf eben die Art dahin kamen, wie
viele hundert Jahre hernach der Schiffer, der den Co
lumbus, wie manche glauben, zuerst auf die Spur brach
te, seine merkwürdige und für ihn so rühmliche Entde
ckung zu machen [f]). 2) Sollten sie zu Lande gekom
men seyn, so müßte man annehmen, daß beyde Welt
theile ehemals zusammengehangen hätten. 3) Sie könn
ten auch über einen gefrornen Arm der See gekommen
seyn. Es ist bekannt, daß ungeheure Strecken des
nördlichen Meere sehr fest und dauerhaft zufrieren: man
dürfte sich folglich eben nicht so sehr wundern, daß ein

f) Einige Schriftsteller versichern, daß der Schiffer, wel
cher den Columbus die erste Nachricht von den in Westen
belegenen Ländern gab, aus Andalusien war, andre geben
ihn für einen Biscayer, und noch andre für einen Portugie
sen aus: und wieder andre läugnen die ganze Sache. Den
sey wie ihm wolle, die Geschichte liefert Beyspiele genug
daß Schiffe viele Grade weit von ihrem Laufe durch Winde
verschlagen werden.

Meerenge zwischen beyden Welttheilen einige Monate lang eingefroren, und daß Menschen darüber gegangen, es sey um neues Land zu suchen, oder wilde Thiere zu verfolgen. Wir führen jedoch nur an, was geschehen konnte, aber nicht was sich würklich zutrug.

III) Die Ureltern der Nationen, welche das Land Anahuac bevölkerten, wovon wir hier allein handeln, kamen vielleicht entweder aus den nördlichen Gegenden Europens in die nördlichen Länder von Amerika, oder aus der östlichen Ecke Asiens in die westlichsten Gegenden von Amerika. Dieser Schluß beruht auf die beständige und allgemeine Sage bey diesen Nationen, welche einstimmig versichern, daß ihre Vorfahren aus Norden und Nordwesten nach Anahuac gekommen. Diese Sage wird durch die Ueberbleibsel mancher alten Gebäude, welche diese Völker besagtermaßen auf ihrem Zuge baueten, und durch den allgemeinen Glauben der in Norden wohnenden Völker bestätigt. Ueberdieses finden wir beym Torquemada und Betancourt deutliche Beweise davon. Die Spanier fanden im J. 1606. bey Gelegenheit eines Marsches von Neu-Mexico nach dem Flusse Tizon, 600 Meilen von dieser Provinz gegen Nordwesten, verschiedene große Gebäude, und stießen auf einige Indianer, welche Mexicanisch redeten; diese erzehlten ihnen, daß noch einige Tagereisen von diesem Flusse das Königreich Tollan, und viele bewohnte Oerter lägen, von denen die Bevölkerer des Mexicanischen Reichs abstammten, und daß diese und andre ähnliche Gebäude durch gedachte Bevölkerer aufgeführt werden. In der That haben alle Nationen in Anahuac bekräftiget, daß gegen Norden und Nordwesten die Königreiche Tollan, Teocolhuacan, Amaquemacan, Aztlan, Tehuajo, und Capalla, welches lauter Mexicanische Namen sind, lägen. Sollte sich die Bevölkerung der Spanier dereinst bis in diese Gegenden ausbreiten, so würde man dadurch viel Licht in der alten Mexicanischen Geschichte bekommen. Boturini sagt, daß in den alten

Gemälden der Tolteeas die Wanderung ihrer Voreltern durch Asien und die nördlichen Gegenden von Amerika bis zu ihrer Niederlassung im Lande Tollan vorgestellt gewesen seyn; er sucht in seiner Generalhistorie so gar den Weg zu bestimmen, welchen sie nahmen, weil er aber nicht Gelegenheit hatte, die Geschichte, seinem Vorsatze gemäß, auszuarbeiten, so können wir nichts mehr von dieser Materie sagen.

Weil die Länder, wo sich die Vorfahren dieser Nationen niederließen, nach denjenigen Gegenden zu liegen, wo sich die westlichste Küste von Amerika dem östlichsten Theile Asiens nähert, so wird es sehr wahrscheinlich, daß sie aus diesem Welttheile in jenen hinüber gekommen sind; es sey nun in Schiffen durch die Meerenge, welche sich, vermöge der russischen Entdeckungen, dort befindet, oder über festes Land, wenn beyde Welttheile zusammenhiengen, wie wir bald sehen werden. Die Spuren, welche diese Nationen von Zeit zu Zeit hinterließen, führen uns zu der Meerenge selbst, die unstreitig eben diejenige ist, welche die Seefahrer im 16ten Jahrhunderte entdeckten, und die Meerenge Anians benannten g).

Bey den andern Amerikanischen Nationen finden sich keine Ueberlieferungen, auf was Art und Weise ihre Ureltern nach der neuen Welt gekommen, wir können also auch nichts darüber sagen. Es ist möglich, daß sie insgesammt denselben Weg wie die Vorfahren der Mexicaner nahmen, sie können aber auch auf einen ganz andern Weg dahin gekommen seyn. Wir muthmaßen, daß die Stammväter der Nationen, welche

g) In den Charten von Amerika aus dem vorigen Jahrhunderte wird diese Straße gewöhnlich, aber in Ansehung ihrer Lage verschieden angezeigt. Vor einigen Jahren ließ man sie weg, weil man die ganze Sache für etwas fabelhaftes hielt; aber seit den Entdeckungen der Russen haben einige Geographen angefangen, ihr wieder eine Stelle anzuweisen.

Südamerika bevölkerten, auf eben dem Weg, wie die Thiere des heissen Himmelsstriches, dahin gelangten; und daß hingegen die Stammväter alle der Nationen, welche die Länder zwischen Florida und dem nördlichsten Theil Amerikas bewohnen, vom nördlichen Europa aus mit Menschen besetzt worden. Der Unterschied des Charakters, welchen man in den drey jetztgedachten Klassen von Amerikanern entdeckt, und die Lage der von ihnen bewohnten Länder bringt uns auf den Verdacht, daß ihre Vorfahren auf verschiednen Wegen dahin kamen: doch bleibt dies eine bloße Muthmaßung.

Einige Verfasser weisen den ersten Bevölkerern noch eine andere Ueberkunft an, nemlich von der Insel Atlantis her. Acosta leugnet die Existenz dieser Insel, Siguenza behauptet sie, wie aus des Gemelli Nachrichten erhellet, und neuerlich hat der berühmte Verfasser der Amerikanischen Briefe sie mit vieler Gelehrsamkeit unterstützt. Wäre die Nachricht, welche Plato uns davon in seinem Timeus giebt, nicht mit so vielen Fabeln vermengt, so könnte uns das Gewicht eines so angesehenen Philosophen vielleicht verführen, seiner Meynung beyzustimmen. Doch wir lassen diesen Streit dahin gestellt seyn, und kommen zu dem kützlichsten Punkt unsrer Aufgabe.

IV) Die vierfüßigen und kriechenden Thiere kamen zu Lande dahin. Wir werden diesen Satz desto unleugbarer beweisen, jemehr wir die Unwahrscheinlichkeit, und Unzulänglichkeit anderer Meynungen zeigen. Der Kirchenlehrer Augustinus bildete sich ein, daß die wilden schädlichen Thiere auf den Inseln durch Engel dahin gebracht worden. Aber diese Auflösung, so sehr sie auch alle Schwürigkeiten des Transports der wilden Thiere nach der neuen Welt auf einmal hebt, möchte wohl in unserm Zeitalter wenig Beyfall finden.

Eben dieser Kirchenlehrer schlägt noch drey andere Mittel vor, diese Schwürigkeit zu heben. Die wilden Thiere sind vielleicht, sagt er, nach den Inseln hin-

übergeschwommen, oder Menschen haben sie, um der Jagd willen, hinübergebracht, oder sie sind von der Natur, so wie beym Anfang der Welt, dort geschaffen worden. Aber keine von diesen Auflösungen hebt die Schwürigkeiten, welche der Gelangung wilder Thiere nach der neuen Welt im Wege stehen. Was die erste anbetrifft, so wäre es lächerlich sich einzubilden, daß Thiere, die nicht bestimmt sind ins Wasser zu gehen oder zu schwimmen, einen solchen Uebergang, die Meerenge mag auch noch so schmal seyn, versuchen sollten. Es mag wahr seyn, daß einige hinübergeschwommen sind, so wie Bären von Corsica nach Frankreich gekommen, wer wird sich dies aber von so vielen Amerikanischen Affen, die gar nicht zum Schwimmen taugen, oder von dem Faulthier, das sich so langsam und schwer bewegt, träumen lassen? Was hätte über dieses so viele wilde Thiere wohl anreizen sollen, das Land zu verlassen, und sich der Gefahr der See auszusetzen?

Eben so unglaublich ist es, daß diese Thiere durch Menschen in Schiffen dahin gebracht worden, zumal wenn wir annehmen, daß ihre Ankunft an den Amerikanischen Küsten nur ein Zufall gewesen. Wäre eine solche Reise absichtlich unternommen worden, so hätten sie vielleicht einige Eichhörnchen und Affen zum Zeitvertreibe, oder Kaninchen, Haasen und Tachichis zur Speise, wenn sie sich vermehrt haben würden, oder Rehe, Hirsche, Marder, auch sogar Tyger, um sich in den Häuten zu kleiden, mitgenommen, aber wozu Wölfe, Füchse, Amerikanische Löwen u. a. m. welche ihnen, anstatt zu nutzen, höchst schädlich werden konnten? Etwa um der Jagd willen? Dies Vergnügen konnten sie mit weniger wilden Thieren haben, von denen sie nichts zu befürchten hatten. Wollten wir endlich auch jene ersten Bevölkerer für so thörigt halten, daß sie solche gefährliche Thiere, um der Jagd willen, mit sich in neue Länder genommen hätten, so läßt es sich doch nicht gedenken, daß sie so rasend gewesen, die mancherley

Arten von Schlangen bloß um des Vergnügens willen, sie tod zu schlagen, mit sich zu schleppen.

Was endlich die dritte Auflösung des Problems anbetrifft, daß Gott in Amerika ebenfalls Thiere geschaffen, wie er es in Asien that, so würden dadurch freylich alle Schwürigkeiten gehoben, nur schade, daß sie der Biblischen Geschichte widerstreitet.

Man könnte aber den Uebergang der Thiere noch auf eine andre Art erklären, nemlich auf eben die Weise, wie wir von den Menschen angeführt haben. Es ließe sich nemlich annehmen, daß die Thiere über einen gefrornen Arm der See gegangen wären: allein kann man sich wohl vorstellen, daß gewisse Gattungen fleischfressender Thiere sich aus eigenem Triebe würden in Gegenden begeben haben, wo sie kein Futter für sich angetroffen hätten? oder daß andre, die von Natur keine Kälte vertragen können, im strengsten Winder über ganze Eisfelder gegangen wären?

Weil es also nicht wahrscheinlich ist, daß die Thiere der neuen Welt weder durch Schwimmen, noch über das Eis gekommen, noch durch Menschen oder Engel dahin gebracht, noch besonders von Gott geschaffen worden, so müssen wir annehmen, daß die vierfüßigen und kriechenden Thiere, die man in Amerika antrifft, zu Lande dahin gelanget, und daß folglich die beyden Welttheile ehemals zusammen gehangen. Dies ist die Meynung des Acosta, Grotius, Buffon und andrer großen Männer. Wir sind weit davon entfernt, Buffons System in seinem ganzen Umfange anzunehmen: mit aller seiner Beredsamkeit und Gelehrsamkeit wird er uns nie überreden, daß das, was jetzt Land ist, vormals das Bette der See war, oder daß die alte Welt noch eine allgemeine Ueberschwemmung, außer der zu Noahs Zeiten, und die länger dauerte, ausgestanden. In der Reihe von mehr als vierzig Jahrhunderten und darüber, welche die Geschichte der heil. Schrift in sich begreift, treffen wir keine Lücke an, daraus wir diese

vorgebliche zwote Ueberschwemmung beweisen könnten. In der dritten Abhandlung werden wir zeigen, daß keine Gründe vorhanden sind, zu glauben, daß die neue Welt irgend eine andre Ueberschwemmung als die zu Noahs Zeiten erlitten habe.

Inzwischen waltet kein Zweifel ob, daß unser Planet seit der Sündfluth grossen Revolutionen unterworfen gewesen: die ältere und neuere Geschichte bestätigt das, was Ovid dem Pythagoras sagen läßt:

Vidi ego, quod fuerat quondam solidissima tellus,
Esse fretum; vidi factas ex aequore terras.

Jetzt pflügt man Land, worüber ehemals die Schiffe wegseegelten, und jetzt seegelt man über Gegenden, die sonst unter dem Pfluge getrieben wurden. Erdbeben haben verschiedene Länder verschlungen, und unterirdische Feuer andre wieder hervorgebracht; Flüsse haben durch ihren Schlamm neuen Boden angelegt; in manchen Gegenden ist das Land durch Zurückziehung der See verlängert, in andern hat sie grosse Strecken weggerissen; Länder, die sonst zusammenhiengen, sind von einander gerissen, und Meerengen und Meerbusen entstanden. Von allen diesen Revolutionen giebt es in den vorigen Jahrhunderten Beyspiele. Sicilien hieng mit Neapel zusammen, so wie Euboea vormals mit Boeotien. Diodor, Strabo und andre alte Schriftsteller sagen eben dieses von Spanien und Afrika, und versichern, daß die Verbindung derselben zwischen den Bergen Abyla und Calpe durch einen gewaltsamen Einbruch der See durchgerissen worden, wodurch das Mittelländische Meer entstand. Bey den Einwohnern von Ceylon geht die Sage, daß ein ähnlicher Einbruch der See ihre Insel von der Halbinsel Indien trennte. Eben dieses glauben die Einwohner der Malabarischen Küste in Ansehung der Maldivischen Inseln, und die Malayer in Ansehung der Insel Sumatra. Es ist gewiß, sagt Buffon, daß der Boden in Ceylon 30 bis 40 Meilen verloren hat, und eben

so viel Land ist wieder in der Gegend von Tongres an der flachen Küste entstanden. Der nördliche Theil Egyptens hat sein Daseyn den Ueberschwemmungen des Nils zu danken h). Die Erde, welche dieser Fluß aus dem innern von Afrika mit sich gebracht, und bey seinen Austretungen abgesetzt hat, macht einen über 25 Ellen (zu $1\frac{1}{2}$ Fuß gerechnet) tiefen Boden aus. Eben so setzt gedachter Schriftsteller hinzu, ist die Provinz des gelben Flusses in China und Louisianien in Amerika blos durch Flußschlamm entstanden. Plinius, Seneca, Diodor und Strabo bringen unzählige Beyspiele ähnlicher Revolutionen vor, die wir der Kürze wegen übergehen, so wie auch die in neuern Zeiten, welche Buffon in seiner Theorie der Erde, und andre Verfasser anführen. Alle die mit Philosophischen Augen die Halbinsel Yucatan in Amerika betrachten, zweifeln nicht daran, daß sie ehemals das Bette der See gewesen: hingegen giebt es im Kanal von Bahama verschiedene Anzeigen, daß die Insel Cuba ehemals mit dem festen Lande in Florida zusammengehangen. In der Meerenge, welche Afrika von Amerika scheidet, finden sich viele Inseln, welches wahrscheinlich die Berge des Landes waren, welches unserer Vermuthung nach durch Erdbeben verschlungen worden, und dies wird durch die vielen Feuerspeienden Berge in der Halbinsel Kamtschatka noch wahrscheinlicher. Wir glauben das Versinken des Landes, und die Trennung beyder Welttheile sey durch jene grossen und merkwürdi-

h) Pharum, eine Insel Egyptens, welche nach Homers Angabe in seiner Odyssee so weit von der Küste lag, daß man einen Tag und eine Nacht seegeln muste, war zu den Zeiten der Cleopatra kaum noch 7 Stadien (Ein Stadium, Furlong ist ohngefehr der 8te Theil einer Englischen Meile.) davon entfernt, denn dies war die Länge der Brücke, welche auf Befehl jener Königin gebauet werden sollte, um den Rhodiern die Verbindung der Insel mit dem festen Lande zu erleichtern. Herodot, Aristoteles, Seneca, Plinius und andre alte Schriftsteller gedenken dieses beträchtlichen Zuwachses des Bodens von Egypten.

gen Erderschütterungen verursacht worden, die in der Geschichte der Amerikaner vorkommen, und eine eben so denkwürdige Epoche als die Sündfluth machen. In der Geschichte der Toltecas kommen im Jahr I. Tecpatl 6 dergleichen Erdbeben vor, weil wir aber nicht wissen, zu was für einer Centurie dieses Jahr gehört, so können wir auch nicht muthmassen, zu was für einer Zeit sich dieses grosse Unglück eigentlich zugetragen. Verschlänge ein grosses Erdbeben die Landzunge bey Suez, und es wäre zu der Zeit ein solcher Mangel an Geschichtschreibern, wie in den ersten Zeiten nach der Sündfluth, so würde man 3 oder 400 Jahre hernach zweifeln, ob Asien und Afrika jemals zusammengehangen, ja einige würden es fast leugnen.

V. Die vierfüssigen und kriechenden Thiere giengen an verschiedenen Stellen aus einem Welttheil in den andern über. Es giebt unter den Amerikanischen Thieren einige, welche keine Kälte vertragen können. Z. E. Affen, Dantes oder Tapirs und Krokodille ꝛc., andre leben ihrer Natur nach in kalten Ländern, wie die Marder, Rennthiere und Vielfrasse. Erstere konnten unmöglich durch den kalten Erdstrich wandern, weil sie ganz gegen ihre natürliche Beschaffenheit gehandelt, und den Zug nicht überlebt hätten. Die Affen in Neuspanien kamen sicher aus Südamerika dahin i). Der Mittelpunkt ihrer Fortpflanzung ist das Land unter der Mittagslinie bis zum 14 oder 15 Grad der Breite, je weiter von der Linie, je mehr nehmen sie ab, und jenseits der Wendecircul trifft man keine mehr an, ausser in manchen Ge-

i) Don Ferdinand d'Alba Ixtlilxochitl, ein in den Alterthümern seines Landes wohl bewanderter Indianer sagt in seiner Universalhistorie von Neuspanien, daß es in Anahuac keine Affen gegeben, sondern daß die ersten, welche erschienen, aus den südlichen Gegenden kamen, nach der Periode der grossen Winde. Die Tlascalaner machen aus dieser Begebenheit eine Fabel, und erzehlen, die Welt sey einstens vom Winde zerstört, und die wenigen noch übrigen Menschen wären in Affen verwandelt worden.

genden, welche wegen ihrer besondern Lage eben so heiß sind, als die Länder der heissen Zone. Wer kann sich also einbilden, daß dergleichen Thiere durch das rauhe strenge Clima des Nordens nach der neuen Welt gezogen wären. Vielleicht wendet man ein, es sey nicht unwahrscheinlich, daß sie durch Menschen dahingebracht worden, weil man sie wegen ihrer Aehnlichkeit mit Menschen, und weil sie alles auf eine lächerliche Art nachmachen, zu schätzen pflegt. Allein zu geschweigen, daß dieses in Ansehung der Affen scheinbare Argument auch auf andre vierfüssige Thiere, die keinen wünschenswerthen Vorzug haben, sondern wegen ihrer schlimmen Eigenschaften vielmehr zu fliehen sind, angewendet werden könnte, so ist es gar nicht glaublich, daß die Menschen so viele Arten von Affen, als in Amerika angetroffen werden, mit sich geschleppt haben, und noch vielweniger diejenigen, welche nicht artig, sondern vielweniger von häßlichem Ansehen und wilden Neigungen sind, wohin besonders die sogenannten Zambos gehören: und gesetzt die damals lebenden Menschen hätten auch von jeder Gattung wenigstens ein Paar mitgenommen, so konnten sie doch in den nordlichen Gegenden weder zur See noch zu Lande nach Amerika gelangen, wenn ihre Führer sie nicht gegen die Kälte schützten. Sie musten sie also aus den heissen Ländern der alten Welt, in die warmen Gegenden der neuen über eine See bringen, die ein dem Geburtsorte dieser Thiere angemeßnes Clima hatte, nemlich aus Südasien nach Südamerika, über das Indische und stille Meer, oder von der westlichen Küste von Afrika nach der Östlichen in Amerika über das Atlantische Meer. Wenn also Menschen diese Thiere aus einem Welttheil nach dem andern brachten, so muste es quer über gedachte Meere geschehen. Geschahe diese Reise aber absichtlich oder zufälliger Weise? war das letztere, warum und auf was Art schleppten sie so viele Arten von Thieren mit sich? Geschahe es mit Vorsatz aus einem Welttheile nach dem andern über zu schif-

fen, wer gab ihnen Nachricht, daß ein solches Land vorhanden wäre? Wer zeigte ihnen die Lage desselben, und den Lauf, den sie nehmen mußten? Wie konnten sie es wagen, solche unermeßliche Meere ohne Kompaß zu durchstreichen? In was für Schiffen? und landeten sie glücklich, warum ist nicht bey den Mexicanern einige Nachricht von dem Bau derselben übrig geblieben?

In der heissen Zone der neuen Welt sind die Krokodille sehr gemein: diese verlangen aber ein heisses oder gemässigtes Clima, und leben wechselsweise auf dem Lande oder in süssem Wasser. Wie kamen diese Thiere hieher? Gewiß nicht von Norden, weil sie ihrer Natur nach gar keine Kälte vertragen: wir können auch wohl dreiste behaupten nicht durch Menschen, eben so wenig läßt es sich denken, daß sie 2000 Meilen durch salziges Meerwasser geschwommen.

Es bleibt also kein andres Mittel übrig diese Aufgabe aufzulösen, als daß Afrika und Amerika in der Gegend der Mittagslinie zusammengehangen, und hingegen die nördlichen Gegenden von Amerika mit denen von Europa oder Asien. Durch die letztern kamen die für kalte Himmelsstriche bestimmten Thiere dahin, und durch die erstern die vierfüssigen und kriechenden Thiere heisser Länder. Aus den angezeigten Ursachen sind wir der Meinung, daß es ehemals einen grossen Strich Landes gab, wodurch die östlichste Küste von Brasilien und die westlichste von Afrika zusammenhiengen, und daß von der ganzen durch gewaltsame Erdbeben versunkenen Strecke Landes nur noch einige Spuren in den Inseln des grünen Vorgebürges, in der von Fernando de Noruna, der Ascension, St. Matthäus und andern übrig geblieben: davon rühren auch die vielen Sandbänke her, welche von verschiednen Seefahrern entdeckt worden, und die Buache vornemlich mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit untersucht hat [k]). Diese Inseln und Sand-

k) Buache übergab der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris im Jahr 1737 die nach seinen Bemerkun-

bänke sind wahrscheinlich die höchsten Theile des versunknen Landes gewesen. Eben so scheint es uns glaublich, daß das westlichste Stück von Amerika ehemals durch ein schmales festes Land mit dem östlichsten Theile Asiens verbunden gewesen, und vielleicht hieng Amerika auch vermittelst Grönland mit andern nördlichen Theilen von Europa zusammen.

Kurz aus allem, was biher gesagt worden, können wir es uns nicht anders vorstellen, als daß die vierfüssigen und kriechenden Thiere der neuen Welt zu Lande auf verschiednen Wegen und Strecken Landes dahin gekommen. Alle andern Meinungen sind mit grossen Schwürigkeiten verknüpft, auch diese ist nicht ganz ohne solche; aber sie sind doch nicht unübersteiglich. Die größte besteht darin, daß es ein so gewaltsames Erdbeben gegeben, wodurch eine Strecke Landes von mehr als 1500 Meilen (und so groß mußte die seyn, welche Afrika mit Amerika verband) versinken, und zu einer solchen ausserordentlichen Tiefe versinken konnte, als man an manchen Stellen dieses Meeres beobachtet. Aber wir schreiben diese erstaunliche Erschütterung nicht einem einzigen Stoß zu; denn da sich im Eingeweide der Erde solche ungeheure Massen brennbarer Materien befinden, so konnte die Entzündung sich leicht immer weiter fortpflanzen (so wie Gassendi die Fortpflanzung des Blitzes erklärt), und die heftige Bewegung der in diesen natürlichen Minen enthaltenen Luft konnte z. B. eine Strecke Landes von 2 bis 3000 Meilen auf einmal erschüttern und versenken. Dies ist weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Die Geschichte ist auch nicht ohne dergleichen Beyspiele. Das Erdbeben, welches man 1663 in Canada verspürte, versenkte ein über 300 Meilen langes Felsengebürge, und die ungeheure Strecke ward in eine Ebne verwandelt.

gen verfertigten Hydrographischen Charten von dieser See; und die Akademie billigte sie. Der Verfasser der Amerikanischen Briefe hat im zweyten Bande einen Auszug derselben geliefert.

Wie heftig muß die Erschütterung bey jenem merkwürdigen Erdbeben gewesen seyn, deren die Geschichte von Amerika erwehnt, und die so fürchterlich war, daß man glaubte, das Ende der Welt wäre da.

Man könnte gegen unser System einwenden, daß sich, wenn die Thiere aus einem Welttheile in den andern übergiengen, die Ursache nicht leicht einsehen läßt, warum manche Arten von Thieren diesen Weg machten, ohne ein einziges Paar ihrer Art in der alten Welt zurückzulassen, und warum einige Arten gänzlich in der alten Welt zurückblieben, ohne daß welche davon nach der neuen Welt hinüberkamen. Warum reiseten z. E. die jetzt in Amerika befindlichen 14 Arten von Affen blos hin, und warum nicht auch die 18 Arten, welche Buffon in Asien und Afrika zehlt, ob sie gleich alle unter einem Himmelsstrich lebten, und eben die Freiheit hatten hinüber zu gehen? Warum kamen die so äusserst trägen Faulthiere dahin, und nicht die schnellen Antelopen? Wenn einige Thiere aus Armenien nach Amerika wandern sollten, so mußten die dazu bestimmten nothwendig eine Reise von mehr als 6000 Meilen machen, und von Armenien über Mesopotamien und Syrien nach Egypten, und von da mitten durch Afrika nach den angenommenen Strich Landes wandern, wodurch beyde Welttheile zusammenhiengen, und endlich durch diesen in Brasilien eintreffen. Bey andern Thieren scheint es zwar keine Schwürigkeit zu haben, einen solchen Weg in 10, 20 oder 40 Jahren zurück zu legen; allein in Ansehung der Faulthiere scheint es unbegreiflich, daß sie diese ungeheure Strecke, auch bey einem unaufhörlichen Fortschreiten unter 600 Jahren zurücklegen konnten. Wenn man dem Buffon glauben soll, so kann sich das Faulthier nicht weiter als eine Ruthe oder 6 Pariser Fuß in einer Stunde fort bewegen, folglich gebrauchte es zu 6000 Meilen ohngefehr 680 Jahre und noch darüber. Maffei, Herrera und Piso versichern, daß dies elende

Thier in 14 Tagen kaum einen Steinwurf weit fortkriechen kann.

Dies ist es was sich gegen unser System einwenden läßt: aber verschiedene der obgedachten Gründe streiten noch weit stärker gegen alle andern Meinungen, ausgenommen gegen diejenigen, welche sich die Engel zum Transport der Thiere bedienen. Besorgten Menschen diesen Transport, warum wählten sie statt der Wölfe und Füchse nicht lieber Pferde, Ochsen, Schaafe und Ziegen? oder warum liessen sie nicht von jeder Gattung ein Paar in der alten Welt zurück? Wollte man annehmen, daß sie hinüber geschwommen, so steht die Seereise den Landthieren im Wege. Wollte man glauben, daß alle Thiere, auch die Südamerikanischen durch Norden gegangen, so hätten sie einen Weg von mehr als 15000 Meilen anstatt von 6000 machen müssen, und dazu hätte das Faulthier über 1740 Jahre gebraucht.

Auf obige Einwürfe antworten wir zum ersten: daß wir noch nicht alle vierfüssige Thiere des Erdbodens kennen, und folglich nicht bestimmen können, wie viel deren in dem einen oder andern Welttheile leben. Buffon zehlt nur 200 Arten. Bomare, der etwas später schrieb, nimmt schon 265 Arten an; aber wir können nicht eher bestimmen, wie viel mehrere Arten derselben es giebt, bis das innere von Afrika, ein grosser Theil der Tartarey, das Land der Amazonen, Nord-Louisiana, die Länder jenseits des Colorado, das Land der Apaches, die Salomons Inseln, und Neu-Holland, welche zusammengenommen einen ansehnlichen Theil unsrer Erdkugel ausmachen, hinlänglich untersucht sind. Es ist gar kein Wunder, daß die Thiere dieser unbekannten Länder uns noch fremd sind, da es in den längst bekannten und seit 260 Jahren von den Europäern erwehnten Ländern noch genug giebt, die kein Zoologe gehörig untersucht hat. Buffon, der am besten in dieser Materie bewandert, übergeht verschiedene Thiere in Mexico, versetzt manche aus ihrer eigentlichen Heimath, verwechselt

andre mit einander, wie wir in unsrer Abhandlung von den Thieren zeigen werden.

Was aber diejenigen Thiere anbetrifft, die ursprünglich nicht in Amerika gefunden werden, z. E. Kameele, Elephanten, Pferde u. a. m. so lassen sich verschiedene Ursachen von diesem Mangel angeben. Vielleicht giengen diese Thiere in die neue Welt über, wurden aber von andern wilden Thieren aufgefressen, oder durch eine Seuche aufgerieben: vielleicht machten sie aber auch die Reise nie. Einige, als Elephanten und Rhinocerosse, die sich sparsam fortpflanzen, blieben in den südlichen Theilen von Asien und Afrika, weil sie das Clima ihrer Leibesbeschaffenheit zuträglich fanden, oder giengen, aus Mangel ihrer gehörigen Weide und Nahrungsmittel, nicht weiter. Es ist nicht zu läugnen, daß viele Schriftsteller der Meinung sind, daß die großen in der Nachbarschaft des Ohio und anderer Oerter in Amerika ausgegrabenen Knochen zu Elephanten gehört haben, und dies würde einen Beweis ihrer ehemaligen Existenz an solchen Orten abgeben. Weil sich aber die neuen Zoologen nicht einig sind, zu welcher Art von Thieren diese Knochen gehören, so kann daher kein Beweis gegen uns genommen werden [1]). Endlich läßt sich auch annehmen, daß verschiedene Thiere nicht nach der neuen Welt kamen, weil sie durch Menschen davon abgehalten wurden. Doch dem sey wie ihm wolle, es beweiset gegen unsre Meinung nichts, daß manche Thiere nach Amerika gekommen sind, und andre wieder nicht.

1) Müller sagt, daß diese Knochen zu großen vierfüßigen Thieren gehören, welche er Mammouts nennt. Buffon, der sich zu sehr auf ihn verläßt, berechnet, daß diese Thiere siebenmal größer als Elephanten waren. Einige schreiben diese Knochen den Seepferden, andre noch andern Seethieren zu; endlich sind auch einige der Meinung, daß sie gewissen jetzt ausgestorbenen vierfüßigen Thieren angehört haben. Vermuthlich sind sie von einigen Menschen und Thieren von riesenmäßiger Größe.

Was die Berechnung anbetrifft, wie viel Zeit das Faulthier zur Reise von Amerika nach Brasilien gebraucht hat, so thut das nichts zur Sache; denn wenn man nach unsrer Meinung die Verbindung beyder Welttheile annimmt, und es brachte auch tausend Jahre mit beständigem Reisen zu, so läßt es sich doch gedenken, daß es endlich hingekommen. Buffon behauptet, daß andre die Bewegung des Faulthieres gar zu langsam angenommen, und Daubenton versichert, sie sey minder langsam, als die von der Schildkröte. Ueber dieses ist es auch möglich, weil das Thier unschädlich ist, daß es von Menschen hinüber gebracht worden.

Zweyte Abhandlung.

Ueber die vornehmsten Epochen der Geschichte von Mexico.

Die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller in Ansehung der Zeitrechnung in der Mexicanischen Geschichte, nöthigt uns die Epochen der vornehmsten Begebenheiten genau zu untersuchen. In der Geschichte selbst hätte dies den Faden durch unzeitige Streitigkeiten unterbrochen. Der Unterschied der Meinungen rührt blos daher, weil die Verfasser das Mexicanische Jahr nicht gehörig mit dem unsrigen verglichen haben. Wir haben uns viel Mühe gegeben, die Wahrheit zu erforschen, und schmeicheln uns meistentheils mit glücklichem Erfolg. Wir werden solches in dieser Abhandlung zu beweisen suchen, ob sie gleich für diejenigen, welche keinen Geschmack und nicht Neugierde genug für Chronologische Untersuchungen besitzen, etwas langweilig scheinen möchte.

Erster Abschnitt.

Ueber die Epoche der Ankunft der Toltecas und andrer Nationen im Lande Anahuac.

Hier ist nicht die Rede von den ersten Bevölkerern, sondern bloß von den Nationen, welche eine wichtige Rolle in unserer Geschichte spielen. Erstlich sind sich die Verfasser in Ansehung der Ordnung, wie diese Nationen nach einander angekommen, uneinig. Nach dem Acosta, Gomara und Siguenza waren die Chechemecas zum Beweise die ersten, welche in Anahuac anlangten, nach dem Torquemada hingegen die dritten, und wenn wir dem Boturini glauben, die vierten. Eben so wenig stimmen sie in Ansehung der Ankunft andrer Nationen überein.

Keiner von ihnen zweifelt an dem hohen Alter der Toltecas. Aus den Geschichten der Chechemecas ergiebt sich, daß sie erst nach dem Untergange der Toltecas nach Anahuac kamen; sie trafen Gebäude von ihnen auf ihrem Zuge an; sie fanden auch noch Ueberbleibsel von ihnen am Ufer der Mexicanischen Seen und andern Orten; hierin sind Torquemada, Betancourt und Boturini sich einig. Acosta und Gomara gedenken der Toltecas nicht, vielleicht weil die Schriftsteller, die sie zu Rathe zogen, sie, wegen der wenigen und dunkeln Nachrichten, nicht nannten.

Was nun die Zeit ihrer Ankunft in Anahuac betrifft, so sagt Torquemada im 3ten Buch seiner Geschichte, daß solche in das Jahr 700 unsrer Zeitrechnung fällt; aber aus seinem 1sten Buche ergiebt sich, daß es im Jahr 648 war. Boturini macht sie um 100 Jahr älter, weil er annimmt, daß Xrtlalcuchahuac, der andre König dieser Nation, um das Jahr 660 in Tula regierte. Aus ihren Gemälden wissen wir, daß sie Huehuetlapallan im Jahr 1. Tecpatl verließen, und sich, nach einem Zuge von 104 Jahren

in Tollantzinco und hernach in Tula niederließen, und daß ihr Reich im Jahre VII. Acatl anfieng, und 384 Jahre dauerte. Vergleicht man diese Epochen der Toltecas mit den von ihren Nachfolgern, den Chechemecas, so findet sich, daß die Abreise der erstern von Huehuetlapallan ins Jahr 544 fällt, und daß ihr Reich 667 anfängt. Wer die Reihe Mexicanischer Jahre, verglichen mit den Christlichen Jahren zu Ende unsers ersten Bandes, bis auf jene Zeiten zurückführen will, wird finden, daß das Jahr 544. unserer Zeitrechnung das Jahr I. Tecpatl, und das Jahr 667. gleichfalls VII. Acatl war. Es ist kein Grund vorhanden, diese Epochen zeitiger anzunehmen, eben so wenig kann es später seyn, wenn man die Epochen andrer späterer Nationen nicht verwirren will. Diese Monarchie fieng also im Jahr 667. an, und dauerte 384 Jahre, folglich muß das Ende derselben und der Untergang der Toltecas auf das Jahr 1051. festgesetzt werden.

Torquemada räumt zwischen dem Untergange der Toltecas und der Ankunft der Chechemecas nur 9 Jahre ein. Dieser Zwischenraum ist zu klein, weil die Chechemecas, wie er selbst sagt, die Gebäude der Toltecas in Ruinen fanden: und das ist innerhalb 9 Jahren höchst unwahrscheinlich. Ueberdieses können wir den Anfang des Chechemecanischen Reichs nicht in eben die Centurie setzen, wenn wir die Anzahl ihrer Könige nicht vermehren, oder ihre Jahre gar zu sehr verlängern wollen, wie Torquemada gethan. Wer wird glauben, daß Xolotl 113 Jahre regierte, und 200 alt ward? Daß sein Sohn Nopaltzin 170 Jahre lebte, daß Tezchotlata, sein Urenkel, 104 Jahre, und sein Abkömmling, Tezozomoc, in Azcapozalco 160 oder gar 180 Jahre regierte?

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß ein Mann von starker Leibesbeschaffenheit, durch Hülfe einer mäßigen Lebensart, und eines so gelinden Himmels als der Mexicanische, ein so hohes Alter erreichen kann, und

daß es in diesem Lande nicht wenig Beyspiele von Männern giebt, die ihr Leben über die gewöhnliche den Sterblichen vorgeschriebene Zeit verlängern. Calmecahua, einer der Tlascalanischen Kapitäns, welcher den Spaniern zur Eroberung von Mexico half, lebte 130 Jahre. Pedro Nieto ein Jesuit, starb 1536 im 132 Jahre. Diego Ordonnez, ein Franziskaner, starb zu Sombrerete 107 Jahre alt [m]), und predigte noch im letzten Monate seines Lebens. Wir könnten ein langes Verzeichniß von Personen in den letzten zwey Jahrhunderten hersetzen, die in diesen Ländern über hundert Jahre erreichten. Vornemlich trifft man unter den Indianern viele an, die 90 bis 100 Jahre leben, und bis zum hohen Alter ihr schwarzes Haar, feste Zähne, und eine frische Farbe behalten. Allein da es so überaus wenige giebt, die seit dem 23sten Jahrhunderte der Welt ihr Leben bis auf 150 Jahre gebracht haben, daß man es als ein Wunder ansieht, so können wir der überspannten Chronologie des Torquemada unmöglich Beyfall geben, die vielleicht blos auf eine Malerey oder Geschichte der Tezcucans beruhet, zumal da er selbst bekennet, daß diese Nation nicht auf die Jahre Acht gab. Wir nehmen also ohne Bedenken an, daß die Ankunft der Chechemecas in Anahuac ins 12te Jahrhundert, und vermuthlich gegen das Jahr 1170 fällt.

Kaum waren 8 Jahre verflossen, nachdem der erste Chechemecanische König Xolotl seine Residenz in Tenajuca aufgeschlagen hatte, als schon neue Völker unter Anführung von 6 Häuptern ankamen, wie wir bereits gemeldet haben. Diese neuen Völker waren ohne Zweifel die 6 Nationen der Xochimilcas, Tepanecas, Colhuas, Chalcheser, Tlahuicas und Tlascalaner, die sich

m) Ordonnez lebte 104 Jahre als Mönch, und 95 als Priester. In seiner letzten Predigt nahm er von seinen Zuhörern zu Sombrereto mit den Worten des Apostels Paulus: ich habe einen guten Kampf gekämpft ꝛc. Abschied.

in Chicomoztoc von den Mexicanern trennten, und nicht alle auf einmal, sondern in der Ordnung und in den Zwischenräumen, wie angezeigt worden, anfangten. Es ist ausgemacht, daß die Acolhuas, welche einige Jahre später kamen, die Stadt Azcapozalco bereits von den Tepanecas, und Colhuacan von den Colhuas gegründet fanden. Ueberdieses weiß man, daß diese Völker nach den Chechemecas ins Land kamen, denn ihre Ankunft fällt in den Zwischenraum zwischen der Ankunft der Chechemecas und der von den Acolhuas.

Man hat keine Nachricht von irgend einem andern Volke, daß um diese Zeit nach Anahuac gekommen wäre, ausgenommen jene Stämme unter Anführung obgedachter Häupter. Acosta macht diese Stämme um 300 Jahre älter, indem er sagt, sie wären im Jahr 902 am Ufer des Mexicanischen Sees, nach einem Zuge von 80 Jahren angekommen. Diese Zeitrechnung stimmt aber mit der Geschichte nicht wohl überein, aus welcher sich ergiebt, daß Xolotl, als er mit seiner Kolonie von Chechemecas im Thal von Mexico ankam, die Ufer des Sees entvölkert fand, und diese Ankunft kann man vermöge dessen, was wir gesagt haben, nicht eher als um die Hälfte des 12ten Jahrhunderts annehmen.

Das Jahr der Ankunft der Acolhuas ist nicht bekannt: aber ohne Zweifel geschahe sie zu Ende des 12ten Jahrhunderts, weil dieses Volk wenige Jahre nach jenen 6 Stämmen eintraf; überdieses ist es aus der Geschichte bekannt, daß Xolotl ihre Ankunft etliche Jahre überlebte.

Die Nation, welche zuletzt in Anahuac ankam, waren die Mexicaner. Unter so vielen zu Rathe gezogenen Geschichtschreibern ist kein einziger andrer Meinung als Betancourt, welcher die Otomies später eintreffen läßt.

Acosta setzt die Ankunft der Mexicaner am Ufer des Sees von Mexico auf das Jahr 1208, weil er behauptet, daß sie 306 Jahre nach den Xochimilcas und andern Stämmen der Nahuatlacas, deren Ankunft er im

Jahr 902 annimmt, eintrafen. Torquemada nimmt nach Betancourts Rechnung, die auf seine Meinung gegründet ist, an, daß die Mexicaner 1269 in Chapoltepec eintrafen. Eine anonymische Geschichte von Mexico, die der Cavalier Boturini anführt, giebt die Ankunft dieses Stammes in Tula im Jahr 1169 an, und hierüber sind verschiedene Indianische Geschichtschreiber einig. Ueberdieses trifft diese Zeitrechnung vollkommen mit allen andern Epochen überein, und deswegen haben wir sie auch als die wahrscheinlichste, und beynahe gewisseste angenommen. Dies vorausgesetzt muß man auch nothwendig behaupten, daß die Mexicaner 1216 in Tzompanco, und 1245 in Chapoltepec ankamen, weil es bekannt ist, daß sie zu Tepexic in Tula, 9 Jahre, und an einigen andern Orten vor ihrer Ankunft zu Tzompanco 11 Jahre verweilten. In Tzompanco hielten sie sich 7 Jahre, und in andern Orten vor ihrer Ankunft in Chapoltepec 22 Jahre auf. Nach einem achtzehnjährigen Aufenthalte in Chapoltepec zogen sie 1262 nach Acolco, wo sie 52 Jahre blieben, und von da wurden sie 1314 als Sklaven nach Colhuacan geführt.

In Ansehung der Otomies sind die Meinungen der Autoren sehr verschieden. Einige z. Ex. Acosta, Gomara, und die meisten Spanischen Geschichtschreiber verwechselten sie mit den Chechemecas. Torquemada unterscheidet sie im ersten Buche ausdrücklich, und an andern Orten verwechselt er sie mit einander. Betancourt schreibt zuförderst die Erzehlung des Torquemada in allem was die Toltecas, Chechemecas, und andre Nationen betrifft, nach, und meldet hernach, da von der Regierung des dritten Mexicanischen Königs Chimalpopoca die Rede ist, daß zu seiner Zeit die Otomies in Anahuac anlangten, und sich hauptsächlich in Xaltocan niederliessen. Diese Anecdote Betancourts verdient bemerkt zu werden, ohne Zweifel entlehnte er sie aus den Schriften des Siguenza, weil er gewöhnlich nicht vom Torquemada abweicht, es wäre denn um diesem gelehr-

ten Mexicaner zu folgen. Allein er irrt sich in der Zeitrechnung, wenn er die Ankunft der Otomies auf das Jahr VI. Tecpatl setzt, welches seiner Meinung nach das Jahr 1381 ist; denn aus der Chronologischen Tabelle zu Ende unsers zweyten Bandes ergiebt sich, daß das Jahr 1381. nicht VI. Tecpatl, sondern VI. Calli war; eben so wenig regierte Chimalpopoca damals, sondern Acamaptitzin, wie wir kürzlich zeigen werden.

Wenn die Ankunft der Otomies im Mexicanischen Thal (nicht im Lande Anahuac, wo sie sich schon viele Jahre vorher nieder gelassen hatten) in das Jahr VI. Tecpatl und unter der Regierung des Chimalpopoca fällt, so muß es nothwendig 1420 gewesen seyn. Weil der Otomies zuvor nicht gedacht wird, und sie minder civilisirt waren als andre Nationen, die in verschiednen Provinzen und Orten, und unter Völkern von mehrerley Sprachen zerstreut lebten, so sind wir geneigt zu glauben, daß sie gerade um diese Zeit unter der Oberherrschaft der Tepanacas, und hernach unter der von den Mexicanern und Tlascalanern gesellschaftlich zu leben anfiengen. Wir sind überzeugt, daß sie, weil das Land schon von andern Nationen besetzt war, sich nicht wie jene insgesammt an einem Orte niederlassen konnten, obgleich der größte Theil dasjenige Land bevölkerte, welches nord- und nordwestwärts von der Hauptstadt Mexico liegt, und wo sie anfänglich hie und da zerstreut wie die wilden Thiere lebten.

Die Ursache warum die Otomies mit den Chechemecas von vielen Geschichtschreibern verwechselt worden, kann man aus eben der Geschichte abnehmen. Zu der Zeit als die alten Chechemecas durch die Toltecas und Nahuatlacas gesitteter gemacht wurden, überliessen sich viele Familien aus jener Nation einer wilden Lebensart im Lande der Otomies, und zogen die Jagd den Strapazen des Ackerbaues vor. Sie behielten den Nahmen Chechemecas, und die andern, welche gesitteter gemacht worden, fiengen an Acolhuas genannt zu werden, weil

sie es sich für eine Ehre rechneten den Nahmen einer Nation zu führen, die damals für die gesittetste geachtet ward. Diejenigen von den Otomies, welche sich zu einem geselligen bürgerlichen Leben bequemten, behielten diesen Nahmen bey, und sind unter solchem auch in der Geschichte bekannt; die andern welche in den Wäldern, und unter den Chechemecas zerstreut lebten, gaben ihre barbarische Freiheit nie auf, und wurden von einigen nach der berühmten Nation der Chechemecas genannt; daher machen einige Schriftsteller, wenn von diesen Wilden, welche noch nach mehr als hundert Jahren nach der Eroberung von Mexico die Spanier beunruhigten, die Rede ist, einen Unterschied unter den Mexicanischen Chechemecas, und unter den Otomischen Chechemecas. Jene redeten die Mexicanische und diese die Otomische Sprache, nachdem sie von der einen oder der andern Nation ihren Ursprung herleiteten.

Aus dem bisher gesagten läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit bey einer so dunklen Materie schliessen, daß die Ordnung und Zeit der Ankunft dieser Nationen in Anahuac sich folgendermassen zutrug:

Die Toltecas kamen im Jahr 640.

Die Chechemecas um das Jahr 1170.

Die ersten Nahuatlacas um das Jahr 1178.

Die Acolhuas gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts.

Die Mexicaner kamen zu Tula 1196, zu Tzompanco 1216, und zu Chapoltepec 1245. an.

Die Otomies betraten das Thal von Mexico zuerst, und fiengen an sich in bürgerlichen Gesellschaften zu bilden im Jahr 1220.

Wir wissen wohl, daß die Tepanecas sich rühmten, daß ihre Stadt Azcapozalco so alt wäre, daß sie nach dem Torquemada von Gründung derselben bis zu Anfange des letzten Jahrhunderts 1561 Jahre zählten. Sie nahmen also an, daß sie gleich nach dem Tode unsers Heilandes angelegt worden. Allein das Irrige die-

ser Meinung zeigt sich deutlich theils aus der Geschichte andrer Nationen, welche die Tepanecas nur um etwas älter als die Mexicaner in Anahuac angiebt, theils aus der Reihe der Oberhäupter von Azcapozalco selbst, deren Bildnisse noch bis auf den heutigen Tag in einem alten Gebäude dieser Stadt aufbewahrt werden. Sie rechneten nicht mehr als 10 Regenten von der Gründung ihrer Stadt bis zur merkwürdigen Zerstörung ihres Staates durch die vereinigten Waffen der Mexicaner und Acolhuas, welche sich, wie sich finden wird, im Jahr 1425 zutrug. Man müste also, um den Perioden auszufüllen, jedem ihrer Regenten eine Regierung von 140 Jahren einräumen.

Die Totonacas gaben sich für älter als die Chechemecas aus. Allen Nationen ist es gleichsam angeboren mit ihrem Alter groß zu thun. Ihrer Erzehlung nach hatten sie sich zuerst eine Zeitlang an den Ufern des Sees von Tezcuco niedergelassen, von da aus begaben sie sich in die Gebürge, welche von ihnen den Nahmen der Totonacapanischen bekamen, und bevölkerten solche, dort wurden sie ihrem Vorgeben nach von 10 Oberhäuptern regiert, wovon ein jeder die Nation genau 80 Jahre beherrschte, bis die Chechemecas zur Zeit des zweyten Oberhaupts der Nation, Nahmens Xatoncan, in Anahuac eintrafen, und sie sich unterwarfen; zuletzt wurden sie Unterthanen der Könige von Mexico. Diese Nachricht von den Totonacas theilt uns Torquemada im dritten Buche seiner Indianischen Monarchie mit, und setzt hinzu, sie sey gewiß, und werde durch authentische und glaubwürdige Geschichten bestätigt: doch er mag sagen was er will, so bleibt es ausgemacht, daß die Zeit der Ankunft dieser Nation in Anahuac weder gewiß ist, noch es seyn kann; und daß die Geschichte von den 10 Oberhäuptern, deren jeder 80 Jahre regiert haben soll, für nichts weiter als ein Kindermährchen angesehen werden muß.

Noch viel weniger ist es bekannt wenn die Olmecas und Xicallancas ankamen. Boturini versichert, daß er weder ein Gemälde noch ein andres Denkmal von diesen Nationen finden können, ob er sie gleich für älter als die Toltecas hält: so viel ist wenigstens ausgemacht, daß sie nicht die ältesten waren.

Wir gedenken weiter keiner andern Nation, weil ihr Alter völlig ungewiß ist; wir zweifeln aber in Betracht des bisher gesagten keinesweges daran, daß die Chiapeser zu den ältesten gezehlt werden müssen, und vielleicht die ersten von allen waren, die Anahuac bevölkerten.

Zweyter Abschnitt.

Von der Uebereinstimmung der Mexicanischen Jahre mit den unsrigen, und von der Epoche da Mexico gegründet ward.

Alle Mexicanischen und Spanischen Schriftsteller, welche der Mexicanischen Zeitrechnung gedenken, stimmen in der Methode dieser Nationen ihre Centurien und Jahre zu berechnen überein, so wie wir sie im sechsten Buche des zweyten Bandes beschrieben haben. Haben wir also die Uebereinstimmung eines Mexicanischen Jahres mit einem Christlichen, es sey welches es wolle, bestimmt, so lassen sich alle übrigen leicht ausmachen. Wenn wir z. Ex. wissen, das Jahr 1780 II. Tecpatl, wie es auch würklich war, so wissen wir auch, daß 1781 III. Calli, 1782 IV. Tochtli ꝛc. war. Die ganze Schwürigkeit besteht darin, ein Mexicanisches Jahr zu finden, daß gewiß und ohne den geringsten Zweifel mit einem Christlichen übereinstimmt; aber auch diese ist überwunden, weil wir uns durch die alten Indianischen Gemälde, und durch die Zeugnisse eines Acosta, Torquemada, Siguenza, Betancourt und Boturini überzeugen können, daß das Jahr 1519. wie die Spanier in Mexico eindrangen, das Jahr I. Acatl war, und daß folglich

1518 mit XIII. Tochtli, 1517 mit XII. Calli ꝛc. zusammentrifft. Es ist also an der Richtigkeit unsrer Tabelle, in Ansehung der Uebereinstimmung der Mexicanischen und Christlichen Jahre, nicht zu zweifeln, und diejenigen Schriftsteller, welche nicht damit übereinkommen, haben in ihrer Berechnung gefehlt, und sich selbst wiedersprochen. Betancourt theilt uns, um die Art wie die Mexicaner ihre Jahre zehlten begreiflich zu machen, eine Tabelle mit, und vergleicht die Jahre 1663 bis 1688 damit, aber sie ist vom Anfange bis zum Ende fehlerhaft, denn er setzt voraus 1663 sey I Tochtli gewesen, welches vermöge unsrer bis auf dieses Jahr fortgesetzten Tabelle falsch ist. Er behauptet 1579 sey ein Säcularjahr gewesen: und durch diesen irrigen Satz wird seine ganze Tabelle durchaus falsch. War das Jahr 1519 I. Acatl, wie er mit andern Schriftstellern annimmt, so findet sich, wenn man in unsre Tabelle zurückgeht, daß nicht 1507 sondern 1506 ein Säcularjahr war. Zur Bestätigung seiner Rechnung bringt er das Zeugniß seines Freundes Siguenza bey, welcher seinem Berichte nach fand, daß das Jahr 1684 IX Acatl war. In diesem Fall wäre seine Rechnung richtig; allein ohne an der Wahrheit dieser Citation des Siguenza zu zweifeln, haben wir Ursache zu glauben, daß dieser gelehrte Mexicaner seine Rechnung berichtigte, und dieses muste er thun, so bald er wuste, daß das Jahr 1519 I. Acatl war, ein gewisser Grund, worauf sich die ganze Mexicanische Chronologie gründen muß, und woraus sich unleugbar herleiten läßt, daß das Jahr 1684 nicht IX. Acatl, sondern X. Tecpatl war. Torquemada sagt im dritten Buche, wo er von den Totonacas handelt, von einem Adelichen aus dieser Nation, daß er im Jahr II. Acatl geboren war, und daß das Jahr vorher 1519. da die Spanier in Mexico ankamen, das Jahr I. Acatl war. Wie Torquemada dieses schrieb muß er entweder geträumt, oder nicht daran gedacht haben was er schrieb, denn er wuste gar wohl daß nach I. Acatl bey den Me-

xicanern nicht II. Acatl, sondern II. Tecpatl folgt, und dies war das Jahr 1520, wovon er redet.

Vorausgesetzt also, daß das Jahr 1519 I. Acatl war, und daß die Uebereinstimmung der Mexicanischen und Christlichen Jahre bekannt ist, so wird es nicht schwer, auf die Epoche der Gründung von Mexico zurückzugehen. Alle Historiker, welche die Mexicanischen Gemälde zu Rathe gezogen, oder wörtliche Nachrichten von ihnen empfangen haben, stimmen darin überein, daß diese berühmte Stadt im 14ten Jahrhunderte von den Aztecas gegründet worden, nur in dem Jahre selbst herrscht einiger Unterschied. Der Erklärer von Mendoza's Sammlung setzt die Gründung der Stadt in das Jahr 1324:, Gemelli, welcher dem Siguenza folgt, in 1325.; Siguenza, dem Betancourt und ein anonymischer Mexicaner, den Boturini anführt, in 1327.; Torquemada, vermöge der auf seine Nachrichten gegründeten und von Betancourt angestellten Berechnung, in 1341., und Arrigo Martinez in 1357. Die Mexicaner nehmen für die Erbauung von Mexico das Jahr II. Calli an, wie sich aus den ersten Gemälden in Mendozas Sammlung, und andern die Siguenza anführt, ergiebet. Wenn es also ausgemacht ist, daß Mexico im 14ten Jahrhunderte und im Jahr II. Calli gegründet ward, so kann es weder 1324. noch 1327. noch 1341. noch 1357. gewesen seyn, weil keins darunter II. Calli war. Gehen wir von 1519 bis zum 14ten Jahrhundert zurück, so finden wir zwey Jahre II. Calli benannt, darin nemlich 1325. und 1377. In dem letzten Jahre kann es nicht gewesen seyn, sonst müste man die Zeit der Regierung der Mexicanischen Könige zu sehr abkürzen, welches aber der Zeitrechnung dieser Könige zu sehr widerspricht. Es bleibt also nichts anders übrig, als daß man die Gründung dieser berühmten Stadt auf das Jahr 1325. nach Christlicher Zeitrechnung festsetzt; und dies dies war auch gewiß Sigüenzas Meinung; denn Gemelli, der keinen andern Unterricht als den von diesem

gelehrten Mexicaner hatte, nimmt das Jahr 1325 zur Gründung von Mexico an, und sagt es sey II. Calli gewesen. War er erst andrer Meinung, so änderte er solche doch nachgehends, als er einsahe, daß sie sich mit dem festen Grundsaße, daß das Jahr I. Acatl 1519 war, nicht zusammen reime.

Dritter Abschnitt.

Von der Zeitrechnung der Mexicanischen Könige.

Es hält schwer die Zeitrechnung der Mexicanischen Könige, wegen der verschiedenen Meinungen der Schriftsteller genau zu berichtigen. Wir wollen uns bemühen gewisse Punkte festzusetzen, um das ungewisse so viel möglich aufzuhellen. Um unsern Lesern einigen Begriff von der Verschiedenheit dieser Meinungen zu geben, so wird es hinlänglich seyn, eine Tabelle herzusetzen, daraus sich ergiebt in welchem Jahre, entweder nach dem Acosta, oder dem Erklärer von Mendozas Sammlung, oder nach dem Siguenza die Regierung eines jeden Königs angefangen.

Acosta		der Erklärer		Siguenza	
Acamapitzin	1384	—	1375	3 May —	1361
Huitzilihuitl	1424	—	1396	19 April —	1403
Chimalpopoca	1427	—	1417	24 Febr. —	1414
Itzcoatl	1437	—	1427	— — —	1427
Montezuma I.	1449	—	1440	13 August	1440
Arajacatl	1481	—	1469	21 Nov. —	1468
Tizoc	1477	—	1482	30 Octob.—	1481
Ahuitzotl	1492	—	1486	13 April —	1486
Montezuma II.	1503	—	1502	15 Sept. —	1502

Acosta und nach ihm Arrigo Martinez und Herrera, gehen nicht nur in der Zeitrechnung von andern Schriftstellern, sondern auch in der Ordnung der Könige von einander ab, indem sie den Tizoc vor dem Ara-

jacatl auf den Thron seßen, da doch das Gegentheil nicht nur aus den Zeugnissen der Mexicaner, sondern auch andrer Spanischen Schriftsteller erhellet. Gomara vermengt die Regierungen der Herrn von Tula mit den von den Königen in Colhuacan und Mexico. Torquemada bestimmt die Jahre von beyden, aber seine Chronologie trifft mit andrer Schriftsteller ihrer nicht überein. Solis macht Montezuma II. zum eilften Mexicanischen König: wir wissen aber was er für sonderbare Gründe für diese Meinung hatte. De Paw zeigt auch hier seine ausschweifende Einbildungskraft, indem er nicht mehr als 8 Könige von Mexico zählt, da es doch ganz gewiß und unleugbar ist, daß die Mexicaner die obangeführten 9 Könige, und nach ihnen noch den Cuitlahuazin und Quauhtemoßin hatten. Einige zehlen die beyden letzten nicht zu ihren Königen, weil sie nur so kurz regierten, allein da sie gesetzmäßig erwehlt, und von der Nation ohne Wiederrede angenommen wurden, so haben sie eben so viel Recht als ihre Vorgänger zu den Königen gezehlt zu werden. Acosta sagt, er führe sie deswegen nicht an, weil sie nur blos den Nahmen von Königen hatten, und damals das ganze Reich bereits in Spanischen Händen war: allein dies ist ganz falsch, denn bey der Wahl des Cuitlahuaßin hatten die Spanier erst die Provinz der Totonacas inne, und diese waren nicht sowohl als Unterthanen, sondern blos als Bundsgenossen anzusehen. Zur Zeit der Wahl des Quauhtemoßin besassen sie ausser dieser Provinz noch 5 andre nebst einigen benachbarten Plätzen, aber alle diese Staaten verhielten sich zu dem übrigen Mexicanischen Reich noch bey weitem nicht so wie Bologna zum ganzen Kirchenstaate.

Um die Zeitrechnung dieser 11 Könige zu untersuchen, müssen wir nothwendig eine andre Methode wehlen, von dem letzten Könige anfangen, und von diesem auf den Anfang der Monarchie zurückgehen.

Quauhtemoczin. Dieses Königs Regierung hatte den 13ten August 1521 ein Ende, weil er am Tage der Eroberung von Mexico gefangen ward. Sein Wahltag ist nicht bekannt, aber aus Cortez Nachrichten läßt sich schliessen, daß er das Jahr vorher im October oder November gewehlt ward, er konnte also nicht länger als 9 bis 10 Monate regieren.

Cuitlahuaczin. Er folgte seinem Bruder Montezuma II. und bestieg nach eben des Cortez Nachrichten zu Anfange des Julius 1520 den Thron. Einige Spanische Geschichtschreiber sagen, er habe nicht über 40 Tage regiert, andre reden von 60; aber vermöge dessen was Cortez von einem Mexicanischen Officier während des Kriegs in Quauhquechollan hörte, läßt sich schliessen, daß der König noch im October lebte. Wir tragen daher kein Bedenken, ihm wenigstens eine Regierung von 3 Monaten zu geben.

Montezuma II. Es ist bekannt daß er 17 Jahre und noch etwas über 9 Monate regierte, daß er im September 1502 den Thron bestieg, und zu Ende des Junius 1520 starb. Die Ursache warum einige den Anfang seiner Regierung im Jahr 1503 setzen, rührt daher, weil sie wohl wusten, daß er 17 Jahre regierte, aber an die 9 Monate darüber nicht dachten.

Ahuitzotl. Acosta giebt diesem Könige eine eilfjährige Regierung, Martinez eine zwölfjährige, Siguenza eine sechzehnjährige, und Torquemada eine achtzehnjährige. Ich glaube wir können die Jahre seiner Regierung, und die Zeit seiner Thronbesteigung durch die Epoche der Einweihung des grossen Tempels bestimmen. Diese geschahe unstreitig 1486, und darin stimmen verschiedene Schriftsteller überein: überdieses weiß man, daß König Tizoc dieses Gebäude nur eben anfieng, Ahuitzotl aber fortsetzte und endigte. Dies konnte nun nicht in eben dem Jahre, auch nicht in den zwey oder drey folgenden geschehen, da er den Bau übernommen, weil es bekanntermassen ein Gebäude von so grossem Umfange

war. Eben so wenig konnte er in einem so kurzen Zeitraum in so weit von einander entfernten Provinzen Kriege führen, und eine so erstaunliche Menge von Gefangnen machen, die an jenem grossen Feste geopfert wurden. Unsre Meinung geht deswegen dahin, daß der Anfang seiner Regierung nicht später als 1482, aber auch nicht früher angenommen werden kann, wenn man die Zeitrechnung seiner Vorgänger nicht verwirren will, wie wir bald sehen werden. Vorausgesetzt also daß er seine Regierung 1482 angefangen, und 1502 geendigt habe, so hat sie 19 bis 20 Jahre gedauert.

Tizoc. Niemand zweifelt daran, daß seine Regierung nur eine kurze Zeit gewährt, und kein Schriftsteller nimmt sie länger als $4\frac{1}{2}$ Jahre an. Wir können die Zeit seiner und seines Vorgängers Regierung, durch die von dem Könige Nezahualpilli in Acolhuacan bestimmen. Weil dieser König so berühmt war, und so viele Geschichtsverständige an seinem Hofe hatte, so haben wir auch gewisse Nachrichten von seiner Regierung. Nezahualpilli, König von Acolhuacan, starb 1516 nach einer Regierung von 45 Jahren und einigen Monaten; der Anfang fällt also in das Jahr 1470. Ferner ist bekannt, daß Nezahualpillis achtes Jahr das erste Tizocs war, letzterer muß also seine Regierung 1477 angetreten haben, und regierte nach einiger Meinung $4\frac{1}{2}$ Jahre. Torquemada redet nicht einmal von drey Jahren, widerspricht sich aber offenbar in diesem so wie in vielen andern Punkten seiner Zeitrechnung, denn da er die oben angeführte Berechnung von Tizocs Regierung annimmt, so muß er seinen Tod in 1480 setzen, und dem Ahuitzotl nicht eine Regierung von 18, sondern von 22 Jahren geben.

Axajacatl. Es ist bekannt, daß seine Regierung 6 Jahre vor dem Nezahualpilli, also 1464 anfieng, und besagtermassen 1477 endigte: daraus folgt, daß er 13 Jahre regierte, wie Siguenza und andre bestätigen. Acosta giebt ihm nur 11 Jahre, und der Erklärer von

Mendoza kaum 12. Wahrscheinlicher Weise regierte er nicht volle 13 Jahre.

Montezuma I. Alle stimmen darin überein, daß dieser grosse König 28 Jahre auf dem Throne saß. Einige geben ihm ein Jahr mehr, weil sie die Monate, die er darüber regierte, dazu rechnen, welche andre nicht dazu nehmen. Er fieng seine Regierung also 1436 an, und endigte sie 1464. Zu seiner Zeit ward das Toxihumolpia oder Säcularjahr gefeyert, und zwar nicht im 16ten Jahre seines Regiments, wie Torquemada behauptet, sondern im 18ten oder 1454.

Itzcoatl. Fast alle Historiker geben diesem grossen Könige eine Regierung von 13 Jahren; Acosta und Martinez nur von 12. Die Ursache davon ist eben dieselbe wie oben, nemlich daß Itzcoatl nicht volle 13 Jahre auf dem Throne saß, und daß jene beyden Schriftsteller nicht auf die an 13 Jahren fehlenden Monate achteten, und andre hingegen das Jahr für voll zehlten. Er fieng mit dem Jahr 1323 seine Regierung an, es konnte weder eher noch später seyn, denn er erhielt die Krone ein Jahr nachher, als Maxtlaton sich des Throns von Acolhuacan mit Gewalt angemaßt hatte. Maxtlaton beherrschte ihn 3 Jahre, und mit ihm gieng das Reich der Tepanecas zu Ende. Im folgenden Jahre, das ist drey Jahre hernach als Itzcoatl angefangen hatte zu regieren, ward Nezahualcojotl auf den Thron von Acolhuacan, dessen sich die Tepanecas angemaßt hatten, gesetzt. Ausserdem ist es bekannt, daß Nezahualcojotl 43 Jahre und einige Monate regierte; da sich nun seine Regierung 1470 endigte, so muß ihr Anfang im Jahr 1426, die Zerstörung des Reichs der Tepanecas 1425, der Anfang von Itzcoatls Regierung 1423, und von Maxtlatons gewaltsamer Besitznehmung des Throns 1422 gesetzt werden.

Chimalpopoca. Diesen unglücklichen König haben Acosta, Martinez und Herrera, mit seinem Neffen Acolnahuacatl, des Huitzilihuitls Sohn verwechselt; da,

her geben sie dem Chimalpopoca nur eine zehnjährige Regierung, und lassen ihn durch die Hand der Tepanecas sterben: aber das Gegentheil erhellet aus den Gemälden und Berichten der Indianer, die Torquemada zum Theil anführt, und die wir zum Theil selbst gesehen haben. Siguenza begeht aus Nachlässigkeit einen Wiederspruch, indem er sagt, Chimalpopoca sey ein jüngerer Bruder Huitzilihuitls gewesen, und behauptet dieser habe seine Regierung im 18ten Jahre angetreten, und nicht völlig 11 Jahre regiert, er hätte also noch unter 29 Jahren sterben, und Chimalpopoca, der gleich auf ihn folgte, wenigstens beym Antritt seiner Regierung 28 Jahre alt seyn müssen: nichts desto weniger macht Siguenza ihn zur Zeit seiner Thronbesteigung über 40 Jahre alt. In Mendozas Sammlung wird diesem Könige nur eine zehnjährige Regierung eingeräumt. Torquemada und Siguenza geben ihm eine von 13 Jahren, und dies ist in Betracht seiner Thaten und Begebenheiten am wahrscheinlichsten: aber Betancourt, welcher dem Torquemada folgt, begeht bey dieser Gelegenheit ansehnliche Anachronismen. Er setzt die Wahl des Chimalpopoca in die Zeiten Königs Techollalla von Acolhuacan: wir wollen einmal annehmen, es sey im letzten Regierungsjahr dieses Königs gewesen. Dem Techollalla folgte Ixtlilxochitl, der 7 Jahre regierte, dem Ixtlilxochitl Tezozomoc, welcher 9 Jahre über dieses Reich tyrannisirte, und auf diesen Maxtlaton, zu dessen Zeiten Chimalpopoca starb. Diesen von Torquemada und Betancourt angenommenen Perioden zufolge, müssen wir dem Chimalpopoca wenigstens eine sechzehnjährige Regierung einräumen, welche Zahl aus den 7 Jahren Ixtlilxochitls und den 9 des Tizozomoc herauskommt; dies widerspricht aber ihrer eignen und andrer Geschichtschreiber Zeitrechnung. Wollten wir die Chronologie der Könige von Mexico und Tlatelolco nach der Berechnung obgedachter Schriftsteller verbinden, so bleiben kaum 19 Jahre für die beyden Könige Chimalpopoca und Itzcoatl

übrig, wie wir in der Folge sehen werden. Giebt man nun der Regierung des Chimalpopoca nach der Meinung der meisten Geschichtschreiber 13 Jahre, so müssen wir ihren Anfang im Jahre 1410 setzen. Maxtlaton folgte seinem Vater Tizozomoc 1422, oder ein Jahr vor Chimalpopocas Tode. Tizozomoc trug die Krone von Acolhuacan 9 Jahre, da er nun 1422 starb, so fieng sein Regiment 1413 an. In Ansehung Ixtlilxochitls, als des rechtmäßigen Königs von Acolhuacan wissen wir, daß er 7 Jahre bis 1413 regierte, da der Tyrann Tizozomoc ihm das Leben und die Krone raubte; seine Regierung nahm folglich 1406 ihren Anfang.

Huitzilihuitl. In Ansehung seiner Regierungsjahre sind die Meinungen der Historiker sehr getheilt. Siguenza sagt 10 Jahre und 10 Monate, Acosta und Martinez 13 Jahre, und der Erklärer 21. Torquemada versichert, daß ihm einige der Mexicanischen Historiker, die wir zu Rathe gezogen, 22, andre 26 Jahre geben. Wir halten uns aber überzeugt, daß die von gedachtem Erklärer angegebne Anzahl von Jahren die wahre sey, weil wir aus den historischen Gemälden der Mexicaner wissen, daß das 13te Jahr dieses Königs ein Säcularjahr war, welches unsrer chronologischen Tabelle zufolge das Jahr 1402 seyn muste: seine Regierung fieng sich also im Jahr 1389 an. Da er nun, wie sich aus dem, was von der Regierung Chimalpopocas gesagt worden, ergiebet, 1410 starb, so müssen wir dem Huitzilihuitl nothwendig eine Regierung von 21 Jahren bestimmen.

Acamapitzin. Ausgenommen daß die Zeitrechnung der vorigen Könige richtig, und daß die Epoche der Gründung von Mexico gewiß bestimmt ist, bleibt uns wenig von dieses Königs Regierung zu sagen übrig. Torquemada bezeugt, daß die Gemälde und geschriebenen Geschichten von Mexico, die Wahl des Königs Acamapitzin ins 28ste Jahr nach Gründung der Stadt setzen; folglich ward er 1352 oder zu Anfange von

1353. gewehlt, und seine Regierung muß 37 Jahre, oder etwas weniger, gedauert haben. Nach seinem Tode entstand ein Interregnum von 4 Monaten, wie Siguenza berichtet, da alle andere nur wenige Tage dauerten.

Vierter Abschnitt.

Von den Epochen in Ansehung der Begebenheiten bey der Belagerung von Mexico.

Es hat keine große Schwürigkeiten, diese Epochen zu bestimmen, da wir sie überhaupt bey dem Eroberer Cortez in seinen Briefen an Karln V. angezeigt finden. Weil aber die Spanischen Geschichtschreiber viele Fehler in der Zeitrechnung gemacht haben, es sey nun, daß sie entweder diese Briefe gar nicht zu Rathe gezogen, oder daß sie auf die in diesem Jahre eingefallene und vom Cortez angegebene bewegliche Feste nicht genau achteten, so wollen wir einige Punkte der Zeitrechnung gewisser bestimmen, und die minder wichtigen, zu Vermeidung einer zu ängstlichen Weitläuftigkeit, übergehen.

Cortez langte bekanntermaßen mit seiner Flotte am grünen Donnerstage 1519. bey der Küste von Chalchicuecan an. Dies war der 21ste April, denn Ostern fiel in diesem Jahre auf den 24sten.

Der Einzug der Spanier in die Stadt Tlascala geschahe nicht den 23sten September, wie Herrera und Gomara wollen, sondern den 18ten, wie Bernal Diaz, Betancourt und Solis melden. Dieß läßt sich leicht durch Berechnung der Tage beweisen, welche die Spanier, nach Cortez Bericht, in Tlascala und Cholula blieben, und auf dem Marsche nach Mexico zubrachten. Diaz berichtet, daß die Spanier sich vor dem Eintritt in Tlascala 24 Tage im Gebiete dieser Republik, und hernach 20 Tage in der Stadt selbst, aufhielten, bezeugen. Sie marschirten den 14ten October in Cholu-

la, und den 8ten November in Mexico ein. Sechs Tage darauf ward Montezuma, wie Cortez selbst bezeuget, zum Gefangnen gemacht. Cortez blieb bis zu Anfange des folgenden Mays in der Stadt, da er sich nach Chempoalla begab, um sich dem Narvaez zu widersetzen. Er griff ihn an, und schlug ihn am Pfingstsonntage, welcher in diesem Jahre (1520.) auf den 27sten May fiel. Die Empörung der Mexicaner, welche Alvarado durch sein hartes Betragen veranlaßte, geschahe am großen Feste des Monats Toxcatl, welches in eben dem Jahre auf den 13ten May einfiel. Cortez langte nach erfochtenem Siege den 24sten Junii, wie alle bezeugen, wieder in Mexico an. In den Nachrichten von den Begebenheiten der letzten Tage des Junius, und der ersten des Julius, finden wir einige Verwirrungen, und Anachronismen bey den Historikern. Wir folgen dem Cortez, welcher in seinen Briefen die richtigsten Nachrichten von der Eroberung mittheilt.

Des Montezuma Todestag scheint der 30ste Junii gewesen zu seyn, weil er nach Cortez Bericht 3 Tage nach der durch einen Stein empfangenen Wunde starb. Dies geschahe während der Zeit, da die beyden Kriegsmaschinen gebauet wurden, deren wir in der Geschichte gedacht haben: diese wurden aber in der Nacht vom 26sten Junii und den folgenden Tag verfertigt, wie sich aus des Eroberers Berichten abnehmen läßt. Der Tod des Montezuma kann also nicht eher und nicht später als den 30sten angesetzt werden, wenn man die Reihe der Begebenheiten nicht verwirren will.

Den 1sten Julius war die sogenannte **traurige Nacht**, nemlich, da die Spanier geschlagen wurden; weil Cortez 7 Tage zum Marsche von Mexico nach Tlascala annimmt, und meldet, daß sie den 8ten Juli daselbst anlangten. Diaz und Betancourt sagen, daß die Spanier Mexico den 10ten verließen, und den 16ten das Gebiet der Republik betraten: aber hierin muß man dem Cortez vorzüglich Glauben beymessen. Die Bege-

benheiten, welche sich vom 24sten Junius bis zum 1sten Julius zutrugen, werden, in Betracht der Kürze der Zeit, manchem allerdings sehr gehäuft vorkommen: allein darf man es sich wohl befremden lassen, daß sich unter so mißlichen und gefährlichen Umständen die Angriffe häuften, weil sie die größten Kräfte zur Erhaltung ihres Lebens anwenden mußten.

Der Krieg der Spanier in Quauhquechollan trug sich, nach Cortez Berichte, im Monat October zu. Diese Epoche ist wichtig, denn wir können dadurch die Zeit, da Cuitlahuatzin regierte, bestimmen, weil ein Mexicanischer Kapitän, bey welchem sich Cortez nach dem Zustande seines Hofes erkundigte, ihn benachrichtigte, daß dieser König sich sehr eifrig zum Kriege gegen die Spanier rüste. Die dem Cuitlahuatzin nur eine 40tägige Regierung einräumen, verwerfen diese Nachricht als falsch, da sie aber keine Gründe davon angeben, so dürfen wir sie auch nicht für falsch halten.

In Ansehung des Tages, da sich die Belagerung von Mexico angefangen, und der Dauer derselben, irren sich die Verfasser überhaupt. Fürs erste sagen sie, die Belagerung habe 93 Tage gedauert, aber die Rechnung ist nicht richtig, denn Cortez musterte den Pfingst-Montag 1521. seine Truppen auf dem großen Platze von Tezcuco, und wieß jeder von den 3 Divisionen ihren Posten an. Wollten wir auch wider die historische Wahrscheinlichkeit annehmen, daß an eben diesem Tage der Anfang mit der Belagerung gemacht worden, so wären es doch nicht 93, sondern nur 85 Tage, denn gedachter Montag fiel auf den 20sten May, und es ist durchgehends bekannt, daß sich die Belagerung mit Eroberung der Stadt den 13ten August endigte. Wollten sie aber die gegen die am See belegenen Städte begangenen Feindseeligkeiten zum Anfang der Belagerung rechnen, so müssen sie den 1sten Januar zum Anfang derselben annehmen, und nicht 93 Tage, sondern 7 Monate zehlen. Cortez, der in diesem Stücke mehr Glau-

ben als alle andere Geschichtschreiber verdient, sagt ausdrücklich, die Belagerung habe den 30sten May angefangen und 75 Tage gedauert. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß selbst des Cortez Brief einen Irrthum veranlaßt haben kann, weil er zu verstehen giebt, daß die Divisionen von Alvarado und Olido den 14ten May in Tacuba waren, und daß die Belagerung von da an ihren Anfang genommen: allein dies ist ein offenbarer Irrthum in den Zahlen, denn es ist ausgemacht, daß diese beyden Officiers erst nach der Musterung der Truppen nach Tacuba giengen, und diese ward nach Cortez und andrer Geschichtschreiber Bericht, den Pfingst-Montag oder den 20sten May gehalten.

Torquemada meldet, (Buch IV. Kap. 46.) daß die Spanier zum erstenmal den 8ten November nach Mexico kamen, und im 14ten Kap. desselben Buchs behauptet er, es sey den 22sten Julius geschehen; daß sie 150 Tage darin geblieben, nemlich 95 Tage in Freundschaft mit den Mexicanern, und 40 im Kriege mit ihnen, wozu das Morden des Alvarado am Feste im Monate Toxcatl, Anlaß gegeben: und dieser Monat kommt, seiner Meinung nach, mit unserm April überein u. s. w. Die Menge von Anachronismen, Irrthümern und Widersprüchen, die in gedachtem Kapitel angetroffen werden, sind hinlänglich, uns einen Begriff von seiner unzuverläßigen Zeitrechnung zu geben.

Dritte Abhandlung.

Von dem Lande Mexico selbst und dessen Beschaffenheit.

Wer die schrecklichen Beschreibungen lieset, die einige Europäer von Amerika geben, und ihre nachtheiligen Nachrichten von dem Boden, Clima, Pflanzen und Thieren hört, wird sich leicht überzeugen, daß ein un-

natürlicher Haß und Groll ihre Feder geführt, oder daß es würklich ein verfluchtes Land seyn müsse, welches der Himmel zur Strafe von Bösewichtern bestimmt hat. Wollte man dem Grafen Buffon glauben, so wäre Amerika ein neues Land, das vom Wasser überströmt gewesen, das nicht lange daraus hervorgestiegen [m]), voller aneinander hängender Moräste, unangebauet, und mit Waldungen bedeckt ist, auch noch seitdem es von Europäern, die weit arbeitsamer als die Amerikaner sind, angebauet worden. Es soll ferner mit unzugänglichen Bergen überladen seyn, die nur wenig Plätze zur Cultur und Bewohnung von Menschen übrig lassen; ein unglückliches Land, das unter einem ungünstigen Himmel liegt, darin alle aus der alten Welt hergeschafften Thiere ausarten, und die einheimischen klein, ungestalt, schwach, und ohne Waffen zu ihrer Vertheidigung sind.

Verdiente Herr von Paw Glauben, welcher Buffons Meinungen größtentheils abschreibt, und wo er dies nicht thut, sie vergrößert und seine Irrthümer noch vermehrt, so war Amerika überhaupt ein sehr unfruchtbares Land, und ist es noch, darin alle Europäischen Pflanzen ausarteten, ausgenommen die saftigen und Wasserpflanzen. Der stinkende Boden trägt eine größere Anzahl von giftigen Pflanzen, als alle übrigen Welttheile. Das Land ist voller Berge und Wälder, und stellt dem Auge nichts als eine ungeheure und unfruchtbare Wüste dar. Das Clima ist den meisten vierfüßigen Thieren ungünstig, und vorzüglich den Menschen, welche ausgeartet, geschwächt, und in allen Theilen der Organisation auf eine unglaubliche Art fehlerhaft geworden sind [n]).

Wenn der Geschichtschreiber Herrera auch in manchen Stücken viel Urtheilskraft, und Mäßigung zeigt, so verräth er doch bey der Vergleichung des Europäi-

m) Histoire Natur. Tom. VI.
n) Recherches Philosoph. P. I.

schen Bodens und Climas eine große Unwissenheit in den ersten Anfangsgründen der Geographie, und bringt solche wunderliche Dinge vor, die man kaum einem Kinde verzeihen würde: Unsere Hemisphäre, sagt er, ist in Ansehung des Clima besser, als die von der neuen Welt; unser Pol wird durch weit mehr Sterne verschönert, weil der Norden bis zu $3\frac{1}{2}$ Grad eine Menge glänzende Sterne hat. Er nimmt also an, erstlich daß die südliche Hemisphäre neu ist, ob man sie gleich seit vielen Jahrhunderten in Afrika und Asien kennt; zum andern, daß ganz Amerika zur südlichen Hemisphäre gehört, und daß Nordamerika nicht mit eben dem Pole und den Sternen als Europa in Verbindung steht. Wir haben, fährt er fort, noch einen andern Vorzug, nemlich, daß die Sonne 7 Tage länger beym Wendecircul des Krebses, als bey dem vom Steinbock verweilt; gerade als wenn der Auffenthalt der Sonne in der nördlichen Himmelsphäre in der neuen Welt nicht eben so wohl als in der alten Statt fände. Es scheint, der gute Historiker habe sich eingebildet, die Sonne bleibe, aus größerer Zuneigung zu dem schönen Europa, länger in der nordlichen Hemisphäre. In der That ein galanter und eines Französischen Gedichts würdiger Gedanke, und daher kommt es, setzt er hinzu, daß es gegen den Nordpol kälter ist, als gegen den Südpol, weil jener die Sonne nicht so viel genießt. Wie ist es aber möglich, daß der Nordpol weniger Genuß von der Sonne haben kann, da sie 7 Tage länger in der nordlichen Hemisphäre verweilt? Unser Land, heißt es weiter, breitet sich von Westen gegen Osten aus, und schickt sich deswegen für die Einwohner, um darin zu leben, besser als jenes, welches sich von Westen gegen Osten zusammen zieht, und sich von einem Pol zum andern zu sehr ausdehnet, denn ein Land, welches sich von Westen gegen Osten streckt, liegt in einer weit gleichern Entfer-

nung von der Kälte im Norden, und der Hitze im Süden. Allein wenn nach dieser Hypothese im Norden der Sitz der Kälte, und im Süden der Sitz der Hitze ist, so müßte die heiße Zone die zuträglichste für das menschliche Leben seyn, weil sie in gleicher Entfernung vom Nord- und Südpol liegt. In der andern Hemisphäre, behauptet dieser Verfasser, giebt es weder Hunde, Esel, Schaafe und Ziegen, noch Zitronen, Pomeranzen, Feigen und Quitten u. s. w.

Diese und mehrere dergleichen abgeschmackte Einfälle mancher Schriftsteller sind die Folge einer blinden und unbeschränkten Parteylichkeit für ihr Vaterland, vermöge deren sie ihm eingebildete Vorzüge, über alle andre in der Welt zuschreiben. Es wäre etwas leichtes, diesen schimpflichen Urtheilen die großen Lobeserhebungen entgegen zu setzen, welche verschiedene berühmte und besser unterrichtete Europäer diesen Ländern beygelegt haben, aber es würde uns von unserm Zwecke abführen, und den Lesern unangenehm seyn, wir wollen uns also in dieser Abhandlung damit begnügen, dasjenige, was gegen Amerika überhaupt, und gegen Mexico insbesondere geschrieben worden, zu untersuchen.

Erster Abschnitt.

Von der vorgeblichen Ueberschwemmung von Amerika.

Beynahe alles, was Buffon und Paw gegen die Beschaffenheit des Landes von Amerika, in Ansehung der Pflanzen, Thiere und Einwohner geschrieben haben, gründet sich auf die Voraussetzung, daß in Amerika eine allgemeine Ueberschwemmung gewesen, welche von der zu des Noah Zeiten verschieden und viel neuer ist, und diesen großen Welttheil lange mit Wasser bedeckt habe. Dieser letzten Ueberschwemmung, sagt Buffon, ist die Schädlichkeit des dortigen Clima, die Unfruch-

barkeit des Bodens, die Unvollkommenheit der Thiere, und die Gleichgültigkeit und Kälte der Einwohner zuzuschreiben. Die Natur hatte nicht Zeit, ihre Absichten auszuführen und alle ihre Kräfte auszubreiten. Die nach jener Ueberschwemmung zurückgebliebenen Seen und Sümpfe veranlaßten, nach Herrn von Paw Behauptung, die außerordentlich feuchte ungesunde Luft, die ungewöhnliche Vermehrung der Insekten, die kleinen unregelmäßig gebaueten vierfüßigen Thiere, die Unfruchtbarkeit des Bodens und der Weiber, die Menge Milch in den Brüsten der Männer, die Dummheit und Unempfindlichkeit der Amerikaner, und tausend andre ausserordentliche Erscheinungen, die er auf seinem Zimmer in Berlin viel genauer bemerkt hat, als wir während der vielen in Amerika durchlebten Jahre. Ob nun gleich diese beyden Schriftsteller in Ansehung der Ueberschwemmung von einerley Meinung sind, so hält sie Paw doch für viel älter, als der Graf Buffon.

Inzwischen ist dies eine Hypothese ohne Grund, und die vorgegebne Ueberschwemmung der neuen Welt bleibt ein bloßes Hirngespinste. Paw führt als Beweisgründe für seine Meinung an: einmal das Zeugniß des Acosta, ferner die unzählige Menge von Seen und Morästen, die starken Metalladern, die sich nicht tief unter der Oberfläche der Erde finden, die Seekörper, welche man haufenweise mitten im Lande antrifft, die Vertilgung der großen vierfüßigen Thiere, und endlich die einstimmige Sage der Mexicaner, Peruaner, und aller wilden Nationen, von der Magellanischen Meerenge bis zum Lorenzfluß, welche einhellig bezeugen, daß ihre Vorfahren, während der Zeit, daß die Thäler unter Wasser gestanden, auf den Bergen gewohnt haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß Acosta Buch 1. Kap. 25. seiner Geschichte es bezweifelt, ob man das, was die Amerikaner von einer Ueberschwemmung erzählen, von der zu Noahs Zeiten, oder von einer besondern in ihrem Welttheile, wie z. E. die zu Deucalions und Dy-

ges Zeiten in Griechenland war, erklären müsse. Er scheint der letzten Meinung, als die auch von vielen einsichtsvollen Männern angenommen worden, beyzupflichten; nichts destoweniger giebt er im 19ten Kap. Buch 5. da er von der ersten Eroberung des Landes durch die Incas redet, zu verstehen, daß er der festen Meinung sey, die Noachtische Sündfluth sey darunter zu verstehen. „Sie machten, schreibt er, sich unter dem Vorwande „Meister von dem Lande, als ob sie nach der allgemeinen Sündfluth, von der alle diese Indianer einige „Kenntniß besaßen, die Welt von neuem bevölkert hätten, indem sieben von ihnen aus der Höhle Pacaritambo hervorgegangen wären, und daß ihnen folglich „alle Menschen, als ihren Stammvätern, Gehorsam „leisten müßten.“

Acosta wußte also, daß jene Sage der Amerikaner sich auf die allgemeine Sündfluth gründe, und daß die Fabeln, darin solche eingehüllt worden, eine Erfindung der Incas sey, um ihr Recht auf ihr Reich zu beweisen. Was würde er erst gesagt haben, wenn er solche Beweise für jene Tradition gehabt hätte, als wir? Die Mexicaner gedenken nemlich, wie ihre eigne Geschichtschreiber bezeugen, der Sündfluth nie, ohne die Verwirrung der Sprachen, und der Zerstreuung der Völker dabey zu erwähnen. Diese drey Dinge finden wir auf einem einzigen Gemälde vorgestellt, welches Siguenza vom D. F. d'Alba Ixtlilxochitl, und dieser von seinem Vorfahren erhielt o). Dieselbe Sage hat man bey den Chiapanesern, Tlascalanern, den Einwohnern von Michuacan, von Cuba, und den Indianern auf dem festen Lande gefunden, mit dem Zusatze, daß nur wenige Menschen nebst einigen Thieren, in einem Schiffe gerettet worden, und daß diese erst einen Vogel fliegen ließen, welcher nicht wieder kam, weil er Carrion

o) Wir haben die Abbildung davon im ersten Theile gegeben.

zu seiner Nahrung fand, und darauf einen andern, welcher mit einem grünen Zweige im Schnabel zurückkehrte. Hieraus erhellet deutlich, daß sie keine andre Sündfluth meinten, als jene allgemeine zu Noahs Zeiten, welche den ganzen Erdboden überschwemmte. Alle Umstände, wodurch diese alte und allgemeine Tradition unter den Nationen verstellt und verdunkelt worden, sind entweder Allegorien, wie die von den 7 Höhlen der Mexicaner, um die 7 Nationen anzudeuten, welche das Land Anahuac bevölkerten, oder Erdichtungen, die theils aus Unwissenheit, theils aus Stolz gemacht worden. Keine von diesen Nationen glaubte, daß sich Menschen auf Bergen gerettet hätten, sondern in einer Arche oder einem Schiffe; dachten einige ja anders, so war es aus keiner andern Ursache, als weil die Sage nach so vielen Jahrhunderten verfälscht worden. Es ist also schlechterdings unrichtig, daß unter den Völkern zwischen der Magellanischen Meerenge und dem Lorenzflusse eine einstimmige Sage von einer bloß Amerika eignen Ueberschwemmung geherrscht habe.

Die Seen und Moräste, welche Buffon und Paw für unleugbare Beweise der vorgegebenen Ueberschwemmung halten, sind unstreitig Würkungen der großen Flüsse, der unzehligen Quellen, und der häufigen gewaltigen Regen in Amerika. Wären die Seen und Moräste nicht aus den jetzt angezeigten Ursachen, sondern durch jene Ueberschwemmung entstanden, so müßten sie nach so vielen Jahrhunderten durch die unaufhörlichen Ausdünstungen, welche die Sonne, zumal im heissen Erdstrich, veranlaßt, längst ausgetrocknet seyn, oder wenigstens merklich abgenommen haben. Dergleichen Abnahme bemerkt man aber keinesweges, ausgenommen in denjenigen Seen, wo die Flüsse und Waldströme, die sich sonst in solche ergossen, wie z. E. in den Mexicanischen Seen, durch den Fleiß menschlicher Hände abgeleitet worden. Wir haben die fünf vornehmsten Seen in Neu-Spanien, nemlich den von Tezcuco,

Chalco, Cuisco, Pazcuaro, und Chapalla gesehen, und untersucht, aber wir sind völlig überzeugt, daß sie durch nichts anders entstanden und erhalten werden, als durch die häufigen Regen, durch Flüsse und Quellen. Jedermann weiß, daß es nirgends häufigere und stärkere Regengüsse und ansehnlichere Flüsse giebt, als in Amerika. Warum will man denn Ueberschwemmungen erdichten, da natürlichere und gewissere Ursachen vorhanden sind? Sollen Seen Beweise von Ueberschwemmungen seyn, so wollen wir lieber glauben, daß sich solche in der alten als in der neuen Welt zugetragen haben, weil alle Seen in Amerika, selbst die größten in Canada nicht ausgenommen, nicht mit dem schwarzen und weissen Meer, oder mit der Ost-See und Caspischen See zu vergleichen sind, welche, ob man sie gleich insgemein Meer nennt, doch selbst nach Buffons Meinung, nur bloße Seen sind, die durch die hineinfallenden Flüsse entstanden sind. Fügen wir diesen noch die Seen Lemano, Onega, Pleskow und viele andre sehr große in Rußland, in der Tartarey und andern Ländern hinzu p), so werden wir bald finden, wie sehr diejenigen, welche die Amerikanischen Seen so gewaltig vergrößern, die Beschaffenheit ihres eignen Welttheils vergessen. Der See Chapalla, welcher in manchen Charten den prächtigen Namen Chapallisches Meer führt, und den wir dreymal umfahren haben, beträgt keine 100 Englische Meilen im Umfange. Wenn aber die Flüsse, der Don, die Wolga, der Dnieper, die Donau, die Oder und andre in der alten Welt, die bey weitem nicht mit dem Maragnon, la Plata, dem Magdalenen- und Lorenzfluss, dem Oronoko, dem Missisippi und andern in der neuen Welt verglichen werden können,

p) Bomare zehlt 38 Seen in der Schweiz, und sagt, daß auf dem sogenannten Harlemmer Meer Schiffe von beträchtlicher Größe fahren. Der See Aral in der Tartarey hat, nach eben diesem Verfasser, 100 Stunden in der Länge und 50 in der Breite.

nach Buffons Meinung hinlänglich sind, um Seen, die den Namen von Meeren verdienen, zu bilden, darf man sich dann wohl noch wundern, daß die ungeheuern Amerikanischen Flüsse kleinere Seen und Moräste veranlassen?

Herr von Paw hält diese Seen für Behältnisse von Wasser, welches aus diesen Gegenden, die ehemals durch eine heftige Erschütterung der Erdkugel überströmt worden, noch keinen Ausgang finden können. Die vielen Vulkane auf den Andes, oder Amerikanischen Alpen, und auf den Mexicanischen Hügeln, und die häufigen Erdbeben, die man unaufhörlich bald hie bald da in den Andes fühlt, sind ein Anzeigen, daß dieses Land bis auf den heutigen Tag noch nicht ruhig ist. Aber wenn diese Erschütterung des ganzen Erdballs so allgemein war, warum wurden denn Peru und Mexico, die so hoch über die Meeresfläche erhaben sind, wie Buffon und Paw beyde einräumen, überschwemmt, und nicht auch das weit niedriger liegende Europa? Wer die ausserordentliche Höhe des innern Amerika bemerkt hat, wird sich nicht leicht überreden, daß solche habe unter Wasser gesetzt werden können, ohne daß Europa ein gleiches Schicksal betroffen hätte. Ueberdieses könnte man auch sagen, daß der Vesuv, Etna, Hecla, die zahlreichen Vulkane auf den Moluckischen und Philippinischen Inseln, und die häufigen Erdbeben auf diesen Inseln, in China, Persien, Syrien, der Türkey und s. w. ebenfalls beweisen, daß die alte Welt heutiges Tages eben so wenig ruhig ist [q]).

q) Paw selbst drückt sich, nachdem er des Vesuvs, Etna, Hecla, und der Liparischen Vulkane gedacht, also aus: Zu den großen Vulkanen zählt man den Paranucan auf der Insel Java, den Canapis auf Banda, den Balaluan auf Sumatra. Auf der Insel Ternate ist ein feuerspeiender Berg, dessen Ausbrüche nicht geringer als die vom Etna sind. Von allen großen und kleinen Inseln des Japanischen Reichs ist keine einzige, die nicht ihren, entweder mehr oder weniger

Die Erzadern, welche man, fährt Paw fort, hin und wieder nahe an der Oberfläche der Erde findet, scheinen anzuzeigen, daß der Boden ehemals überschwemmt war, und daß die Ströme einen Theil der Erde weggeführt haben. Wäre es aber nicht schicklicher zu sagen, daß heftige Ausbrüche von unterirrdischem Feuer, die sich so deutlich bey den häufigen Vulkanen auf den Cordilleras zeigen, an manchen Stellen die Oberfläche zerstörten, und die Erzadern beynahe entblößt liegen ließen?

Sollen die Seekörper, welche man in großen Haufen an manchen Orten im Innern von Amerika antrifft, ein Beweis von Ueberschwemmung seyn, so müßte folgen, daß solche in der alten Welt noch weit beträchtlicher gewesen; denn anstatt daß sich in Amerika nur wenige Oerter mit großen Massen von Seemuscheln und andern versteinerten Seekörpern finden lassen, ist Europa ganz voll von solchen Versteinerungen, zum Beweise, daß es ehemals von der See überströmt gewesen [r]). Jedermann kennt die bewundernswürdigen Berechnungen, die einige Französische Naturkündiger über die ungeheure Menge von Muscheln in Touraine angestellt haben, und daß dergleichen auch in den Alpen angetroffen werden. Will man aus den einiger Orten in Amerika gefundenen Seekörpern auf eine Ueberschwemmung schließen, kann man denn nicht mit mehrerer Zuversicht folgern, daß Europa eine dergleichen Ueberschwemmung gelitten, da man an mehrern Orten eine weit beträchtlichere Quantität derselben antrifft? Schreibt man die

beträchtlichen Vulkan hätte, eben das gilt von den Philippinischen, Azorischen und Capverdischen Inseln ꝛc. Brief 3. Sur les vicissitudes de notre globe.

r) Bourguet in seinem Tractat von Versteinerungen und Torrubia in seiner Einleitung zur natürlichen Historie von Spanien, geben uns ein weitläuftiges Verzeichniß aller Oerter in Europa und Asien, wo versteinerte Seekörper gefunden werden.

Versetzung dieser Körper an Oerter im Inneru von Europa der allgemeinen Sündfluth zu, warum soll dieselbe Ursache auch nicht von Amerika gelten [s])? Nimmt man hingegen an, daß nicht die allgemeine Sündfluth, sondern eine spätere Ueberschwemmung gedachte Seekörper in die innern Gegenden von Europa gebracht habe; daß Europa überhaupt ein neuentstandnes Land sey, wie Buffon behauptet [t]); und daß es vor nicht gar zu langer Zeit mit Wäldern und Moräſten bedeckt gewesen; warum sehen wir denn nicht in Europa jene erstaunlichen Wirkungen der Ueberschwemmung, welche gedachte Schriftsteller in Amerika finden wollen, und warum sahe man sie nicht vor 2000 Jahren? Warum sind denn die Thiere in Europa auch nicht ausgeartet, wie in Amerika? Warum haben die Europäer nicht jene kaltblütige Leibesbeschaffenheit der Amerikaner? Warum sind die Weiber in beyden Welttheilen nicht gleich unfruchtbar? Warum ist das Clima in Europa so milde, und in Amerika so rauh und ungünstig? Warum sollten

s) Der Berg Dezcabezado liegt in den Alpen von Chili, gegen 500 Meilen von der See, und gehört zu den höchsten Bergen in Amerika. Seine senkrechte Höhe über dem Meere beträgt nach dem Molina, einem fleißigen Geschichtschreiber dieses Königreichs, über 3 Meilen. Auf dem Gipfel dieses hohen Berges finden sich versteinerte Seekörper in großer Menge, welche zu keiner solchen erstaunlichen Höhe durch eine besondre und von der Noachitischen Sündfluth verschiedene Ueberschwemmung gebracht werden konnten. Eben so wenig läßt sich behaupten, daß dieser Gipfel vormals das Bette der See gewesen, nach und nach aber durch unterirdisches Feuer in die Höhe gehoben sey, und diese Seekörper mit sich genommen habe; denn wenn dies gleich der Fall an einigen nicht sehr über der Meeresfläche erhabenen Orten wahrscheinlicher Weise seyn kan, und vielleicht auch wirklich ist, so bleibt es doch bey einer so außerordentlichen Höhe ganz unglaublich. Man muß vielmehr die auf dem Gipfel dieses Berges befindlichen Seekörper als unbezweifelte Beweise und Spuren der allgemeinen Sündfluth betrachten.

t) in seiner Theorie der Erde.

Europa so viel Wohlthaten, und Amerika alles Böse zu Theil geworden seyn? Wer sich von allen diesen Schwürigkeiten genauer unterrichten will, lese was Buffon über die Ueberschwemmung von Europa sagt.

Den letzten Grund nimmt Paw von der Vertilgung der grössern vierfüssigen Thiere in Amerika her, welche seiner Meinung nach zuerst im Wasser umkommen musten. Es wäre würklich sonderbar, wenn die schnellen Elephanten und Kameele hätten ersaufen müssen, und daß das träge zur Bewegung so ungeschickte Faulthier dem Untergange entgangen wäre; wenn jene sich nicht so gut wie die Menschen auf die Gebürge geflüchtet hätten, es sey nun durch Schwimmen, oder durch die Geschwindigkeit ihrer Füße, welche so groß ist, daß sie nach Buffon in einem Tage 150 Meilen zurücklegen können, und daß die Faulthiere Muße genug fanden, die Gipfel der Berge zu erreichen, da sie, wie er versichert, kaum eine Ruthe in einer Stunde fortrücken. Gesetzt auch dergleichen Thiere wären vormals in Amerika gewesen, so sind wir doch nicht genöthigt anzunehmen, daß sie durch die vorgebliche Ueberschwemmung ausgerottet worden, weil verschiedene Ursachen dabey eintreten konnten. Paw selbst behauptet u), daß die Elephanten, wenn man sie nach Amerika brächte, wie die Portugiesen versucht haben, mit den Kameelen einerley Schicksal haben, und sich nicht fortpflanzen würden, wenn man sie auch in den Wäldern ihren eignen Trieben überliesse, weil die Veränderung der Nahrungsmittel und des Himmelsstriches den Elephanten weit empfindlicher fällt, als allen andern vierfüssigen Thieren von der grossen Gattung. An einem andern Orte giebt er zu erkennen, daß die Ursachen, welche die Ausrottung gewisser vierfüssigen Thiere in der Welt bewürken, von äusserster Wichtigkeit, und zugleich ein sehr interessanter Ge-

u) Im ersten Theil seiner Philosophischen Untersuchungen.

genstand der Naturhistorie der neuen Welt sind. Man möchte also fragen, warum er so fest entscheidet, daß die vorgegebne Ueberschwemmung der Grund ihrer Vertilgung sey?

Buffon sucht uns von der neuen Ueberschwemmung von Amerika durch verschiedene Gründe zu überzeugen, die wir kürzlich beantworten wollen. Wenn dieser Welttheil, nemlich Amerika, sagt er, so alt ist, als die übrigen, warum hat man denn so wenig Bewohner darin angetroffen? Sie waren allerdings nicht zahlreich, aber dies gilt nur in Ansehung des ungeheuren Landes, welches sie bewohnten. Die Völker, welche gesellschaftlich lebten, wie die Mexicaner, die Michuacaner, die Acolhuas und andre, welche den grossen Strich Landes zwischen dem 9ten und 23sten Grad der Breite, und zwischen dem 271sten und 294sten Grad der Länge inne hatten, waren eben so zahlreich, als die in Europa, wie wir in einer andern Abhandlung zeigen werden x). Diejenigen Völker hingegen, welche zerstreut lebten, waren minder zahlreich, weil eine geringere Fortpflanzung in in der ganzen Welt die Folge eines wilden Lebens ist. „Sind die Wilden Schäfer, sagt Montesquieu, so gebrau„chen sie ein grosses Stück Landes, wenn sie sich in einer „beträchtlichen Anzahl erhalten wollen; sind sie Jäger, „wie die Wilden in Amerika waren, so leben sie in noch „geringerer Anzahl, und machen, um sich erhalten zu „können, ein noch schwächeres Volk aus.“

x) Man findet diese Gründe Buffons wider das Alterthum von Amerika im 6ten Bande seiner Naturhistorie: aber kurz vorher schreibt er in eben diesem Bande: Man hat in Mexico und Peru civilisirte Nationen angetroffen, die Gesetzen unterworfen waren, und von Königen regiert wurden: sie besassen Industrie, Künste und eine Art von Religion; sie lebten in Städten, darin unter der Autorität eines Regenten über Ordnung und Verfassungen gehalten ward. Diese Nationen waren gewiß sehr zahlreich, und können nicht als neu entstandene angesehen werden.

Wie, fährt Buffon fort, lebten sie nicht beynahe alle in der Wildniß und zerstreut? Das streitet aber wider die Wahrheit. Wie läßt es sich durchgängig behaupten, daß sie ein wildes zerstreutes Leben führten, da wir wissen, daß die Mexicaner, Peruaner und alle ihnen unterwürfige Nationen gesellschaftlich beysammen lebten? und diese waren nach Buffons eignem Geständnisse, sehr zahlreich, und keine neu angekommne Nationen. Die übrigen Völker setzten ihr Leben als Wilde fort, entweder aus zu heftigem Triebe für die Freiheit, oder aus einer andern uns unbekannten Ursache. Es giebt in Asien, welches ein uraltes Land ist, noch viele wilde und zerstreut lebende Nationen. Buffon irrt ferner, wenn er behauptet, daß diese zu einem gesellschaftlichen Leben vereinigten Nationen kaum 2 bis 300 Jahre seit ihrer Vereinigung zehlten. Es ist freylich wahr, daß die Mexicaner kaum 2 Jahrhunderte nach Erbauung ihrer Hauptstadt zehlten, und die Tlascalaner etwas mehr seit der Errichtung ihrer Republik; allein beyde Nationen, und die ihnen unterwürfigen Völker lebten so wie die Toltecas, Acolhuas und Michuacaneser seit undenklichen Jahren gesellig beysammen. Weder Buffon, Paw noch Dr. Robertson können die Niederlassung dieser Nationen in Anahuac von ihrem vorigen seit vielen Jahrhunderten in den nordlichen Gegenden der neuen Welt gehabten Sitze unterscheiden.

Warum wusten, fragt Buffon ferner, diese gesellig lebenden Völker nichts von der Kunst, das Andenken der Begebenheiten durch dauerhafte Zeichen auf die Nachwelt zu bringen, und bedienten sich der Stricke mit Knoten, um sich in der Entfernung einander Nachrichten mitzutheilen? Was waren denn, wenden wir dagegen ein, die Gemählde und Charaktere der Mexicaner, und andrer civilisirten Nationen in Anahuac anders als dauerhafte Zeichen, die bestimmt waren das Andenken gewisser Begebenheiten zu erhalten? Man sehe was Acosta B. 6. Kap. 7. seiner Geschichte über diesen Ge-

genstand schreibt, und was wir in unsrer Abhandlung von der Cultur der Mexicaner sagen.

Warum heißt es beym Buffon weiter, hatten sie keine zahm gemachten Thiere, und bedienten sich keiner andern als des Llama y) und Paco, die nicht zahm, getreu und gelehrig waren, wie unsre Hausthiere? Darum, weil sie keine andre hatten, die sich zahm machen liessen. Bildet Buffon sich etwa ein, daß sie hätten Tyger, Wölfe, Pume und dergleichen wilde Thiere zahm machen sollen? Paw wirft den Amerikanern ihre wenige Industrie vor, weil sie sich der Rennthiere nach Art der Lappländer nicht bedienten: allein diese Thiere werden blos in weit von Mexico entfernten Ländern gefunden, und die dortigen Wilden, wo es dergleichen giebt, bedienen sich ihrer nicht, weil sie solche nicht gebrauchen können, oder weil es ihnen nicht eingefallen, sie zahm zu machen. Ueberdieses ist Buffons Satz so allgemein genommen falsch, denn er räumt selbst ein, daß der Alco oder Techiche, welcher viel ähnliches mit einem kleinen Hunde hat, und sich im nördlichen und südlichen Amerika findet, von den Indianern zahm gemacht wurde. Auf gleiche Weise zähmten die Mexicaner Kaninchen, Enten, Truthüner und andre Thiere.

Endlich sagt Buffon zum Beschluß, waren ihre Künste so roh als ihre ganze Lebensart, ihre Talente geringe, ihre Ideen noch unentwickelt, ihre Organe rauh, und ihre Sprache barbarisch. Wie falsch alle diese Beschuldigungen sind, werden wir in den folgenden Abhandlungen zeigen.

y) Llama nicht Lama war nach dem Acosta der generische Nahme der 4 Arten dieses vierfüssigen Thiers. Heutiges Tages versteht man blos den bey den Spaniern also genannten Carnus, oder Peruanischen Widder darunter. Die andern 3 Arten sind der Paco, der Guanaco oder Huannaco und die Vicugna. Das Wort Llama wird Lyama ausgesprochen.

Ueberhaupt müssen wir also jene vorgebliche Ueberschwemmung als eines von den philosophischen Hirngespinnsten, die von einigen nach neuen Hypothesen hungrigen Köpfen unserer Zeit erfunden worden, verwerfen: weil sich unter den Amerikanern kein Andenken von irgend einer Ueberschwemmung, als von der allgemeinen Sündfluth in der heiligen Schrift erhalten hat. Wir möchten vielmehr behaupten, wenn es wahr wäre, daß die Noachitische Sündfluth sich nicht über die ganze Erdkugel erstreckt habe, daß alsdenn vermuthlich kein Land mit mehrerm Fuge von diesem Unglücke befreit geblieben, als Mexico, weil ausser seiner grossen Höhe über der Meeresfläche sich nirgends weniger versteinerte Seekörper finden.

Zweyter Abschnitt.

Das Clima von Mexico.

Wenn wir alle abgeschmackten Dinge, welche Paw gegen das Klima von Amerika vorbringt, wiederlegen wollten; so würden wir statt einer kleinen Abhandlung ein ganzes Buch vollschreiben müssen. Es sey genug zu sagen, daß er alles, was er bey verschiedenen Autoren gegen einzelne Länder dieses Welttheils gefunden, es mag wahr oder falsch seyn, gesammlet, um seinen Lesern ein abscheuliches Gemische von Unwahrheiten darzustellen, ohne zu erwegen, daß wir, wenn wir seinem Beyspiel folgen, und eine ähnliche Schilderung der verschiedenen Länder in der alten Welt machen wollten, welches nicht schwer werden dürfte, eine noch heßlichere Beschreibung liefern könnten. Doch da dies unserm Zwecke widerspricht, so wollen wir uns blos auf das Clima von Mexico einschrenken.

Dies Land ist von einem ausgebreiteten Umfange, und in viele der Lage nach sehr verschiedene Provinzen abgetheilt, folglich muß das Clima darin auch sehr un-

gleich seyn. Einige Länder, wie die längst der Küste, sind heiß, und meistentheils feucht und ungesund, andre, wie fast alle mitten im Lande liegenden sind gemässigt, trocken und gesund. Sie liegen sehr hoch, jene hingegen tief. In einigen wehten die Winde vorzüglich aus Süden, in andern aus Osten, in noch andern aus Norden. An keinem der bewohnten Orte kommt die Kälte der in Frankreich oder Castilien gleich, und die größte Hitze ist nicht mit der in Afrika, oder mit der während der Hundstage in einigen Europäischen Ländern zu vergleichen. Der Unterschied zwischen Winter und Sommer ist allenthalben so gering, daß auch die zärtlichsten Personen im August und Januar einerley Kleider tragen. Dieses und andre Dinge, die wir bereits von der Gelindigkeit des Himmelsstriches beygebracht haben, sind so bekannt, daß es keiner weitern Beweisgründe bedarf.

Um das bösartige des Amerikanischen Clima zu beweisen, führt Paw zuförderst die geringe Grösse und das unförmliche der dortigen Thiere an; zum andern die Grösse und erstaunliche Vermehrung der Insecten und andern kleinen Thiere; drittens die Krankheiten der Amerikaner, vornemlich die Lustseuche; viertens die Mängel ihrer natürlichen Leibesbeschaffenheit; fünftens die ausserordentliche Kälte in den Ländern von Amerika, in Vergleich mit den unter einerley Graden der Breite liegenden Gegenden der alten Welt.

Allein die angenommene kleine Form und geringe Wildheit der Amerikanischen Thiere, wovon wir bald mehr reden, ist kein Beweis der Bösartigkeit, sondern vielmehr der Gelindigkeit und Güte des Clima, wenn wir dem Buffon Glauben beymessen sollen, aus dessen Quelle Paw schöpfte, und dessen Zeugniß er selbst gegen den Don Pernetty anführt. Buffon, der sonst in verschiedenen Stellen seiner Naturgeschichte die kleine Form der Amerikanischen Thiere als einen gewissen Beweis von dem bösartigen Clima anführt, schreibt hernach im an-

dern Bande, wo er von den wilden Thieren handelt, folgendes:

„So wie alle Dinge, auch so gar die in der gröss„ten Freiheit lebenden Creaturen, gewissen natürlichen „Gesetzen unterworfen sind, und Thiere so wohl als „Menschen grossen Theils vom Einfluß des Clima und „Bodens abhängen, so scheint es, daß dieselben Ursachen, „welche die Menschen in unsern Climaten verfeinerter „und gesitteter gemacht, auch ähnliche Wirkungen bey „andern Arten von Geschöpfen bewürkt haben. Der „Wolf, welcher vielleicht das grimmigste von allen vier„füssigen Thieren in der gemässigten Zone ist, ist gleich„wol ungleich weniger fürchterlich als der Tyger, Löwe „und Panther in der heissen, und als der weisse Bär „und die Hyäne in der kalten Zone. In Amerika, wo „Luft und Erde milder sind als in Afrika, macht blos der „Nahme den Tyger, Löwen und Panther fürchterlich. „Sie sind ausgeartet, wenn Grimmigkeit und Grausam„keit ihrer Natur wesentlich waren, oder um bestimmter „zu reden, sie haben nur den Einfluß des Clima erfah„ren, und ihre Natur ist unter einem mildern Himmel „auch milder geworden. Aus solchen Climaten, die „nicht gemässigt sind, bekommt man allerley Spezerey„waaren, starkriechende Sachen, Gifte, und alle Pflan„zen, die strenge Eigenschaften haben. Der gemässigte „Erdstrich bringt hingegen blos Sachen von gemässigten „Eigenschaften hervor, die mildesten Kräuter, die gesun„desten Gemüsen, die lieblichsten Früchte, die friedlich„sten Thiere, und die gutmüthigsten Menschen, sind die „Bewohner dieses glücklichen Himmelsstriches. So wie „die Erde die Pflanzen bildet, so bilden die Erde und „Pflanzen wieder die Thiere, und Erde, Pflanzen und „Thiere tragen zur Bildung des Menschen bey. Die „physischen Eigenschaften der Menschen und Thiere, „welche andere Thiere zur Nahrung gebrauchen, hängen, „wie wohl etwas entfernter von eben den Ursachen ab, „welche einen Einfluß auf ihre Anlagen und Sitten

haben. Dies ist der größte Beweis, warum in gemäs-
sigten Erdstrichen alles gemässigt wird, und daß in
denen, wo sich das gemässigte nicht findet, alles das
gehörige Maas überschreitet; und warum Grösse und
Gestalt, welche doch eigentlich gewisse und bestimmte
Eigenschaften zu seyn scheinen, gleichwol wie die rela-
tiven Eigenschaften vom Einfluß des Clima abhängen.
Die Grösse unsrer vierfüssigen Thiere kann nicht mit
der von einem Elephanten, Rhinoceros oder Seepferde
verglichen werden: unsre größten Vögel sind in Ver-
gleich mit einem Strauß, Condor und Casuar nur
klein." So weit Buffon. Wir haben diese Stelle
deswegen hergesetzt, weil sie für unsern Gegenstand wich-
tig, und dem ganz entgegen ist, was Paw vom Clima
in Amerika, und Buffon selbst an manchen andern Or-
ten beybringt.

Wenn grosse und grimmige Thiere Bewohner nicht
gemässigter Himmelsstriche sind, und kleinere gutmüthi-
gere hingegen von einem gemässigten Clima, wie Buffon
in dieser Stelle zu behaupten sucht, so thut Paw nicht
wohl, wenn er die Bösartigkeit des Amerikanischen Cli-
ma durch die kleinere Form, und geringere Wildheit der
Thiere zu beweisen sucht. Soll hingegen diese kleinere
Form, und mindere Grimmigkeit der Amerikanischen
Thiere in Vergleich mit denen in der alten Welt ein
Beweis von der aus einem bösartigen Clima herrühren-
den Ausartung seyn, wie Paw behaupten will, so müßten
wir auf eben die Weise aus der kleinern Gestalt und min-
dern Grimmigkeit unsrer Thiere im Gegensatz der Afri-
kanischen schliessen, daß das Europäische Clima bösartig
ist. Schriebe ein Philosoph aus Guinea Recherches
philosophiques sur les Europeens als eine Nachahmung
von Paws Werk, so könnte er sich eben der Argumente
als Paw bedienen, um die Bösartigkeit des Europäischen
und die Vortheile des Afrikanischen zu beweisen. Das
Clima von Europa, würde er sagen, begünstigt die Er-
zeugung der vierfüssigen Thiere gar nicht, denn sie sind

ungleich kleiner und weniger muthig. Was sind der Europäer ihre größern Thiere, die Pferde und Ochsen, in Vergleich mit unsern Elephanten, Rhinocerossen und Kameelen? Was ihre Eydechsen in Vergleich mit unsern Krokodillen in Ansehung der Grösse und Herzhaftigkeit? Was ihre Wölfe und Bären, die fürchterlichsten unter ihren wilden Thieren, wenn man sie unsern Löwen und Tygern an die Seite stellt? Ihre Adler, Geyer und Kraniche sehen gegen unsre Strausse wie Hühner aus. Der Kürze wegen übergehen wir andre Beyspiele, welche sich gegen die Europäer machen liessen, wenn man Paws Worte und Gründe auf die Art anwenden wollte. Was Buffon und Paw diesen Afrikanischen Philosophen antworten würden, wollen wir jetzt diesen Europäischen Weltweisen zur Antwort geben: entweder beweisen ihre Gründe nicht, daß das Clima in Amerika schlecht ist, oder sie müssen einräumen, daß das Europäische auch nicht gut, oder wenigstens, daß das Afrikanische besser ist, als das Europäische.

Von der geringen Anzahl und Grösse der vierfüssi- Thiere kommt Paw auf die ungewöhnliche Grösse und Vermehrung der Insekten und andern kleinen schädlichen Thiere. „Die durch Fäulniß angesteckte Oberfläche der „Erde, sagt er, wimmelte von Eydechsen, Schlangen und „andern kriechenden Thieren von erstaunlicher Grösse. „Ihr Gift war ausserordentlich würksam, weil sie es aus „den häufigen Pfützen dieses unangebaueten Bodens so„gen, der sich selbst überlassen und verdorben war, und „folglich Nahrungssäfte von eben der Schärfe als die „Milch in den Eutern der zu ihrer Fortpflanzung wenig „fähigen Thiere. Raupen, Krebse, Schmetterlinge, „Käfer, Spinnen, Frösche, Kröten waren meistens von „einer unproportionirten Grösse, und vermehrten sich „über alle Begriffe. Panama wird von Schlangen, „Carthagena mit ganzen Wolken von ungeheuern Fle„dermäusen, Portobello mit Kröten, Surinam mit „Kakerlaken (cucerachas), Guadaloupe und die andern

„Kolonien auf den Inseln mit Käfern, Quito mit Ni„guas oder Chiques (pulex penetrans L.), und Lima „mit Läusen und Wanzen geplagt. Die ehemaligen „Könige von Mexico und die Kayser von Peru wusten „kein anderes Mittel ihre Unterthanen von dieser fressen„den Plage zu befreyen, als daß sie ihnen einen jähr„lichen Tribut von einer gewissen Quantität Läusen auf„legten. Cortez fand ganze Säcke voll davon im Pallast „des Montezuma.“ Allein dieses Argument, welches überdieses voller Unwahrheiten und Vergrösserungen ist, beweiset nichts gegen das Clima von Amerika überhaupt; und noch vielweniger gegen das von Mexico.

Es giebt einige Länder in Amerika, wo man wegen der Hitze, der Feuchtigkeit und des Mangels an Einwohnern grosse Insekten findet, und wo sie sich erstaunlich vermehren; aber dies beweiset höchstens nichts mehr, als daß die Oberfläche der Erde einiger Orten, wie Paw sagt, durch Fäulniß angesteckt ist, aber keinesweges, daß der Boden von Mexico oder von ganz Amerika stinkend, unangebauet, verdorben, und sich selbst überlassen ist, wie Paw ohne Grund angiebt. Wäre dieser Schluß richtig, so könnte er auch sagen, der Boden der alten Welt sey unfruchtbar und stinkend, weil es in manchen Gegenden eine ungeheure Menge grosser Insekten, schädlich kriechender und anderer garstigen Thiere giebt, wie z. B. auf den Philippinischen und verschiedenen Inseln des Indischen Archipels, in einigen Ländern vom südlichen Asien, in Afrika, und sogar auch hin und wieder in Europa. Die Philippinischen Inseln werden von grossen Ameisen und monströsen Papillons heimgesucht, Japan von Skorpionen, der südliche Theil von Asien und Afrika von Schlangen, Egypten von Nattern, Guinea und Ethiopien von ganzen Heeren Ameisen, Holland mit Feldratzen, die Ukraine mit Kröten, wie Paw selbst bekräftiget z). In Italien wird die seit so vielen Jahr-

z) Defense des Recherches Philos. sur les Americains. Cap. 13.

hunderten bewohnte Campagna di Roma mit Vipern, Calabrien mit Tarentuln, die Küste des Adriatischen Meeres mit Wolken von Mücken geplagt. In dem seit so langer Zeit stark bevölkerten Frankreich, welches gut angebauet ist, und dessen Clima die Einwohner so anpreisen, kam nach Buffons Bericht vor einigen Jahren eine neue Art von Feldmäusen zum Vorschein, die er Surmulots nennt, die grösser als die gewöhnlichen waren, und sich erstaunlich zum Schaden der Felder vermehrten. Bazin zählt in seiner kurzen Anleitung zur Insektengeschichte 77 Arten von Wanzen, die man alle in Paris und der Nachbarschaft antrifft. Diese Stadt wimmelt, wie Bomare sagt, von diesen eckelhaften Insekten. Es ist wahr, es giebt Oerter in Amerika, wo die Menge der Insekten und des eckelhaften Ungeziefers das Leben beschwerlich machen, aber nirgends haben sie sich, so viel wir wissen, zu einem solchen Grade vermehrt, daß die Einwohner den Ort deswegen verlassen hätten, wenigstens kann man von dieser Ursache der Entvölkerung nicht so viele Beyspiele in der alten als in der neuen Welt anführen, wie Theophrast, Varro, Plinius [a]) und andre bezeugen. Die Frösche entvölkerten einen Ort in Gallien, die Heuschrecken einen andern in Afrika, die Mäuse eine der Cycladischen Inseln, die Schlangen Amiclas, in der Nachbarschaft von Terracina, die Skorpionen und eine Art giftiger Ameisen einen Ort in der Gegend von Ethiopien, und noch einen andern die Asseln oder Skolopendern. Nicht lange vor unsern Zeiten wäre die Insel Mauritius beynahe verlassen worden, weil sich die Ratzen so ausserordentlich vermehrt hatten, wie wir uns erinnern in einem Französischen Schriftsteller gelesen zu haben.

Was die Grösse der Insekten, kriechenden und andrer Thiere dieser Art betrifft, so beruft sich Paw auf Herrn Dumont, welcher in seinen Nachrichten von

a) Plin. hist. Nat. l. 8. c. 19.

Louisiana sagt, daß die Frösche wegen ihrer Grösse gegen 37 Französische Pfunde wägen, und wie eine Kuh brüllen. Wer kann ihm aber trauen, da Paw selbst in seiner Antwort an den Don Pernetty Cap. 17. sagt, daß alle Schriftsteller über Louisiana vom Henepin, le Clerc und dem Kavalier Tonti an bis auf den Dumont sich bald in diesem bald in jenem Punkte widersprechen. Wir wundern uns über Paws Dreistigkeit zu behaupten, daß es dergleichen Ungeheuer in der übrigen Welt nicht giebt. Wir wissen sehr wohl, daß man weder in der alten noch neuen Welt Frösche von 37 Pfunden antrifft, aber es finden sich in Asien und Afrika Schlangen, Schmetterlinge, Ameisen und andre Geschöpfe von solcher monströsen Grösse, daß sie alle in der neuen Welt entdeckten übertreffen. Wo hat man wohl in Amerika eine Schlange 50 Römische Ellen (cubitos) lang gesehen, dergleichen August dem Römischen Volk bey den öffentlichen Schauspielen zeigte, wie Sueton versichert [b]), oder so dick als diejenige, welche zu des Kayfers Claudius Zeiten im Vatikan erschlagen ward, in deren Leibe man, wie Plinius, welcher damals lebte, bezeuget, ein ganzes Kind fand? Wer hat wohl in den einsamsten Wäldern von Amerika jemals eine Schlange gesehen, die sich nur einigermassen mit jener ungeheuren 120 Fuß langen vergleichen ließe, welche man zur Zeit des ersten Punischen Kriegs fand, und durch die Soldaten des Attilius Regulus mit Kriegsmaschinen getödtet ward? Ihre Haut und Kinnbacken wurden bis zum Numantischen Kriege in einem Tempel zu Rom aufbewahret, wie Livius, Plinius und andre Römische Geschichtschreiber bezeugen. Wir wissen zwar wohl, daß einige Amerikanische Historikersagen, daß sich eine riesenmässige Schlangenart in den Wäldern von Amerika aufhalte, welche die Menschen durch ihren Othem an sich ziehe, und alsdann verschlinge: es ist uns aber nicht unbewußt, daß

b) Im Leben dieses Kayfers.

verschiedene so wohl alte als neuere Geschichtschreiber eben dieses und noch mehr von Asiatischen Schlangen erzehlen. Megasthenes, den Plinius anführt, sagt, man finde Schlangen in Asien, die ganze Hirsche und Ochsen verschlingen können; Metrodor, den Plinius ebenfalls anführt [c]), versichert, es gebe Schlangen in Asien, welche Vögel, sie mögen noch so hoch und schnell fliegen, durch ihren Othem an sich ziehen. Unter den Neuern schreibt Gemelli im 5ten Bande seiner Reisen um die Welt, wo von den Thieren auf den Philippinischen Inseln die Rede ist: „Es giebt auf diesen Inseln Schlangen von ungewöhnlicher Grösse: eine Art derselben heißt „Ibitin, welche sehr lang ist, und sich an dem Schwanze „von dem Stamme eines Baums herabhängt, und den „vorbeypassirenden Hirschen, Bären und auch den Menschen auflauert, um sie durch den Othem an sich zu „ziehen, und auf einmal ganz zu verschlingen". Dies ist ein Beweis, daß diese uralte Fabel von der alten und neuen Welt erzehlt wird [d]).

Vielleicht wird Paw einwenden, daß diese monströsen Thiere vormals in der alten Welt gefunden wurden, da das Clima noch nicht zu seiner Vollkommenheit gelangt war. Allein wer die Nachrichten der Alten mit dem vergleicht, was wir heutiges Tages von Asien und Afrika wissen, wird sich leicht überzeugen, daß das Clima dieser Länder noch meistentheils eben so wie vor 2000 Jahren beschaffen ist: daß daselbst noch dieselbe Hitze, dieselbe Trockenheit oder Feuchtigkeit, dieselben Pflanzen, Thiere und Menschen angetroffen worden. Ueberdieses hat man noch in unsern Tagen allerley monströse Thiere in diesen Gegenden gefunden, welche die mit ihnen einige

c) Diese beyden Beyspiele, und obiges aus dem ersten Punischen Kriege findet man beym Plinius Hist. Nat. l. VIII. c. 14.

d) Man sehe den Bomare unter der Minia in Africa und dem Reinberah Ceylon.

Aehnlichkeit habenden in der neuen Welt unendlich übertreffen. In welchem Lande von Amerika würde Paw wohl Ameisen finden, die mit den Sulums auf den Philippinen verglichen werden können, und nach Hernandez Beschreibung [e]) 6 Finger breit in der Länge und einen in der Breite haben? Wer hat wohl je Schmetterlinge gesehen, die denen auf den Inseln Bourbon Ternate, den Philippinen, und in dem Indischen Archipelagus überhaupt gleich kommen? Die größte Fledermaus in Amerika, die in heissen schattigen Gegenden einheimisch ist, heißt beym Buffon **Vampiro**, und er giebt ihr ohngefehr die Grösse einer Taube. Die **Rougette**, eine Asiatische Art, ist so groß als ein Rabe, und die **Roussette**, ebenfalls eine Asiatische, wie eine grosse Henne [f]). Die ausgebreiteten Flügel messen von einer Spitze zur andern 3 Pariser Fuß, und nach Gemelli, der sie auf den Philippinen maß [g]) 6 Palmen. Buffon räumt der Asiatischen Gattung den Vorzug vor den Amerikanischen in Ansehung der Grösse ein, aber nicht in Ansehung der Menge. Gemelli meldet, sie wären auf der Insel Luzon in solcher Anzahl, daß sie die Luft verfinsterten, und daß man das Getöse, welches sie beym Fraß der Früchte in den Wäldern machen, auf 2 Meilen weit höre [h]). Paw sagt, indem er von den Schlangen redet [i]) „Man kann nicht mit Gewißheit behaupten, daß sich in „der neuen Welt grössere Schlangen gefunden, als die „Adanson in den Afrikanischen Wüsten sahe.“ Die größte Schlange, welche Hernandez nach fleissigem Nachsuchen entdeckte, war 18 Fuß lang; das ist aber

e) Hernandez Hist. Insect. N. Hispan. c. 30.

f) Buffon Hist. Nat. T. XIX.

g) Gemelli Tom. V.

h) Was Gemelli von diesem Getöse sagt, bestätigen verschiedene glaubwürdige Personen, die sich einige Jahre auf dieser Insel aufgehalten haben.

i) Defense des Recherches Philos. Ch. 22.

kein Vergleich mit der auf den Molukkischen Inseln, die nach dem Bomare 33 Fuß lang ist [k]), noch mit der Anacandaja auf Ceylon, die er über 33 Fuß angiebt [l]); noch mit andern in Asien und Afrika, deren er ebenfalls gedenkt. Kurz, das von der Grösse und Menge der Amerikanischen Insekten hergenommene Argument hat nicht mehr Gewicht, als das von der geringen Grösse und Anzahl der vierfüssigen Thiere; beyde verrathen eine gleiche Unwissenheit, oder vielmehr eine geflissentliche Vergessenheit der Dinge in der alten Welt.

In Ansehung dessen, was Paw von dem Tribut an Läusen in Mexico vorbringt, verräth er in dieser, so wie in vielen andern Sachen, seine lächerliche Leichtgläubigkeit. Es ist freylich nicht zu läugnen, daß Cortez Säcke voll von diesem Ungeziefer in den Magazinen des Pallasts vom Könige Axajacatl antraf, und daß Montezuma einen solchen Tribut auflegte; allein dies that er nicht allen seinen Unterthanen, sondern blos den Bettlern, und zwar nicht wegen der ausserordentlichen Menge dieser Insekten, wie Paw vorgiebt, sondern weil Montezuma den Müssiggang nicht bey seinen Unterthanen leiden konnte; deswegen wollte er, daß diese elende Volksklasse, die nicht im Stande war zu arbeiten, sich wenigstens mit Reinigung ihres Körpers beschäftigen sollte [m]). Dies war die wahre Ursache des sonderbaren Tributs, wie Torquemada, Betancourt und andre Geschichtschreiber erzehlen; niemand hat sich aber einfallen lassen, etwas dergleichen, wie Paw, zu behaupten, und dieser that es blos, weil er es für sein wunderliches System schicklich fand. Dies eckelhafte Ungeziefer findet sich ver-

k) Bomare Diction. Univ. d'Histoire Nat. V. Couleuvre.

l) Ebendas. Anacandaja.

m) Es ist gewiß, daß Montezuma die Reinlichkeit eben so sehr liebte, als er den Müssiggang haßte. Daher ist es auch wahrscheinlich, daß ihn diese beyden Ursachen bewogen, einen so sonderbaren Tribut zu fordern.

muthlich eben so häufig in den Haaren und Kleidern der Amerikanischen Bettler, als bey allen armen und unreinlichen Menschen in der Welt: und ein jeder Regent in Europa, welcher dergleichen Tribute von seinen armen Unterthanen fordern wollte, würde nicht nur Säcke, sondern Schiffsladungen damit anfüllen können.

Wir versparen die Untersuchung von Paws Beweisen des schlechten Climas in Amerika, die er von den Krankheiten und den Mängeln der physikalischen Constitution der Einwohner hernimmt, zu einer besondern Abhandlung, jetzt wollen wir nur noch das berühren, was er von der grössern Kälte derjenigen Länder der neuen Welt sagt, die mit denen in der alten unter einerley Breite liegen. „Wenn man, heißt es, die Beobach„tungen, welche Condamine und Ulloa mit dem Ther„mometer in Peru gemacht, mit des unermüdeten Aban„son seinen in Senegal vergleicht, so wird man bald ein„sehen, daß die Luft in der neuen Welt minder heiß ist, „als in der alten. Berechnet man den Unterschied der „Temperatur der Luft so genau als möglich, so glaube „ich, zeigt sich ein Unterschied von 12 Graden; d. i. die „Hitze ist in Afrika unter der Breite von 30 Graden eben „so heiß, als in Amerika unter der von 18. Das Wet„terglas stieg in Peru in der heissen Zone nicht so hoch, „als in Frankreich in der größten Sommerhitze. Quebec „hat ein ungleich strengeres und kälteres Clima auszu„stehen als Paris, ob beyde Städte gleich ziemlich unter „einerley Breite liegen. Der Unterschied zwischen der „Hudsonsbay und der Themse, die ebenfalls einerley „Breite haben, ist sehr merklich.“

Wir räumen dies alles dem Herrn von Paw gar gerne ein, allein es hilft ihm nichts um das Bösartige des Amerikanischen Clima zu beweisen. Warum will er das schlechte Clima aus der mehrern Kälte der Länder in Amerika herleiten; da er eben so gut, und vielleicht noch eher behaupten könnte, das Clima in der alten Welt tauge nichts, weil es in den Ländern, die mit jenen

unter einerley Breite liegen, weit heisser ist. Paw kann in diesem Punkte kein Argument gegen die Amerikaner hervorbringen, daß die Amerikaner ihm nicht mit noch mehrern Grunde gegen Europa oder Afrika zurückgeben können. Alle seine Bemerkungen sind nicht hinlänglich, um als einen allgemeinen Grundsatz festzusetzen, daß die Länder der neuen Welt kälter sind, als die unter eben der Breite liegenden in der alten, und noch vielweniger, um es glaublich zu machen, daß es in der alten Welt unter dem 30sten Grade eben so heiß sey, als in der neuen unter dem 18ten. Paw setzt hinzu n), über den 80sten Grad der Breite hinauf müsse die Kälte im November so stark seyn, daß kein Mensch darin leben könne, deswegen könne auch niemand in Amerika über dem 77sten Grad leben. Warum behauptet er denn, daß man im Lande der Esquimaux Einwohner jenseits dem 75sten Grad antreffe? Können aber die schwächern Amerikaner es unter dieser hohen Breite aushalten, so läßt sich auch wohl annehmen, daß die härtesten Europäer die Kälte unter 80 Graden ausdauern werden. Ferner, wäre dieser Grundsatz richtig, so müßte es in Jerusalem, das beynahe unter dem 30sten Grade liegt, so kalt seyn, als in Vera Cruz, welches fast unter dem 20sten Grade liegt; ein Einfall, den niemand als Herr Paw haben kann. Auf gleiche Weise lassen sich noch andre abgeschmackte Folgerungen machen; insonderheit, wenn man Dr. Michells Berechnung zum Grunde legt, welcher nach 33jährigem Beobachtungen, wie Dr. Robertson sagt, annimmt, daß zwischen dem Clima der alten und neuen Welt ein Unterschied von 14 bis 15 Graden ist, d. h. es ist in den Gegenden der alten Welt unter 29 oder 30 Graden so heiß, als in der neuen Welt unter 15 Graden. Es ist gewiß, daß, so wie es verschiedene Länder in Amerika giebt, die kälter sind, als andre unter gleicher Breite in der alten Welt, auch wieder andre

n) Recherches Philosoph. P. 3. Sec. 1. p. 304.

angetroffen werden, die heisser sind. Agra, die Hauptstadt des Moguls, und der Hafen Loretto in Californien liegen fast unter einerley Breite, und gleichwol kann man die Hitze der Asiatischen Stadt keineswegs mit dem Amerikanischen Hafen verglichen. Hue, die Hauptstadt in Cochinchina, und Acapulco, sind ohngefehr gleich weit von der Linie entfernt, und in Hue herrscht eine weit kältere Luft als in Acapulco.

Die andre Behauptung Paws ist ebenfalls unrichtig und unwahrscheinlich, daß das Thermometer mitten in der heissen Zone nicht so hoch steigt, als zu Paris während der größten Sommerhitze. Verhielte sich dieses so, alsdenn wäre zwischen dem Europäischen und Amerikanischen Clima kein Unterschied von 12 Graden, wie Paw annimmt, sondern gar von 49 Graden, oder eben so groß als die Entfernung der Stadt Paris von der Mitte der heissen Zone. Es ist zwar wahr, daß vermöge der Vergleichung der zu Quito und Paris angestellten Beobachtungen, die Hitze in jener unter der Linie liegenden Stadt nie so groß ist als zu Paris im Sommer, aber es ist auch auf der andern Seite wahr, daß vermöge der von eben den Akademikern mit eben den Thermometern gemachten Beobachtungen, die gewöhnliche Hitze in Carthagena, welches nicht in der Mitte der heissen Zone sondern 10 Grade davon liegt, der stärksten Hitze in Paris gleich kommt, wie Ulloa, einer von den Beobachtern bezeugt o).

Es giebt ausser der Nähe oder Entfernung von der Linie noch mancherley Ursachen, die ein Land heiß oder kalt machen. Die hohe Lage des Bodens, die Nähe

o) Im Jahr 1735 stand das Reaumursche Thermometer zu Carthagena beständig auf 1025½, ausgenommen daß es zuweilen auf 1024 herabfiel, oder bis 1026 stieg. Zu Paris stieg es in diesem Jahre nie höher als 1025½, auch bey der größten Hitze im Julius und August. Ulloa Relation del Viage a la America meridional Part I. Tom. I.

eines hohen mit Schnee bedeckten Berges, häufiger Regen, u. s. w., tragen viel zur Kälte der Atmosphäre bey, so wie im Gegentheil tiefe Lage, Mangel an Wasser, Trockenheit und dürres Wetter die Hitze vermehren müssen. Cividad Real, die Hauptstadt des Sprengels von Chiapa, liegt hoch und daher kühl, hingegen ist die von Indianern bewohnte Stadt Chiapa nahe daber, wegen ihrer niedrigen Lage sehr heiß. In Chachicomula, einem grossen Dorfe am Fusse des hohen Berges Oziaba ist es kühl, hingegen in dem unter gleicher Breite liegenden Vera Cruz sehr heiß; ja was noch mehr ist, die Luft in Ciudad Real unter der Breite von $16\frac{1}{2}$ Grad ist kühl, und zu Loreto und Californien unter $25\frac{1}{2}$ Grad sehr heiß.

Paws Bemerkungen überzeugen uns, daß das Amerikanische Clima nicht so abwechselnd ist als das Europäische, daß die Bewohner der neuen so wie die von dem gröstn Theil der alten Welt nicht genöthigt sind, die Abwechselung von der ärgsten Kälte bis zu einer unerträglichen Hitze auszustehen. Je gleichförmiger ein Clima ist, desto leichter gewöhnen die Menschen sich daran, und entgehen also den mit der Abwechselung der Jahrszeiten verknüpften schädlichen Folgen. In Quito steigt das Thermometer nicht so hoch als zu Paris im Sommer, aber es fällt auch nicht so tief als in den Europäischen gemäßigten Himmelsstrichen während des Winters. Was ist wohl in einem Clima wünschenswürdiger als eine Temperatur der Luft, welche von den beyden äussersten Graden derselben gleich weit entfernt ist, wie zu Quito und im größten Theil von Mexico? Kann man sich ein angenehmeres und dem menschlichen Leben angemesseneres Clima gedenken, als ein solches, wo man das angenehme des Landes das ganze Jahr hindurch genießt, und wo die Erde unaufhörlich mit Kräutern und Blumen prangt, wo die Felder mit Getreide und die Bäume mit Früchten gesegnet sind; wo die Heerden den Menschen alle Mühe ersparen, und weder seiner Vor-

sorge zu ihrer Unterhaltung, noch eines Dachs gegen rauhe Witterung bedürfen; wo den Bewohner keine Kälte noch Schnee zum Feuer treibt, keine brennende Hitze seine Einnahmen schmälert, sondern wo er tägliche Proben der gütigen Natur hat, und sich zu allen Jahrszeiten des Umgangs mit seinen Nebenmenschen und des unschuldigen Vergnügens an dem Landleben erfreuen kann. Dies ist der Begriff, den man sich von einem vollkommen guten Clima zu machen pflegt, daher sagen die Dichter, wenn sie die Glückseligkeit verschiedener Länder erheben wollen, daß darin ein beständiger Frühling herrscht; so sang Virgil von Italien [a]), und Horaz von den glücklichen Inseln, wohin er seine Landsleute einlud [b]). So schilderten die Alten die Elisäischen Felder, und so heißt es in der heil. Schrift, um einen Begriff von der Glückseligkeit des himmlischen Jerusalems zu geben, daß dort weder Hitze noch Kälte herrscht.

Acosta, dessen Geschichte Paw selbst als ein vortreffliches Werk lobt, kannte das Clima der alten und neuen Welt; er war überdieses nicht partheyisch für Amerika, und hatte keinen Vortheil dabey es zu erheben. Dieser Verfasser drückt sich über das Amerikanische Clima folgendergestalt aus [c]):

„Wenn ich die gelinde Luft und das sanfte Clima „vieler Länder in Amerika bemerkte, wo man nicht weiß „was Winter ist der zusammenzieht, noch Sommer, der „durch Hitze erschlafft; wo eine Decke hinreicht, um sich „wieder jede unangenehme rauhe Witterung zu schützen, „wo man im ganzen Jahr kaum nöthig hat die Kleider „zu ändern, wenn ich, sage ich, alles dieses erwog, so „habe ich oft gedacht, und denke es noch, daß Menschen

a) Hic ver assiduum atque alienis mensibus aestas:
Bis gravidae pecudes, bis pomis utilis arbor.
Georg. L. II. v. 149.

b) Ver ubi longum, tepidasque praebet
Jupiter brumas. Horat. l. II. od. 4.

c) Stor. Nat. e Mor. l. 2. c. 14.

„die sich von den Banden der Habsucht losreissen, und „unnütze beunruhigende Ansprüche bey Seite setzen könn„ten, in Amerika ein ruhiges und angenehmes Leben füh„ren würden; denn was die Poeten von den Elysäischen „Feldern und dem berühmten Tempe singen, oder was „Plato von der Insel Atlantis erzehlt oder erdichtet, „findet man beydes in diesen Ländern ꝛc.“ Andre Geschichtschreiber sagen eben das was Acosta von Amerika, und vornemlich von Mexico und den benachbarten Provinzen, die in ihrem innersten vom Isthmus von Panama an bis zum 40sten Grad der Breite (denn die Länder unter einer höhern Breite sind noch nicht entdeckt) einen sanften Himmel, und ein zum Leben bequemes Clima geniessen, wenige Oerter ausgenommen, die entweder zu tief, und deswegen feucht und heiß liegen, oder wegen ihrer hohen Lage ein härteres Clima auszustehen haben. Aber wie viele Himmelsstriche der alten Welt giebt es nicht, die strenge und ungesund sind!

Dritter Abschnitt.

Von der Beschaffenheit des Mexicanischen Bodens.

Es ist gewiß sagt Paw, daß Amerika überhaupt ein sehr unfruchtbares Land gewesen, und noch ist: allein es ist vielmehr gewiß, daß dies ein grober Irrthum ist, und wenn Paw sich davon zu überzeugen wünscht, so darf er sich nur bey vielen Deutschen, die kürzlich aus Amerika nach Oesterreich, der Pfalz, und auch nach Preussen zurück gekommen, und sich viele Jahre dort aufgehalten haben, erkundigen, oder Acostas treffliches Werk durchlesen, so wird er im 2ten Buch Kap. 14 finden, daß wenn irgend ein Land in der Welt den Nahmen des Paradieses verdient, solcher Amerika zukommt. So spricht ein gelehrter, kluger, unpartheyischer Europäer, der in Spanien, einem der besten Länder Europens geboren war: und da er im dritten Buche von den Provinzen des Mexicanischen Reichs redet, setzt er ausdrück-

lich hinzu: Neuspanien wäre das beste Land von allen unter der Sonne. Acosta würde sich gewiß nicht so von Amerika überhaupt und von Neuspanien insbesondre, welches den Spanischen Antheil von Nordamerika in sich begreift, ausdrücken, wenn ganz Amerika ein unfruchtbares Land wäre. Viele andre Europäer urtheilen nicht minder günstig von Amerika, und besonders von Mexico, wir übergehen solches aber zur Vermeidung aller Weitläuftigkeit s). Aus eben dem Grunde bekümmern wir uns auch nicht um das was er gegen andre Länder in der neuen Welt vorbringt, weil ein ganzes Buch dazu gehörte, seine Klagen gegen jedes besonders zu untersuchen. Wir schrenken uns blos auf Mexico ein.

Die Herren Buffon und von Paw bilden sich ein, der Boden von Amerika bestehe durchgehends aus unzugänglichen Bergen, undurchdringlichen Wäldern und Wüsteneyen, wässerigten Ebnen und Morästen. Diese Naturkundiger haben in den Beschreibungen von Amerika gelesen, daß die berühmten Andes, oder Amerikanischen Alpen, 2 erstaunliche Ketten hoher zum Theil mit Schnee bedeckten Gebürge ausmachen, daß die ungeheure Wüste des Amazonenlandes aus dicken Wäldern besteht; daß Guayaquil und einige andre Gegenden feucht und sumpfig sind, und dies ist ihnen genug um zu behaupten, daß ganz Amerika aus nichts als Bergen, Wäldern und Morästen besteht. Paw las in der Geschichte

s) Thomas Gage, das Orakel der Engländer und Franzosen in Ansehung Amerikas, schreibt folgendes von Mexico: Il ne maque rien à Mexique de tout ce qui peut rendre une vie heureuse; et si ces Ecrivains, qui ont employé leurs plumes à louer les provinces de Grenade en Espagne, et de Lombardie et de Toscane en Italie, dont ils font des paradis terrestres, auroient vu ce nouveau monde et la ville de Mexique, ils se dediroient bientôt de tout ce qu'ils ont dit en faveur de ces lieux là. Part I. Ch. 22. So schildert ein Verfasser Mexico, der nicht leicht etwas von der günstigen Seite vorstellt.

des Gumilla, was dieser von der Indianer am Oronok Art, das fürchterliche Gift ihrer Pfeile zu bereiten, mel det, und in der Geschichte des Herrera und mehreren Verfassern, daß die Cannibalen und andre barbarische Nationen sich vergifteter Pfeile bedienten, und dies war hinlänglich um zu sagen, daß die neue Welt eine grössere Anzahl giftiger Pflanzen als die ganze übrige Welt her vorbringe. Er laß daß in den heissen Ländern weder Eu ropäisches Getreide noch Früchte wüchsen, und daraus macht er den Schluß, daß Pfirschen und Aprikosen blos auf der Insel Juan Fernandez t) Früchte getragen, und daß Korn und Gerste blos in einigen wenigen nördlichen Gegenden wachse. So sieht es mit Paws Logik im gan zen Werke aus.

Aber von allem was er gegen Amerika sagt, paßt nichts richtig auf Mexico. Es giebt allerdings hohe mit ewigem Schnee bedeckte Gebürge in Mexico, grosse Wäl der, und in solchen einige Sümpfe; aber der fruchtbare angebauete Boden macht bey weitem den gröstn Theil aus, wie alle die im Lande gewesen wissen. In dem ganzen ungeheuren Umfange von Ländereyen, wo jetzt Weizen, Gerste, Mais, und andre Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, die in gröstem Ueberflusse sind, ge säet werden, baueten die Einwohner ehemals Mais, Pfeffer, Bohnen, Cacao, Chia, Baumwolle, und dergleichen Pflanzen, welche diese Völker zum Unterhal te, zur Kleidung und zum Wohlleben nothwendig ge

t) Um zu zeigen wie weit Paws Vorgeben von der Wahrheit entfernt ist, müssen wir anmerken, daß die Pfir schen auf der Insel Juan Fernandez, wo sie seinem Berichte nach gut reifen sollen, klein und schlecht sind, wie uns der Abt D. G. Garcia, der sich dort 7 Monate und zwar zur Zeit des Obstes aufhielt, selbst versichert. Ueberdieses ge deihen sie fast in allen gemäßigten Himmelsstrichen und käl tern Gegenden des Spanischen Amerika ausserordentlich, ob er sich gleich einbildet, daß sie da nicht wachsen, ja in man chen Orten vornemlich in Chili, und hin und wieder in Neu Spanien reiffen sie besser als in Europa.

brauchten; und diese Nationen waren ungemein zahlreich, wie bereits gesagt ist, und wie wir noch ferner zeigen werden, folglich hätten sie diese Bedürfnisse nicht gewinnen können, wenn das Land aus nichts als Bergen, Wäldern und Sümpfen bestanden hätte. Buffon, der im ersten Bande sagt, Amerika sey nichts als ein zusammenhängender Sumpf, und im 5ten behauptet, daß die unzugänglichen Berge in Amerika kaum einige kleine Stellen zum Ackerbau und zu menschlichen Wohnungen übrig lassen, schreibt gleichwol hernach in eben dem Bande, daß die Einwohner in Mexico und Peru ungemein zahlreich wären. Waren aber diese Völker, welche einen grossen Theil von Amerika bewohnten, sehr zahlreich, und lebten wie er einräumt gesellig bey einander, und unter der Ordnung der Gesetze, so kann Amerika gewiß kein beständiger Sumpf seyn; und wenn diese Völker, wie sie zuversichtlich thaten, von selbst erbauetem Getreide und Früchten lebten, so können es keine kleinen Plätze seyn, welche die Berge zur Cultur des Feldbaues, und zu Wohnungen von Menschen übrig lassen.

Die Menge, Verschiedenheit und Fürtreflichkeit der Mexicanischen Pflanzen, läßt uns an der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens nicht zweifeln. Die Triften von Neu panien sagt Acosta sind herrlich, und ernähren eine unglaubliche Menge von Pferden, Kühen, Schafen und andern Thieren. Es bringt über dieses eine eben so grosse Quantität von Früchten, als von allerley Gattungen von Getreide hervor; mit einem Worte, es giebt keine Art von Getreide, Hülsenfrüchten, Küchenkräutern und Obst, welche in diesem Boden nicht freudig aufwachsen. Der Weizen, welchen Paw kaum einigen nordischen Provinzen von Amerika zugesteht, wächst überhaupt in den heissen Strichen von Neuspanien nicht, so wie er es auch in dem gröſten Theil von Afrika, und vielen andern Ländern der alten Welt nicht thut, aber in den kühlen und gemässigten Gegenden dieses König-

reichs gedeihet er vortreflich, und ist ergiebiger als in Europa.

Es mag genug seyn zu sagen, daß in dem Kirchsprengel von Angelopoli ein solcher Vorrath davon gewonnen wird, daß man mit dem Ueberschusse, nachdem die Bedürfnisse aller zahlreichen Einwohner damit befriedigt worden, noch die Antillen, und die Flotte, welche vormals unter dem Nahmen der Armata de Barlovento nach der Havana kam, damit versorgt wurden. In Europa giebt es nur eine Saatzeit und Erndte, in Neu-Spanien verschiedene. Torquemada, ein Europäer, der einige Jahre daselbst zubrachte, und das ganze Königreich durchreiste, schreibt: In den Gegenden, wo sie Weizen bauen, sieht man zu allen Jahrszeiten hier Erndte, dort reifendes Getreide, hier grünes, und dort die Aussaat, woraus sich die bewundernswürdige Fruchtbarkeit des Bodens abnehmen läßt. Er gedenkt verschiedener Aecker, die 70 80 und sogar 100fältige Frucht bringen. An vielen Orten ist die Fruchtbarkeit des Weizens eben so groß als bey uns u); ja sie ist überhaupt grösser als in Europa, und das mit geringerer Kultur, wie Europäische Landwirthe, welche in diese Gegenden kommen, wohl wissen. Was wir vom Weizen sagen, gilt auch von der Gerste, wiewohl solche nur nach dem Verhältnisse der Consumtion zum Futter für Pferde, Maulesel und Schweine gebauet wird. Noch weit mehr liesse sich vom Mais, oder türkischen Weizen, als dem Amerika vorzüglich eignen Getreide sagen.

u) Wir sind in einem Lande von Amerika gewesen, wo der Boden insgemein das funfzigste, und zuweilen das hundertste Korn trägt. In Cinaloa liefert der Boden, ob es gleich ein kaltes Land ist, wie man uns zuverlässig versichert hat, das 200ste Korn. Unser gelehrter Freund, der Abt Molina, sagt in seiner Geschichte von Chili, daß der dasige Boden gemeiniglich 150fältige Früchte bringt. Die Menge des Getreides ist so groß, daß der Fanega für 5 Paoli verkauft wird, und daß jährlich auf 30 damit beladene Schiffe nach Peru kommen.

Herr von Paw behauptet, daß alle aus Europa gebrachten Pflanzen in Amerika ausgeartet sind, die Wasserpflanzen und saftigen Pflanzen allein ausgenommen; und um diesen abgeschmackten Satz zu beweisen, giebt er vor, Pfirschen und Aprikosen wären blos auf der Insel Juan Fernandez fortgekommen. Wollten wir ihm auch einräumen, daß dieses Obst nirgends in Amerika wächst, so würde es ihm doch nichts zum Beweise dessen was er beweisen will helfen; aber seine Behauptung ist ganz falsch. Acosta redet von diesem Obst, und sagt ausdrücklich: „Pfirschen, Quitten und Aprikosen kom„men gut in Amerika, und vorzüglich in Neuspanien „fort.“ x) Dieses Obst, so wie alles andere aus Europa her versetzte ist vortreflich gediehen, und wächst im Ueberflusse, ausgenommen in heissen Gegenden y). „Kurz sagt Acosta, indem er von Amerika überhaupt redet, „alles Gute was Spanien hervorbringt, wächst auch „beynahe hier, zuweilen besser, zuweilen nicht so gut: „z. Ex. Weizen, Gerste, Salat, Küchenkräuter, Hülsenfrüchte, u. s. w. z)“. Wäre die Rede blos von Neuspanien gewesen, so hätte er den Ausdruck beynahe nicht hinzu gesetzt.

„Dazu kommt noch ein andrer Vortheil, heißt es „weiter, daß Europäische Produkte besser in Amerika „gerathen, als Amerikanische in Europa.“ Doch dies sieht Paw vielleicht als einen geringen Vortheil an; inzwischen beweiset dies allein schon, daß wenn ein Vorzug statt findet, Amerika solchen verdient. Verschiedene

x) Acosta B. 4. K. 31. Die Pfirschen sind in Neuspanien in solcher Menge, daß man sie bey zwanzigen verkauft: und man bekommt für einen mäßigen Preis 2, 3, oder 4 mal zwanzig Stück. In Chili zählt man 12 Sorten Pfirschen, darunter einige so groß sind, daß sie ein Spanisches Pfund, oder 16 Unzen wogen. S. Molina Geschichte von Chili.

y) Birnen werden in Mexico gleichfalls bey zwanzigen verkauft, und es giebt deren gegen 50 Arten.

z) Acosta B. 4. K. 31.

Europäische Schriftsteller bezeugen, und wer da gewesen ist, weiß es, daß Weizen, Gerste, und alle Europäische Arten von Getreide, Erbsen, Bohnen, und übrige Hülsenfrüchte; Salat, Kohl, Rüben, Spargel, Wurzeln, und andre Küchenkräuter; Pfirschen, Aepfel, Birnen, Quitten, und andres Obst; Nelken, Rosen, Veilchen, Jasmine, Münze, Majoran, und dergleichen Blumen und wohlriechende Kräuter aus Europa, dort durchgängig gedeihen, aber die Amerikanischen Pflanzen kommen in Europa nicht fort, oder erreichen überhaupt nicht ihre gehörige Vollkommenheit. Weizen wächst zwar im Europäischen Boden genug, aber viel kleiner an Körnern, und nicht so gut als der in Amerika. Einige von den schmackhaftesten Früchten der neuen Welt, wie die Musa, und Ananasse, treibt man in Gärten Europäischer Herrschaften vermittelst heisser Häuser, und einer sehr sorgfältigen Pflege, aber weder von so feinem Geschmack, noch in solcher Menge, als in dem ihnen von der Natur angewiesenen Clima. Andre die noch schätzbarer sind, z. E. die Chirimoya, die Mamey (Mammea Americana L.) und Chicozapote, hat man unsers Wissens alles daran gewandten Fleisses ohngeachtet, bis jetzt in Europa noch nicht fortbringen können. Die Ursache dieses grossen Unterschiedes zwischen Amerika und Europa, schreibt Acosta der grössern Verschiedenheit des Clima in Amerika zu, weswegen man jeder Pflanze die ihr zukommende Temperatur geben kann. Eben so wenig als es ein Argument für die Unfruchtbarkeit des Europäischen Bodens ist, wenn eigenthümliche Amerikanische Pflanzen nicht darin gedeihen wollen, eben so wenig kann man auf die Unfruchtbarkeit einiger Länder in Amerika schliessen, weil manche Europäische Pflanzen nicht darin fortkommen.

Non omnis fert omnia tellus.
Hic segetes, ibi proveniunt felicius uvae.

Die heissen Gegenden, wo weder Weizen noch Euro-

päische Früchte wachsen, sind gerade die angenehmsten und fruchtbarsten.

Wir zweifeln nicht, daß man bey angestelltem Vergleich zwischen der alten und neuen Welt finden würde, daß sie einander an Produkten gleich sind, denn Asien und Afrika haben Länder und Himmelsstriche, die sich für alle Amerikanischen Pflanzen schicken, die wegen ihrer verschiedenen natürlichen Beschaffenheit in Europa nicht gedeihen können. Was für Vortheile haben die Europäer aber davon, daß das so weit von ihnen entlegene Asien einen Ueberfluß an Pflanzen hat? Die Mexicaner sind hingegen mit Ländern von allerley Clima umgeben, und geniessen aller deren ihrer Früchte. Der Markt zu Mexico ist, so wie in vielen andern Städten von America, die Niederlage aller Gaben der Natur. Man sieht dort Aepfel, Pfirschen, Aprikosen, Birnen, Weintrauben, Kirschen, Camotes, Xicames, und eine Menge andre Früchte, Wurzeln, schmackhafte Kräuter, welche kalte und gemäßigte Himmelsgegenden liefern; Ananasse, Musen, Cocosnüsse, Anonen, Chirimoyos, Mameys, Chicozapotes, Zapotes, und verschiedne andre, die nur Früchte heisser Länder sind; Melonen, Wassermelonen, Pomeranzen, Granaten, und dergleichen, die sowohl in heissen als gemäßigten Ländern wachsen. Der Markt ist zu allen Jahrszeiten mit dem schönsten Obst abwechselnd und reichlich versorgt, auch alsdenn, wenn sich der Europäer mit welschen Nüssen, oder höchstens mit Aepfeln und Weintrauben, die sorgfältig aufbewahrt werden, behelfen muß. Das ganze Jahr hindurch, selbst mitten im hiesigen strengsten Winter, kommen auf den vielen durch die Stadt laufenden Kanälen Schiffe mit einer Menge von allerley Obst, Blumen und Kräutern an, so daß es das Ansehen hat, als ob alle Jahrszeiten auf einmal ihre Produkte darböten, indem man hier alle schätzbaren Europäischen Pflanzen sowohl als die einheimischen beysammen antrifft, wie alle Europäer, die hier gewesen sind, bezeugen können.

Nicht geringer ist der Ueberfluß an Medicinalkräutern. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur das Werk des berühmten Naturkündigers Hernandez ansehen, wo 900 Pflanzen, die mehrentheils in der Nachbarschaft von Mexico angetroffen werden, und deren Kräfte die Erfahrung bestätigt, beschrieben und abgezeichnet sind; und ohne Zweifel giebt es noch eine Menge unentdeckter. Paw behauptet hingegen, daß Amerika eine grössere Anzahl giftiger Pflanzen hervorbringt, als die ganze übrige Welt. Was weiß er denn aber von den im Innern von Afrika und Asien wachsenden Pflanzen, um eine solche Vergleichung anstellen zu können? Der Amerikanische Boden ist so fruchtbar, daß man sich nicht wundern darf, wenn von allen Arten ein Ueberfluß vorhanden ist. Allein die Wahrheit zu gestehen, so wissen wir nicht, ob der zwanzigste Theil aller giftigen Pflanzen der alten Welt auch in Neuspanien entdeckt sey.

Was die Arten von Gummi, Harze, Oel, und andre Säfte betrifft, welche die Bäume entweder freywillig oder durch menschlichen Fleiß liefern, so versichert Acosta, daß Neuspanien damit vorzüglich versehen sey. Es sind ganze Wälder von Acacien vorhanden, welche das wahre Arabische Gummi liefern: aber wegen der grossen Menge wird es nicht genug geschätzt. Es giebt hier Balsame, Weyrauch, verschiedene Arten von Kopal, Storax, Tacamahac, Kiefer-Oel, und viele andre Baumsäfte, die theils wegen des Geruchs, theils wegen ihrer medicinischen Kräfte schätzbar sind.

Eben diese Wälder, womit Amerika Buffons und Paws Vorgeben nach bedeckt ist, geben einen Beweis von seiner Fruchtbarkeit. Es waren in diesen weitläuftigen Ländern ehemals ungeheure Wälder und sind es noch, aber nicht in solcher Menge, daß man nicht 500 bis 600 Meilen sollte reisen können, ohne auf einen dergleichen zu stossen. Und was sind es denn für Art Wälder? Sie bestehen meistens aus Fruchtbäumen, die Aepfel, Nüsse, Mameys, Pomeranzen und Zitronen tra-

gen, wie in den Wäldern von Coatzacualco, Misteca, und Michuacan; oder solchen Bäumen, die des Holzes und der Harze wegen geschätzt werden, wie diejenigen, welche das Mexicanische Thal von dem Kirchsprengel Angelopoli trennen, und die von Chiapa, von den Zapotecas ꝛc. ausser den Kiefern, Eichen, Eschen, Haselsträuchern, und viele andre Arten, die der alten und neuen Welt gemein sind.

Die diesem Lande eigenthümlichen Bäume sind in weit grösserer Anzahl vorhanden, und auch von grössern Werthe. Es giebt ganze Wälder von Cedern, wie bereits erinnert worden. Der Eroberer Cortez ward von seinen Feinden bey Carl V. angeklagt, daß er zu dem Pallaste, den er in Mexico aufführte, 7000 Cedern fällen ließ, und er entschuldigte sich damit, daß es ein gemeiner Baum in diesem Lande wäre. Dies ist auch so wahr, daß man dergleichen auf sumpfigten Stellen der Stadt Mexico zum Häuserbau in den Grund schlägt. In Chiapa, Yucatan, und Cozumel, giebt es Wälder von dem mit Recht so gerühmten Ebenholze, in heissen Gegenden von Brasilien Holz, in Misteca von dem wohlriechenden Aloeholz. Der Tapincoren, der Granadillo, oder rothe Ebenholzbaum, der Camote, und andre in unsrer Geschichte erwehnte, liefern besseres Bauholz als in Europa gefunden wird. Endlich verweisen wir zur Vermeidung eines langweiligen Verzeichnisses die Leser auf den Acosta, Hernandez, Ximenes, und andre Europäer, die in Neuspanien gewesen, obgleich alles was sie schreiben nicht zureichend ist, einen hinlänglichen Begriff von der Fruchtbarkeit des Landes zu geben. Acosta versichert, daß sowohl in der Anzahl als in der Verschiedenheit der von der Natur erzeugten Bäume ein weit grösserer Ueberfluß in Amerika ist, als in Africa, Asien und Europa [z]).

z) S. B. 4. Kap. 30.

Die Natur und Beschaffenheit eines Bodens entdeckt man am besten durch die Pflanzen, welche freywillig ohne Zuthat der Kunst darauf wachsen. Wir wollen eine Vergleichung zwischen den Europäischen Produkten, und denen nicht in ganz Amerika sondern blos in Neuspanien anstellen. „Die Ursache, sagt Montesquieu [a]), „warum eine solche Menge Wilde in Amerika sind, rührt „daher, weil der Boden von selbst so viele Früchte, wo„von sie sich nähren können, hervorbringt.“ Mir scheint es, man würde diese Vortheile in Europa nicht erreichen, wenn der Boden sich ohne Cultur selbst überlassen würde, er möchte wohl nichts als Eichen und andre zu seiner Absicht undienliche Bäume hervorbringen. Paw schreibt selbst [b]): „Bey Untersuchung der Geschichte und des „Ursprungs unsrer Pflanzen, Küchenkräuter, Fruchtbäume, ja auch unsrer Getreidearten, findet sich, daß „sie alle ausländisch, und aus andern Himmelsstrichen „in den unsrigen versetzt sind. Man kann sich den elenden Zustand der alten Gallier, und auch der Deutschen „vorstellen, wo zu des Tacitus Zeiten keine Obstbäume „gezogen wurden. Wenn Deutschland die ausländischen „Vegetabilien, welche in seinem Boden nicht ursprünglich wachsen, wieder zurückgeben sollte, so würde nichts „übrig bleiben, und von zur menschlichen Nahrung die„nenden Saamen würde es nichts übrig behalten, als „wilden Mohn und wilden Haber.“ Was Paw von Deutschland und Gallien einräumt, läßt sich auch von andern Europäischen Ländern, und selbst von Griechenland und Italien sagen, welche andre Länder damit versehen. Müste Italien alle Früchte, welche der Boden nicht ursprünglich erzeugt, wieder abtreten, würde es wohl viel andre als Eicheln übrig behalten? Die lateinischen Benennungen, Malum Persicum, Malum Medicum, Assyrium, Punicum, Cidonium, nux Ponti-

a) Montesquieu Esprit des Loix B. 18. K. 9.
b) Recherch. Philos. P. I.

ca ꝛc. dienen zur Erinnerung, daß diese Früchte aus Asien und Afrika stammen. „Es ist eine bekannte Sach, schreibt „Büsching c), daß die besten und schönsten Früchte aus „Italien nach den Ländern kamen, wo sie jetzt wachsen. „Italien erhielt sie aus Griechenland, Asien und Afrika. „Die Aepfel kamen aus Egypten und Griechenland da„hin, die Aprikosen aus Epirus, die Birnen aus Alex„andrien, Numidien und Griechenland; die Zitronen „und Pomeranzen aus Medien, Assyrien und Persien, „die Feigen aus Asien, die Granaten aus Carthago, die „Kastanien aus Catania in der Macedonischen Provinz „Magnesia, Mandeln aus Asien nach Griechenland, und „von da nach Italien, die welschen Nüsse aus Persien, „Lampertsnüsse aus Pontus, Oliven aus Cypern, Pflau„men aus Armenien, Pfirschen aus Persien, Quitten „aus der Insel Candia nach Griechenland, und von da „nach Italien."

Plinius d) sagt, daß die Menschen sich anfänglich blos von Eicheln nährten. Dies ist zwar in Ansehung der Menschen allgemein genommen falsch, scheint aber doch in Ansehung der ersten Bevölkerer Italiens wahr zu seyn, wenigstens waren die Alten dieser Meinung, wie ihre Schriften beweisen. Plinius fügt hinzu, daß man auch noch zu seinen Zeiten einige Völker, bey dem Getreidemangel, gleichwol nach Proportion der Menge der bey ihnen vorhandenen Eicheln für reich hielt, weil sie aus dem davon gemachten Mehl Brod backen, wie man heutiges Tages mit der Fichtenrinde in Norwegen, und mit den Fischgräten in andern Nordischen Ländern thut, welches kein geringer Beweis ihrer elenden Lebensart ist. Bomare versichert, daß alle Schönheiten der Europäischen Gärten aus andern Welttheilen e), und die prächtigsten Blumen aus den östlichen Ländern zu uns gekommen

c) Im ersten Bande seiner Erdbeschreibung.
d) Plinius Hist. Natur. l. 2. c. 56.
e) Diction. d'Histoire Nat. v. Plante.

sind f). Paw bekennet, daß das Elend der alten Europäer noch allgemeiner gewesen sey, indem er versichert, daß die nützlichsten Pflanzen, die sie jetzt besitzen, aus dem südlichen Asien nach Egypten, von Egypten nach Griechenland, von Griechenland nach Italien, von da nach Gallien, und von da endlich nach Deutschland g) gekommen; so daß der Boden von Europa, in Ansehung der einheimischen originellen Produkte, einer der armseligsten und unfruchtbarsten in der Welt ist. Wie fruchtbar und gesegnet hingegen der Amerikanische, und vorzüglich der Mexicanische an einheimischen zur Nahrung und Kleidung dienlichen Pflanzen ist, davon kann man sich durch Lesung der Europäischen Schriftsteller über die Naturhistorie der neuen Welt überzeugen.

Dies dient zur Antwort auf die lächerliche Vergleichung des Herrera, die er in der ersten zu Anfang dieser Abhandlung angeführten Decade anstellt. „In „Amerika, sagt er, giebt es weder Zitronen, Pomeran„zen, Granaten, Feigen, Quitten, Melonen, Wein„trauben, Oliven, Zucker, Reis, noch Weizen, wie „in Europa.“ Hierauf können die Amerikaner antworten: daß erstlich Europa auch keine von diesen Früchten hatte, bis sie aus Asien und Afrika dahin versetzt wurden; zum andern, daß diese Früchte heutiges Tages eben so gut in Amerika wachsen als in Europa; und überhaupt in ihrer Art besser und häufiger, zumal Zitronen, Pomeranzen, Melonen, und Zuckerrohr; drittens, daß wenn Amerika keinen Weizen, Europa dagegen keinen Mais hätte, welcher nicht minder nutzbar und gesund ist; und wenn den Amerikanern ehemals Granaten, Zitronen u. d. g. fehlten, daß sie solche jetzt besitzen. Aber Europa hatte nie Chirimoyas, Ahuacates, Musen, Chicozapotes u. a. m., es hat sie noch nicht, und kann sie auch nie haben.

f) Ebendas. unter dem Worte *Fleur*.

g) Im 1sten Theil der Recherches Philosoph.

Endlich mögen doch Buffon, Paw, und andre Europäische Philosophen und Geschichtschreiber, die über die Unfruchtbarkeit, die Waldungen, Moräste, und Wüsteneyen in Amerika so schreyen, die Güte haben, zu erwegen, daß die elenden Länder Lappland, Norwegen, Island, Novazembla, und Spitzbergen, und die ungeheuren schrecklichen Wüsten in Siberien, der Tartarey, Asien und Afrika, und andre mehr insgesammt zur alten Welt gehören, und wenigstens den vierten Theil ihres Umfangs ausmachen. Und was sind dies zum Theil für Länder? Wir wollen die beredte Beschreibung hersetzen, welche uns Buffon von den Wüsten Arabiens giebt [h]). „Ein Land ohne Grün und Was„ser, eine stets brennende Sonne, eine beständige dürre „Atmosphäre, sandigte Ebnen, versengte Berge, auf „welchen das Auge vergeblich herumirrt, um einen ein„zigen lebendigen Gegenstand zu finden; ein Land, wel„ches so zu sagen, blaß und ausgedürrt von Winden „ist, wo man nichts sieht als Knochen, einzelne Steine „und aufgethürmte oder umgestürzte Pyramiden von „Felsen; eine nackende Wüste, wo der Reisende nie im „Schatten ausruhen kann, wo er nichts zu seiner Gesell„schaft, oder das ihn an eine lebendige Natur erinnert, „antrifft; eine Einsamkeit, die weit grausender ist, als „die in den Wäldern, denn die Bäume sind doch eine „Art lebendiger Wesen, die den Menschen einigen Trost „gewähren, aber hier befindet er sich allein, von allem „abgesondert, und verirrt an Orten, die leer und unbe„gränzt sind; der ganze Boden, den er um sich her „sieht, scheint ihm sein Grab; das Tageslicht macht „ihn melancholischer, als die Dunkelheit der Nacht, „und mit jeder Wiederkehr desselben sieht er sich aufs „neue von allem entblößt, ohnmächtig, und in seiner „schröcklichen Lage; aufs neue verlängern sich die Gren„zen des Leeren, und der unermeßliche Abstand, der

h) Hiſtoire Nat. Tom. 22.

„ihn von der bewohnten Welt trennt, erweitert sich,
„und dieser Raum ist so unermeßlich, daß er vergebens
„versuchen würde, seine Grenzen zu erreichen, denn
„Hunger, Durst und brennende Hitze kürzen die ihm
„noch übrigen Augenblicke zwischen Verzweiflung und
„Tod ab."

Viere Abhandlung.

Von den Thieren in Mexico.

Eines der Hauptargumente Buffons und Paws, zum Beweise der unglücklichen Beschaffenheit des Amerikanischen Bodens, ist die vorgegebne Ausartung der Thiere, und zwar sowohl derjenigen, die dem Lande eigenthümlich sind, als auch derer, die aus der alten Welt dahin versetzt worden. Wir wollen in dieser Abhandlung ihre Beweisgründe untersuchen, und einige ihrer Irrthümer und Widersprüche aufdecken.

Erster Abschnitt.

Von den Thieren, die dem Königreich Mexico eigenthümlich sind.

Alle Thiere, die man in der neuen Welt antrifft, sind aus der alten dahin gekommen, wie wir in der ersten Abhandlung zum Grundsatz angenommen haben, und wie es Buffon im 29sten Bande seiner Naturhistorie selbst einräumt; und dies verdient um so mehr Glauben, da wir uns in diesem Stücke auf die Autorität der heil. Schrift berufen können. Wir verstehen unter den in Mexico ursprünglichen und eigenthümlichen Thieren diejenigen, welche die Spanier bey ihrer Ankunft dort fanden: nicht weil sie in diesem Lande erschaffen worden, wie uns Paw in seinem ganzen Werke, und Buffon in

den ersten 28 Bänden seiner Naturhistorie glaublich machen will, sondern blos deswegen, um diese Thiere, die sich seit undenklichen Zeiten in diesem Lande fortgepflanzt haben, von den übrigen, die durch die Europäer dahin gebracht worden, zu unterscheiden. Wir wollen deswegen die letztern **Europäischen** und die erstern **Amerikanischen** nennen.

Der erste Grund von Buffons nachtheiliger Vergleichung ist die geringe Anzahl der vierfüßigen Thiere in Amerika, im Gegensatz von der alten Welt. Er nimmt 200 Arten derselben an, die bisher auf der ganzen Weltkugel entdeckt worden, und rechnet 130 derselben in der alten, und nur 70 in der neuen Welt; zieht man nun noch diejenigen ab, welche beyden gemein sind, so glaubt er, könne man kaum 40 aufweisen, die Amerika allein eigenthümlich sind. Hieraus folgert er, daß in Amerika ein großer Mangel an Nahrungsmitteln für sie gewesen seyn müsse [i]).

Warum will er aber von den 70 in Amerika befindlichen Arten, jene 30, die der alten und neuen Welt gemein sind, abziehen, da sie wegen ihres uralten Aufenthalts in diesen Ländern so gut den Nahmen Amerikanischer verdienen, als jene? Zumal da er, vorausgesetzt, daß diese von ihm so genannten ursprünglich Amerikanischen Thiere in Amerika geschaffen worden, daraus mit weit größerer Wahrscheinlichkeit den vorgeblichen Mangel an Futter in der neuen Welt beweisen könnte. Da aber, nach seiner eignen Angabe, alle Thiere ursprünglich aus Asien gekommen sind, so sehen wir den Grund nicht ein, warum er einen solchen Schluß daraus zieht. „Ein jedes Thier, sagt er [k]), sucht, „wenn es seinem eignen Instinkt überlassen wird, eine „Himmelsgegend und ein Land, das seiner Natur angemessen ist.“ Dies ist die Ursache der geringen Anzahl

i) Im 23sten Bande seiner Naturgeschichte.

k) Buffon, Buch 29. am angef. Orte.

vierfüßiger Thiere in Amerika, denn die ihrem eignen Instinkt überlassenen Thiere suchten nach der Sündfluth eine für ihre natürliche Beschaffenheit schickliche Himmelsgegend, diese fanden sie in den Ländern der alten Welt, folglich verleitete sie nichts, die lange Reise nach Amerika anzutreten. Hätten die Thiere sich aber, anstatt auf den Armenischen Bergen erhalten zu werden, auf den Amerikanischen Alpen versammlet, so würde aus eben dem Grunde die Anzahl der vierfüßigen Thiere in der alten Welt weit geringer ausgefallen seyn, und jeder Amerikanische Philosoph verdiente Tadel, wenn er aus diesem Zufall auf einen erstaunlichen Mangel an Nahrungsmitteln, und auf ein unfruchtbares, geiziges Clima in der alten Welt schließen wollte.

Allein wenn auch alle diese vierfüßigen Thiere ursprünglich in Amerika waren, so läßt sich daraus doch der eingebildete Futtermangel eines Landes nicht schliessen, daß einen der Anzahl seiner Thiere angemessenen Umfang hat. Amerika ist so groß als der dritte Theil der ganzen Erde, wie kann man denn behaupten, es leide Mangel an Futter, da nur der dritte Theil von allen Arten vierfüßiger Thiere darin leben. Die Anzahl der Arten vierfüßiger Thiere erstreckt sich, nach Buffon, auf 200, und davon leben 70 in Amerika, oder etwas über den dritten Theil von allen Arten, wie kann man denn behaupten, daß dort Mangel an Nahrung für sie sey?

Was wir bisher gesagt haben, setzt voraus, daß das, was Buffon von der Anzahl der Arten der vierfüssigen Thiere vorbringt, wahr sey: wer kann das aber mit Gewißheit behaupten, da die wahren unterscheidenden Charaktere der Arten noch nicht entdeckt sind? Buffon und verschiedene Naturhistoriker, die nach ihm geschrieben, sind der Meynung, daß der einzige unzweifelhafte Beweis des specifischen Unterschiedes zweyer Thierarten, die sich in verschiedenen Umständen und Eigenschaften ähnlich sind, darauf beruhet, daß das

Männchen sich mit dem Weibchen nicht begatten, und kein andres Individuum erzeugen kann, das fruchtbar und seinen Eltern ähnlich ist. Allein dieser Beweis von der Verschiedenheit der Arten ist nicht nur bey einigen ganz falsch, sondern läßt sich auch bey andern schwer bestimmen. Um das Ungewisse zu zeigen, wollen wir annehmen, daß sich ein Esel mit einer Stute, ein Bullenbeisser und ein Windhund, zwey sehr verschiedne Abarten von Hunden, mit einander paaren. Von der letzten Vermischung entsteht ein Hund, der etwas vom Bullenbeisser und etwas vom Windspiel hat, und von den beyden ersten der sogenannte Maulesel, der etwas vom Esel und von der Stute hat. Ich möchte wissen, warum der Esel und die Stute, zwey verschiedene Arten vierfüßiger Thiere, und der Bullenbeisser und das Windspiel nur Varietäten einer Art seyn sollen? Weil aus der letzten Vermischung, sagt Buffon, ein wieder zur Zeugung fähiges Individuum wird, aus der ersten aber nicht. Gleichwohl versichert eben dieser Schriftsteller im 29sten Bande seiner Naturgeschichte ganz dreist, daß die Ursache, warum Mauleselinnen nicht trächtig werden können, nicht aus ihrem gänzlichen Unvermögen, sondern von ihrer Hitze und den außerordentlichen Zuckungen während der Paarung herrühre. Bomare [1]) führt den Aristoteles an, welcher in seiner Geschichte der Thiere erzählt, daß zu seiner Zeit in Syrien die Mauleselinnen, die von Pferden und Eseln erzeugt waren, wieder junge Mauleselinnen, die ihnen ähnlich waren, geboren; darauf setzt er hinzu: „Diese „von einem so glaubwürdigen Philosophen erzehlte That„sache beweiset, daß Mauleselinnen an und für sich selbst, „und auch ihre Nachkommen zur Zeugung tüchtige Thie„re sind.“ Aehnliche Fälle von der Fruchtbarkeit der Mauleselinnen beweiset das Zeugniß verschiedner glaubwürdiger sowohl alten als neuen Verfasser; ja einige von

1) Im Dictionn. d' Hist. Nat. unter Mulet.

dieser Art haben sich sogar zu unserer Zeit in Mexico zugetragen [11]). Es ist also zwischen gedachten beyden Paaren vierfüßiger Thiere kein anderer Unterschied, als daß die von jenen beyden Abarten von Hunden erzeugten Hündinnen öfterer Junge werfen, als die Mauleselinnen.

Wer hat dem Buffon gesagt, daß die vier Arten von Affen, der Gibbon und Magoto, der Mammon und Pappion, sich nicht mit einander begatten, und keine fruchtbare Jungen wieder hervorbringen? Er hat keine Versuche deswegen angestellt, und auch keinen Naturkundiger angeführt, der es gethan, und gleichwohl thut er den entscheidenden Ausspruch, daß die obgedachten Arten vierfüßiger Thiere insgesammt eben so viel besondre Arten ausmachen. Der von ihm angenommene Unterschied zwischen den Arten der vierfüßigen Thiere ist also sehr zweifelhaft und ungewiß, und wir können nicht wissen, ob nicht gewisse vierfüßige Thiere, die er für verschiedne besondre Arten ausgiebt, zu einer Art gehören, und ob nicht auch auf der andern Seite andre, die er von einer Art hält, falsch von einander unterschieden sind.

Doch dieses bey Seite gesetzt, so ist es schon genug, um ein Mißtrauen in Buffons Eintheilung der vierfüßigen Thiere zu setzen, wenn man die Widersprüche wahrnimmt, die in diesem und den übrigen Theilen seiner Geschichte herrschen, so schätzbar das Werk auch in manchen Betrachtungen ist. In der Abhandlung des 29sten Bandes über die Ausartung der Thiere, behauptet er, daß man bey Ueberzählung aller der neuen Welt eigenthümlichen vierfüßigen Thiere 50 Arten finde, und in

11) Unter andern verdient angeführt zu werden, daß eine von einem Esel und einer Stute erzeugte Mauleselin auf dem Landgute, der Wald von Zurita genannt, etliche Junge gehabt. Sie ward mit einem Esel belegt, gebar 1762. eine Mauleselin, und 1763. abermals eine. Das Landgut liegt bey der Stadt Lagos, und gehört dem Don Rubalcaba.

der Anzahl, die er von den vierfüßigen Thieren der alten und neuen Welt angiebt, sagt er, daß man in Amerika kaum 40 Arten herausbringe. In gedachtem Verzeichnisse nimmt er die zahme Ziege, die Gemse und die wilde Ziege für drey besondre Arten an; und im 24sten Bande, wo von diesen Thieren die Rede ist, sagt er, daß gedachte drey Arten, und die übrigen drey bis vier Arten von Ziegen, die durch verschiedene Benennungen unterschieden werden, alle eine und dieselbe Art sind. Man muß also diese 8 oder 9 Arten von den 130, die er der alten Welt giebt, abrechnen. In gedachtem Verzeichniß führt er den Hund, die Maus und das Murmelthier auf, und setzt hinzu, daß keines von diesen Thieren in Amerika war; gleichwohl schreibt er in der Folge, da die Rede von den der alten und neuen Welt gemeinschaftlichen Thieren ist, daß die Murmelthiere und Mäuse so wohl hier als dort gefunden werden, ob es sich gleich schwerlich entscheiden lasse, ob die Amerikanischen mit denen in der alten Welt nur einerley Art ausmachen; und im 16ten Bande heißt es wieder, die Mäuse wären mit Europäischen Schiffen nach Amerika geschleppt worden. Die Hunde, welche er in diesem Verzeichniß der neuen Welt abspricht, giebt er ihr im 30sten Bande, indem er behauptet, der **Xoloitzcuintli**, der **Itzcuintepozotli**, und **Techichi** wären drey verschiedene Abarten von eben der Art Hunde, die man in der alten Welt hätte. Diese Proben sind hinlänglich um zu beweisen, daß Buffon, ungeachtet seines großen Genies und Fleißes, doch zuweilen vergißt, was er geschrieben hat.

Zu den 130 Arten der vierfüßigen Thiere in der alten Welt zählt er auch 7 Arten von Fledermäusen, die in Frankreich und andern Europäischen Ländern gemein sind, darunter 5 bisher unbekannt gewesen, oder mit andern verwechselt worden, die, wie er im 16ten Bande versichert, Daubenton zuerst entdeckt, und von einander unterschieden hätte. Wären nun in dem gelehr-

ten Frankreich, wo die Naturgeschichte seit Jahrhunderten getrieben wird, 5 Arten Fledermäuse bisher unbekannt, darf man sich denn wohl wundern, daß in den ungeheuern Ländern von Amerika, wohin noch keine so geschickte Naturkenner gekommen, und wo man dies Studium erst zu schätzen anfängt, noch viele Arten vierfüßiger Thiere unbekannt geblieben sind? Wären einige Buffons und Daubentons in Amerika gewesen, so hätten sie vermuthlich mehrere Arten von vierfüßigen Thieren gezählt, als er von Paris aus that, wo er unmöglich von den Amerikanischen so gut unterrichtet seyn konnte, als von den Europäischen. Es geht uns nahe, daß ein so berühmter, sinnreicher, gelehrter und beredter Philosoph, der sich bemühet, alle vierfüßige Thiere in der Welt zu beschreiben, der ihre Arten, Abarten, und Fortpflanzung unterscheidet, Charakter, Neigungen und Lebensart von ihnen schildert, ihre Zähne zählt, und sogar die Länge des Schwanzes mißt, doch zugleich so viel Unwissenheit bey den gemeinsten Thieren in Mexico verräth. Was für ein Thier ist in Mexico wohl gemeiner und bekannter, als der **Coyote**? Alle Geschichtschreiber dieses Reichs gedenken seiner, und Hernandez giebt in seiner vom Buffon so oft angeführten Geschichte eine sehr genaue und umständliche Beschreibung davon, gleichwohl gedenkt Buffon seiner mit keiner Sylbe, weder unter diesem noch unter einem andern Nahmen [m]). Wer weiß nicht, daß das Kaninchen ein äußerst gemeines

m) Die Thiere in der alten Welt, welche die meiste Aehnlichkeit mit den Cojote haben, sind der Chacal, der Adive, und Isatis, aber er ist von allen unterschieden. Der Chacal ist so groß wie ein Fuchs, der Cojote zweymal so groß. Die Chacals gehen allezeit in Heerden von 30 bis 40 zusammen, die Cojotes insgemein allein. Die Adive ist allezeit kleiner und schwächer, als der Chacal. Der Isatis ist der kalten Zone eigen und meidet die Wälder, der Cojote liebt sie hingegen, und hält sich in warmen und gemäßigten Ländern auf.

Thier in den Provinzen des Mexicanischen Reichs war, und Tochtli hieß? Daß es die Figur eines von den vier Zeichen des Mexicanischen Jahres war, und daß die Haare zu Westen für die Adelichen im Winter gewebt wurden? Nichts destoweniger behauptet Buffon, das Kaninchen sey eines von den aus Europa nach Amerika gebrachten Thieren. Wir haben keinen einzigen Europäischen Geschichtschreiber von Mexico gefunden, der sich dieses einfallen lassen; alle nehmen vielmehr an, daß es seit undenklichen Zeiten dort einheimisch gewesen. So oft ein Mexicaner diese sonderbare Anekdote lieset, muß er gewiß über den Buffon lächeln.

Hernandez zählt in seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere vier Mexicanische Thiere zur Klasse der Hunde, die wir auch im ersten Theil unsrer Geschichte angeführt haben. Das erste heißt **Xoloitzcuintli**, oder der haarigte Hund, das andre **Itzcuintepozotli**, oder der puckeligte Hund, das dritte **Techichi**, oder der kleine eßbare Hund, und das vierte **Tepeitzcuintli**, oder der kleine Berghund. Aus diesen vier verschiedenen Arten von Hunden macht Buffon bloß eine einzige Art. Er behauptet, Hernandez sey in dem, was er vom Xoloitzcuintli schreibt, hintergangen worden, indem kein andrer Schriftsteller seiner erwehne; es scheine deswegen glaublich, dieses Thier sey aus Europa dahin gebracht worden, weil Hernandez selbst versichere, daß er es zuerst in Spanien gesehen, und daß es in Mexico keinen Namen habe; denn der Name Xoloitzcuintli, welchen Hernandez diesen Thieren beylege, sey die eigentliche Benennung des Wolfs; und daß alle diese Hunde in Mexico mit dem allgemeinen generischen Namen **Alco** benennt würden.

Hier stecken in wenig Worten eine Menge Unrichtigkeiten. Der Nahme Alco oder Allco ist weder Mexicanisch, noch jemals in Mexico, sondern in Süd-Amerika gebräuchlich gewesen. Xoloitzcuintli heißt der Wolf nicht, und unsers Wissens hat ihn niemand in

Mexico so genannt. Bey den Mexicanern heißt der Wolf Cuetlachtli, und an einigen Orten, wo das eigentliche Mexicanische gesprochen wird, heißt er Tecuani, welches der allgemeine Name für alle wilden Thiere ist. Ueberdieses erhellet aus den Worten des Hernandez selbst n), daß weder der Xoloitzcuintli aus Europa nach Mexico gebracht ward, noch daß Hernandez ihm diesen Namen beygelegt habe, sondern daß es der Name sey, womit die Mexicaner selbst ihn benannten. Hernandez sahe dieses Thier in Spanien, weil es, seinem eignen Geständnisse nach, aus Mexico dahin gebracht war, so wie er auch verschiedene Mexicanische Pflanzen in den Gärten Königs Philipp II. antraf. Warum gedenkt aber kein Schriftsteller des Xoloitzcuintli? Deswegen, weil es weder vor dem Hernandez noch nach ihm jemand unternommen, eine Geschichte der Mexicanischen vierfüßigen Thiere zu schreiben, und die von der Geschichte dieses Landes geschriebenen, haben es bey dem Anführen einiger der allergemeinsten Arten bewenden lassen. Zudem wird jeder vernünftiger Mann dem Hernandez in seiner Naturhistorie von Mexico mehr Glauben beymessen, als den Buffon. Hernandez studierte solche viele Jahre lang auf Befehl Philipp II.; er sahe in Mexico mit seinen Augen alle die Thiere, welche er beschrieb, und zog die Nachrichten von den Mexicanern, deren Sprache er lernte, selbst ein; Buffon hingegen besitzt zwar mehr Verstand und Beredsamkeit, aber er hatte weiter keine Kenntnisse von den Thieren in Mexico, als die er aus dem Hernandez, oder aus den Nach-

n) Praeter canes notos nostro orbi, qui omnes paene ab Hispanis translati ab Indis in his plagis hodie educantur, tria alia offendas genera, quorum primum antequam huc me confugerem, vidi in patria, caeteros vero neque conspexeram neque adhuc eo delatos puto. Primus Xoloitzcuintli vocatus alios corporis vincit magnetudine etc. Hernandez Hist. Quadrup. N. Hispan. c. 20.

richten anderer minder glaubwürdigen Männer, als dieser gelehrte und geschickte Naturkundiger, schöpfte.

Buffon will den Tepeitzcuintli des Hernandez zum Vielfraß, einem in den nördlichen Gegenden der alten und neuen Welt gemeinen Thiere, machen; wer aber Buffons Beschreibung des Vielfraßes mit des Hernandez seiner vom Tepeitzcuintli vergleicht, wird gleich den auffallendsten Unterschied zwischen beyden bemerken o). Der Vielfraß ist, nach Buffon, ein Bewohner der kalten nordlichen Länder, der Tepeitzcuintli von der heißen Zone. Dem Vielfraß giebt Buffon eine Größe, die zweymal mehr als die vom Dachs beträgt. Der Tepeitzcuintli ist nach dem Hernandez von der Größe eines kleinen Hundes. Der Vielfraß heißt so wegen seiner unglaublichen Gefräßigkeit, die ihn sogar antreibt, todtes Aas auszuscharren und zu verschlucken; von dieser Eigenschaft erwähnt Hernandez nichts bey dem Tepeitzcuintli, und er würde gewiß nichts übergangen haben, was so wesentlich zu seinem Charakter gehört, er versichert vielmehr, dieses Thier nähre sich von Eydotter, und in heisses Wasser getauchtem Brod; der fleischfressende Vielfraß würde bey diesen Nahrungsmitteln nicht bestehen können. Kurz um nicht mehrere Kennzeichen ihres Unterschiedes anzuführen, das Fell des Vielfraßes ist, wie Buffon sagt, so geschätzt als das vom Zobel p); wir wissen aber nicht, ob das Fell des Tepeitzcuintli geachtet oder genutzt wird.

Da der Xoloitzcuintli also vom Wolf, und der Tepeitzcuintli vom Vielfraße verschieden ist, und diese vier Amerikanischen, zur Klasse der Hunde gehörigen, Quadrupeden an Größe, Neigungen, und andern merkwür-

o) Buffon Hist. Nat. Tom. 27. Hernandez Histor. Quadrupedum N. Hispan. C. 21.

p) Bomare schreibt, es werde von den Kamtschadalen noch höher geachtet, und daß es in Schweden sehr gesucht und theuer sey.

digen Stücken sehr von einander abgehen, sich aber doch paaren, und wieder ein drittes Junges, das zur Zeugung tüchtig ist, hervorbringen können, so schließen wir daraus, daß sie vier besondre Arten sind, und daß die drey Arten, welche Buffon Amerika unbilliger Weise abspricht, ihm wieder eingeräumt werden müssen.

Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle Irrthümer Buffons, in Ansehung der vierfüßigen Thiere in Amerika, anzeigen wollten. Blos um zu beweisen, daß die Anzahl von 70 Arten, die er Amerika beylegt, nicht richtig ist, sondern vielmehr dem widerspricht, was er selbst hin und wieder in seiner Geschichte schreibt, so wollen wir dieser Abhandlung ein aus eben dieser Geschichte entlehntes Verzeichniß vierfüßiger Thiere in Amerika beyfügen, und hernach diejenigen, welche er mit andern davon unterschiedenen verwechselt, und die er gänzlich übergangen, hinzusetzen; daraus wird sich zugleich ergeben, wie weit er von der Wahrheit abgeht, wenn er behauptet, daß in Amerika ein gewaltiger Mangel an Futter sey. Um letzteres zu beweisen, ist es nicht genug zu wissen, daß es wenig Arten giebt, sondern es wird auch erfordert darzuthun, daß von jeder Art nur eine geringe Anzahl vorhanden ist; denn wären die zu jeder von den 70 Arten gehörigen Thiere zahlreicher als die von den 130 Arten in der alten Welt, wenn sie nemlich von einer nicht viel verschiedenen Natur wären, so ließe sich daraus auch auf keinen größern Futtermangel schliessen. Es wäre auch zugleich nöthig zu zeigen, daß es weniger Arten von kriechenden Thieren und Vögeln, und von jeder Art auch eine geringere Anzahl gebe, weil beydes viel zum Erweise des Ueberflusses oder Mangels an Futter beyträgt. Niemand wird aber wohl so wenig Kenntniß von Amerika besitzen, der nicht wissen sollte, was für eine unglaubliche Abwechselung und Menge von Vögeln es dort giebt. Wir möchten doch wissen, warum die Natur, welche mit den vierfüßigen Thieren so sparsam gewesen seyn soll, wie Buffon und Paw behaup-

ten, sich doch so freygebig in Ansehung der Vögel bewiesen?

Beyde Verfasser begnügen sich nicht damit, die Arten der vierfüßigen Thiere in Amerika zu vermindern, sondern wollen ihnen auch etwas von ihrer Natur nehmen. Alle Amerikanischen Thiere, heißt es beym Buffon q), sowohl die durch Europäer dahin gebracht worden, z. E. Pferde, Esel, Ochsen, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde u. a. m., als auch die von selbst dahin gekommen, wie die Wölfe, Füchse, Hirsche und Alcos, sind um ein merkliches kleiner als in Europa, und dies, setzt er hinzu, leider keine Ausnahme Diese erstaunliche Wirkung schreibt er dem ungünstigen Himmel, der Verbindung der Elemente, und andern natürlichen Ursachen zu. „Es gab in der alten Welt, unter „der heissen Zone, kein einziges großes Thier, sagt „Paw r); das größte vierfüßige Thier unter den einheimischen oder ursprünglichen, welches in Amerika zwischen den Wendecirculn sich aufhält, ist der Tapir „(Anta), und hat ohngefehr die Größe eines Kalbes.“ „Das dickste Thier in der neuen Welt, heißt es beym „Buffon, ist der Tapir, der einem kleinen Maulesel beynahe an Größe gleich kommt, und hernach der Cabiai „(Sus Hydrochoerus, Lin.) welcher einem mittelmäßigen „Schweine gleicht.“

Es ist bereits in der vorigen Abhandlung dargethan, daß wenn wir diesen Naturkündigern auch die vorgegebne geringe Größe der Amerikanischen vierfüßigen Thiere einräumen wollten, doch daraus nichts nachtheiliges gegen das Clima von Amerika folge, weil nach Buffons eignen bereits angeführten Grundsätzen die größten Thiere nur den ungemäßigten Himmelsstrichen, und die kleinern den mildern und gemäßigten eigen sind. Ferner, daß wenn die Vortheile eines Clima aus der

q) in der Histoire Nat. Tom. 18.

r) Recherches Philos. P. 3. Sect. 2.

Größe der vierfüßigen Thiere hergeleitet werden sollten, man auch behaupten müsse, das Clima von Afrika und dem südlichen Asien sey weit besser, als das von Europa. Fand man bey der ersten Entdeckung von Amerika dort gleich keine Elephanten, Rhinocerosse, Seepferde, Kameele u. d. g. so waren sie doch ehemals vorhanden, wenn wir dem Paw, Sloane, Du Pratz, Lignay, Buffon und verschiednen andern Schriftstellern Glauben beymessen wollen, die dieses bestätigen, und sich auf die Entdeckung großer Knochen und ganzer Skelette von ungeheurer Größe, die an verschiedenen Orten in Amerika ausgegraben worden, gründe. Buffon schreibt im 18ten Bande, daß ehemals dort ein Thier, siebenmal größer als ein Elephant, gelebt habe, welches Müller **Mammont** [s]) nennt, aber in Europa war dergleichen nie, und es konnte auch kein solches vierfüßiges Thier daselbst geben. Es lebten keine Pferde, Esel und Ochsen [t]) in Amerika, bis sie von Europa dahin gebracht wurden, aber es gab auch keine in Europa, bis man sie aus Asien dahin schaffte. Alle Thiere kamen ursprünglich aus Asien, und breiteten sich von da in andern Ländern aus. Die Nachbarschaft von Europa, und der

s) Vermöge der durch Müller gegebnen Nachricht von diesem vierfüßigen Thiere, soll es 133 Fuß lang, und 105 Fuß hoch seyn. Buffon schreibt im 16ten Bande: „Der „monströse **Mammont**, dessen ungeheure Knochen wir oft „betrachtet haben, und der wenigstens sechsmal größer als „der größte Elephant gewesen seyn muß, ist nicht mehr vorhanden.“ Im 22sten Bande sagt er hingegen, er sey versichert, es wären Knochen von Elephanten, die sieben bis achtmal größer, als der, dessen Skelett er im Königl. Kabinet zu Paris untersucht habe, gewesen; und in seinem neuen Werk: Epoques de la Nature, behauptet er die Existenz jenes großen Thieres in Amerika von neuem.

t) Wenn wir sagen, es gebe keine Ochsen in Amerika, so verstehen wir blos die gemeine beym Ackerbau gebräuchliche Art, denn es gab Bisons (Bos Bison), welche Buffon bald für die gemeine Art hält, bald aber daran zweifelt.

Handel zwischen den Europäern und Asiatern, erleichterte den Uebergang dieser Thiere nach Europa, und mit diesem wurden zugleich verschiedene Gebräuche, und zum menschlichen Leben dienliche Erfindungen eingeführt, deren die Amerikaner wegen der Entfernung, und aus Mangel der Handlung entbehren mußten.

Wenn Buffon behauptet, daß der Tapir das gröste Thier in der neuen Welt sey, und hernach der Cabiai, so denkt er nicht an die Seerosse, Seekälber, Büffel, Rennthiere, Alcos, Bären u. a. m. Er gesteht selbst u), daß das vom Lord Anson und Rogers in Amerika gesehene Seekalb, welches sie den Seelöwen nennen, um vieles größer sey, als alle Seekälber in der alten Welt. Wer wird den Cabiai, der so groß wie ein mittelmäßiges Schwein ist, mit den Büffeln und Alcos vergleichen? Die Büffel sind insgemein so groß, wie die Ochsen in Europa, und oft noch größer. Zum Beyspiel mag des Bomare Beschreibung von einem dieser Thiere dienen, welches aus Louisiana nach Frankreich gebracht ward, und welches er 1769. zu Paris genau ausmaaß x). Es gab von diesen großen Thieren eine ungeheure Menge in der gemäßigten Zone von Nord-Amerika. Die Alcos in Neu-Mexico sind von der Größe eines Pferdes. In der Stadt Zacatecas wohnte ein Mann, der sich ihrer statt der Pferde vor seinem Wagen bediente, wie Betancourt bezeuget. Zuweilen hat man sie auch zum Geschenke an die Könige von Spanien geschickt.

u) Hist. Nat. Tom. 27.

x) Dict. Hist. Nat. unter *Bison*. Bomare nennt dieses Thier wegen seiner Größe, ein kolossalisches Quadruped. Es war vom Maule bis zu Anfang des Schwanzes, auf der Seite gemessen, 9 Fuß 2 Zoll lang, oben vom Rücken bis an den Huf 5 Fuß 4 Zoll hoch, und hatte über dem Buckel auf dem Rücken gemessen 10 Fuß im Umfange. Er setzt hinzu, wie er vom Eigenthümer desselben gehört habe, daß die Kühe dieser Thiere noch größer sind.

Daß Buffons allgemeine Hypotheſe, als ob die ſowohl der neuen als alten Welt gemeinſchaftlichen Quadrupeden **ohne Ausnahme** in Amerika kleiner wären, unrichtig ſey, haben verſchiedene Europäiſche Schriftſteller, welche dieſe Thiere geſehen, bewieſen, und Buffon ſelbſt widerſpricht ſich an andern Stellen ſeiner Geſchichte. Hernandez ſchreibt von dem **Meztli**, oder dem Amerikaniſchen Löwen, daß er größer ſey als der Löwe in der alten Welt. Vom Tyger bekräftigt er eben daſſelbe [y]). Weder Buffon noch Paw machen ſich von dieſem wilden Thiere einen richtigen Begriff. Wir ſahen eines derſelben wenige Stunden, nachdem es durch neun Schüſſe erlegt worden, aber es war viel größer, als Buffon es uns bereden will. Wenn dieſe Verfaſſer den Spaniſchen Berichten nicht trauen, ſo ſollten ſie doch wenigſtens dem gelehrten und unpartheyiſchen Franzoſen Condamine glauben, welcher ſagt, daß die Tyger, die er in den heißen Gegenden der neuen Welt angetroffen, ihm weder an Schönheit der Farben, noch an Größe von den Afrikaniſchen unterſchieden zu ſeyn geſchienen. Von dem Amerikaniſchen Wolf bezeugt Hernandez, daß er dem Europäiſchen an Geſtalt, Farbe, Neigung, und auch an Größe ähnlich ſey, ausgenommen, daß er einen größern Kopf habe [z]). Eben dieſes verſichert er von dem gemeinen Hirſch.

Ohngeachtet des **ohne Ausnahme** angenommenen Satzes, von der geringern Größe der Amerikaniſchen Quadrupeden, ſchreibt er doch im 29ſten Bande, wo die Rede von dem Ausarten der Thiere iſt, der Hirſch ſey unter den der alten und neuen Welt gemeinſchaftlichen Thieren der einzige, welcher die Hirſche der alten

y) Vulgaris eſt huic orbi tygris, ſed noſtrate major. Hiſt. Quadr. N. Hiſp. Cap. X.

z) Forma, colore, moribus, ac mole corporis Lupo noſtrati ſimilis eſt *Cuatlachtli*, atque adeo ejusdem ut mihi videtur ſpeciei, ſed ampliore capiti. Ibid. Cap. 23.

Welt an Größe und Stärke übertreffe. Jedoch gesteht er auch im 16ten Bande, daß die Flußottern in Canada größer sind als in Europa, so wie auch die Amerikanischen Biber; er will also auf der einen Seite keine Ausnahme haben, und gleichwohl macht er eine bey den Hirschen, Ottern, Bibern und Seekälbern. Fügen wir nun zu diesen noch die Tyger, die Löwen ohne Haare, und die Hirsche hinzu, wie Hernandez und Oviedo bezeugen, so finden wir wenigstens acht Arten von der alten und neuen Welt gemeinschaftlichen Quadrupeden, welche in der neuen Welt größer als in der alten sind. Hierzu müssen wir nun noch diejenigen Arten rechnen, welche beyderwärts gleich groß sind, weil diese eben sowohl zum Beweise dienen, daß seine Meinung irrig ist. Hernandez versichert, daß der Mexicanische und Europäische Wolf von einerley Größe, und Buffon, daß zwischen beyden kein Unterschied sey, außer daß der Mexicanische ein feineres Fell, und 5 Zähen an den Vorderfüssen, und 4 an den Hinterfüssen habe. Was die Bären betrifft, so giebt es jetzt viele Personen, welche die in Mexico und auf den Alpen gesehen haben: wir zweifeln aber, ob sich jemand darunter finden möchte, der behauptete, die Europäischen Bären wären die größten von beyden. Wir selbst können bezeugen, daß uns alle, die wir in Mexico gesehen, größer geschienen, als die uns in Italien zu Gesichte gekommen [a]).

Die Behauptung ist also nicht gegründet, daß alle Thiere der neuen Welt ohne Ausnahme kleiner sind, als in der alten. Buffon schrieb es an einem andern Orte [b]) aufs gerathewohl hin, daß die Thiere alle viel kleiner wä-

a) Buffon unterscheidet die schwarzen und braunen Bären als zwey besondre Arten, und versichert, die schwarzen wären gar nicht wild: aber die Mexicanischen, welche durchgängig schwarz sind, verrathen viel wildes, welches in Mexico eine bekannte Sache ist, wie wir bezeugen können.

b) im 28sten Bande seiner Naturhistorie.

ren, und daß die Natur in der neuen Welt einen an
dern Maasstab angenommen habe. Eben so leicht i
es, den Irrthum des Herrn von Paw zu widerlegen
wenn er behauptet, daß alle vierfüßige Thiere in de
neuen Welt um ein Sechstel kleiner sind, als die vo
derselben Art in Europa. Der Tuza in Mexico hat vie
analogisches mit dem Europäischen Maulwurf, ist aber
nach Buffons Bericht, größer. Das Mexicanisch
Thier, welches beym Buffon **Coqualline**, und in de
Landessprache **Tlalmotorli** heißt, kommt mit dem Eich
hörnchen in Europa überein, übertrifft es aber, wie e
sagt, doppelt in der Größe; der Cojote kommt mit dem
Chacal überein, ist aber zweymal so groß; der Llama
oder Schaafbock in Peru, mit dem Europäischen, ist
aber ungleich größer u. s. w. Jene Naturkundiger las-
sen es sich aber so angelegen seyn, diese Thiere herabzu-
würdern, daß sie auch an ihren Schwänzen, Füssen und
Zähen etwas zu tadeln finden. „Es ist, sagt Buffon,
»nicht nur von jeher Mangel am Futter in der neuen
»Welt gewesen, sondern die Form der Thiere ist auch
»unvollkommen, und scheint von der Natur vernachläs-
»sigt zu seyn. Den Thieren in Südamerika, welche ei-
»gentlich der neuen Welt zugehören, fehlen fast durch-
»gängig die Hauzähne, Hörner und Schwänze; ihre Fi-
»gur ist ungestalt, und die Glieder sind unproportionirt
»und übel zusammengesetzt; einige von ihnen, als der
»Ameisenbär und das Faulthier sind von so elender Be-
»schaffenheit, daß sie kaum das Geschicke haben sich zu
»bewegen und zu fressen.“ „Die in der neuen Welt
»einheimischen Thiere, heißt es beym Paw, haben über-
»haupt eine so ungeschickte Form, und sind so sonderbar
»gebildet, daß diejenigen, welche zuerst davon Zeichnun-
»gen versuchten, kaum eine richtige Darstellung ihrer
»eigenthümlichen Gestalt liefern konnten. Man hat be-
»merkt, daß die meisten keinen Schwanz, und sehr un-
»gestalte Füße haben. Dies findet sich besonders bey
»dem Tapir, dem Ameisenbär, dem Llama des Mark-

„graf, dem Faulthier und dem Cabeay. Die Strauße „haben in der alten Welt nur 2 durch eine Haut ver„bundne Zähen, in Amerika hingegen durchgängig 4, „und zwar von einander abgesondert.“

Dergleichen Reden und Klügeleyen haben das Ansehen eines Tadels der Vorsehung in Absicht auf das Clima von Amerika, und etwas ähnliches mit den scheptischen Meinungen des Königs Alphonsus des Weisen, welchem man Schuld giebt, daß er viel an der Einrichtung der Himmelskörper auszusetzen gefunden. Kamen die ersten von diesen Thiergattungen nicht so aus der Hand des Schöpfers, sondern das Clima von Amerika verursachte diese vorgeblichen Unregelmäßigkeiten, so würden sie, wenn man sie nach Europa versetzte, in Ansehung der Gestalt, Neigungen und des Instinks wieder vollkommen werden, wenigstens würden diese armen Geschöpfe nach zehn oder zwölf Generationen, die durch das bösartige Clima in Amerika eingebüßten Hauzähne und Schwänze unter einem günstigen Himmel wieder bekommen. Keinesweges, werden diese Naturkündiger antworten, weil das Verlorne nicht so leicht von der Natur wieder erlangt wird, als man das, was sie gegeben verliert.

Doch dies mag seyn. Wir wollen jetzt die aus dem Mangel entstehenden Unregelmäßigkeiten bey Seite setzen, und von solchen reden, die dadurch, daß zuviel vorhanden ist, verursacht werden. Wir zielen jetzt auf die Strausse, welche, nach Paws Vorgeben c), durch einen Naturfehler, 2 ausserordentliche Zähen an jedem Fusse haben, und um bey den vierfüßigen Thieren zu bleiben, auf den **Unau**, eine Art von Amerikanischem Faulthier, welches, außer andern Unregelmäßigkeiten,

c) Paw irrt sich in der Anzahl der Zähen des Amerikanischen Straußes, denn er hat nicht mehr als drey, wohl aber hinten am Fuße einen runden kallösen Ballen, der ihm statt einer Klaue dient, und den der gemeine Mann für eine Zähe hält.

46 Ribben hat. „Eine Anzahl von 46 Ribben in ei„nem so kleinen Thierkörper, meint Buffon, sey ein „Fehler oder eine Ausschweifung der Natur; kein Thier „habe so viele, auch nicht die größten, und die nach „Proportion ihrer Dicke mit dem längsten Leibe versehen „sind. Der Elephant habe nur 40, das Pferd 36, „der Dachs 30, der Hund 26, und der Mann 24.“ Hatte der erste erschaffene Unau von seinem Schöpfer dieselbe Anzahl von Ribben, wie seine Nachkommen, so ist Buffons Urtheil ein Tadel der Vorsehung, denn wenn die große Anzahl von Ribben ein Versehen von der Natur ist, so heißt das so viel als ein Versehung der Vorsehung, welche durch die Natur würkt. Dieser Begriff war sicher von Buffons erhabner Denkungsart weit entfernt, aber der philosophische Geist, der sich im ganzen Werke äußert, verleitet ihn zu Ausdrücken, wider die manches einzuwenden ist [d]). Bilden sich diese Philosophen aber ein, der Unau habe ursprünglich eine der Größe seines Körpers angemessene Anzahl von Ribben gehabt, und diese habe in der Folge durch das bösartige Clima von Amerika zugenommen, so müssen wir glauben, daß eben diese Thiere, wenn sie wieder nach der alten Welt versetzt, und unter einem günstigen Himmel fortgepflanzt würden, die ehemalige Vollkommenheit nach und nach wieder erhalten würden. Man mache doch einmal den Versuch und bringe zwey Männchen und eben so viel Weibchen von dieser häßlichen Thierart nach Europa, und wenn sich nach 20 und mehr Generationen findet, daß die Anzahl der Ribben anfängt abzunehmen, so wollen wir zugeben, daß Amerika das un-

d) Im 18ten Bande sagt Buffon, indem er einen Grund anzugeben sucht, warum die Menschen dem Einfluß des Clima besser widerstehen, als die Thiere: der Mensch ist ein Werk des Himmels, die Thiere sind hingegen, in gewissem Betracht, Producte der Erde. Dieser Ausspruch scheint sehr kühn, es giebt aber noch viel stärkere in den Epoques de la Nature.

glücklichste Land, und sein Clima das schädlichste in der Welt ist. Fällt die Probe aber nicht so aus, so wollen wir behaupten, und werden es in Zukunft allemal thun, daß die Logik dieser Herren eben so wenig Achtung verdient, als dieses Thier selbst, und daß ihre Gründe bloße Trugschlüsse sind. Uebrigens scheint es sonderbar, daß die Natur in einem Lande, wo sie sich so kärglich in Nahrungsmitteln der Thiere bezeigt hat, dafür so ausschweifend freygebig in Ansehung der Ribben der Faulthiere, und der Zähen der Strausse gewesen seyn sollte.

Um aber zu zeigen, daß unsre Philosophen, indem sie sich die Mühe geben das Clima der neuen Welt, wegen seiner Bösartigkeit, zu verschreien, darüber das Andenken an das Elend in ihrer eignen alten Welt vergessen, wollen wir sie doch fragen, was denn das elendeste Thier der neuen Welt sey? Sie werden antworten das Faulthier, weil es das unvollkommenste in seiner Organisation, das untauglichste zur Bewegung, und am schlechtesten mit Waffen zu seiner Vertheidigung versehen ist, und vornemlich, weil es weniger Empfindung als alle andern vierfüßigen Thiere zu haben scheint; ein in der That unglückliches Thier, das von der Natur zur Unthätigkeit und Trägheit, zum Hungerleiden und zur Melancholie verdammt ist, wodurch es beständig Mitleiden und Abscheu bey andern Thierarten erregt. Gleichwohl ist dieses wegen seines elenden Zustandes so berüchtigte Thier sowohl der alten als neuen Welt gemein. Buffon will dies, weil es nicht zu seinem System paßt, nicht einräumen, und behauptet, wenn irgend ein Faulthier in Asien gefunden würde, so müßte es aus Amerika dahin gebracht seyn; doch er mag sagen was er will, Klein, Linné, Brisson, der Herausgeber des Kabinets von Seba, und vornemlich Vosmaer, ein gelehrter und fleißiger Naturkundiger in Holland e), bezeugen es als

e) In der zu Amsterdam gedruckten Description de plusieurs animaux.

eine wahre Sache, daß der Unau eine Art von Faulthier und ein Asiatisches Thier sey. Der Unau von Bengalen, den dieser Naturkundiger ausgewachsen gesehen, und genau beschrieben hat, kann nicht aus Amerika dahin gebracht seyn, denn nie war eine Gemeinschaft zwischen Südamerika und Asien vorhanden. Ueberdieses ist der Bengalische Unau von dem Amerikanischen verschieden, ersterer hat 5, letzterer nur 2 Klauen oder Zähen am Fusse. Wenn Buffon sich überzeugen kann, daß die Anzahl der Klauen bey dem Amerikanischen Faulthiere durch das Clima in Asien vermehrt werden kann, so wollen wir auch sagen, daß das Clima der alten Welt den Thieren ihre Schwänze, Hörner und Hauzähne, die sich durch das schädliche Clima in Amerika verloren, wieder ersetzen kann. Wer die vortrefliche Beschreibung Buffons von dem Amerikanischen Faulthier lieset, und mit der von Vosmaers fünfklauigten Faulthier (Bradypus pentadactylus) vergleicht, wird bald finden, daß dies Thier in Asien eben so elend ist, als in Amerika.

Wir wollen nun genauer untersuchen, was diese Verfasser von der vorgeblichen Unregelmäßigkeit dieser vierfüßigen Thiere vorbringen. Die würkliche Unregelmäßigkeit bey Thieren bestehet in einem üblen Verhältniß ihrer Glieder, oder in einer besondern Gestalt, oder in den Neigungen und Anlagen einzelner Thiere im Vergleich mit den andern von dieser Art überhaupt, und nicht in dem, was man bey einer neuen Art bemerkt, wenn man sie mit einer bereits vorher bekannten vergleicht. Es wäre abgeschmackt, wenn man den Techichi für ein unregelmäßiges Thier ausgeben wollte, weil er nicht bellt. Dies Amerikanische Thier ward, wegen seiner Aehnlichkeit mit Europäischen Hunden, von den Spaniern Hund benennt, nicht weil es von derselben Art war, und daraus entsprang die von manchen Verfassern fortgepflanzte Fabel von der Stummheit der Hunde in Amerika. Die Wölfe sind den Hunden un-

gemein ähnlich, bellen aber nicht. Hätten die ersten Spanier in Europa keine Wölfe gesehen, so würden sie beym Anblick derselben in Mexico erzehlt haben, es gäbe dort große Hunde, die nicht bellten, sondern heulten, und dies hätte alsdenn dem Buffon und Paw einen neuen Beweisgrund an die Hand gegeben, um die Unregelmäßigkeit und Ausartung der Thiere in Amerika zu beweisen.

Paws Beweis in Ansehung der Amerikanischen Strausse [f]) hat eben so wenig Gewicht. Der Touyon in Amerika ist ein vom Strauß specifisch verschiedener Vogel, weil er aber groß und jenem Afrikanischen Vogel sehr ähnlich ist, so hat ihn der gemeine Haufe einen Strauß genannt. Das ist für Herrn Paw hinlänglich, um zu behaupten, daß sich bey diesen Amerikanischen Vögeln etwas Unregelmäßiges finde. Allein gesetzt wir räumen auch ein, der Touyon sey ein würklicher Strauß, so verschaft dies seiner Meinung doch keinen Ausschlag. Er giebt den Amerikanischen Strauß deswegen für unregelmäßig aus, weil dieser, anstatt 2 durch eine Haut verbundene Klauen zu haben, wie der Afrikanische, 4 von einander abgesonderte Klauen hat. Darauf könnte ihm ein Amerikaner antworten, der Afrikanische Strauß sey vielmehr unregelmäßig gebauet, weil er anstatt 4 abgesonderte Klauen, nur 2 und diese noch dazu durch eine Haut zusammenhände Klauen habe. „Das ist andem, würde der aufgebrachte Paw erwie„dern, das Unregelmäßige ist bey euren Straussen zu „suchen, weil sie weder mit denen in der alten Welt, als „der ursprünglichen Art, noch mit den Abbildungen, die „uns die besten Europäischen Naturkundiger davon ge„liefert, übereinkommen.“ „Unsere Welt, würde der „Amerikaner dagegen antworten, welche ihr neu nennt, „weil sie erst vor 300 Jahren durch euch entdeckt wor-

f) Der Strauß ist in Peru unter dem Namen Suri bekannt.

„den, ist eben so alt als die eurige, und unsre Thiere „sind mit den eurigen gleichzeitig. Es ist keine Noth„wendigkeit, daß sie mit den eurigen übereinstimmen „müssen, wir verdienen deswegen keine Vorwürfe, daß „unsre Thierarten euern Naturkundigern unbekannt ge„blieben, oder daß sie solche durch eine oberflächliche „Kenntniß verwechselt haben. Entweder müssen also „eure Strausse unregelmäßig seyn, weil sie mit den uns„rigen nicht übereinstimmen, oder unsre dürfen nicht un„regelmäßig genannt werden, weil sie den eurigen nicht „gleich kommen. So lange ihr uns nicht durch unzwei„felhafte Beweise darthut, daß die ersten Strausse nur „mit 2 durch eine Haut verbundne Klauen aus der Hand „des Schöpfers kamen, werdet ihr uns nimmermehr „von der Unregelmäßigkeit unsers Touyon überzeugen.“ Dies Argument, wogegen sich nichts einwenden läßt, ist hinreichend, die von unserm Philosophen angenommenen Systeme zu widerlegen, die aus seichten unverdaueten Begriffen und starken Vorurtheilen zu Gunsten der alten Welt herrühren.

Diese Naturkundiger sind in dem, was sie über die Schwänze der vierfüßigen Thiere sagen, eben so wenig glücklich, als in ihren Bemerkungen über die Füsse der Strausse. Sie behaupten kurzweg und ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern, daß dem größten Theile der vierfüßigen Thiere in der neuen Welt die Schwänze fehlen, welches sie so wie alle von ihnen in diesen unglücklichen Ländern bemerkte Wirkungen, dem elenden Amerikanischen Himmel, der unvollkommnen Kindheit der Natur in diesem Welttheile, der schlechten Beschaffenheit des Clima und andern zusammenwirkenden Ursachen der Elemente zuschreiben. So denken diese berühmten Philosophen unsers erleuchteten Jahrhunderts, und reden davon. Wenn wir nun mit Buffon 70 Arten von Quadrupeden in Amerika annehmen, so müssen wenigstens 40 derselben ohne Schwanz seyn, wenn Paws Versicherung wahr ist, daß der größern Hälfte

dieses Glied fehlt, und noch viel mehr, wenn Buffons Meinung, daß beynahe allen der Schwanz mangelt, gegründet seyn soll. Gleichwohl trifft man, wie wir gleich zeigen werden, nur 6 dergleichen in Amerika an, folglich ist dieses eine entsetzliche Hyperbel, wir wollen nicht sagen eine gänzliche Unwahrheit.

Aus dem Plinius erhellet, daß man damals keine andre Thiere ohne Schwanz kannte, als den Menschen und den Affen. Hätte man seit der Zeit keine andern Thiere, denen dies Glied fehlt, gefunden, so hätten Buffon und Paw recht, den Amerikanischen Quadrupeden deswegen Vorwürfe zu machen: allein aus Buffons Werk selbst ergiebt sich, daß die Arten ohne Schwanz weit zahlreicher in der alten Welt sind, als in Amerika. Hier folgt ein Verzeichniß von beyden, welches aus Buffons Naturhistorie genommen ist.

Vierfüßige Thiere ohne Schwanz in der alten Welt.

1) Der **Pongo**, oder Orang-Utang, oder Waldmensch.
2) Der **Pithecus**, oder der eigentliche Affe. (Simia Silvanus. Lin.)
3) Der **Gibbon**, eine andre Art von Affen. (Simia Longimana. Schreberi.)
4) Der **Cynocephalus**, (Simia) oder der Magoto, Hundskopf.
5) Der Türkische Hund.
6) Der **Tanrec** aus Madagascar.
7) Der **Loris** (Lemur tardigradus. Lin.) von Ceylon.
8) Das **Indianische Meerschweinchen**. (Cavia Cobaya, oder Mus porcellus. Lin.)
9) Die Roussette, } 2 Arten großer Fledermäuse in
10) Die Rougette, } Asien. (Vespertilio Vampyrus. Lin.)
11) Der Goldmaulwurf in Siberien. (Talpa Asiatica. Lin.

Hierzu müssen noch die drey folgenden Arten gesetzt werden.

12) Das fünfklauigte Faulthier von Bengalen, welches Vosmaer beschreibt.

13) Das Klipda oder Bastard-Murmelthier vom Vorgebürge der guten Hoffnung, ebenfalls vom Vosmaer beschrieben.

14) Der Capiverd oder Capivard vom Vorgebürge der guten Hoffnung, von Bomare beschrieben (Cavia Capensis? beym Leske.)

In Amerika.

1) Der Unau, eine Art von Faulthier.

2) Der Cabeay, oder das Amphibische Schwein. (Sus Hydrochoerus. Lin. Cavia Capybara. Leske.)

3) Der Aperea aus Brasilien.

4) Das Indianische Meerschweinchen.

5) Der Saino, Pecar, oder Cojametl.

6) Der Tapeto. (Lepus Brasiliensis. Lin.)

Es giebt also in der alten Welt wenigstens 14 Arten vierfüßiger Thiere ff), denen die Schwänze fehlen, und in Amerika nur 6, wovon noch vielleicht die beyden letzten auszuschliessen sind, weil man deswegen nicht gewiß ist g). In allen 30 Bänden von Buffons Ge-

ff) Zu den obgedachten 14 Arten kann man noch den *Unau didactylus* von Ceylon, dessen verschiedene Verfasser gedenken, und das von Aubenton und Bomare beschriebene Bisam-Thier hinzufügen. Wir lassen aber ersteres weg, weil wir nicht gewiß wissen, ob es von Buffons Loris verschieden ist, und das andre, weil es doch vielleicht einen kleinen Schwanz hat, den der sonst genaue d'Aubenton nicht bemerkt hat.

g) Den *Pecar* (Sus Tajacu, Lin.) beschreiben Oviedo, Hernandez und Acosta, unter dem Namen *Saino* und Cojametl, sie erwähnen aber nichts davon, daß er keinen Schwanz habe. Verschiedene aufmerksame Personen, die viele Pecars gesehen, haben uns versichert, daß sie einen, wiewohl sehr kleinen Schwanz haben. Was den Tapeto

schichte der vierfüssigen Thiere, haben wir ausser den obgedachten kein andres Amerikanisches ohne Schwanz gefunden, gleichwol wagt er es zu behaupten, daß alle Thiere in Amerika des Schwanzes beraubt sind, woraus erhellet, daß dergleichen allgemeine Behauptungen zwar leicht hingeworfen werden können, aber schwer zu beweisen sind.

Wenn das Clima in Amerika den Schwänzen der Thiere so gefährlich seyn soll, wie kommt es denn, daß 4 Arten von Affen, dem Pongo, Pithecus, Gibbon und Cynocephalus der Schwanz mangelt, und daß hingegen alle Arten derselben in der neuen Welt einen haben, und zwar einige z. E. der Saki einen, der zweymal länger als ihr ganzer Leib ist? Warum hat das Murmelthier in Canada nach Buffons eignem Geständniß einen längern Schwanz, als das auf den Alpen, ob es gleich mit jenem einerley Art ist? Warum giebt es eine solche Menge Eichhörnchen, Coquallines, Ameisenbären und dergleichen vierfüssige Thiere, die nach Proportion ihres Körpers ungeheure Schwänze haben? Warum haben die Rehe und Hirsche in Amerika, ob sie gleich kleiner als in der alten Welt sind, einen längern Schwanz, wie Buffon selbst bekräftiget s)? Läge in dem Clima von Amerika eine Eigenschaft, welche zur Zerstörung der Schwänze etwas beytrüge, so hätten diejenigen Thiere, welche Columbus aus Europa und aus den Kanarischen Inseln 1493. dahin brachte, heutiges Tages den ganzen Schwanz verloren; zumal die Schweine, welche an jenen Orten so kurze Schwänze haben, oder sie würden wenigstens seit 288 Jahren um ein merkliches kürzer

anbetrifft, so hält Buffon ihn für den Citli des Hernandez. Aber bey allen Mexicanern ist es eine bekannte Sache, daß unter dem Citli des Hernandez der Mexicanische Hase verstanden werden muß, und wir wissen gewiß, daß dieser so gut einen Schwanz hat, wie der gemeine Europäische.

s) Im 18ten Bande seiner Naturgeschichte.

geworden seyn, aber unter allen Europäischen Schriftstellern, welche so wohl in Amerika als in Europa aufgewachsene Pferde, Schaafe, Ochsen ꝛc. gesehen, hat kein einziger einen Unterschied unter beyden gemerkt.

Eben dies Argument gilt auch gegen das, was Buffon vom Mangel der Hörner und Hauzähne beybringt, indem Ochsen, Schaafe und Ziegen ihre Hörner, Hunde und Schweine ihre Zähne, und Katzen ihre Krallen unverändert beybehalten, wie alle, die sie gesehen, und mit den Europäischen verglichen, bezeugen können. Wäre das Amerikanische Clima so verwüstend für die Zähne und Hörner der Thiere, so würden sie viele verloren haben, wenigstens die Nachkommen der vor 300 Jahren aus Europa hergebrachten, und noch weit mehr die Wölfe, Bären und ähnliche Quadrupeden, welche aus Asien vielleicht im ersten Jahrhunderte nach der Sündfluth dahin wanderten. Ist hingegen die gemässigte Zone von Europa den Zähnen der Thiere günstiger, als die heisse in Amerika, warum gab denn die Natur nicht jener, sondern der letztern den Tapir und Krokodill, welche alle übrigen vierfüssigen und kriechenden Thiere in Europa in Ansehung der Anzahl, Grösse und Schärfe der Zähne übertreffen?

Wenn es endlich in Amerika verschiedene Thiere ohne Hörner, Zähne [h]) und Schwänze giebt, so liegt die Schuld nicht an dem Clima oder dem sparsamen Himmel, oder an der eingebildeten Verbindung der Elemente, sondern der Schöpfer, dessen Werke und Anstalten wir in Demuth verehren müssen, hat es für gut

h) Unter allen vierfüssigen Thieren in der neuen Welt sind die Ameisenbären die einzigen, welchen die Zähne fehlen, wie der das Schuppenthier oder der Pangolin (Manis Lin.) und der Tatagino in Ostindien, welche anstatt der Haare mit Schuppen bedeckt sind. Alle diese vierfüssigen Thiere, welche blos von Ameisen leben, haben keine Zähne nöthig, der Schöpfer hat sie aber mit einer langen Zunge versehen, womit sie die Ameisen sehr geschickt auflecken und verschlingen.

befunden, daß diese Abwechselung die Welt verschönern, und seine Weisheit und Macht verherrlichen sollte. Bey einem Pferde ist es Vollkommenheit einen grossen starken Schwanz, bey einem Hirschen einen kleinen, und bey dem Pongo gar keinen zu haben.

Was die Häßlichkeit betrifft, welche unsre Philosophen den Thieren in Amerika zuschreiben, so ist nicht zu läugnen, daß es einige darunter giebt, deren Formen nicht mit den Begriffen übereinstimmen, die wir uns von der Schönheit der Thiere machen; wer giebt uns aber die Versicherung, daß unsre Begriffe richtig, und nicht unvollkommen sind, oder durch unsern eingeschränkten Verstand veranlaßt werden? Wie viele Thiere liessen sich nicht in der alten Welt auffinden, die übler als irgend ein Amerikanisches gestaltet sind! Giebt es wohl in Amerika ein Thier, daß man in Ansehung der Heßlichkeit und des schlechten Verhältnisses seiner Glieder mit dem Elephanten vergleichen könnte, den Buffon ein Ungeheuer von Masse nennt [1]). Sein gewaltiger Fleischklumpen, der dicker als lang ist; seine eckelhafte Haut ohne Haare und mit Runzeln durchfurcht, sein ungeheurer Rüssel ohne Schnauze, seine langen aus einem heßlichen Maule hervorragenden Zähne, welche wider die Natur andrer Thiere, und um das ungestalte des Kopfs noch zu vermehren in die Höhe stehen; seine grossen vieleckigen Ohren; seine dicken krummen und nach Proportion kurzen Beine; seine ungestalten Füße mit einem Huf, den man kaum bemerken kann; und endlich seine

1) Wenn man dieses Thier, sagt Bomare, vom Elephanten, in Absicht auf unsre Begriffe von richtigen Verhältnissen betrachtet, so scheint es in Ansehung seines dicken und kurzen Leibes, seiner steifen plumpen Beine, seiner runden verdrehten Füße, seines grossen Kopfs, seiner kleinen Augen und grossen Ohren sehr übel proportionirt. Man könnte auch sagen, daß die Decke oder Haut, womit er versehen, noch schlechter geschnitten und gemacht ist. Sein Rüssel, seine Hauzähne und Füße machen ihn zu einem eben so ausserordentlichen Thier als seine Grösse.

kleinen Augen, und der nach Proportion des ungeheuren Körpers lächerlich kleine Schwanz, sind alles Theile, welche dem Elephanten zum unregelmäßigsten aller vierfüßigen Thiere machen. Wir fordern unsre Philosophen auf, in der neuen Welt ein unproportionirteres und mit einer wiedrigern Form begabteres Thier ausfündig zu machen. Aehnliche Bemerkungen fallen einem bey Betrachtung eines Kameels und des Macaco ein, von dem Buffon selbst sagt, daß er häßlich verunstaltet ist, und den er garstiger als alle übrigen Thiere der alten Welt nennt; gleichwol dürfen wir weder das Clima, wo sie leben, noch den höchsten Schöpfer tadeln, der sie bildete.

Wenn unsre Philosophen behaupten, daß die Amerikanischen wilden Thiere es weniger wären, so beweiset dieses keinesweges die Bösartigkeit des dortigen Clima, es ist vielmehr ein Merkmal seiner Güte und Mildigkeit. „In Amerika, heißt es beym Buffon, wo die Luft und „der Boden milder ist als in Afrika, sind die Löwen, „Tyger und Panther blos dem Nahmen nach fürchterlich. — Wenn Wildheit mit Grausamkeit verbunden „in ihrer Natur gegründete Eigenschaften waren, so sind „sie ausgeartet, oder eigentlicher zu reden, so haben sie „durch den Einfluß des Clima gelitten.“ Was kann man zum Vortheil des Amerikanischen Climas mehr wünschen? Wie kann er also die mindere Grausamkeit der Amerikanischen Thiere zum Beweise der durch das bösartige dortige Clima verursachten Ausartung der Thiere anführen? Soll das Clima der alten Welt denn in der neuen deswegen vorgezogen werden, weil die wilden Thiere in jenem fürchterlicher sind, so müste man aus eben dem Grunde das Afrikanische Clima für ungleich fürtreflicher halten, als das Europäische? Man könnte dieses Argument, dessen wir uns schon bedient haben, noch viel weiter ausführen, und unsre Philosophen desto mehr dadurch beschämen.

Allein unsre Verfasser haben gar keine richtigen Begriffe von den Amerikanischen Thieren. Es ist wahr, daß man den Miztli oder Amerikanischen Löwen auf keine Weise mit dem berühmten Afrikanischen Thiere vergleichen kann. Die letztern wanderten entweder nie nach Amerika über, oder wurden daselbst von Menschen ausgerottet: und die erstern geben denen von ihrer Art, oder den glatten Löwen der alten Welt nach des Hernandez Zeugniß, welcher beyde gesehen, nichts nach. Der Mexicanische Tyger, er mag nun mit dem königlichen Tyger in Afrika von einerley Art seyn oder nicht, darauf kommt nichts an, ist von ausserordentlicher Stärke und Wildheit, so daß man ihm kein vierfüssiges Thier, es sey nun in Europa oder Amerika, entgegen stellen kann. Er fällt Menschen, Hirsche, Pferde, Ochsen und so gar die monströsesten Krokodille dreist an, und zerreißt sie, wie Acosta behauptet. Dieser Gelehrte rühmt beydes, seine Unerschrockenheit und Geschwindigkeit. Oviedo, welcher viele Länder Europens durchreisete, und nicht unerfahren in der Naturhistorie war, schreibt von diesen Amerikanischen Tygern: „Diese Thiere besitzen eine „grosse Stärke in den Beinen, sind mit Klauen wohl „bewaffnet, und so fürchterlich, daß auch die größten „Löwen es ihnen an Stärke und Wildheit nicht gleich „thun können.“ Der Tyger ist das Schrecken der Amerikanischen Wälder; es ist unmöglich ihn, wenn er groß geworden, zu zähmem oder zu fangen: auch die man jung fängt, können nicht ohne Gefahr aufbewahrt werden, wenn man sie nicht in recht starke Käfichte von Holz oder Eisen sperrt. So sind die Eigenschaften dieser Thiere beschaffen, welche Paw und einige andre Schriftsteller für zaghaft ausgeben, weil sie nicht im Stande sind, die Arten vierfüssiger Thiere, die fleckigte Felle haben, von einander zu unterscheiden.

Es ist gewiß, daß diese Schriftsteller eben so viel Leichtgläubigkeit in allem verrathen, was sie in Büchern von der Grösse, Stärke und Unerschrockenheit der Tyger

in der alten Welt lesen, als sie eigensinnig sind, dasjenige zu leugnen, was Augenzeugen von den Amerikanischen Tygern sagen. Buffon glaubt auf das Wort, ich weiß nicht welches Schriftstellers, daß der Königliche Tyger 13 bis 14 Fuß lang und 5 hoch ist, daß er sich mit 3 Elephanten einläßt, einen Büffel tödtet, und ihn nach Belieben fortschleppt, und dergleichen abgeschmackte Dinge mehr, die keiner glauben kann, als der voller Vorurtheile für die alte Welt ist. Behaupteten etliche glaubwürdige Schriftsteller nur einige von den Dingen, die von den Asiatischen Tygern erzehlt werden, würde es heissen, es wären leere Großprahlereyen, die keinen Glauben verdienten [k]). Was uns Plinius [l]) von den Kunstgriffen der Jäger erzehlt, wie sie den Tygern ihre Jungen rauben, und von der Kaltblütigkeit, womit sie eines nach dem andern wieder nach dem Lager zurückträgt, und was Bomare von einem 1764 in England im Walde zu Windsor vorgefallenen Kampfe zwischen einem Hirschen und Tyger erzehlt [m]), welcher dem Herzoge von Cumberland aus Ostindien gebracht war, zeigt uns gar deutlich, daß die Wildheit dieser Asiatischen Thiere nicht so arg sey, als Buffon und Paw sie schildern.

Die Amerikanischen Wölfe sind nicht minder stark und kühn, als die in der alten Welt, wie allen, welche einige Kenntniß von beyden haben, bekannt ist. Sogar die Hirsche, die doch nach des Plinius Zeugniß sehr ruhige fromme Thiere sind, bezeugen so viel Unternehmendes in Mexico, daß sie oft die Jäger anpacken; ein Umstand, den Hernandez bezeugt, und der in jenem Reiche bekannt genug ist. Wir haben selbst gesehen, was der Hirsch für ein boshaftes Thier ist; denn in un-

k) Es mag genug seyn zu bemerken, wie wenig diese Verfasser dem Zeugniß des Condamine trauen, ob sie gleich sonst viele Achtung für diesen gelehrten Mathematiker hegten.

l) Plinii Hist. Nat. l. 8. c. 18.

m) Bomare Dict. d'Hist. Nat. unter Tyger.

serm Wohnhaus behandelte einer, der noch dazu zahm geworden war, ein Amerikanisches Mädgen sehr grausam.

Allein, wenn wir auch zugeben, daß die vierfüssigen Thiere in Amerika kleiner, ungestalteter und von Natur feigherziger sind; wenn wir unserm Philosophen auch einräumen, daß sich hieraus die vorzüglichere Glückseeligkeit des Clima der alten Welt herleiten lasse, so werden sie uns doch nimmermehr überzeugen, daß dies ein untrüglicher Beweis von der Bösartigkeit des Amerikanischen Himmels sey, weil sie uns die bey den vierfüssigen Thieren angenommene Ausartung nicht auch bey den kriechenden Thieren und Vögeln n) zeigen. Paw sagt von den Amerikanischen Krokodillen, deren Wildheit weltkündig ist, es erhelle aus des du Pratz und andrer ihrer Bemerkungen, daß sie minder wild und heftig sind, als die Afrikanischen. Hernandez, der beyde kannte, konnte hingegen keinen Unterschied finden o). Acosta sagt, die Amerikanischen wären ausserordentlich wild, aber langsam; aber dies ist nicht von der Bewegung in einer Linie gerade aus, darin sie sehr hurtig und geschwind sind, sondern von der Seitenbewegung, oder vom Umdrehen zu verstehen, welches der Fall auch bey

n) Buffon mag dagegen, wie er im 18ten Bande bemerkt, immer einwenden, daß sich in diesem Stücke wegen der Vögel nicht auf das Clima schliessen läßt, denn da sie sich gar leicht aus einem Clima in das andre begeben können, so sey es auch unmöglich zu bestimmen, was für Arten eigentlich zu diesem oder jenem Himmelsstriche gehören. Da aber der Zug der Vögel, in der Wärme oder Kälte, die sie zu vermeiden suchen, gegründet ist, so brauchen die Amerikanischen Vögel deswegen ihren Welttheil nicht zu verlassen, weil sie Länder unter allerley Himmelsstrichen haben, wo sie Schutz gegen jede rauhe Jahrszeit suchen, und wo sie allezeit ihre Nahrung finden können. Wir sind überdieses völlig überzeugt, daß die Vögel aus Amerika nicht nach der alten Welt ziehen.

o) Hernandez am angeführten Orte. B. 9. C. 3.

den Afrikanischen Krokodillen ist, wegen der Unbiegsamkeit der Gelenke des Rückgrads. Hernandez versichert, der Acuetzpalin oder Mexicanische Krokodill fliehe vor den Angreifenden, verfolge aber diejenigen, die für ihn fliehen, obgleich der erstere Fall sich häufiger zutrage, als der letzte. Eben dieses bekräftiget Plinius vom Afrikanischen Krokodill [p]). Kurz, wenn wir das, was Plinius von dem letztern, mit dem, was Hernandez vom erstern sagt, vergleichen, so ergiebt sich, daß auch nicht einmal ein Unterschied in der Grösse zwischen beyden ist [q]).

Unter den Vögeln führt Paw nur bloß den Strauß an, und noch sehr flüchtig, wie wir gezeigt haben. Seine Absicht war zuverlässig, sie mit Stillschweigen zu übergehen, weil er wohl merkte, daß in diesem Punkte seine Sache verloren sey, denn wir mögen nun auf die Anzahl oder Verschiedenheit der Arten, auf ihre Herzhaftigkeit, auf die Schönheit ihrer Federn, oder auf ihren herrlichen Gesang sehen, so kann die alte Welt mit Amerika in keine Vergleichung kommen. Von ihrer erstaunlichen Menge haben wir bereits geredet. Die Felder, die Waldungen, die Seen, und selbst die unbewohnten Oerter sind mit unzähligen Arten angefüllt. Gemelli, welcher die ganze Welt umreisete, und folglich die besten Länder in Asien, Afrika und Europa sahe, bezeuget, es gebe kein Land in der Welt, welches mit Neuspanien in Ansehung der Menge und Schönheit der Vögel vergli-

p) Terribilis haec contra fugaces bellua est, fugax contra insequentes. Plin. Hist. Nat. l. 8. c. 25.

q) Plinius sagt, der Afrikanische Krokodill sey oft über 18 Ellen (cubitos) oder 27 römische Fuß lang. Hernandez versichert, der Mexicanische Krokodill sey gewöhnlich über 7 Schritte lang. Versteht er Castilianische Schritte, so machen sie 28 römische Fuß, versteht er aber Römische Schritte, so betragen sie 35 Fuß; folglich ist der Unterschied nicht groß, oder ist einiger da, so ist er auf Seiten des Amerikanischen Krokodills.

chen werden könne r). Man lese, was die Geschichtschreiber von Neufrankreich, Louisiana, Brasilien und andern Ländern in Amerika hierüber sagen.

Der Stärke und Herzhaftigkeit Amerikanischer Vögel gedenken manche Europäische Schriftsteller, die Glauben verdienen. Hernandez, welcher am Hofe Königs Philipp II. zu der Zeit, da die Falken-Jagd so sehr Mode war, viel Erfahrung von Raubvögeln hatte, und auch die in Mexico kannte, gesteht, da er von den Mexicanischen Falken, dem Quauhtotli redet, daß alle zu dieser Klasse gehörigen Vögel besser und muthiger in Neuspanien sind, als in der alten Welt s). Wie die Vortreflichkeit der Mexicanischen Falken bekannt und erprobt war, befahl Karl V. daß ihm jährlich 50 Falken aus Neuspanien, und eben so viel aus Hispaniola gebracht werden sollten, wie der Geschichtschreiber Herrera bezeuget; und Acosta meldet, daß die Falken aus Mexico und Peru den Spanischen Grandes zum Geschenk übersandt wurden, weil man sie so hoch schätzte. Acosta versichert auch, daß die Condors oder Mexicanischen Geyer von erstaunlicher Grösse sind, und so viel Kräfte haben, daß sie nicht nur einen Bock, sondern auch ein Kalb zerreissen; und Don A. Ulloa bezeugt, daß sie mit einem Schlage ihrer Flügel einen Mann zu Boden werfen können t). Hernandez schreibt, daß der Itzquauhtli

r) Ella é tanta la vaghezza e la varietà degli uccelli della Nuova Spagna, che non v'é paese al mondo, che ne abbia pari. Giro nel mondo Tom. VI. l. II. c. 9.

s) Fateor accipitrum omne genus apud hanc novam Hispaniam, Jucatanicamve provinciam frequentius praestantius esse, atque animosius vetere in orbe natis. Hernandez de avibus N. Hisp. c. 92.

t) Der Condor ist so groß, daß die ausgebreiteten Flügelspitzen 14 bis 16 Fuß von einander stehen. Bomare sagt, man treffe ihn so wohl in der alten als neuen Welt an, und daß die Schweizer ihn den Lämmergeyer nennen. Demohngeachtet ist gewiß, daß man bisher in der alten noch keinen

oder Königliche Adler in Mexico Menschen und die wil
desten vierfüssigten Thiere anpackt. Benähme das Cli
ma in Amerika den vierfüssigen Thieren ihre Stärke und
Herzhaftigkeit, so würde es ohne Zweifel gleiche Wir
kung bey den Vögeln hervorgebracht haben; aber aus
dem Zeugniß obgedachter und andrer Europäischer
Schriftsteller erhellet, daß sie keinesweges schwach und
kleinmüthig sind, sondern die in der alten Welt vielmeh
an Unerschrockenheit und Stärke übertreffen.

In Ansehung der Schönheit sprechen diese Schrift
steller den Amerikanischen Vögeln den Vorzug nicht ab,
ob sie gleich in andern Stücken die neue Welt so sehr herab
setzen. Wer sich einen richtigen Begriff von diesen Vögeln
machen will, mag den Oviedo, Hernandez, Acosta, Ulloa
und andre Europäische Schriftsteller, die solche im Land
gesehen haben, zu Rathe ziehen. In Neuspanien, schreibt
Acosta, giebt es eine grosse Menge mit den prächtigsten
Federn geschmückter Vögel, in welchem Stücke ihnen
kein einziger Europäischer gleich kommt.

Es ist wahr, sagen einige Europäische Schriftstel
ler, daß die Amerikanischen Vögel einen grossen Vorzug
in der Schönheit der Federn haben, aber nicht im Ge
sange, als worin die Europäischen sie übertreffen. So
denken ein paar neuere Italiener u); aber so gelehrt sie
auch in speculativischen Materien seyn mögen, so verra
then sie doch eine grosse Unwissenheit in Ansehung der
Produkte von Amerika. Es wird hinlänglich zur W

Raubvogel gefunden hat, der dem Condor in America a
Stärke und Grösse gleich käme.

u) Der Verfasser einer gewissen metaphysisch-politische
Abhandlung Sulla Proporzione de Talenti e del loro us
worin sehr wunderliche Dinge von Amerika stehen, welch
eine kindische Unkenntniß vom Lande, Clima, den Thiere
und Einwohnern der neuen Welt verrathen. Der andre i
der Verfasser gewisser schönen Italienischen Fabeln, in dere
einer sich ein Amerikanischer Vogel mit einer Nachtigall un
terredet.

derlegung dieser Verfasser seyn, das Zeugniß des Hernandez herzusetzen, der die schönsten Nachtigallen am Hofe Philipps II. und hernach auch viele Jahre die Centzontlis x), die Kardinäle Tigres (Loxia Cardinalis Lin.), die Quitlaccochis und unzählige andre Arten gemeiner Singvögel in Mexico, die man in Europa nicht kennt, gehört hatte; und noch überdieses die Nachtigallen Calderines- oder Kalanderlerchen (alauda Calandra) und andern, die der alten und neuen Welt gemein sind. Unter den am meisten geschätzten Singvögeln in Europa ist die Nachtigall am berühmtesten, aber in Amerika singt sie, wie Bomare versichert, noch schöner. Die Nachtigall in Louisiane, sagt er, ist mit der Europäischen einerley, aber sie ist zahmer, dreister, singt das ganze Jahr, und mit mehr Abwechselung im Gesange. Dies sind drey wichtige Vorzüge, die sie vor der Europäischen hat. Gäbe es aber auch in Amerika weder Nachtigall noch Kalanderlerchen, oder sonst einen wegen des Gesangs in Europa geschätzten Vogel; so wären der Melodist oder Orpheus, Turdus Polyglottos, und Orpheus allein schon hinlänglich, den Neid eines jeden andern Landes in der Welt zu erregen. Wir gestehen es unsern Antiamerikanischen Philosophen ganz dreist, daß das, was Hernandez von dem Vorzuge des

x) In caveis, quibus detinetur, suavissime cantat, nec est avis ulla, animalve cuius vocem non reddat luculentissime, et exquisitissime aemuletur. Quid? Philomelam nostram longo superat intervallo, cuius suavissimum concentum tantopere laudant, celebrantque vetusti auctores, et quicquid avicularum apud nostrum orbem cantu auditur suavissimum. Hernandez de Avibus N. Hisp. c. 30. de Centzontlatole sive centzontli. Linné nennt den Centzontli turdus Orpheus. Andre Auctoren nennen ihn den Mocqueur, the mocking-bird oder Bestardo.

(Hernandez und Calogero scheinen hier zwey Arten zu verwechseln, die Linné unterscheidet: nemlich den schön singenden Turdus Orpheus und den Mocqueur, der alle Stimmen nachahmt, oder den Turdus polyglottos. A. d. Ueb.)

Melodisten vor der Nachtigall sagt, sehr wahr ist, und mit der Meinung vieler in Mexico gewesenen Europäer und in Europa gewesenen Mexicaner übereinstimmt. Ausser der ausserordentlichen Lieblichkeit seines Gesangs, der erstaunlichen Abwechselung in den Tönen, und dem angenehmen Talent, den verschiedenen Tönen und Stimmen, die er von andern Vögeln und vierfüssigen Thieren hört, nachzuahmen [y]; ist er nicht so scheu als die Nachtigall, und weit gemeiner, weil diese Art von Vögeln eine der allerzahlreichsten ist? Wollten wir Schlüsse nach Paws Manier machen, so könnten wir zum Beweis der Güte des Amerikanischen Clima anführen, daß einige in Europa wegen des Gesangs nicht geschätzte Vögel, in Amerika weit besser singen. Die Sperlinge, sagt Valdecebro, ein Europäischer Schriftsteller, welche in Spanien nicht singen, verdienen in Neuspanien den Vorzug vor den Kalanderlerchen (Calderines) [z].

Was wir von den Singvögeln bemerken, gilt auch von denen, welche der menschlichen Stimme nachahmen: denn in Asien und Afrika sind die Arten der Papageyen weder so mancherley noch so zahlreich als in Amerika.

Ehe wir die Materie von den Vögeln schliessen, müssen wir bey dieser Gelegenheit noch eine Bemerkung hinzusetzen. Kein Thier in Amerika muß sich von unsern Philosophen so viel Vorwürfe machen lassen, als das Faulthier, wegen seiner erstaunlichen Trägheit und

y) Barrington, Vicepräsident der Königlichen Societät zu London, sagt in einem merkwürdigen Werke, daß er über die Singvögel geschrieben, und dieser Societät überreicht hat; daß er einen solchen Melodisten hörte, der in einer einzigen Minute den Gesang der Lerche, des Buchfinken, der Amsel, des Sperlings und des Krammtsvogels nachmachte.

z) In einem Werke unter dem Titel Gobierno de las Aves, B. 5. C. 29. Wir haben aber bereits angemerkt, daß der Mexicanische Sperling dem eigentlichen wahren Sperling zwar ähnlich, aber doch von ihm unterschieden ist.

Ungeschicklichkeit sich zu bewegen. Was würden sie aber sagen, wenn es auch einen solchen Vogel gäbe? Und wo lebt denn wohl ein solcher Vogel? In der alten Welt, und Buffon hat ihn beschrieben. Er sagt, der Dronte (Didus ineptus Lin.), ein Indianischer Vogel, grösser als der Schwan, ist das unter den Vögeln, was das Faulthier unter den vierfüssigen Thieren; er scheint eine Schildkröte unter der Gestalt eines Vogels zu seyn; die Natur scheint, indem sie ihm die unnütze Zierde der Flügel und des Schwanzes gegeben, die Absicht gehabt zu haben, ihm die Last seines Körpers zu erschweren, und zur Unthätigkeit desselben noch eine unregelmässige Bewegung hinzu zu fügen; und endlich seine lästige Grösse dadurch noch trauriger zu machen, wenn man bedenkt, daß es ein Vogel ist.

Aus dem bisher gesagten können wir nicht umhin, den Schluß zu ziehen, daß der Himmel in Amerika keineswegs ungünstig, und das Clima zur Fortpflanzung der Thiere nachtheilig sey; ferner, daß dort kein Mangel an Nahrung für sie sey, und daß die Natur sich keines besondern Maasstabes in Ansehung der Verhältnisse bedient habe; daß alles, was Buffon und Paw von der geringern Grösse, von der Unregelmässigkeit und den Fehlern der vierfüssigen Thiere in Amerika beybringen, falsch, oder vielmehr eine ganze Reihe von Irrthümern sey; und daß, wenn sich dies auch so verhielte, es doch kein Grund seyn würde, um die Bösartigkeit des Amerikanischen Clima zu beweisen. Jetzt wollen wir zur Untersuchung schreiten, ob sie der neuen Welt vielleicht weniger Unrecht in dem thun, was sie von dem Ausarten der von Europa dorthin geschafften Thiere beybringen.

Zweyter Abschnitt.

Von den Thieren, die aus Europa nach Amerika versetzt worden sind.

Alle aus Europa nach Amerika gebrachten Thiere, sagt Buffon, wie Pferde, Esel, Ochsen, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde, sind daselbst um ein ansehnliches kleiner als in Europa, und zwar ohne die geringste Ausnahme. Suchen wir nach Beweisen einer so allgemeinen Behauptung, so finden wir in seiner ganzen Naturhistorie keinen andern, als daß Kühe, Schaafe, Ziegen, Schweine und Hunde, in Canada kleiner sind als in Frankreich. Die Europäischen und Asiatischen Thiere, sagt Paw, welche gleich nach der Entdeckung von Amerika dahin verpflanzt wurden, sind ausgeartet, die Grösse ihres Körpers hat abgenommen, und sie haben einen Theil ihres Instinkts und ihres Naturells verloren; die Fiebern ihres Fleisches sind starrer und plumper geworden. So klingt Paws allgemeiner Schluß, nun wollen wir seine Beweise hören. Erstlich hat das Rindfleisch auf der Insel Hispaniola so starke Fibern, daß es kaum eßbar ist; zum andern veränderten die Schweine auf der Insel Cubagua ihre Gestalt in kurzer Zeit dermassen, daß sie kaum mehr kenntlich waren; die Klauen wuchsen dergestalt, daß sie einen halben Fuß (Palm) lang wurden. Drittens erlitten die Schaafe auf Barbados eine grosse Veränderung. Viertens, die aus ihrem Vaterlande versetzten Hunde verlieren in den wüsten Gegenden der neuen Welt ihre Stimme, und hören auf zu bellen. Fünftens machte die Kälte in Peru die aus Afrika dahin gebrachten Kameele zur Fortpflanzung ihres Geschlechts untüchtig. Dies sind die Beweise, womit diese Philosophen die Ausartung der Thiere der alten Welt in der neuen darzuthun suchen. Gesetzt diese Beweise verhielten sich auch so, so wären sie doch bey weitem noch nicht hinlänglich, diesen Satz so allgemein zu behaupten. Denn was thut es zur Sache, daß das

Rindfleisch auf der Insel Hispaniola starke Fibern hat, wenn es in allen übrigen Gegenden von Amerika eben so gut, und in manchen, zumal in den an der Küste des Südmeeres von Mexico liegenden Ländern fast noch besser als in Europa ist? Was hat es zu bedeuten, daß die Schaafe sich auf Barbados und in andern heissen Ländern etwas verworfen haben, wenn sie dagegen in den gemäßigten Gegenden von Mexico und Südamerika eben so gut geblieben sind als sie aus Spanien kamen? Was schadet es, daß die Schweine auf der elenden kleinen an Wasser und allen Nothwendigkeiten des Lebens Mangel leidenden Insel Cubagua eine üble Gestalt bekommen haben, wenn sie in andern Gegenden von Amerika ausserordentlich groß und stark geworden, wie Paw selbst gestehet, und so gutes Fleisch bekommen haben, daß die Aerzte es allen Kranken vorzüglich vor allen andern Speisen anrathen? Beweiset nun die Ausartung der Schweine in Cubagua nicht, daß das Clima von Amerika ihnen überhaupt nicht zuträglich sey: warum will man denn, weil sich die Schaafe in Barbados verändert haben, weil das Fleisch der Ochsen in Hispaniola gröber, und weil einige vierfüßige Thiere in Canada kleiner geworden, daraus einen Beweis herleiten, daß das Clima in Amerika der Zeugung, der Grösse, und dem Instinkt der Thiere überhaupt nicht günstig sey.

Wenn solche Beweise gelten sollen, so könnten wir noch weit stärkere Gründe gegen das Clima der alten Welt anführen, und solche blos aus den Materialien, die uns Buffon selbst an die Hand giebt, hernehmen. Kameele haben sich, wie er selbst gesteht, in Spanien nie fortgepflanzt, obgleich das dasige Clima ihnen unter allen in ganz Europa am zuträglichsten ist. Die Ochsen sind in der Barbarey ausgeartet, und in Island haben sie die Hörner verloren. Die Schaafe, sagt Buffon, sind in unserm Lande seit ihrer ersten Existenz ausgeartet, und in allen heissen Ländern der alten Welt verändert sich ihre Wolle in Haar. Die Ziegen sind in Guinea und an-

dern Ländern klein, und die Hunde in Lappland ebenfalls klein und ungestaltet geworden, ja wenn sie aus einem gemäßigten Clima in ein kaltes gelangen, so hören sie auf zu bellen, und bekommen nach der ersten Generation schmale gerade Ohren. Aus Nachrichten der Reisenden wissen wir zuverlässig, daß wenn Bullenbeisser, Windhunde, und andre Arten Europäischer Hunde nach Madagascar, Calcutta, Malabar, Madeira, gebracht werden, solche in der zweyten oder dritten Generation ausarten, und daß diese Ausartung in sehr heissen Ländern wie Guinea und Senegal noch schneller vor sich geht, indem sie innerhalb 3 bis 4 Jahren ihre Haare und die Stimme verlieren. Hirsche sind in bergigten und zugleich heissen und trocknen Ländern, wie Corsica und Sardinien, um die Hälfte magrer und dünner geworden. Fügen wir zu diesen und andern uns von Buffon [a]) gegebnen Nachrichten noch die von verschiednen andern Schriftstellern hinzu, was bringen wir denn nicht für Beyspiele von Ausartungen der Thiere in der alten Welt zusammen, und zwar noch mehr als die, welche unsre Philosophen angeben? Damit wir aber zeigen, wie viel falsches und übertriebenes in ihren Beyspielen liegt, so wollen wir von den aus Europa und Asien in die neue Welt versetzten Thieren, welche ihrer Sage nach ausgeartet seyn sollen, eines nach dem andern untersuchen.

Kameele.

Unter allen nach Amerika gebrachten vierfüssigen Thieren, sagt Paw [b]), sind die Kameele unstreitig am wenigsten gut fortgekommen. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurden einige derselben aus Afrika nach Peru geschafft, wo die Kälte ihre Zeugungsorgane so schwächte, daß sie keine Nachkommen hinterliessen. Den chronologischen Irrthum, den er begeht, bey Sei-

a) Hist. naturelle im 18ten Bande.
b) Im ersten Theil seiner Recherches Philos.

te gesetzt, weil solches zu unsrer Absicht nichts schadet c), so müste, wenn die Kälte die Kameele in Amerika aufrieb, eben dieses in den nordlichen Ländern von Europa geschehen seyn, wo die Kälte ungleich grösser als in irgend einer Gegend von Peru ist. War würklich die Kälte Ursache daran, so mag doch Paw denjenigen, welche diese Thiere in Gegenden, die ihrer Natur nicht angemessen waren, versetzten, aber nicht Amerika die Schuld beymessen, wo es heisse und trockne Länder, die sich zur Lebensart und dem Unterhalte der Kameele gut schicken, genug giebt. Eben den Versuch, den man in Peru mit diesen Thieren machte, stellte man auch in Spanien mit gleich unglücklichem Erfolg an, gleichwol zweifelt kein Mensch, daß das Clima des letztern eines der mildesten und gemäßigsten in Europa sey. Buffon behauptet, daß diese Thiere unter gehöriger Vorsicht nicht nur in Amerika, sondern auch in Spanien fortkommen würden, und dieses würde auch sicher in Neu-Gallizien geschehen. Ueberdieses ist es auch nicht einmal andem, daß sich die nach Peru gebrachten Kameele dort nicht fortpflanzten, denn Acosta kam etliche Jahre darauf hin, und fand, daß sie sich obgleich nur schwach vermehrt hatten d).

Ochsen.

Dies ist eine von den Thierarten, die nach unsrer Philosophen Einbildung in Amerika ausgeartet seyn sollen, welches sie der Einwirkung des Clima zuschreiben. Allein gesetzt auch daß die Ochsen in Canada nach Buffons Versicherung einen Theil von ihrer körperlichen Dicke verloren haben, oder wenn ihr Fleisch in Hispaniola, wie Paw uns zu überreden sucht, zu starke Fi-

c) Die Kameele wurden nicht zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nach Europa gebracht, weil man dieses Land damals noch nicht entdeckt hatte, sondern um die Mitte eben dieses Jahrhunderts, wie Herrera in seinen Decaden versichert.

d) Hist. Nat. y Mor. l. IV. c. 33.

bern bekommt, so ist dieses doch nicht der Fall in den meisten Ländern von Amerika, wo die Menge und Grösse dieser Thiere, und die Güte des Fleisches beweisen, wie günstig das Clima ihrer Zucht sey. Ihre erstaunliche Vermehrung in diesen Gegenden bekräftigen ältere und neuere Schriftsteller. Acosta erzehlt am angeführten Orte, daß die Flotte welche 1587. von Neu-Spanien nach Europa zurückseegelte, das ist ohngefehr 60 Jahre nachdem man die ersten Ochsen und Kühe nach Amerika versetzt hatte, eine Ladung von 64,360 Ochsenhäuten mitnahm, und allein von Hispaniola, welches Paw so nachtheilig zur Fortpflanzung dieser Thiere hält, 35,444 Stück. Wir zweifeln nicht, wenn man eine Vergleichung zwischen der Anzahl von Ochsen und Kühen, die aus Europa nach Amerika, und den Häuten, die von da wieder zurück nach Spanien genommen worden, anstellen wollte, daß man auf jedes Stück von jenen über 5 Millionen Häute rechnen könnte. Valdeobro, ein Dominikaner aus Spanien, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Jahre in Mexico lebte, berichtet als eine bekannte Thatsache, daß die Kühe, welche dem Don G. Ordugna einem Privatmann gehörten, ihm jährlich 36,000 Kälber brachten e), und diese Anzahl konnte er nicht erhalten, wenn seine Heerde nicht aus 200,000 Ochsen und Kühen bestand. Es giebt heutiges Tages noch verschiedne Privatpersonen, die eine Heerde von 50,000 Stück Rindvieh besitzen. Nichts beweist die unglaubliche Vermehrung des Rindviehes bündiger, als der wohlfeile Preis desselben in einem Lande, wo sie zur Nahrung der Einwohner und zur Feldarbeit so unentbehrlich sind, und wo wegen der Menge des Silbers alles theuer verkauft wird f). Kurz die Ochsen

e) In seinem Werke, das den Titel Gobierno de Animales führt. B. 4. Kap. 34.

f) In der wohlbevölkerten Gegend von Mexico, der Hauptstadt von Neu-Spanien, gilt das Paar Ochsen zum Pflügen 10 Dukaten, und beym Handel im grossen wird ein Och-

haben sich in Mexico, Paragay, und andern Ländern der neuen Welt stärker vermehrt, als in dem alten Italien [g]).

Von der Grösse der Ochsen in Amerika kann man leicht vollständige Nachrichten einziehen, weil häufig Schiffe mit ihren Häuten zu Lissabon und Cadix ankommen [h]). Paw, und die das Ausarten Europäischer Thiere in Amerika behaupten, mögen doch 50 oder 100 solcher Häute ausmessen, und finden sie solche kleiner als die gemeinen Europäischen, so wollen wir augenblicklich einräumen, daß ihre Leiber durch das dortige Clima eingeschrumpft sind, und daß es ihnen an Nahrung fehlt; findet sich aber das Gegentheil, so müssen sie auch einge-

se mit 45 Paoli (ohngefehr 2 Dukaten) bezahlt. Um Guadalagara, der Hauptstadt in Neu-Gallizien, gilt das Paar gute Ochsen 6 bis 7 Dukaten (Zechinen), und eine Kuh 25 Paoli. In manchen Gegenden des Königreichs sind sie noch wohlfeiler. An vielen Orten der Provinzen, die längst dem Fluß Plata liegen, kann man eine Kuh für 5 Paoli (16 bis 18 Groschen) haben. Nach den Berichten, die wir durch eine glaubwürdige Person erhalten, die mit den Provinzen an gedachtem Fluß wohl bekannt ist, beläuft sich die Anzahl der dort in Heerden weidenden Ochsen auf 5 Millionen, und man rechnet noch auf ein paar Millionen, die wild in den Wäldern herum laufen.

g) Timeus, ein Griechischer Autor, und Varro, die beyde vom Gellius (Noct. Attic. l. 2. c. 1.) angeführt werden, sagen, Italien habe seinen Namen von der Menge der Ochsen erhalten, die in der alten Griechischen Sprache ἰτάλοι hiessen, woraus Gellius schließt, Italien heisse so viel als das Viehreiche (armentosissima).

h) Es ist bekannt daß kein Land einen stärkern Handel mit Ochsenhäuten nach Spanien treibt als Paragay, woher ganze Schiffsladungen voll kommen. Glaubwürdige Personen, und die das Land kennen, haben uns versichert, daß die Häute welche von dort nach Spanien geführt werden, wenigstens 3 Varas (ein Spanisches Maas, oder eine Elle), und manche gar 4 lang sind, welches über 10 Pariser Fuß ausmacht. Es giebt so viel wir wissen nicht drey Länder in Europa, wo die Ochsen eine solche Grösse erreichen.

stehen, daß ihre Nachrichten falsch, daß ihre Bemerkungen übel gegründet, und daß ihr System ein Hirngespinste ist. Damit sie aber wissen, wie wenig man ihren Kenntnissen trauen darf, so wollen wir den Oviedo, der einer der ersten Anpflanzer auf Hispaniola war, und sich einige Monate dort aufhielt, reden lassen. Dieser sagt von dem Rindvieh, dessen Fleisch Paw wegen seiner harten Fibern nicht für eßbar ausgiebt, daß die Heerden dort weit zahlreicher und schöner sind als irgend eine in Spanien, und daß die Ochsen wegen des dortigen gelinden und nie kalten Himmels zu keiner Zeit mager würden, und ihr Fleisch auch keinen üblen Geschmack habe. Buffon behauptet, daß die kalten Länder dem Rindvieh zuträglicher wären als die heissen; dies ist der Fall aber nicht in Neu-Spanien, denn wenn gleich die Ochsen aus kältern und gemäßigten Gegenden vortreflich seyn mögen, so sind die aus den wärmern doch besser. Das Rindfleisch von den Küsten steht in solcher Achtung, daß man es zum Geschenk nach der Hauptstadt, von 2 bis 300 Meilen weit entfernten Orten zu senden pflegt.

Schaafe.

Buffon behauptet, daß die Schaafe in den heissen Gegenden von Amerika nicht so gut gedeihen als in den kältern [1]), setzt aber hinzu, daß sie sich zwar ansehnlich vermehrt haben, aber doch magrer sind, und kein so saftiges zartes Fleisch als in Europa haben, ein Beweis, daß er nicht wohl unterrichtet war. In den heissen Ländern von Amerika gedeihen die Schaafe überhaupt nicht sonderlich, und das Fleisch der Schöpse ist nicht gut, darüber darf man sich aber nicht wundern, weil ein heisses Clima auch in der alten Welt den Schaafen so schädlich ist, daß Buffon selbst gesteht, sie bekämen Haare statt der Wolle. In den kühlen gemäßigten Gegenden von Neuspanien haben sie sich stärker als das Rindvieh ver-

1) Im 97sten Bande seiner Naturhistorie.

mehrt; die Wolle ist an manchen Orten so fein, als die Wolle der Spanischen Schaafe, und ihr Fleisch hat einen so guten Geschmack als irgend in Europa, wie alle, die diese Länder gesehen haben, bezeugen können. Die Vermehrung der Schaafe in Amerika ist erstaunlich gewesen. Acosta berichtet [k], daß sich vor seiner Reise nach Amerika dort Eigenthümer von 70, und zuweilen von 100,000 Schaafen gefunden, und jetzt giebt es welche in Neu-Spanien, die 4, 5, ja wohl gar 700,000 Schaafe besitzen [l]. Valdebro sagt [m], daß Don Diego Munnoz Camargo, ein Edelmann in Tlascala, dessen wir in dem Verzeichniß der Schriftsteller von der alten Mexicanischen Geschichte gedacht haben, von 10 Schaafen innerhalb 10 Jahren eine Vermehrung von 40,000 Stück erhielt. Wie konnte also das Clima ihrer Zucht nachtheilig seyn, da sie sich so ausserordentlich vermehrten? In Ansehung der Grösse bekennen wir aufrichtig, in Europa keine grössern Böcke gesehen zu haben als in Mexico.

Ziegen.

Buffon, der nur gar zu geneigt ist die Thiere in Amerika herunter zu setzen, muß doch gestehen, daß die Ziegen in allen dortigen Himmelsstrichen gut angeschlagen sind, und daß sie sich dort stärker vermehren als in Europa [n]; denn anstatt daß sie in Europa nur ein Junges, oder höchstens zwey werfen, so bringen sie in Amerika

k) Storia Nat. et Mor. l. IV. c. 33.

l) Europäer, die nie in Amerika gewesen, lassen sich nicht leicht bereitwillig finden, demjenigen Glauben beyzumessen, was wir von der Menge der Ochsen, Pferde, Schaafe und Ziegen, die manche Amerikanische Landwirthe und Pachter auf ihren Gütern halten, beybringen; da wir aber so lange in diesem Lande gelebt haben, so sagen wir nichts mehr, als was wir wissen das wahr ist.

m) Gobierno de Animales l. 4. c. 34.

n) Im 18ten Bande seiner Naturhistorie.

deren 3, 4, und zuweilen gar 5 auf einmal. Paw, welcher dem Grafen Buffon den Titel des Französischen Plinius beylegt, und sich in Ansehung der Thiere immer auf seine Auctorität, als eines Mannes der alle Thiere auf der Welt untersucht hat, beruft, hätte diese und andre Aeusserungen des gelehrten Naturkündigers zuvor überlegen und genau abwägen sollen, ehe er es wagte von den Thieren und Produkten in Amerika zu schreiben, oder Hypothesen darüber zu machen.

Schweine.

Ueber diesen Gegenstand sind unsre Philosophen nicht einig; anstatt daß Buffon die Schweine unter die in Amerika ausgearteten Thiere rechnet, so behauptet Paw hingegen, daß dies die einzigen Thiere sind, welche in der neuen Welt eine ausserordentliche Grösse erreicht, und weit besseres Fleisch erhalten haben. Dieser Widerspruch entsprang vermuthlich daher, daß sie die verschiedenen Länder in Amerika nicht wie sie sollten, unterschieden. Es kann seyn, daß es einige uns unbekannte Gegenden giebt, wo die Schweine etwas von ihrer Grösse verloren haben, aber es ist ausgemacht, daß sie in Neu-Spanien, auf den Antillen, in Terra firma und in andern Ländern von Amerika eben so groß als die Europäischen sind, und auf der Insel Cuba giebt es eine Art, welche die Europäischen zweymal an Grösse übertreffen, wie alle, die in diesen Ländern gewesen bezeugen müssen. Unsre Philosophen könnten in Ansehung ihrer ausserordentlichen Vermehrung, und der Güte ihres Fleisches bey manchen Schriftstellern Nachricht finden, welche die Schweine zu Toluca, zu Angelopoli in Neu-Spanien, zu Carthagena, Cuba ꝛc. gesehen haben o).

o) Es ist hinlänglich nur den Acosta B. 4. K. 38. nachzulesen: „Es ist gewiß, schreibt er, daß sich die Schweine in „ganz Amerika stark vermehrt haben. An vielen Orten wird „ihr Fleisch frisch gegessen, und für sehr gesund, und eben so „gut als Schöpsenfleisch geachtet, vorzüglich in Carthagena.

Pferde und Mauleſel.

Unter allen Bemerkungen, die Buffon und Paw wieder die Thiere in Amerika aufs Tapet gebracht haben, iſt keine gegen dieſen Welttheil ungerechter und unwahrer, als die vorgebliche Ausartung der dortigen Pferde. Acoſta ſagt davon p), „daß ſie in manchen oder vielmehr in den meiſten Ländern von Amerika gute Art gehabt, und noch haben, und daß die Zucht hin und wieder ſo gut iſt wie die beſte in Spanien, nicht nur zum Wettrennen und zur Parade, ſondern auch zum Reiſen und zur Arbeit.“ Ein ſolches Zeugniß von einem ſo kritiſchen unpartheyiſchen, und mit allen ſowohl Europa als Amerika betreffenden Dingen ſo bekannten Manne, iſt von mehrerm Gewichte als alles Geſchrey jener Philoſophen gegen die neue Welt. Der noch lebende Generallieutenant Don Anton Ulloa, ein gelehrter Spaniſcher Mathematiker, redet mit Verwunderung von den Amerikaniſchen Pferden q), die er in Chili und Peru ſahe: er rühmt die in Chili wegen ihres Schrittes und Paſſes, die ſogenannten **Aguilillas** wegen ihrer auſſerordentlichen Schnelligkeit, und die **Parameros** wegen ihrer bewundernswürdigen Behendigkeit, mit ihrem Reuter auf der Hirſchjagd die ſteilſten Feiſen und Berge auf und ab zu rennen. Er erzehlt daß er mit einem der Aguilillas, das noch dazu keins der flüchtigſten war, oft in 57 oder 58 Minuten gegen 15 Meilen gemacht habe. In Neu-Spanien giebt es eine unglaubliche Menge von Pferden und Mauleſeln. Aus ihrem Preiſe kann man

„— An einigen Orten werden ſie mit Getreide gemäſtet, und „werden ſehr fett, an andern macht man vortreflichen Speck „und Schinken davon, z. Ex. zu Toluca in Neu-Spanien, „und in Paria.“ Buffon ſagt in eben dem 18ten Bande, wo er die Schweine unter die in Amerika ausgearteten Thiere rechnet, ausdrücklich, daß die nach Amerika gebrachten Schweine dort ungemein gut angeſchlagen ſind.

p) Am angef. Orte B. 4. K. 33.

q) Reiſe nach Südamerika Th. 1. B. 6. K. 9.

auf die Menge schliessen. Zu den Zeiten der Eroberung von Mexico schätzte man ein Pferd auf 1000 Kronen, jetzt kann man ein gutes für 10 bis 12 kaufen r). Ihre Grösse ist mit den gemeinen Pferden in Europa einerley. Die Lastpferde, die von Führern getrieben werden, tragen eine Last von 500 Pfund, gehen aber nach Landes-Gewohnheit des Tages nicht mehr als 12 bis 14 Meilen, und machen auf diese Art Reisen von 800, 1000, bis 1500 Meilen. Die Mauleſel zum Ziehen gehen nach Art der Posten in Europa, ziehen aber wegen des Gepäckes der Reisenden eine weit grössere Last. Der Mauleſel zum Reiten bedient man sich zu sehr langen Reisen. Es ist etwas gewöhnliches auf einem Mauleſel die Reise von Mexico nach Guatimala zu machen, die ohngefehr 1000 Meilen von einander liegen, und es giebt Striche darunter die rauh und bergigt sind; man reiſet alle Tage 3 bis 4 Stationen. Wir seßen diese Thatsachen, die im Reiche bekannt sind, und von verschiedenen Europäischen Schriftstellern bestätigt werden, deswegen her, um zu zeigen, wie sehr sich jene Philosophen irren. Aber nichts beweiſet unsrer Meinung nach die Vortreflichkeit der Amerikanischen Pferde beſſer, als die folgende von uns selbst gemachte Bemerkung. Die in Amerika seßhaften Spanier lassen aus einer ihnen immer noch anklebenden Vorliebe zu ihrem Vaterlande, immer noch Sachen aus Europa, und zwar mit grossen Kosten kommen, aber so viel wir wissen haben sie seit 200 Jahren, wenigstens in Mexico, keine Pferde aus Spanien bringen lassen; wir wissen vielmehr ganz gewiß, daß man oft

r) In Neu-Gallicien bekommt man ein mittelmäßiges Pferd für 2 Dukaten, einen Mauleſel für 3 oder 2½, und eine Heerde von 24 Stuten und einem Hengst für 25 Dukaten. In Chili für ½ Dukaten eins von den Pferden, welche trottiren, und wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Flüchtigkeit im Laufen sehr bewundert werden. Eine Stute kann man sich dort um einen eben so geringen Preis anschaffen.

Amerikanische Pferde zu Geschenken an Grandes nach Hofe gesandt, und zuweilen gar an den König selbst.

Hunde.

Unter Paws wunderlichen Meinungen, deren Anzahl nicht geringe ist, gehören seine Begriffe von den Hunden gewiß nicht unter die am wenigsten sonderbaren. „Wenn die Hunde, heißt es [s]), aus unsern Ländern dahin gebracht werden, so verlieren sie gleich ihre Stimme, und hören in den meisten Gegenden der neuen Welt auf zu bellen.“ Die Amerikaner finden vieles in Paws Buch um darüber zu lächeln, aber wenn sie diese Stelle lesen, müssen sie in ein lautes Gelächter ausbrechen. Wenn wir dem Herrn Paw auch einräumen, daß die Hunde an manchen Orten ausgeartet sind, so läßt sich doch daraus kein Schluß zum Nachtheil von Amerika machen, den man nicht eben so gut auf die alte Welt anwenden könnte; denn Buffon versichert, daß die Hunde überhaupt wenn man sie aus einem gemäßigten Clima der alten Welt in ein kaltes bringt, die Stimme verlieren, und versetzt man sie in ein heisses Clima, so verlieren sie nicht nur die Stimme sondern auch die Haare. Diese Hypothese Buffons gründet sich auf die Erfahrung, die man mit Europäischen Hunden gemacht, wenn man sie nach Asien und Afrika versetzt hat: und diese Ausartung geschieht seiner Versicherung nach so geschwind in Guinea und andern heissen Ländern, daß sie nach 3 bis 4 Jahren ganz stumm und kahl werden. So weit wagt Paw sich nicht in Ansehung der nach Amerika gebrachten Hunde zu gehen, aber auch das was er behauptet ist falsch. In welchem Lande von Amerika haben die Hunde ihre Stimme verloren? Und auf was für eines Schriftstellers Zeugniß hat er sich erdreistet, eine solche Fabel in die Welt hinein zu schreiben. Die meisten Landschaften in Amerika, wohin Europäische Hunde gebracht

s) Recherches Philosoph. B. I.

worden, stehen unter der Herrschaft des Königs von Spanien, und in keinem ist den Hunden dieser Zufall begegnet. Weder unter den Europäischen Schriftstellern, welche die besondern Merkwürdigkeiten von Amerika aufgezeichnet haben, noch unter den vielen Amerikanern, die seit einiger Zeit aus den Spanischen Provinzen von Amerika gekommen sind, haben wir einen einzigen gefunden, der Paws Meinung bestätigt hätte. Das aber wissen wir sowohl aus Büchern über Amerika, als auch durch viele mit diesen Provinzen bekannte Personen, daß die Hunde in Peru, Quito, und andern Ländern der neuen Welt niemals toll werden. Vielleicht las Paw, daß es in einigen Gegenden von Amerika Hunde gebe, die nicht bellen, und das war ihm genug zu schreiben, daß Europäische Hunde, wenn sie nach Amerika kommen, gleich ihre Stimme verlieren. Auf gleiche Weise könnte man auch sagen, daß Feigenbäume, wenn sie nach Amerika aus Europa verpflanzt werden, gleich Dornen bekommen, weil der Nochtli oder Tuna (Cactus Opuntia) Stacheln hat, und dessen Früchte wegen der Aehnlichkeit Indianische Feigen von den Spaniern genannt werden; oder wie sie den Techichi, den kleinen Mexicanischen Hund benannten, weil er einem kleinen Hund ähnlich sahe, gleichwol ist dies vierfüssige Thier weder ein würklicher Hund, noch jene Frucht eine wahre Feige. Es ist leicht in solche Irrthümer zu fallen, wenn man mit seinen Ideen in Speculationen herumirrt, und die Leidenschaften auch das ihrige zur Vermehrung des Wahns beytragen. Buffon t) versichert hingegen, daß die Europäischen Hunde sowohl in den heissen als kalten Gegenden der neuen Welt glücklich fortgekommen sind; und dadurch räumt er gewiß dem Amerikanischen Clima einen grossen Vorzug vor dem in der alten Welt ein.

t) Im 10ten Bande seiner Naturhistorie.

Katzen.

Von dem Ausarten der Katzen in Amerika sagen unsre Philosophen zwar eigentlich nichts, aber sie sind doch mit unter ihrer allgemeinen Behauptung begriffen. In der oben angeführten Stelle räumt Buffon nun zwar keine Ausnahme in Ansehung des Ausartens der Thiere in Amerika ein, gleichwol bezeugt er, da er nachgehends insbesondre von Katzen handelt u), und die Spanischen als die besten unter allen vorzüglich gerühmt hat, daß diese nach Amerika versetzten Spanischen Katzen ihre schönen Farben beybehalten, und nicht im geringsten ausgeartet sind.

Dies sind die vierfüßigen Thiere x), welche aus der alten nach der neuen Welt gebracht worden, und welche sich insgesammt, die Kameele ausgenommen, erstaunlich vermehrt, und ihre Grösse, Gestalt, und die Vollkommenheit der ersten Originale unverändert beybehalten haben. Dies bekräftigen diese Philosophen zum Theil selbst, theils versichern es verständige, unpartheyische, und eine gute Kenntniß dieser Länder besitzende Europäische Schriftsteller. Uebrigens sind, was wir angegeben, durchgängig bekannte Sachen, die unsrer Ueberzeugung nach kein Mensch bestreiten kann. Wir zweifeln nicht Wahrheitliebende Leser werden es uns verdanken, daß wir die Irrthümer und Wiedersprüche dieser Naturkundiger, welche durch einen lächerlichen Versuch die neue Welt in schlechten Credit zu bringen veranlaßt worden, als Betrügliche ihrer Bemerkungen, die Schwäche ihrer Gründe, und die Dreistigkeit ihres Tadels der Welt öffentlich vor Augen gelegt haben.

u) Ebendaselbst im XI. Bande.

x) Buffon fügt zu obgedachten Thieren noch das Guineische Schwein (mus porcellus L.), und das Kaninchen hinzu, versichert aber, daß sie gut eingeschlagen. Was die Mäuse betrifft, so würde es ein grosses Unglück für Amerika seyn, wenn sie im dortigen Clima nicht leben könnten.

Verzeichniß der vierfüßigen Thiere in Amerika.

Erster Abschnitt.

Arten derselben, welche Buffon anerkennt und zuläßt.

(Die Zahl, welche jeder Art hinzugefügt ist, bezieht sich auf den Band, darin Buffon davon redet.)

Acouti, (Mus Aguti L. Cavia Aguti, Leske) [y]) ein kleines vierfüßiges Thier in Paragay und Brasilien, das dem Kaninchen gleich kommt; der wahre Paragayische Nahme heißt Acuti. 27.

Ai, (Bradypus tridactylus) eine Art von Faulthieren mit einem Schwanze. 26.

Akouchi, ein kleines vierfüssiges Thier in Guiana. 30.

Alce, (Cervus Alces L.) das Elendthier, insgemein bey den Italienern Gran bestia, das grosse Thier [z]), bey den Franzosen Elan, bey den Canadiern Orignac genannt. 24.

Alco, in Peru Alleo, bey den Mexicanern Techichi ein stummes eßbares Thier, das etwas ähnliches mit einem Hunde hat.

Apar, der dreygürtelige Armadill, (Dasypus tricinctus) in Brasilien Tatu. 21.

Aperea, Cavia Aperea. Schreb. B. 4. S. 616.) Ein Thier das dem Kaninchen ähnelt, aber ohne Schwanz. 30.

Buffler, (Bos bison L.) der Buckelochse, in Mexico Cibolo genannt, ein grosses Thier, das in Nordamerika zu Hause ist. 23.

y) Einige beym Linne noch nicht bestimmte Arten hat der Uebersetzer nach den Handbüchern des Herrn Prof. Blumenbachs, und des sel Prof. Leske bestimmt.

z) Der Tapir oder Danta heißt in Amerika das grosse Thier.

Cabaſſou, (Daſypus duodecim cinctus) der zwölfgürtelige Armadill, oder der zwölf bewegliche Gürtel hat. 21.

Cabcai oder Capibara [a]), (Cavia Capybara oder Sus Hydrochoerus Lin.) ein Thier das auf dem Lande und im Waſſer lebt, und einem Schwein ähnlich iſt. 25.

Cachicamo, eine Art von Armadill oder Tatu mit 9 Gürteln oder Panzern (Daſypus novemcinctus Lin.) 21.

Chamois (Capra Rupicapra L.) die Gemſe. 24.

Chevreuil, (Cervus Capreolus L.) das Reh. 29.

Der Hirſch, (Cervus Elaphus L.) 11.

Der Caſtor oder Biber, (Caſtor Fiber L.) 17.

Chinche, eine Art von Amerikaniſchem Iltis (Viverra Mephitis L.) 27. [b]).

Coaita, (Simia Paniſcus L.) der kleine Pan oder Waldgott, eine Art von Cercopithecus oder Meerkatze mit einem Schwanz. 30.

Coaſo, eine Art von Stinkthier (Viverra).

Coati, oder vielmehr Cuati, (Viverra Naſua oder Narica L.) ein kleines ſonderbares vierfüßiges Thier in Südamerika. 17.

Coendu, oder vielmehr Cuendu, (Hyſtrix prehenſilis L.) das geſchwänzte Stachelſchwein von Guia-

a) Buffons Cabiai heißt bey den Tucumanern Capibara oder Capiguara, in Paragay Capiiba oder Capibara, bey den Tamanacheſern Cappioa, bey den Chiquitanern Oquis, und bey andern Nationen bald Chiaco, bald Ciguiri, bald Jrabibi.

b) Chinche heißt auf Spaniſch eine Wanze; es ſcheint aber daß man dem Iltis wegen des abſcheulichen Geſtanks, den er von ſich läßt, auch eben dieſen Namen beygelegt habe. Vermuthlich hat Buffon das Wort Chinghe, welches in Chili den Iltis andeutet, durch falſche Orthographie verändert, denn wir finden nicht, daß der Nahme Chinche in irgend einem Lande von Amerika gebraucht werde, um den Iltis dadurch anzudeuten.

na oder Paragay, am Oronoko auch Arura genannt. 25.

Cojopollin, (nicht Cayopollin, wie es Buffon schreibt) (Didelphus Philander L., oder Didelphis Cajopolin beym Müller B. 7. S. 35.) ein kleines vierfüssiges Thier in Mexico. 21.

Conepata, auf Mexicanisch **Conepatl**, das Stinkthier, (Viverra Putorius L.) 27.

Coquallino, (Sciurus variegatus, Schreb. B. 4. S. 789.) welchen Buffon den **Cozocotecuillin** von Mexico nennt, ist dem Eichhörnchen ähnlich, aber doch eine davon verschiedene Art.

Couguar oder **Cuguar**, (Felis concolor L.) ein gefleckes wildes Thier aus der Klasse der Tyger. 19.

Der **Dammhirsch** (Cervus Dama). 12. 29.

Encobertado, (Dasypus fexcinctus L.) der Armadill oder Tatu mit 2 Schilden und 6 Gürteln. 21.

Exquima, eine Art von Meerkatzen (Cercopithecus) 30.

Falanger, oder **Phalanger**, (eine Art von Didelphis. Schreber B. 3. S. 550.) ein kleines vierfüßiges Thier, das eine Aehnlichkeit mit einer Maus hat. 26.

Fer de lance, eine Art Fledermaus, die Buffon so nennt, weil sie eine Membrane hat, welche dem Eisen einer Lanze gleicht. 27.

Philander von Surinam, (Didelphis dorsigera L.) ein vierfüßiges Thier, welches viel Aehnlichkeit mit dem Marosa (Didelphis Murina) und dem Tlacuatzin (Didelphis Opossum) hat, aber doch verschieden davon ist. 30.

Myrmecophaga c), der Ameisenbär, lebt in den heissen Gegenden von Amerika. 20.

c) Die Spanier nennen den Ameisenbär Orso ormiguero, ob er gleich so wenig ähnliches mit einem Bären hat, als ein Hund mit einer Katze. Buffon unterscheidet mehrere Arten in Amerika. Den ersten nennt er blos **Fourmiller**,

Der Vielfraß, (Mustela gulo) lebt in den nordlichen Ländern, und heißt in Canada Carcaju. 27.

Jaguar [d]), (Felis Onca) der Amerikanische Tyger. 19.

Jaguarete [e]), oder Jaguareté, ein wildes Thier aus der Klasse der Tyger. 18.

Isatis, ein wildes Thier in kalten Gegenden. 27.

Lamentin oder Manati, (Trichecus Manatus L.) Seekuh. Ein grosses Thier, das sich im Meere, in Seen und Flüssen aufhält, das Buffon zu den vierfüßigen Thieren rechnet, ob man es gleich schicklicher zweyfüßig oder zweyarmig nennen könnte. 27.

Seelöwe, (Phoca Leonina L.) heißt beym Lord Anson eine grössere Art von Seekälbern, die man in Chili Lame nennt. 27.

Luase, der gemeine. 13.

Der Luchs, (Felis Lynx L.) 19.

Llama, nicht Lama wie Buffon, auch nicht Glama wie Paw schreibt, das Peruanische Schaafkameel (Camelus Glama L.) 26.

Flußotter, Mustela Lutra L.) bey den Peruanern Miquilo genannt. 14.

Wolf, der gemeine, (Canis Lupus L.) bey den Mexicanern Cuetlachtli. 14. 19.

Seewolf, eine kleine Art von Seekalb. 27.

Schwarzer Wolf, ist von dem gemeinen Wolf verschieden. 19.

Napach, (Ursus Lotor L.) ein sonderbares Thier in Mexico. 17.

Nargai, oder Tygerkatze; der Nahme ist aus der Be-

en andern Tammannoir, und den dritten Tamandua. n Peru heissen sie Hucumari.

d) Jaguа ist in der Sprache der Guaranis der allgeeine Nahme für Tyger und Hunde. Die Peruaner nenn en die Tyger Uturuncu, und die Mexicaner Ocelotl.

e) Der allgemeine oder generische Nahme aller Tygerarten in der Sprache der Guaranis Jaquar — ete.

nennung in Paragay Mbaracaja entstanden. 27. Maragua Schreb. B. 3. S. 396.

Marikina oder Löwenaffe, (Simia Oedipus L.) eine Art von Meerkatzen. 30.

Marmosa, (Didelphus Murina L.) Buschratze; ein kleines Thierchen in den heissen und gemäßigten Gegenden von Amerika. 21.

Murmelthier, Amerikanisches (Mus Monax L.) in Canada Muax genannt. 26.

Mico, (Simia argentata L.) die kleinste Art von Meerkatzen [f]). 30.

Wallroß, (Trichecus Rosmarus L.) ein grosses Seethier. 27.

Ocelotl, (Felis Pardalis L.) der Mexicanische Leopard. [g]) 27.

Ondatra, rat musque du Canada, Zibethmaus (Castor Zibethicus L.) 20.

Brauner Bär, **Schwarzer Bär**, } Zwey specifisch von einander unterschiedene Arten.

Paca, (Mus Paca L.) Brasilianische Kaninchen-Maus. Sie gleicht in Haaren und Grunzen einem Schwein aber im Kopf einem Kaninchen: heißt in Brasilien **Paca**, in Paragay **Pag**, in Quito **Picuru**, und am Oronoko **Accuri**. 21.

Paco, (Camelus Paca L.) das Chilische Schaafkamel ist von einerley Geschlecht mit dem Llama, aber eine besondre Art. Der Indianische Nahme heißt **Allpaca**. 26.

Pecari, Bisam-Schwein (Sus Tajacu L.). Es hat auf dem Rücken eine Glandul, welche eine stinkende Feuchtigkeit von sich giebt, und diese Oeffnung

f) Mico ist im Spanischen der allgemeine Nahme aller Meerkatzen (Cercopitheci). Buffon legt ihn aber blos der kleinsten Art bey.

g) Ocelotl ist eigentlich der Nahme des Tygers in Mexico, aber Buffon legt ihn dem Leoparden bey. 27.

haben manche für einen Nabel angesehen. Die wahren Nahmen in verschiednen Amerikanischen Provinzen heissen **Saino, Cojaineri, Tatabro,** und **Pachira** [h]). 20.

Dekan, der Canadensische Marder (Mustela Martes L.). 27.

Petit-gris, (Sciurus vulgaris) das gemeine Eichhörnchen; diesen Nahmen giebt Buffon den in kalten nördlichen Provinzen sich befindenden Eichhörnchen [i]). 20.

Pilori, (Rat musqué des Antilles) Zibethmaus (Mus Zibethicus) von den Antillen, ist von dem **Ondatra** unterschieden. 20. Schreb. B. 4. S. 642.

Pinchis, beym Buffon **Pinche**, (Simia Oedipus L.) eine kleine Art von Meerkatzen. 30.

Polatuca, ein dem Eichhörnchen ähnliches Thier, von den Mexicanern **Quimichpatlan**, oder fliegende Ratze genannt (Sciurus volans L.).

Das **Indianische Schwein**, (Porc d'Inde) (Lepus Brasiliensis L.) ein kleines Thier in Südamerika, das einem Schwein und Kaninchen ähnelt, ohne Schwanz. 16.

Puma, in Mexico **Miztli**, und in Chili **Pagi** genannt, der Amerikanische Löwe. 18.

Quirquincho, (Dasypus 18 cinctus L.) eine Art von Armadill mit 18 Gürteln und einem Schilde [k]).

h) Vermuthlich hat Buffon den Nahmen **Pecari** aus achira, womit das Thier am Oronoko benannt wird, macht. Buffon nennt es aber auch **Tayassou**; aber ajazu, wie es in der Guaranischen Sprache geschrie- n werden muß, ist der generische Nahme für alle Ar- von Schweinen.

i) Das Grauwerk (Petit-gris) kommt von dem gemeinen chhörnchen, das den Winter hindurch in kalten Ländern au wird. Es ist also keine besondre Art, wie Buffon glaubt. Anm. d. Ueb.

k) Der **Quirquincho** in Peru, der **Ajotochtli** in exico, der **Tatu** in Paragay, und der Armadill bey den

Rennthier, (Cervus Tarandus. L.) in Canada **Cari-bu**. 24.

Sai, (Simia Capucina. L.) eine Art Meerkatze. 30. [1]) Eichhorn, Affe.

Saimiri, oder vielmehr **Caimiri**. (Simia Sciurea. L.) Eine sonderbare Art von Meerkatzen. 30.

Saki, eine Art Merkatze mit einem langen Schwanze. Simia Pithecia. L. 30. Schreber. Th. 1. S. 125.

Saricovienne, Meerotter, (Mustela Lutris. L.) ist in Paragay, Brasilien, Guiana, und Oronoko zu Hause. In Paragay heißt sie Kija, und in Oronoko Cario oder Nevi. 27.

Sayu, vielleicht **Cayu**, eine Art Meerkatze. Simia Apella. L. 30. Schreber. Th. 1. S. 119.

Wasserratze, (Mus amphibius. L.) 30. Viverra tetradactyla. Pallas. Schreb. B. 3. S. 435.

Suricate, ein Thier in Südamerika, welches, wie die Hyäna, 4 Zähen an jedem Fusse hat. 26.

Suizzero, bey den Mexicanern **Tlalmototli** das Landeichhörnchen, ein dem Eichhörnchen ähnliches Thier aber beynahe zweymal so groß, es führt auch eine ganz andre Lebensart. 20.

Taira, Wiesel aus Guiana, (Mustela galera.) Erxleben Mammal.

Tamandua, oder vielmehr *Tamanduà*, ein Ameisenbär von mittler Größe. (Myrmecophaga tetradactyla Lin.) 26.

Tamannoir, die größte Art derselben. (Myrmecophaga Tridactyla. L.) 26.

Spaniern sind alles Nahmen, die das ganze Geschlecht dieser Thiergattung andeuten. Buffon hingegen legt den Nahmen **Quirquincho**, (nicht **Cirquincon**) wie er schreibt, wie auch den vom Ajotochtli, einer einzigen Art bey.

1) Es heißt **Cai**, nicht, wie Buffon schreibt, **Sai**. C ist in der Guaranischen Sprache der generische Name all Arten von Meerkatzen; er schränkt solche aber blos auf die einzige Art ein.

Tapet oder Tapeto, (Lepus Brasiliensis. L.) das ungeschwänzte Kaninchen, sieht sowohl einem Haasen als einem Kaninchen ähnlich. Der rechte Name in der Guaranischen Sprache ist **Tapiiti**. 30.

Tapir, (Cervus Alces. L.) Elendthier, ein großes vierfüßiges Thier in Amerika, welches die Spanier **Anta, Danta**, und **Gran bestia** nennen. In andern Amerikanischen Sprachen heißt es **Tapii, Tapiira, Beori**, Tlacaxolotl ꝛc. 23. m)

Tarsier, ein Thier, das etwas von der **Marmosa** (Didelphis Murina. L.) und der Beutelratze Tlacuatzin hat. 29. Schreb. B 3. S. 554.

Tatuero, diesen Namen legt Buffon einem achtgürteligen Armadill (Dasypus) bey, welcher mit zwey Schilden versehen ist. 21.

Tlacuatzin, Beutelratze, (Didelphis Marsupialis und Opossum. L.) ist deswegen merkwürdig, weil das Weibchen die neugebornen Jungen in einem Sack, oder in einer Membrane unter dem Bauche trägt. In verschiedenen Provinzen von Amerika hat dieses Thier noch folgende Namen: **Chucha, Churcha, Mucamuca**, Iariqué, Fara, Auaré. In Mexico sagen die Spanier **Tlacuache**. Einige Naturalisten nennen es uneigentlich Philander, andre aber sehr bedeutend Didelphis. Buffon schreibt bald **Larigue**, bald **Carigue**, indem er den Brasilianischen Namen Jarique verstümmelt. 21.

Spitzmaus, auf Spanisch **Musaranna**. (Sorex araneus. L.) 30.

Tuza, nicht Tucan, wie Buffon schreibt n), auf Mexi-

m) Wir behalten den Namen Tapir gerne bey, weil ihn bereits andere neuere Zoologen angenommen, und er auch nicht zweydeutig ist. Gran bestia ist dem Tapir eigen, aber den Namen Anta und Danta giebt man auch dem Zebu, einer Art von Büffel, in Afrika, der vom Tapir sehr verschieden ist.

n) Ob Tuza dieselbe Art sey, welche die Peruaner Tupu-tupu nennen, können wir nicht bestimmen.

canisch **Tozan**, ein dem Maulwurf ähnliches Thier, aber größer und schöner. 30.

Fledermaus, die große Amerikanische, der fliegende Hund. (Vespertilio Vampyrus. L.)

Uarina, (Simia Beelzebub. L.) beym Buffon **Ouarine** [o]), eine Art Cercopithecus mit einem großen Bart, in Quito **Omeco** genannt. 30.

Viſon, (Muſtela Putorius. L.) die Amerikanische Iltis. 27. Schreb. B. 3. S. 463.

Uiſtiti, eine kleine Art von Meerkatzen. (Simia Iacchus. L.) 30.

Unau, (Bradypus didactylus. L.) der **Ueno**, oder das zweyfingerige Faulthier ohne Schwanz [p]). 26.

Der gemeine **Fuchs**. 14.

Urſon, (Hiſtrix dorſata. L.) ein Thier aus kalten Gegenden, das viel ähnliches vom Biber hat, aber doch davon verſchieden iſt. 25.

Zorrillo, oder **Zorriglio**, eine Art Iltis. (Viverra Mapurita? Müller.) [q])

Aus dieſem Verzeichniß erhellet, daß Buffon, der nicht mehr als 70 Arten vierfüßiger Thiere in Amerika finden konnte, in der Folge ſeiner Naturhiſtorie wenig-

o) Buffon zweifelt, ob die Aluata eine große Art von Meerkatzen, und die Uarina einerley Art ſind; wir können ihn aber verſichern, daß ſie es ganz gewiß ſind, deswegen haben wir die Aluata, welche er Alouate ſchreibt, auch in dieſem Verzeichniß nicht aufgeführt.

p) Buffon unterſcheidet mit Recht zwey Arten von Faulthieren; die eine hat einen Schwanz, die andre keinen; auſſerdem haben ſie aber noch andre verſchiedene Charactere. In Quito heißen die Faulthiere Quillac oder Quiglac, und in Oronoko **Proto**. Die Spanier nennen ſie **Pereza**, welches ihre Trägheit andeutet, oder auch **Perico Ligero**, der geſchwinde Hund, nemlich im ironiſchen Verſtande.

q) **Zorrillo** oder kleiner Fuchs, iſt der generiſche Name, welchen die Spanier den Iltiſſen beylegen. Die Mexicaner nennen ſie **Epatl**, in Chili ſagt man **Chinghe**, in andern Südamerikaniſchen Provinzen **Mapurito**, **Agnatuja** ꝛc.

stens 94 Arten unterscheidet; wir sagen wenigstens, denn außer den obgedachten hätten wir noch das gemeine Schwein, das Hermelin und andre anführen sollen, welche Buffon an einigen Stellen seines Werks den Amerikanern abspricht, und in andern wieder zugesteht.

Zweyter Abschnitt.

Arten vierfüßiger Thiere, welche Buffon mit andern, gleichwohl davon verschiedenen, verwechselt.

Den **Guanaco** mit dem **Llama**, oder **Gliama**. (Camelus Glama.) [r]

Die **Vicugna** mit dem **Paco**. (Camelus Paco.)

Den **Citli** mit dem **Tapete** oder **Tapiiti**. (Lepus Brasiliensis.) [s]

Den **Huiztlacuatzin**, oder das Mexicanische Stachelschwein (Hiſtrix) mit dem **Cuandu**, oder dem in Guiana [t].

Den **Tlacocelotl**, oder kleinen Löwen (s. Th. 1. S. 83.) mit dem **Ocelotl** oder Tyger [u].

r) Auſſer andern entscheidenden Kennzeichen zwischen dem **Llama**, **Guanaco**, **Paco**, und der **Vicugna**, weiß man nicht, daß sie sich, wenn man sie auch zusammengestellt, jemals mit einander gepaart hätten. Wenn dieser Umstand hinreichend ist, den Hund und Wolf für Thiere von verschiedner Art zu halten, die doch dem äußern Anschein und der innern Organisation nach so viel ähnliches haben, was ist denn daraus bey obigen vier Arten von Quadrupeden für ein Schluß zu ziehen, die weit mehr als der Hund und Wolf von einander verschieden sind?

s) Um sich von dem Unterschiede zwischen dem **Citli** und **Tapete** zu überzeugen, darf man nur die Beschreibungen, welche Hernandez und Buffon von jedem geben, vergleichen.

t) Man sehe was wir in unserm 1sten Buche von dem Unterschiede zwischen Mexicanischen und Guianischen Strauſsen gesagt haben. Siehe Th. 1. S. 83.

u) Buffon sucht uns zu überreden, daß **Tlacocelotl** und **Ocelotl** einerley Thiere bedeuten; letzteres sey das Männ-

Den **Tepeitzcuintli**, oder Berghund mit dem Vielfraß (Muſtela Gulo.) x)

Den **Xoloitzcuintli**, oder kahlen Hund mit dem Woll

Den **Itzcuintepozotli**, oder pucklichten Hund mit der Alco oder Techichi. (Von dieſen drey Hundearten ſ. Th. 1. S. 80.)

Die 8 Arten, welche Buffon mit andern verwechſelt hat, müſſen wir zu obigen 94 Arten hinzufügen, welches alſo 102 Arten ausmacht.

Dritter Abſchnitt.

Arten, welche Buffon nicht kennt, oder den Amerikaner nicht einräumen will.

Achuni, eine Meerkatze (Cercopithecus) in Quito mit einem langen Schwanze, ſehr ſcharfen Zähnen und Haaren wie Schweinsborſten. Aus einem Manuſcript, das wir beſitzen.

Ahuitzotl, ein kleines auf dem Lande und im Waſſer lebendes Quadruped in Mexico, das wir im 1ſten Theil, S. 82. beſchrieben haben.

Amiztli, der Seelöwe, (Phoca Leonina) eines dem gleichen, ebenfalls in Mexico; auch von uns daſelbſt S. 76. beſchrieben y).

chen, und erſteres das Weibchen; erſtere Benennung hat bloß eine Sylbe mehr. Eben ſo gut könnte man ſagen, Cenis ſey einerley mit Semicanis, und Tygris einerley mit Semitygris, weil Ocelotl im Mexicaniſchen einen Tyger bedeutet, und Tlacoçelotl nichts anders heißt, als ein halber Tyger. (ſemitygris.) Buffon verdient keine Vorwürfe, daß er kein Mexicaniſch verſteht, aber er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er in Sachen, wovon er keine Kenntniſſe hat, entſcheiden will. Hernandez, der beyde Arten von Thieren ſah, und als Naturkundiger unterſuchte, verdient gewiß mehrern Glauben.

x) Man ſehe was von dieſen drey letzten Thierarten in unſerer vierten Abhandlung geſagt iſt.

y) In einer Note daſelbſt ſchien uns der Amiztli m

Cacomiztle, in Mexico, kommt in seiner Lebensart mit dem Iltis (Mustela putorius) überein, hat aber eine andre Gestalt. s. Th. 1. S. 83.

Der Hund von Cibola, ein lasttragendes Thier in der Provinz Cibola, der an Gestalt einem Bullenbeißer ähnlich ist, und von den Indianern gebraucht wird, etwas schweres zu tragen; verschiedene Geschichtschreiber von Mexico gedenken dieses starken Thieres.

Chichico, eine Art von Cercopithecus, so klein, daß man ihn in der Hand halten kann. Man findet ihn von verschiedenen Farben. Msc.

Chilihueque, ein großes vierfüßiges Thier in Chili, dem Guanaco ähnlich, aber doch verschieden. s. des **Molina** Geschichte von Chili.

Chinchilla, eine Art von wolligter Feldratze, deren verschiedne Schriftsteller von Südamerika gedenken.

Chinchimen, oder Seekatze; sie lebt auf dem Lande und in dem Meere von Chili. **Molina** am angef. O.

Cynocephalus, (Simia Cynocephalus. L.) eine Art Meerkatze in Mexico, deren Hernandez, Brisson, und andre gedenken.

Cojete, in Mexico **Cojotl**, ein wildes Thier, das wir im 1. Th. S. 79. beschrieben.

Das gemeine **Kaninchen**, bey den Mexicanern **Tochtli** genannt.

Cul, oder das Peruvianische Kaninchen, ein kleines, dem Indianischen Schweine (Lepus Brasiliensis. Lin.) ähnliches Thier, dessen verschiedene Schriftsteller von Peru erwähnen.

Culpeu, eine besondre Art großer Füchse in Chili. s. **Molina** a. a. O.

Degu, die Haselmaus oder Schlafratze (Mus avellanarius. Lin.) von Chili. s. **Molina** a. a. O.

Buffons Saricovienne (Mustela Lutris) einerley zu seyn, aber nach genauerer Untersuchung finden wir, daß es zwey besondre Arten sind.

Meerschwein, eine besondre Art Schweine, die im Wasser und auf dem Lande in Chili leben. Ebend.

Der **Frett**, oder der Kaninchen-Wiesel (Mustela Furo) in Chili und Paragay; heißt in der Guaranischen Sprache Jaguarohape. Ebend. und unſ. Msc.

Honigkatze, ſo nennen die Spanier in der Provinz Chaco in Südamerika ein der Katze ähnliches Thier, welches den Vögeln auf den Bäumen auflauert, und ſehr begierig auf den Honig der Bienen iſt. Aus unſerm Msc.

Guanque, eine Art Feldratze von bläulicher Farbe in Chili. ſ. Molina am a. O.

Horro, eine große Meerkatze in Quito und Mexico, ganz ſchwarz aber mit einem weiſſen Halſe. Der Horro ſchreiet laut in den Wäldern, und wenn er ſich auf den Hinterfüßen in die Höhe richtet, hat er Manns Höhe. ſ. unſ. Msc.

Huemul, das Chiliſche Pferd mit geſpaltenen Hufen. ſ. Molina.

Jagnaron, in Guarani **Jaquaru**, ein wildes Thier in Paragay, das auf dem Lande und im Waſſer lebt; einige Naturkundiger nennen es den Waſſer-Tyger. ſ. unſer Msc.

Riki, ein Thier aus der Klaſſe der Wieſel in Chili. ſ. Molina.

Majon, ein Thier in Paragay, das einem Schweine ähnelt, mit einem runden Leib und mit aufwärts ſtehenden Borſten. ſ. unſer Msc.

Piſco-Cushillo, oder Avis Cereopithecus, eine Art Meerkatze in Quito, welche vom Halſe an bis an den Schwanz mit einer Art Federn bedeckt iſt. ſ. unſer Msc.

Der gemeine **Igel** (Erinaceus Europaeus) in Paragay. ſ. unſer Msc.

Ratzen wären vor der Ankunft der Spanier bereits ſehr gemein in Amerika, und hießen bey den Mexicanern **Quimichin**. Wir haben ſie beſchrieben.

Die gemeine Feldratze in Mexico und andern Mexicanischen Ländern.

Taje, (Capra Ibex. L.) der Steinbock, ein vierfüßiges Thier in Californien, dessen sowohl in der gedruckten Geschichte, als in geschriebenen Nachrichten von dieser Halbinsel gedacht wird. Der Taje ist unstreitig des Plinius Ibex, welchen Buffon unter dem Namen Bouquetin beschreibt.

Taitetu, ein vierfüßiges Thier in Paragay, welches zur Klasse der Schweine gehört. Das Weibchen gebiert 2 Junge, welche durch die Nabelschnur mit einander vereinigt sind. s. unser Msc.

Weißer Dachs, (Ursus Meles) in Neu-York, vom Brisson beschrieben.

Thopel-Lame, ein Land- und Seethier in Chili, eine Art Seekalb, welches dem Löwen aber noch ähnlicher ist, als dem vom Lord Anson beschriebenen. s. Monina am a. O.

Tlalcojote, in Mexico Tlalcojotl, ein gemeines Thier in Mexico, welches wir im 1sten Th. S. 80. beschrieben haben.

Die gemeine weisse Feldmaus in Mexico.

Die gemeine Feldmaus in Mexico und andern Mexicanischen Ländern.

Die Maus aus Maule, einer Chilischen Provinz, hat viel ähnliches mit einem Murmelthier, ist aber zweymal so groß. s. Molina am a. O.

Trefle, ein vom Bomare beschriebenes vierfüßiges Thier in Nordamerika.

Die Feld-Viscacha, ein dem Kaninchen ähnliches Thier, aber mit einem großen aufwärts stehenden Schwanze. Acosta und andre Schriftsteller von Südamerika gedenken seiner.

Die Berg-Viscacha, ein ungemein schönes Thier, der Feld-Viscacha sehr ähnlich, aber doch eine besondre Art. s. unser Msc.

Usnagua, oder der nächtliche Cercopithecus von Quito
s. unser Msc.

Thut man diese 40 Arten zu obigen 102 hinzu, s
hat man 142 Arten Amerikanischer Quadrupeden; füg
man nun zu diesen noch Pferde, Esel, Ochsen, Schaa
fe, Ziegen, gemeine Schweine, Guineische Schweine
(Mus Porcellus, L.) Hunde, Katzen, Hausmäuse hin
zu, welche seit der Eroberung der Spanier dahin ver
setzt worden, so haben wir jetzt 152 Arten in Amerik
Buffon rechnete in seiner Naturhistorie in der bis jet
bekannten Welt nur 200 Arten, aber hernach nahm e
in seinen Epoques de la Nature 300 derselben an. Ei
grosser Zuwachs in wenigen Jahren! Da es nun al
300 Arten giebt, so besetzt Amerika, ob es gleich nu
den dritten Theil der bewohnten Weltkugel ausmach
beynahe die Hälfte von allen Thierarten. Wir sage
wohlbedächtig beynahe, weil wir alle weggelassen h
ben, derentwegen wir zweifelhaft sind, ob sie von de
durch Buffon angeführten verschieden sind.

Unsre vornehmste Absicht bey der Verfertigung di
ses Verzeichnisses war nicht Buffons Fehler bey der A
gabe der Amerikanischen Quadrupeden, und seine irrig
Meinung, in Ansehung des vorgeblichen Futtermange
in der neuen Welt, aufzudecken, sondern den Europä
schen Naturkundigern dadurch einigen Nutzen zu scha
fen, daß sie verschiedene bisher unbekannte Thiere ke
nen lernen, und daß die durch undeutliche und verwec
selte Benennungen entstandnen Schwürigkeiten gehob
werden möchten. Sie wünschen vielleicht, recht genau
re Beschreibungen zu haben, und auch dazu würden w
uns gerne bereitwillig finden lassen, wenn es nicht w
der die Absicht des gegenwärtigen Werkes wäre. Au
serdem daß uns die Verfertigung dieses Verzeichniss
zu fleißigen Untersuchungen veranlaßte, haben wir au
von gelehrten und um richtige Kenntnisse bekümmert
Männern, welche mit verschiedenen Provinzen in Am
rika aus der Erfahrung bekannt sind, schriftliche Nac

richten erhalten, wofür wir uns ihnen sehr verbunden erkennen.

Fünfte Abhandlung.

Von der phisicalischen und moralischen Beschaffenheit der Mexicaner.

In Mexiko sowohl als in andern Amerikanischen Ländern kann man die Menschen in vier Klassen eintheilen. 1) Die eigentlichen Amerikaner, insgemein Indianer genannt, die von den alten Bevölkerern der neuen Welt abstammen, und deren Blut nicht mit den Einwohnern der alten Welt vermischt worden. 2) Die in diesen Ländern seßhaften Europäer, Asiater und Afrikaner. 3) Deren Söhne und Nachkommen, welche die Spanier Criollos, Creolen nennen, obgleich diese Benennung eigentlich nur solchen Nachkommen von Europäern gehört, deren Blut nicht mit Amerikanischen, Asiatischen und Afrikanischen vermischt ist. 4) Die von vermischter Abkunft, bey den Spaniern Castas genannt, d. h. die von einem Europäer und einer Amerikanerin, oder von einem Europäer und einer Afrikanerin, oder von einem Afrikaner und einer Amerikanerin u. s. w. erzeugt sind, oder davon abstammen. Alle diese Klassen von Menschen haben das Unglück, daß Paw von ihnen mit Verachtung und sie verunehrend spricht. Er nimmt an, oder giebt vor, das Amerikanische Clima sey so bösartig, daß es nicht nur die Ausartung der Creolen und eigentlichen Amerikaner, die im Lande geboren sind, sondern auch der dort wohnenden Europäer bewürke, ob die letztern gleich unter einem mildern Himmel, und in einem, seinem Bedünken nach, für alle Thiere günstigern Clima geboren sind. Hätte Paw seine Philosophischen Untersuchungen in Amerika selbst geschrieben, so wäre mit mehrerm Grunde zu befürchten, daß dergle-

chen Ausartung in Amerika gegründet wäre, da aber dieses Werk nebst andern von eben dem Gepräge eine auf Europäischem Boden gewachsene Frucht ist, so bestätigt uns dies nur noch mehr in der Wahrheit des Italienischen Sprüchworts: tutto il mondo é paese. (Ein jedes Land hat sein Gutes.) Doch wir wollen jetzt die Vorurtheile dieses Philosophen und seiner Anhänger wider die übrigen in jenem Welttheile befindlichen Arten von Einwohnern bey Seite setzen, und nur blos dasjenige untersuchen, was er wider die eingebornen ursprünglichen Amerikaner vorbringt, weil diesen am meisten Unrecht geschieht, und sie die wenigsten Vertheidiger haben. Wollten wir in dieser Abhandlung blos dem Interesse und der Leidenschaft Raum geben, so übernähmen wir vielmehr die Vertheidigung der Creolen, weil solche uns nicht nur weit leichter fallen, sondern auch natürlicher Weise weit wichtiger seyn würde.

Erster Abschnitt.

Von den körperlichen Eigenschaften der Mexicaner.

Paw, der so viel Fehlerhaftes in der Statur, Bildung, und der vorgeblichen Unregelmäßigkeit der Thiere in Amerika findet, ist eben so wenig gegen dessen Bewohner nachsichtig. So wie er die dortigen Thiere um ein Sechstheil kleiner schätzt, als die Europäischen, so sind die Menschen, seiner Behauptung nach, ebenfalls kleiner als die Spanier. Bey den Thieren bemerkt er den Mangel des Schwanzes, und bey den Einwohnern den Mangel der Haare. So wie er bey den Thieren auffallende Häßlichkeiten entdeckte, so tadelt er an den Menschen die Farbe und den Wuchs. Er hält die dortigen Thiere für schwächer, eben so giebt er auch vor, daß die Menschen sehr schwach, und tausend Krankheiten unterworfen sind, welche aus der verdorbenen Luft,

und den stinkenden Ausdünstungen des Bodens herrühren.

Von der Natur überhaupt sagt er, daß sie der Spanier oder Castilianer ihrer zwar nicht gleich komme, aber doch wenig davon unterschieden sey. Wir sind überzeugt, und es ist eine bekannte Sache in ganz Neuspanien, daß die Einwohner zwischen dem 9ten und 40sten Grad nördlicher Breite, welches die Grenzen der Spanischen Entdeckungen sind, über 5 Pariser Fuß Höhe haben, und daß die Anzahl derer, welche diese Länge nicht erreichen, bey den Indianern eben so gering als bey den Spaniern ist. Wir sind außerdem überzeugt, daß verschiedene Nationen, z. E. die Apaches, Hiaqueser, Piameser und Cochimier, wenigstens eben so lang sind, als die längsten Europäer, und unsers Wissens hat man im weiten Umfange der neuen Welt außer den Esquimaux, kein Volk von so kleiner Statur, als die Lappländer, Samojeden und Tartarn im Norden der alten Welt angetroffen. In diesem Stücke sind sich also die Einwohner beyder Welten einander gleich.

Von dem regelmäßigen und proportionirten Bau der Mexicaner dürfen wir weiter nichts sagen, als was bereits im 1sten Buche vorgekommen. Unter allen, die dieses Buch in Amerika lesen, wird niemand unsrer Beschreibung von der Gestalt und dem Charakter der Indianer widersprechen, er müßte sie denn mit parteyischen Augen ansehen. Es ist wahr, was Ulloa von den Indianern in Quito sagt, er habe bemerkt, daß es eine Menge unvollkommner Menschen unter ihnen gebe; sie wären entweder unregelmäßig klein, oder in einem andern Stücke monströs, bald unempfindlich, bald stumm oder blind, bald fehle ihnen irgend ein Glied ihres Leibes. Allein nachdem wir diesen besondern Umstand bey den Bewohnern von Quito genauer untersucht, haben wir von glaubwürdigen mit dem Lande bekannten Männern erfahren, daß die Schuld weder am Clima, noch an bösen Feuchtigkeiten liege, sondern an einem blinden

und verkehrten Mitleiden der Eltern, welche ihre Kinder dadurch von der schweren Arbeit, wozu die Spanier die gesunden Indianer zwingen, zu befreien suchen, daß sie solche verunstalten und schwächen, damit die Spanier sie nicht gebrauchen können: ein trauriger Umstand, welcher weder in andern Amerikanischen Provinzen, noch selbst in den Gegenden von Quito, wo die Indianer unter keinem solchen Bedruck leben, vorfällt. Paw und Dr. Robertson sagen, daß keine ungestalte Personen unter den Wilden in Amerika gefunden werden, weil sie die buckligt, blind, oder mit einem andern Fehler gebornen Kinder, wie die alten Lacedämonier, umbringen; daß hingegen in solchen Ländern, wo sie gesellig leben, und wo die Vorgesetzten dergleichen Mordthaten verhindern, die Anzahl ungestalter und fehlerhafter Menschen größer ist, als in irgend einem Lande von Europa. Dies wäre allerdings eine treffliche Auflösung der Schwürigkeiten, wenn sie mit der Wahrheit übereinstimmte: aber wenn es auch in Amerika ein wildes Volk gegeben, welches die Barbarische Gewohnheit der Lacedämonier [z]) gleichfalls ausübte, so haben jene Verfasser doch sicher keinen Grund, diese Unmenschlichkeit den übrigen Amerikanern aufzubürden: denn daß diese Gewohnheit bey den allermeisten Nationen nicht üblich gewesen, bezeugen die am meisten mit ihren Gewohnheiten bekannten Schriftsteller. Zu dem lebten die Indianer in allen Ländern von Mexico oder Neu-Spanien, welche wenigstens den vierten Theil von Amerika ausmachen, in Gesellschaften, und in Städten und Dörfern beysammen, und stunden unter den Befehlen von Magistratspersonen, die entweder Spanier und Creolen waren; man hat aber von dergleichen Beyspie-

z) Die unmenschliche Gewohnheit, ungestalte Kinder umzubringen, war in Rom nicht nur erlaubt, sondern sogar durch die Gesetze der 12 Tafeln geboten: Pater insignem ad deformitatem puerum cito necato.

len der Grausamkeit gegen die Kinder nie etwas gesehen noch gehört. Dem ungeachtet sind die ungestalten Menschen dort so selten, daß alle Spanier und Creolen, welche 1768. aus Mexico nach Italien kamen, und noch kommen, sich sehr wundern, eine solche Menge von blinden, buckeligten, lahmen, oder sonst übelgebildeten Menschen in den Städten dieser Halbinsel anzutreffen. Die Ursache dieses Umstandes muß folglich bey den Amerikanern eine ganz andere seyn, als diejenige, welche obige Verfasser ihnen andichten wollen.

Kein Amerika nachtheiliger Grund kann aus der Farbe der ursprünglichen Einwohner hergenommen werden, weil ihre Farbe nicht so weit von der weißen der Europäer, als von der schwarzen der Afrikaner und eines großen Theils der Asiater abgeht. Die Haare der Mexicaner und der meisten Indianer sind, wie wir bereits gesagt haben, grob und dick; im Gesichte haben sie wenig, und meistentheils keine an den Armen und Beinen [a]); aber es ist falsch mit Paw zu behaupten, daß sie an den übrigen Theilen des Leibes gar keine Haare haben. Dies ist eine von den vielen Stellen in den philosophischen Untersuchungen, wobey die Mexicaner und alle andere Nationen über den Europäer lachen müssen, daß er es sich so sauer werden läßt, ihnen die von der Natur empfangene Bedeckung zu nehmen. Er las ohne Zweifel die schimpfliche Beschreibung, die Ulloa von einigen Völkern in Südamerika giebt [b]), und aus diesem einzigen Fall macht er nach seiner Logik einen allgemeinen Schluß.

a) Wir sagen meistentheils, weil es doch auch Amerikaner in Mexico giebt, welche einen Bart, und Haare an den Armen und Beinen haben.

b) Ulloa sagt in der Beschreibung, die er von den Indianern in Quito macht, daß weder bey dem männlichen noch bey dem weiblichen Geschlechte, wenn sie zu mannbaren Jahren kommen, Haare wachsen, wie bey den übrigen Menschen: allein was es auch für eine besondre Beschaffenheit

Der blosse Anblick eines Einwohners von Angola, Mandinga, und Congo würde auf Paw schon einen widrigen Eindruck gemacht, und einen Wiederruf seines Tadels der Amerikaner, wegen ihrer Farbe, Gestalt, und Haare veranlaßt haben. Was widerspricht unsern Begriffen von der Schönheit und der Vollkommenheit der menschlichen Gestalt mehr, als ein Mensch, dessen Körper einen ekelhaften Geruch von sich giebt, dessen Haut schwarz wie Dinte, und dessen Kopf mit schwarzer Wolle statt der Haare bedeckt ist, der gelbe blutrothe Augen, dicke und schwärzliche Lippen, und eine platte Nase hat? Gleichwohl sind ein großer Theil von Afrika, und viele Inseln in Asien mit dergleichen Menschen besetzt. Kann man sich wohl eine unvollkommnere Menschengestalt denken, als mit einem langen platten Gesicht, mit eingedrückter Nase, mit gelblich schwarzen Kreisen um den Augapfel, mit Augenliedern, die gegen die Schläfe gekehrt sind, mit sehr dicken Backen, mit einem abscheulich großen Munde, dicken und vorstehenden Lippen, und einem nach unten sehr schmal zulaufenden Gesichte? So sind aber, nach Buffons Bericht c), die Lappländer, die Borandiner, Somojeden, Novazemblaner, und Tartarn in Osten beschaffen? Wie scheußlich müssen Menschen aussehen, mit einem zu langen, und schon in der Jugend runzlichten Gesichte, mit dicken gedruckten Nasen, mit kleinen im Kopfe liegenden Augen, mit dicken Backen, mit einem langen obern Kinnbacken, mit langen ungleichen Zähnen, mit so starken Augenbraunen, daß sie die Augen beschatten, und dicken Augenliedern, mit einem borstigen Bart, mit großen Zähen und dünnen Beinen? So schildert Buffon uns diejeni-

mit den Einwohnern in Quito haben, und was diesen Umstand veranlassen mag, so ist es doch außer Zweifel, daß die Periode der Mannbarkeit sich mit eben den Kennzeichen anfängt, wie bey andern Nationen in der Welt.

c) Im 6ten Bande seiner Naturhistorie.

gen Tartarn, welche einen großen über 1200 Meilen langen und über 750 Meilen breiten Strich Landes in Asien bewohnen. Unter diesen zeichnen sich die Kalmucken vor allen andern in der Häßlichkeit aus, und diese ist so groß, daß sie, nach Taverniers Meinung, alle Völker auf dem ganzen Erdboden in diesem Stücke übertreffen. Ihre Gesichter sind so breit, daß die Augen 5 bis 6 Zoll auseinander stehen, wie Buffon selbst sagt. Es giebt in Calicut, Ceylon, und andern Gegenden Indiens eine Gattung von Menschen, deren ein Bein, oder alle beyde so dick sind, als ein Mensch im Leibe, wie Pyrard und andre Schriftsteller von dortigen Gegenden melden; und dieser Naturfehler soll erblich seyn. Bey den Hottentotten trifft man, außer andern Unvollkommenheiten, den monströsen Anwuchs, oder den häutigen Vorhang vor den weiblichen Schaamliedern an [d]), wie verschiedene Reisebeschreiber erzehlen. Struys, Gemelli, und andre Reisende versichern, es gebe im Königreich Lambry, auf den Inseln Formosa und Mindoro, Menschen mit Schwänzen. Bomare schreibt [e]), daß dies bey den Menschen nichts anders ist, als eine Verlängerung des Os coccygis; was ist aber der Schwanz vierfüßiger Thiere anders, als eine Verlängerung dieses Knochens, ob er gleich in besondere Glieder abgetheilt ist [f]). Dem sey aber wie ihm wolle, ist doch diese Verlängerung bey jenen Asiatern eben etwas Unregelmäßiges, als wenn es ein würklicher Schwanz wäre.

Wollten wir auf gleiche Weise die Nationen in Asien und Afrika durchwandern, so möchten wir schwer-

d) Die besten neuern Reisebeschreiber läugnen den natürlichen Vorhang der Hottentottinnen. Tachard brachte diese Fabel zuerst auf, weil er sich durch einen schmutzigen Lappen hatte führen lassen. s. Sparrmanns Reisen S. 177. a. d. Ueb.

e) Dict. d'Hist. Nat. unter Homme.

f) Man sehe Heisters Anat. de Ossibus trunci.

lich eine beträchtliche Strecke Landes antreffen, wo die Farbe der Einwohner nicht dunkler wäre, und wo sich nicht beträchtlichere Unregelmäßigkeiten und Fehler zeigten, als Paw bey den Amerikanern zu finden glaubt. Die Farbe der letztern ist um ein gutes Theil heller, als die von allen Afrikanern und den Bewohnern des südlichen Asiens. Der schwache und seltne Bart ist den Bewohnern der Philippinen und dem ganzen Indischen Archipel, den Chinesern, Japanern, Tartarn, und vielen Nationen der alten Welt eigen. Man mag die Unvollkommenheiten der Amerikaner auch noch so groß abmalen, so kann man sie doch mit den Mängeln der unermeßlichen Menge Menschen nicht vergleichen, deren Beschaffenheit wir entweder angezeigt haben, oder die wir übergehen. Alle diese Umstände hätten Paws Feder behutsam machen sollen, aber er vergaß sie, oder wollte sie vielleicht mit Fleiß nicht wissen.

Man schildert uns die Amerikaner als eine schwächliche, kränkliche Art von Menschen; Ulloa versichert hingegen, daß sie gesund, stark und voll Kraft sind. Wer von beyden verdient nun den meisten Glauben? Paw, der zu Berlin über Amerikaner schrieb, die er nicht kannte, oder Ulloa, der einige Jahre unter ihnen wohnte, und in verschiedenen Provinzen Umgang mit ihnen hatte? Paw, der sich bemüht, sie herabzuwürdigen, um sein widersinniges System von Ausartung zu behaupten, oder Ulloa, der zwar überhaupt den Indianern gar nicht gewogen war, aber doch an keinem System hieng, sondern nur das, was er für wahr hielt, niederzuschreiben suchte? Der unpartheyische Leser mag entscheiden.

Um die Schwäche der physikalischen Beschaffenheit der Amerikaner zu beweisen, bringt Paw verschiedene Gründe bey, die wir nicht übergehen können. Diese sind: 1) Daß die ersten nach Europa gebrachten Amerikaner auf der Reise den Verstand verloren, und ihn bis an ihr Ende nicht wieder erhielten. 2) Das ausgewachsene Mannspersonen in verschiedenen Gegenden

von Amerika Milch in den Brüsten haben. 3) Daß die Amerikanerinnen leicht gebären, sehr viel Milch haben, und daß die monatliche Veränderung bey ihnen gering und unordentlich ist. 4) Daß auch nicht starke Europäer im Ringen jeden Amerikaner bezwingen. 5) Daß die Amerikaner nicht vermögend sind, eine leichte Last zu tragen. 6) Daß sie der Lustseuche und andern ihrem Lande eignen Krankheiten unterworfen sind.

Den ersten Beweiß läugnen wir ganz und gar, als völlig falsch und der Wahrheit entgegen. Paw schreibt es dem Niederländer Dapper nach, daß die ersten Amerikaner, welche Columbus 1493. mitbrachte, in Begriff waren, sich auf der Seereise umzubringen, und als man sie, um solches zu verhüten, fest band, toll wurden, auch lebenslang so blieben; daß sie bey der Ankunft zu Barcellona die Einwohner durch ihr Geheule, ihre Zuckungen und Verdrehungen in Schrecken setzten, und deswegen für unsinnig gehalten wurden. Wir kennen Dappers Buch nicht, zweifeln aber keines-weges daran, daß seine Nachricht ein Gewebe von Fabeln sey, denn wir finden weder bey den gleichzeitigen, noch gleich darauf folgenden Schriftstellern die geringste Nachricht von dieser Begebenheit: vielmehr kann man aus dem, was sie sagen, gar leicht den Ungrund dieser ganzen Erzehlung darthun. Gonzalez, Hernandez, Oviedo, befand sich bey des Columbus Ankunft in Barcelona gegenwärtig, er kannte diese Amerikaner, und war von allem, was sich zutrug, Augenzeuge: gleichwohl schreibt er kein Wort von Wahnsinn, Geheule und Convulsionen, welches er doch, wäre es wahr, gewiß nicht ermangelt haben würde zu thun, da er ihnen, wie bedacht, nicht gar zu gewogen war, zumal da er ihren Einzug in die Stadt, ihre Taufe, ihre Namen, und zum Theil auch ihren Tod genau erzählt. Er meldet, Columbus habe aus der Insel Hispaniola zehn Amerikaner mitgebracht, wovon einer unterwegs starb, drey blieben krank zu Palos, einem Andalusischen Hafen, zu

rück, wo sie seiner Vermuthung nach bald starben, und die übrigen 6 langten zu Barcelona an, wo der Hof sich damals aufhielt; sie wären gut im Christenthum unterrichtet gewesen und getauft worden. Peter, der Märtyrer von Aighera, der bey des Columbus Ankunft sich in Spanien befand, gedenkt ebenfalls der durch den berühmten Admiral mitgebrachten Indianer [g]), sagt aber kein Wort von ihrem Wahnsinn, sondern erzählt vielmehr, Cortez habe bey seiner Rückreise nach Hispaniola 3 von den Indianern mitgenommen, weil die übrigen durch die Veränderung des Clima und der Nahrungsmittel gestorben waren [h]), und einen derselben gebraucht, um Nachrichten von den auf der Insel zurückgelassenen Spaniern und ihrem Zustande einzuziehen. Ferdinand Columbus, ein fleissiger Lebensbeschreiber seines Vaters Christoph Columbus, welcher zu eben der Zeit in Spanien war, liefert uns sehr genaue Umstände der Reise

g) Sommar della Storia delle Indie Occid. c. 4.

h) Zu den Ursachen des Todes dieser von Peter dem Märtyrer angeführten Amerikaner kann man noch die ausserordentlichen Strapazen auf dieser fürchterlichen Reise hinzufügen, wovon die Umstände in des Columbus Briefen, die sein Sohn herausgegeben, zu finden sind. Von der Anzahl der Gestorbnen, deren Peter der Märtyrer gedenkt, muß man noch einen Amerikaner ausnehmen, den der Prinz Don Juan bey sich behielt, weil solcher erst nach des Oviedo Bericht 2 Jahre hernach starb. Doch wären sie auch alle unterwegs gestorben oder rasend geworden, so wäre das vielleicht kein Wunder, wenn man das, was Paw im 2ten Abschn. des 3ten Theils sagt, damit vergleicht: „Die Franzö„sischen Academisten nahmen jenseits Torneo 2 Lappländer „mit sich fort, welche von diesen Philosophen so geplagt und „gequält wurden, daß sie unterweges aus Verzweiflung star„ben.“ Weder das Land, welches die Lappländer verliessen, noch die Reise, welche sie machten, kann mit dem Lande und der Reise der Amerikaner in Vergleichung kommen; es läßt sich auch nicht annehmen, daß die Spanischen Matrosen im 15ten Jahrhundert so menschlich dachten, als die Akademisten im 18ten.

und Thaten seines ruhmwürdigen Vaters; er spricht auch von den Indianern, die er sahe, erzählt aber nichts mehr, als was Peter der Märtyrer sagt. Dappers Nachricht ist also falsch, man müste denn behaupten wollen, daß unsinnige Leute Spanisch lernten, daß der König von Spanien ihnen wahnwitzige zugab, um sie mit ihrem Geheule zu belustigen, oder daß der kluge Columbus sich eines dieser Wahnsinnigen bediente, um sich nach allem, was sich mit den Spaniern seit seiner Abwesenheit von Hispaniola zugetragen, zu erkundigen.

Die Bemerkung, daß die Amerikaner Milch in den Brüsten haben sollen, ist eine der sonderbarsten in Paws ganzem Werke; sie verdient, daß wir sie belachen, und daß die Amerikaner darüber spotten: wir müssen aber doch bekennen, daß Paw mehr Mässigung zeigt, als viele andre, die er anführt. Der bekannte Naturkündiger Johnston versichert in seiner Thaumatographia auf das Wort, ich weiß nicht welches Reisenden, daß fast alle Männer in Amerika Milch in den Brüsten haben. In ganz Brasilien, behauptet der Verfasser der Historischen Untersuchungen, stillen die Männer allein die Kinder, denn die Weiber haben fast gar keine Milch. Ich weiß nicht, soll man sich mehr über die Dreistigkeit und Unverschämtheit der Reisenden, die dergleichen Mährchen erfinden, verwundern, oder über die unglaubliche Einfalt derer, die es nachbeten. Hätte es auch je eine Nation in der neuen Welt gegeben, bey der man diese Erscheinung bemerkt hätte (welches Paw jedoch nicht beweisen kann), so wäre dies doch in der That nicht hinlänglich, um zu sagen, daß die Männer an vielen Orten in Amerika Milch in den Brüsten hätten, und noch weniger es mit Johnston fast durchgängig von allen Männern zu behaupten.

Das besondre, was Paw bey den Amerikanischen Weibern bemerkt, würde ihnen in der That lieb seyn, wenn es nur wahr wäre. Was könnte ihnen wohl erwünschter seyn, als die Gefahren und Schmerzen bey

verschiedene so wohl alte als neuere Geschichtschreiber eben dieses und noch mehr von Asiatischen Schlangen erzehlen. Megasthenes, den Plinius anführt, sagt, man finde Schlangen in Asien, die ganze Hirsche und Ochsen verschlingen können; Metrodor, den Plinius ebenfalls anführt c), versichert, es gebe Schlangen in Asien, welche Vögel, sie mögen noch so hoch und schnell fliegen, durch ihren Othem an sich ziehen. Unter den Neuern schreibt Gemelli im 5ten Bande seiner Reisen um die Welt, wo von den Thieren auf den Philippinischen Inseln die Rede ist: „Es giebt auf diesen Inseln Schlan„gen von ungewöhnlicher Grösse: eine Art derselben heißt „Ibitin, welche sehr lang ist, und sich an dem Schwanze „von dem Stamme eines Baums herabhängt, und den „vorbeypassirenden Hirschen, Bären und auch den Men„schen auflauert, um sie durch den Othem an sich zu „ziehen, und auf einmal ganz zu verschlingen“. Dies ist ein Beweis, daß diese uralte Fabel von der alten und neuen Welt erzehlt wird d).

Vielleicht wird Paw einwenden, daß diese monströsen Thiere vormals in der alten Welt gefunden wurden, da das Clima noch nicht zu seiner Vollkommenheit gelangt war. Allein wer die Nachrichten der Alten mit dem vergleicht, was wir heutiges Tages von Asien und Afrika wissen, wird sich leicht überzeugen, daß das Clima dieser Länder noch meistentheils eben so wie vor 2000 Jahren beschaffen ist: daß daselbst noch dieselbe Hitze, dieselbe Trockenheit oder Feuchtigkeit, dieselben Pflanzen, Thiere und Menschen angetroffen worden. Ueberdieses hat man noch in unsern Tagen allerley monströse Thiere in diesen Gegenden gefunden, welche die mit ihnen einige

c) Diese beyden Beyspiele, und obiges aus dem ersten Punischen Kriege findet man beym Plinius Hist. Nat. l. VIII. c. 14.

d) Man sehe den Bomare unter der Minia in Africa und dem Reinberah Ceylon.

Aehnlichkeit habenden in der neuen Welt unendlich übertreffen. In welchem Lande von Amerika würde Paw wohl Ameisen finden, die mit den Sulums auf den Philippinen verglichen werden können, und nach Hernandez Beschreibung e) 6 Finger breit in der Länge und einen in der Breite haben? Wer hat wohl je Schmetterlinge gesehen, die denen auf den Inseln Bourbon Ternate, den Philippinen, und in dem Indischen Archipelagus überhaupt gleich kommen? Die größte Fledermaus in Amerika, die in heissen schattigen Gegenden einheimisch ist, heißt beym Buffon **Vampiro**, und er giebt ihr ohngefehr die Grösse einer Taube. Die **Rougette**, eine Asiatische Art, ist so groß als ein Rabe, und die **Roussette**, ebenfalls eine Asiatische, wie eine grosse Henne f). Die ausgebreiteten Flügel messen von einer Spitze zur andern 3 Pariser Fuß, und nach Gemelli, der sie auf den Philippinen maß g) 6 Palmen. Buffon räumt der Asiatischen Gattung den Vorzug vor den Amerikanischen in Ansehung der Grösse ein, aber nicht in Ansehung der Menge. Gemelli meldet, sie wären auf der Insel Luzon in solcher Anzahl, daß sie die Luft verfinsterten, und daß man das Getöse, welches sie beym Fraß der Früchte in den Wäldern machen, auf 2 Meilen weit höre h). Paw sagt, indem er von den Schlangen redet i) „Man kann nicht mit Gewißheit behaupten, daß sich in „der neuen Welt grössere Schlangen gefunden, als die „Adanson in den Afrikanischen Wüsten sahe.“ Die größte Schlange, welche Hernandez nach fleissigem Nachsuchen entdeckte, war 18 Fuß lang; das ist aber

e) Hernandez Hist. Insect. N. Hispan. c. 30.

f) Buffon Hist. Nat. T. XIX.

g) Gemelli Tom. V.

h) Was Gemelli von diesem Getöse sagt, bestätigen verschiedene glaubwürdige Personen, die sich einige Jahre auf dieser Insel aufgehalten haben.

i) Defense des Recherches Philos. Ch. 22.

heit, weil die Menge derselben, wie Buffon sehr richtig anmerkt, von der Menge der Nahrungsmittel und der unmerklichen Ausdünstung herrührt. Bey Weibern die viel essen, und sich wenig bewegen, ist die Veränderung stark. In heissen Ländern, wo der Körper stärker ausdünstet, als in kalten, ist sie viel geringer. Rührt nun eine geringere Ausleerung bald vom mässigen Gebrauch der Nahrungsmittel, bald von einem heissen Clima, bald vom Mangel körperlicher Bewegung her, warum will man sie denn als einen Beweis von einer schlechten Leibesbeschaffenheit anführen. Ueberdieses begreifen wir nicht, wie sich die sparsame monathliche Reinigung mit dem Ueberfluß an Feuchtigkeiten, welcher nach Paws Meinung bey den Amerikanerinnen eine Folge ihrer fehlerhaften physikalischen Leibesbeschaffenheit seyn soll, zusammenreimen läßt.

Die angeführten Beweise von den geringen Kräften der Amerikaner beruhen auf eben so schwachen Gründen. Paw giebt vor, sie würden von allen Europäern im Ringen überwunden, und lägen bey einer geringen Last unter; man habe durch Berechnung gefunden, daß 200,000 Amerikaner in einem Jahre durch Tragen von Gepäcke ums Leben gekommen. Was den ersten Punkt anbetrifft, so müste der Versuch im Ringen zwischen mehrern Männern aus der alten und neuen Welt angestellt, und der Sieg so wohl von Europäern als Amerikanern bezeugt werden. Doch dem sey, wie ihm wolle, wir behaupten keinesweges, daß die Amerikaner mehr Kräfte haben, als die Europäer; sie können auch schwächer seyn, ohne daß daraus eine Ausartung des menschlichen Geschlechts zu folgern ist. Die Schweizer sind stärker als die Italiener, wer wird sich deswegen einbilden, daß die Italiener ausgeartet sind, oder wer wird die Schuld auf das Clima schieben. Der Einwurf von den in einem Jahre durch Tragen des Gepäckes umgekommenen 200,000 Amerikanern, ist mehr ein Beweis von der Unmenschlichkeit der Europäer, als von der Schwäche

der Amerikaner. So gut wie diese Amerikaner würden auch 200,000 Preussen umgekommen seyn, wenn man sie gezwungen, eine Reise von 3 bis 400 Meilen mit einer Last von einem Centner auf dem Rücken und mit einem Halseisen zu machen, und damit über Berge und Felsen zu gehen, oder wenn man denen die von Strapatzen entkräftet, und wegen wund gegangner Füße nicht weiter konnten, den Kopf abgeschlagen, um die übrigen nicht im Marsche aufzuhalten, und wenn man ihnen kein Stück Brod gereicht hätte, um eine so harte Arbeit zu ertragen. Derselbe Schriftsteller i), aus dem Paw die Nachricht von den 200,000 Amerikanern genommen, erzählt auch alle jetzt angeführten Umstände. Glaubt man die letztern, so muß man auch das erstere nicht in Zweifel ziehen. Aber ein Philosoph, welcher die moralischen und physikalischen Eigenschaften der Europäer über der Amerikaner ihre erhebt, hätte unserm Bedünken nach weit besser gethan, Thatsachen, die den Europäern zur Schande gereichen, zu verschweigen. Es ist zwar wahr, daß man weder den Europäern überhaupt, noch einer einzelnen Nation unter ihnen Vorwürfe darüber machen darf, wenn einzelne Personen, zumal in ganz entfernten Ländern von der Residenz, und wider ausdrückliche und oft wiederhohlte Befehle der Regenten, Ausschweifungen und Grausamkeiten begehen: allein, wenn die Amerikaner sich nach Paws Logik richten wollten, so könnten sie aus solchen Vordersätzen allgemeine Schlußfolgen auf eben die Art wider die alte Welt ziehen, wie er beständig aus dem, was man bey einigen Völkern oder gar bey einzelnen Personen bemerkt, auf die ganze neue Welt schließt.

Er steht den Amerikanern eine grosse Beweglichkeit des Körpers und Geschwindigkeit im Laufen zu, weil sie sich von Jugend auf darin üben mußten: er sollte ihnen also auch die Stärke nicht absprechen, denn man weiß

i) Las Casas.

aus ihrer Geschichte und aus ihren Gemählden, daß sie, so bald sie nur gehen konnten, zum Lasttragen gewöhnt wurden, und solche Beschäftigung lebenslang trieben: keine Nation konnte folglich kraftvoller in diesem Stücke seyn, weil sich keine mehr übte, Lasten auf dem Rücken zu tragen, weil ihnen die Lastthiere, die bey andern Völkern angetroffen werden, fehlten [k]). Hätte Paw so gut wie wir gesehen, was für grosse Lasten die Amerikaner auf den Schultern tragen, er hätte ihnen gewiß über ihre Kraftlosigkeit keine Vorwürfe gemacht.

Nichts beweiset aber die Stärke der Amerikaner mehr, als die vielen anhaltenden Strapazen, die sie beständig ausstehen müssen. Paw [l]) sagt, daß man bey Entdeckung der neuen Welt nichts als dicke Wälder gefunden, und daß gegenwärtig nur einige Gegenden angebauet sind, jedoch nicht von den Amerikanern, sondern von Afrikanern und Europäern, und daß sich der angebauete zu dem wüste liegenden Boden verhält, wie 200 zu 2 Millionen. Diese drey Behauptungen sind insgesammt falsch. Von den Feldarbeiten der alten Mexikaner handeln wir an einem andern Ort, hier ist die Rede nur von neuern Zeiten, und da ist es ausgemacht, daß die Amerikaner seit der Eroberung die einzigen sind, welche alle Arbeiten im Felde sowohl in den sämmtlichen weitläuftigen Ländern von Nordamerika, als in den meisten von Südamerika verrichten, die der Krone Spanien zugehören. Nie sieht man einen Europäer Feldarbeiten verrichten. Die Neger, deren Anzahl im Königreich Mexico in Vergleich mit den Amerikanern sehr gering ist, müssen Zuckerrohr und Toba-

k) Die Peruaner hatten zwar gewisse Arten von Lastthieren, sie waren aber nicht von der Beschaffenheit, daß sie sich ihrer zum Transport jener grossen Steine bedienen konnten, die man in einigen von ihren Gebäuden und in den Mexicanischen antrifft. Da es ihnen nun auch an Maschinen dazu fehlte, so konnten sie blos menschliche Kräfte dazu gebrauchen.

l) Im 12. Kap. der Vertheidigung seiner Recherches Philos.

bauen, und Zucker sieden. Aber der zur Cultur dieser Pflanzen bestimmte Boden, verhält sich zu den sämmtlichen angebaueten Feldern in diesem Reiche nicht einmal, wie eins zu 2000. Die Amerikaner sind die einzigen, welche den Boden bearbeiten. Sie pflügen, sie säen, sie jäten, sie erndten den Weizen, Mais, Reis, Bohnen und alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, den Tacao, Vanille, Baumwolle, Indigo und alle zur Nahrung, Kleidung und dem Handel dieser Provinzen erforderlichen Pflanzen. Ohne ihre Hülfe kann so wenig etwas ausgerichtet werden, daß die Weizenerndte an manchen Orten im Jahr 1762 wegen Krankheiten, wodurch die Indianer an der Erndte verhindert wurden, uns Stecken gerieth. Dies ist bey weitem noch nicht alles; die Amerikaner sind es, die alles benöthigte Bauholz fällen und fortschaffen, Steine brechen, behauen und an den bestimmten Ort bringen, Kalk, Gyps und Ziegel brennen, alle Gebäude im ganzen Reiche aufführen, ausgenommen an den wenigen Orten, wo keine wohnen, Strassen bauen und bessern, Kanäle und Schleussen bauen, und die Städte rein halten. Sie arbeiten in vielen Gold- Silber- und Kupfergruben; sie sind Hirten, Schäfer, Weber, Töpfer, Korbmacher, Becker, Botenläufer, Tagelöhner u. s. w., mit einem Worte: sie sind diejenigen, welche die ganze Last der öffentlichen Arbeiten tragen. Auf diese Art beschäftigen sich die schwachen, weibischen und zu nichts zu gebrauchenden Amerikaner, unterdessen daß der rüstige Paw und andre rastlose Europäer ihre Zeit mit schimpfen und spotten auf jene zubringen.

Diese Arbeiten, womit die Indianer unaufhörlich zu thun haben, sind gewiß ein Beweis ihrer Gesundheit und Stärke. Wenn sie solche Strapazen ausstehen können, sind sie unmöglich ungesund, oder haben ein erschöpftes Blut in ihren Adern, wie Paw uns glaublich machen will. Um uns von ihrer fehlerhaften Leibesbeschaffenheit zu überzeugen, schreibt er alles, ohne sich zu

bekümmern, ob es wahr oder falsch ist, ab, was die Ge-
schichtschreiber Amerikas von Krankheiten, die nur in
gewissen Gegenden dieses ungeheuern Welttheils herr-
schen, beybringen. Von der Luftseuche reden wir in
einer besondern Abhandlung weitläuftiger; was andre
Krankheiten betrifft, so räumen wir gerne ein, daß die
Bewohner gewisser Gegenden dieses weitläuftigen Landes
mehrern Krankheiten, die von dem ungesunden Clima
oder der schädlichen Beschaffenheit der Nahrungsmittel
herrühren, unterworfen sind, als von andern Orten;
aber es ist auch gewiß, wie glaubwürdige und mit der
neuen Welt bekannte Männer versichern, daß die mei-
sten Länder in Amerika gesund sind. Wollten die Ame-
rikaner gegen Paw und andre Europäische Schriftsteller,
die schreiben wie er, das Wiedervergeltungsrecht gebrau-
chen, so fänden sie Gründe genug, um das Clima der
alten Welt und die Leibesbeschaffenheit der Einwohner
herab zu würdigen, insonderheit wegen der mancher
Ländern vorzüglich eignen Krankheiten: dahin gehören
die Elephantiasis und der wahre Aussatz in Egypten und
Syrien [m]), der Wurm von Medina (vena Medinensis),
die Läusekrankheit (Phthiriasis) in der kleinen Tartarey,
der Weichselzopf in Polen (Plica Polonica), die Verber
in Südasien, der Pircal von Malabar, oder der soge-
nannte St. Thomasfuß, eine Geschwulst in den Bei-
nen, die Yaws oder die Frombäsia in der Nosologie, der
Scharbock und die Ruhr in den nordlichen Ländern, die
Kröpfe in Tyrol und den Alpen, Gegenden der
Schweiz, die Krätze, die englische Krankheit, die Blat-
tern [n]) und insonderheit die Pest, welche so oft ganz

m) Die Elephantiasis, eine endemische Krankheit Egyptens
von der man in Amerika gar nichts weiß, war im 13ten
Jahrhundert in Europa so gemein, daß man für die Kran-
ken dieser Art 19000 Hospitäler zehlte, wie Matthaeus Pariſi-
ensis, ein genauer Schriftsteller damaliger Zeit, erzählt.

n) Die Blattern wurden durch die Europäer nach Ame-
rika gebracht, und richteten dort eben so viel Verwüstunge

Städte und Provinzen der alten Welt entvölkert hat, und jährlich ungeheure Niederlagen in den östlichen Gegenden anrichtet. Für diese schreckliche Geissel des menschlichen Geschlechts ist die neue Welt bis jetzt bewahret worden.

Endlich wie läßt sich die vorgebliche Schwäche und der ungesunde körperliche Zustand der Amerikaner mit ihrem langen Leben zusammenreimen. Es giebt unter ihnen nicht wenige, die, wenn sie nicht durch unmässige Arbeiten und Strapazen ihr Leben abkürzen, 80, 90 bis 100 Jahre erreichen, ja was noch mehr ist, ohne daß man bey ihnen diejenigen Mängel bemerkt, welche das Alter insgemein an den Haaren, an den Zähnen, an der Haut und den Muskeln des menschlichen Körpers bewürkt. Diese von den in Mexico wohnenden Spaniern so sehr bewunderte Eigenschaft kann keiner andern Ursache als ihrer kraftvollen Leibesbeschaffenheit, ihrer mässigen Lebensordnung und dem

an, als die Lustseuche in Europa. Von der Englischen Krankheit oder dem Zweywuchs weiß man in der neuen Welt nichts, und dies ist wahrscheinlich die Haupturſache, daß dort weniger übelgestaltete und unvollkommne Menschen sind, als in Europa. Die Krätze ist entweder gar nicht vorhanden, oder so selten, daß ich bey einem vieljährigen Aufenthalte in verschiednen Gegenden von Mexico, weder einen damit behafteten gesehen, noch das geringste von einem Krätzigen gehört habe. Der Vomito prieto, eine tödtliche mit einem heftigen Erbrechen und Raserey begleitete Krankheit, welche endemisch zu seyn scheint, ist sehr neu, und wird nur an einigen von Europäern besuchten Orten der heissen Zone empfunden. Einige Matrosen von Europäischen Schiffen wurden zuerst davon angegriffen, nachdem sie auf der Reise eine schlechte Diät beobachtet, und hernach sehr begierig Früchte gegessen und unmässig Branntewein dazu getrunken hatten. Ulloa versichert, daß diese Krankheit zu Cartagena, einem der ungesundesten Plätze in ganz Amerika vor 1729 unbekannt war, und bey dem Schiffsvolk Europäischer Schiffe, die unter dem Commando des Don Giustiniani ankam, zuerst ausbrach.

gesunden Clima zugeschrieben werden. Die Geschichtschreiber und Personen, die sich dort viele Jahre aufgehalten haben, berichten dieses auch von andern Ländern in der neuen Welt. Sollte es aber auch vielleicht dort ein Land geben, wo das menschliche Leben nicht von so langer Dauer ist, so trifft man doch wenigstens keines an, wo es so kurz währt, als in Guinea, in Sierra Leone, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung und andern Gegenden von Afrika, wo das Alter insgemein mit 40 Jahren anfängt, und wo man einen Mann von 50 Jahren als einen bey uns von 80 ansieht o). Von diesen kann man mit mehrem Schein der Wahrheit sagen, daß ihr Blut verdorben, und ihre ganze Leibesbeschaffenheit zu Grunde gerichtet ist.

Zweyter Abschnitt.

Von den Eigenschaften der Seele bey den Mexicanern.

Bisher haben wir nur das, was Paw von den körperlichen Eigenschaften der Mexicaner sagt, untersucht, jetzt wollen wir sehen, was er von ihren Seelenkräften vorbringt. Er findet nichts anders bey ihnen

o) Das Leben der Hottentotten, sagt Buffon, dauert kurz, denn sie überleben kaum 40 Jahre. Drake versichert, daß gewisse Nationen an den Grenzen von Ethiopien sich aus Mangel an andern Lebensmitteln von eingesalzenen Heuschrecken nähern, und daß diese elende Speise fürchterliche Folgen nach sich zieht. Wenn sie 40 Jahre erreichen, so erzeugen sich gewisse fliegende Insekten auf ihrem Körper, welche ihren Tod veranlassen, indem sie erst den Leib, hernach die Brust, und endlich so gar die Knochen verzehren. Diese nebst denjenigen Insekten, welche nach Paws eignem Geständnisse, eine solche Verwüstung unter den Einwohnern der kleinen Tartarey anrichten, sind gewiß viel ärger, als die Würmer, welche, wie er sagt, bey einigen Amerikanischen Völkern gefunden werden.

ls ein so schwaches Gedächtniß, daß sie sich nicht erin-
ern, was sie den Tag vorher gethan haben; einen so
umpfen Verstand, daß sie nicht denken, oder ihre Ge-
anken in Ordnung bringen können; so viel kaltes Blut,
aß sie die Reizungen der Liebe nicht empfinden; eine
eige Seele, Schläfrigkeit und Unthätigkeit in ihren
handlungen. Wir wissen wohl, daß manche Europäer,
nd welches noch mehr zu verwundern ist, so gar viele
ie von Europäischen Eltern in Amerika geboren sind,
ie Paw denken, theils aus Unwissenheit, theils aus
Mangel am Nachdenken, theils aus angeerbten Vorur-
heilen. Aber alles dieses ist nicht hinlänglich, unsre
gne Erfahrung und das Zeugniß andrer Europäer von
eit stärkerm Ansehen und Gewicht zu widerlegen, weil
eses Männer sind, die viele Urtheilskraft und Kennt-
iß des Landes besitzen, und zu Gunsten der Fremden
ider ihre eigne Landsleute zeugen. Wir könnten mit
ner Menge von Beweisen und Zeugnissen zum Vortheil
r Verstandeskräfte der Amerikaner einen ganzen Band
füllen; um der Kürze willen wollen wir uns auf
enige einschränken, die statt 1000 andrer dienen
ögen.

Der erste Mexicanische Bischoff Zummarraga, ein
egen seiner Gelehrsamkeit, untadelhaften Wandels
nd Eifers in seinem Dienste von dem Könige sehr
schätzter Prälat meldet 1531 in einem Briefe an das
Tolosa versammlete allgemeine Ordenskapitel des
ranciskanerordens von den Indianern: „Sie sind
näßig und sinnreich, zumal in der Mahlerkunst, es
ehlt ihnen auch nicht an Talenten des Verstandes;
Gott sey Dank dafür.“ Sollte dieses Zeugniß eines
rwürdigen Geistlichen für den Herrn von Paw, ver-
öge des sich angemaßten Rechts auf diejenigen zu
impfen, die seinem abgeschmackten System von Aus-
tung widersprechen, etwa nicht gültig seyn, so lese er
ch, was las Casas, erster Bischoff zu Chiapa, der
Amerikaner wegen seines langen Aufenthalts in ver-

schiednen Gegenden sehr wohl kannte, schreibt. In einem dem Könige Philipp II. überreichten Memorial drückt er sich folgendergestalt aus: „Die Amerikaner „sind Leute von einem glänzenden, lebhaften Genie, die „alle guten Lehren wohl begreifen, und leicht zu unter„richten sind; sie bezeugen sich bereitwillig unsern Glau„ben und unsere tugendhaften Sitten anzunehmen, und „kein Volk in der Welt findet weniger Schwürigkeiten „dabey." Beynahe auf eben die Weise drückt er sich in seiner Widerlegung auf des Doctor Sepulveda Be„antwortung aus: „Die Indianer, heißt es, besitzen nicht „nur einen guten Verstand und Scharfsinn, sondern „auch viel Fähigkeit und Gelehrigkeit in Ansehung der „moralischen und speculativen Wissenschaften; sie zeigen „in den meisten Fällen viel Klugheit in ihrer politischen „Regierung, wie aus manchen von ihren weisen Gesetzen „erhellet; an solchen Orten, wo sie unter der Aufsicht „von religiösen, exemplarischen Männern gestanden, „haben sie es in der Kenntniß unsrer Religion, in guten „Sitten und in der Verfeinerung schon weit gebracht; „sie gewöhnen sich eben so geschwind an eine feine gesit„tete Lebensart, als jemals eine Nation seit der Apostel„Zeiten gethan hat." Weil Paw alles glaubt, was dieser würdige Prälat gegen die Spanier schreibt, ob er gleich bey den wenigsten seiner erzählten Begebenheiten zugegen war, so sollte er billig um so mehr glauben, was jener zum Vortheil der Amerikaner als Augenzeuge, der lange unter ihnen gelebt, schreibt, weil es weit leichter ist, uns glaublich zu machen, daß die Amerikaner eine Nation von guten Seelen und Leibeskräften sind, als uns von jenen schrecklichen und unerhörten Grausamkeiten der Spanischen Eroberer zu überzeugen.

Will Paw aber das Zeugniß dieses grossen Bischofs nicht gelten lassen, weil er ihn, wiewohl sehr unbillig, für einen betrügerischen und stolzen Heuchler hält, so legt er das, was Garces, erster Bischof zu Tlascala, ein gelehrter Mann, den sein Gönner Anton de Nebrija, der

Wiederherſteller der Wiſſenſchaften in Spanien, mit Recht ſehr hoch ſchätzte, von den Amerikanern meldet. In einem 1536 an Pabſt Paul III. geſchriebnen lateiniſchen Briefe, bringt er nach einem zehnjährigen genauen Umgange mit den Amerikanern, und nach vielen über ſie gemachten Bemerkungen, vieles zu ihrem Lobe wegen ihrer guten Anlagen und natürlichen Fähigkeiten bey; er erhebt ihren Verſtand, und ſetzt ihn beynahe über die Talente ſeiner Landsleute, wie aus der in der Note beygefügten Stelle erhellet [p]). Wer wird nun ſo wohl dieſen drey Biſchöfen, die bey ihrem rechtſchaffnen Charakter einen langen Umgang mit den Amerikanern hatten, nicht lieber glauben, als andern Schriftſtellern, welche die neue Welt in ihrem Leben nie, oder wenigſtens ohne Verſtand und Aufmerkſamkeit ſahen, und den Nachrichten unwiſſender und partheyiſcher Männer unbilliger Weiſe Glauben beymeſſen.

Sind endlich dieſe drey achtungswürdigen Zeugen dem Herrn von Paw noch nicht wichtig genug, weil ſie Geiſtliche, und deswegen ſeinem Bedünken nach schwache Köpfe ſind, ſo muß er ſich dem Urtheil des berühmten Biſchofs **Palafox** von Angelopoli unterwerfen, den er ſelbſt, obgleich ein Philoſoph, einen ehrwürdigen Diener Gottes nennt. Bauet er nun auf dieſen ehrwürdigen Diener Gottes in dem, was er in ſeiner eignen Sache gegen die Jeſuiten ſagt, ſo feſt, warum will er denn das Gute, was er von den Amerikanern

p) Nunc vero de horum ſigillatim hominum ingenio, quos vidimus ab hinc decennio, quo ego in patria converſus eorum potui perſpicere mores, ac ingenia perſcrutari, dilificans eorum te, Beatiſſime pater, qui Chriſti in terris vicarium agis, quod vidi, quod audivi, et manus noſtrae contrectaverunt de his progenitis ab eccleſia per qualecunque miſterum meum in verbo vitae, quod ſingula ſingulis referendo, id eſt, paribus paria, rationis optimae compotes ſunt, integri ſenſus ac capitis; ſed inſuper noſtratibus pueri iſto- et vigore ſpiritus, et ſenſuum vivacitate dexteriore in gibili et intelligibili praeſtantiores reperiuntur.

beybringt, nicht glauben? Lese er doch die von ihm ver
faßte Schrift, deren Zweck ist, die Gemüthsneigungen
das Genie und die guten Eigenschaften der Amerikane
darzustellen.

Des unversöhnlichen Hasses ungeachtet, welche
Paw gegen die Geistlichen der Römischen Kirche, un
vorzüglich gegen die Jesuiten gefaßt hat, lobt er gleich
wol die natürliche und moralische Historie des Acost
und nennt solche mit Recht ein vortreffliches Wer
Dieser richtig urtheilende und unpartheyische Spanier
welcher die Amerikaner sowohl in Peru als in Mexic
mit eignen Augen sahe und bemerkte, wendet sein ganze
6tes Buch dazu an, um den Verstand der Amerikane
zu zeigen, indem er ihre alte Regierungsform, ihre G
setze und ihre Geschichte sowohl in Gemählden als Str
cken mit Knoten, ihren Kalender u. s. w. erklärt. U
sich zu überzeugen, wie er über diesen Punkt denkt, da
man nur das erste Kapitel dieses Buchs lesen. W
bitten Paw und unsre Leser dieses mit Aufmerksamke
zu thun, weil es wissenswürdige Dinge enthält. Pa
wird darin die erste Ursache seines und so vieler Eur
päer Irrthums finden, und den grossen Unterschied en
decken, wenn man die Sachen durch einen Nebel v
Vorurtheilen ansieht, und wenn man sie unpartheyis
und mit kaltem Blute untersucht. Paw hat die Amer
kaner im Verdacht des Lasters der Bestialität; Acos
hält diejenigen, welche dies glauben, für schwach u
voller Vorurtheile: jener behauptet, daß die klügst
Amerikaner den rohesten Nationen der alten Welt,
Anziehung der Industrie und Einsichten nachstehen mü
sen: Acosta erhebt die bürgerliche Verfassung der Me
caner über viele Europäische Republicken. Paw find
in dem moralischen und politischen Betragen der Amer
kaner nichts als Barbarey, Ausschweifung und viehisch
Dummheit; Acosta hingegen herrliche Gesetze, die wer
sind, für immer aufbehalten zu werden. Welcher der

eyden den meisten Glauben verdient, darüber mögen
Inpartheyische urtheilen.

Wir können uns nicht entbrechen hier eine Stelle
us den Philosophischen Untersuchungen einzurücken,
arin der Verfasser seinen Hang das übelste von andern
nd die Unwahrheit zu reden verräth. „Anfangs sagt er,
habe man die Amerikaner nicht für Menschen, sondern
für Satyren oder grosse Affen gehalten, die man ohne
ich ein Gewissen daraus zu machen, todtschlagen könne.
Endlich habe ein Pabst, um die Bedrückung damaliger
Zeiten gleichsam durch Spott noch zu vermehren, ver-
nittelst einer Bulle erklärt, daß er in den reichsten Län-
ern von Amerika Bischofthümer zu errichten, und des-
wegen auf Eingeben des heiligen Geistes die Amerikaner
ür würkliche Menschen zu erklären wünsche. Die
Bewohner der neuen Welt hätten also ohne diese Ent-
cheidung eines Italieners bis auf den heutigen Tag in
en Augen der Rechtgläubigen eine zweydeutige Art
on Menschen bleiben müssen. Seitdem die Welt
urch Menschen und Affen bewohnt ist, findet sich kein
Beyspiel von einer ähnlichen Entscheidung.“ Wir
irden uns freuen, wenn kein andres Beyspiel von
erläumdung, wie Paws seine in der Welt wäre.
amit man aber den ganzen Zusammenhang dieser
telle in ihrem gehörigen Licht sehen möge, so wollen
r erst die Gelegenheit dazu anzeigen, und hernach die
östliche Entscheidung selbst beyfügen.

Einige der ersten Europäer, die sich in Amerika
derliessen, waren eben so mächtig als geizig; sie such-
sich nur auf Kosten der Amerikaner zu bereichern,
d hielten sie beständig wie Sklaven zur Arbeit an.
n nun den Vorwürfen der Bischöfe und Missionarien
zuweichen, wenn diese sie zur Menschlichkeit und den
dianern die Freiheit zu geben, ermahnten, damit sie in
Religion und in den Pflichten gegen die Kirche und
Ihrigen unterrichtet würden, gaben sie vor, die In-
ner wären von Natur Sklaven, und unfähig irgend

einen Unterricht anzunehmen, andrer Unwahrheiten z
geschweigen, die der Chronikenschreiber Herrera wider s
anführt. Weil nun jene eifrigen Geistlichen, wede
durch ihr Ansehen, noch durch Ermahnen etwas ausrich
ten konnten, um die unglücklichen Neubekehrten vo
dem Joche der Geizhälse zu befreyen, wandten sie sic
an den Katholischen König, und erhielten von seine
Gnade die Sammlung von Gesetzen, die eben so günsti
für die Amerikaner als rühmlich für den Spanische
Hof waren, und die man vorzüglich dem unermüdete
Eifer des Bischofs de las Casas zu danken hatte. Uebe
dieses schrieb der Bischof Garces von Tlascala, weil
der Spanier grosse Achtung für den Statthalter Chris
ihres übrigen schlechten Betragens ungeachtet, kannt
im Jahr 1586 den obgedachten Brief an Pab
Paul III., und stellte ihm alles Uebel vor, welches
Indianer von den gottlosen Christen ausstehen müßte
mit Bitte, sein Ansehen zu deren Besten zu verwende
Der Pabst ward durch diese wichtigen Vorstellung
bewogen, im folgenden Jahre die unten eingerück
Bulle q) ausfertigen zu lassen, deren Absicht, wie s

q) Paulus Papa III. universis Christi Fidelibus praesen
litteras inspecturis salutem et apostolicam benedictionem.
Veritas ipsa, quae nec falli nec fallere potest, cum praedi
tores fidei ad officium praedicationis destinaret, dixisse
gnoscitur: *Euntes docete omnes gentes*. omnes dixit, a
que omni delectu, cum omnes fidei disciplina capaces e
stant. Quod videns et invidens ipsius generis humani aem
lus, qui bonis operibus, ut pereant, semper adversatur, n
dum excogitavit hactenus inauditum, quo impediret, ne v
bum Dei gentibus, ut salvae fierent, praedicaretur; at qu
dam suos satellites commovit, qui suam cupiditatem ad
plere cupientes, occidentales et meridionales Indos et a
gentes, quae temporibus istis ad nostram notitiam perve
runt sub pretextu, quod fidei catholicae expertes existant,
bruta animalia, ad nostra obsequia redigendos esse, pas
asserere praesumunt, et eos in servitutem redigunt, ta
afflictionibus illos urgentes, quantis vix bruta animalia i
servientia urgeant. Nos igitur, qui ejusdem Domini no

daraus ergiebet, keinesweges war, die Amerikaner für freye Menschen zu erklären, denn von einer solchen Schwachheit war dieser Pabst, so wie alle übrigen weit entfernt, sondern das den Amerikanern angeborne Recht wieder die Eingriffe ihrer Unterdrücker zu vertheidigen, und die Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit derer zu verdammen, die unter dem Vorwande, daß diese Völker Götzendiener und alles Unterrichts unfähig sind, ihnen ihr Eigenthum und ihre Freiheit nahmen, und sie wie Sklaven und Vieh behandelten.

Die Spanier hätten in der That mehr Mitleiden als die wildeste Nation in Amerika verdient, wenn sie erst die Entscheidung, ob die Amerikaner als wahre Menschen zu betrachten wären, von Rom aus erwartet hätten. Es ist bekannt genug, daß die Könige von Spanien lange vor Ausfertigung dieser Bulle auf die Unterweisung der Heiden ernstlich drangen, und ihre gute Behandlung sorgfältig anbefahlen, damit weder ihrer Person noch ihrem Eigenthum Unrecht geschähe; ferner, daß verschiedene Bischöfe und etliche 100 Missionarien auf Königliche Kosten abgeschickt waren, um diese Satyren

vices, licet indigni gerimus in terris, et oves gregis sui nobis commissas, quae extra ovile sunt, ad ipsum ovile toto nixu exquirimus, attendentes Indos ipsos, utpote veros homines, non solum Christianae fidei capaces existere, sed, ut nobis innotuit, ad fidem ipsam promptissime currere, ac volentes super his congruis remediis providere, praedictos Indos et omnes alias gentes ad notitiam Christianorum in posterum deventuras, licet extra fidem Christi existant, sua libertate et dominio huiusmodi uti, et potiri, et gaudere libere et licite posse, nec in servitutem redigi debere, ac quicquid secus fieri contigerit, irritum et inane, ipsosque Indos, et alias gentes Verbi Dei praedicatione et exemplo bonae vitae ad dictam Fidem Christi invitandos fore, auctoritate Apostolica per praesentes literas decernimus, et declaramus, non obstantibus praemissis, caeterisque contrariis quibuscunque. Datum Romae Anno 1537. IV. Non. Jun. Pontificatus nostri Anno 3. So und nicht anders lautet die berühmte Bulle, welche so viel Geschrey erregt hat.

in der Christlichen Religion zu unterrichten, und sie a
ein Christliches Leben zu gewöhnen. Im Jahr 1531.
also 6 Jahre vor Ausfertigung der Bulle, hatten di
Französischen Missionarien allein bereits über eine Mil
lion dieser Satyren getauft; und 1534. war das Semi
narium des Heiligen Kreuzes zum Unterricht einer an
sehnlichen Menge dieser grossen Affen schon in Tlatelolco
gegründet, wo sie Latein, Philosophie und Medicin lern
ten. Ob man die Amerikaner anfangs würklich für
Satyren gehalten, darüber kann uns niemand besser
als der erste Entdecker belehren. Wir wollen hören,
was dieser berühmte Seeheld in seiner Nachricht an der
König Ferdinand und Isabella von den ersten Satyren,
die er auf der Insel Haiti oder Hispaniola sahe, schreibt:
„Ich schwöre es Eurer Majestät, daß es kein besseres,
„umgänglicheres und gutmüthigeres Volk in der Welt
„giebt, als dieses. Sie lieben ihren Nächsten als sich
„selbst. Ihre Sprache ist sehr sanft und liebreich, denn
„sie sprechen allezeit mit lächelnder Miene; und wenn sie
„gleich nackend gehen, so glauben Eure Majestät doch, daß
„ihre Sitten anständig sind: und ihr König, der mit
„vieler Majestät und Ehrfurcht bedient wird, hat solche
„einnehmende Manieren, daß man ihn mit Vergnügen
„ansieht: so wie man auch gerne die Aufmerksamkeit,
„das gute Gedächtniß und die Wißbegierde dieses Volks
„bemerkt, welche sie anreizt nach den Ursachen und Wir
„kungen der Dinge zu fragen r)." Paw, der sich 10
Jahre mit Untersuchungen über Amerika beschäftigte,
hätte wissen sollen, daß in allen Spanischen Provinzen
in Amerika keine andre als vom Katholischen Könige er
richtete Bißthümer sind. Ihm kommt vermöge des vom
Pabste Julius II. 1508. erhaltenen Patronatrechts die
Gründung neuer Bißthümer und die Ernennung aller
Bischöfe zu. Wer also behauptet, Paul III. habe die

r) Das 32ste Kapitel der Geschichte des Christ. Columbus,
welche sein Sohn geschrieben.

lmerikaner deswegen für wahre Menschen erkannt, um
n den reichsten Amerikanischen Provinzen neue Bischof-
hümer zu errichten, der giebt als ein Feind der Römi-
chen Kirche Verläumdungen vor; denn wäre Paw nicht
us Groll verblendet gewesen, so hätte er die Päbstliche
Bulle vielmehr als einen Beweis seines Eifers und seiner
nenschlichen Gesinnungen angesehen.

Dr. Robertson, welcher die ausschweifenden Mei-
ungen Paws größtentheils annimmt, schreibt im 8ten
Buche seiner Geschichte von Amerika folgendes: „Einige
Missionarien erstaunten eben so sehr über die Langsam-
keit ihrer Begriffe, als über ihre Unempfindlichkeit, und
behaupteten, sie wären eine viehische Art von Menschen,
und unfähig, auch nur die ersten Begriffe von der Reli-
ion einzusehen.“ Was dies aber für Missionare waren,
nd wie wenig man sich auf ihr Urtheil verlassen kann,
ird man am besten aus besagtem Briefe des Garces
n Paul III. ersehen. Aus der unten angeführten
Stelle s) erhellet, daß dieser Irrthum aus Unwissenheit

s) Quis tam impudenti animo ac perfricata fronte incapa-
es fidei asserere audet, quos mechanicarum artium capacissi-
nos intuemur, ac quos etiam ad ministerium nostrum re-
lactos, bonae indolis fideles et solertes experimur? Et si
quando, Beatiss. pater, tua Sanctitas aliquem religiosum vi-
um in hanc declinare sententiam audierit, etsi eximia inte-
gritate vitae, vel dignitate fulgere videatur is, non ideo quic-
quam illi hac in re praestet auctoritatis, sed eundem parum
ut nihil insudasse in illorum conversione certo certius arbi-
retur, ac in eorum addiscenda lingua aut investigandis inge-
niis parum studuisse perpendat: nam qui in his caritate chri-
tiana laborarunt, non frustra in eos jactare retia caritatis
affirmant; illi vero qui solitudini dediti, aut ignavia praepe-
diti neminem ad Christi cultum sua industria reduxerunt, ne
inculpari possint, quod inutiles fuerint, quod propriae negli-
gentiae vitium est, id infidelium imbecillitati adscribunt, ve-
ram suam desidiam falsae incapacitatis impositione defendunt,
ac non minorem culpam in excusatione committunt, quam
erat illa, a qua liberari conantur. Laedit namque summe istud
hominum genus talia asserentium hanc Indorum miserrimam

und Faulheit der Missionarien, und wir setzen noch hi
zu, aus irrigen von Kindheit auf eingesognen Begriff
entstanden. Las Casas, Acosta, und andre angesehe
Schriftsteller über Amerika, behaupten eben das, w
Garces sagt.

„In einer zu Lima gehaltenen Kirchenversammlun
„fährt Dr. Robertson fort, ward ausgemacht, daß d
„Amerikaner wegen gedachter Untüchtigkeit, vom Genu
„des heil. Abendmals ausgeschlossen werden müßte
„Und ob sie gleich Paul III. durch seine Bulle vom Ja
„1537. für vernünftige, aller christlichen Vorrechte f
„hige Kreaturen erklärte, so sind ihre Fortschritte
„Kenntnissen seit 200 Jahren, da sie zu den Mitglieder
„der Kirche gezehlt werden, doch so schwach, daß wen
„ge hinlängliche Einsichten besitzen, um für würdig g
„halten zu werden das Sakrament zu empfangen. —
„Auch nach dem sorgfältigsten Unterricht bleibt ihr Gla
„be schwach und zweifelhaft; und obgleich einige von i
„nen die gelehrten Sprachen gelernt haben, und die g
„wöhnliche Bahn akademischer Studien mit Beyfall g
„gangen sind, so ist ihre Schwäche und Unbeständigke
„doch so verdächtig, daß kein Indianer zum Priester g
„weiht, oder in einen Mönchsorden aufgenomme
„wird.“

In diesen wenigen Worten stecken wenigstens 4 Fe
ler: 1) daß die Indianer durch eine Kirchenversammlun
wegen ihres schwachen Verstandes vom Genuß des hei
Abendmals ausgeschlossen worden; 2) daß Paul III. di
Indianer für vernünftige Geschöpfe erklärt hat; 3) da
sehr wenig Indianer hinlänglichen Verstand besitzen, un

turbam: nam aliquos religiosos viros retrahunt, ne ad eosden
in fide instruendos proficiscantur: quam ob rem nonnull
Hispanorum, qui ad illos debellandos accedunt, horum fret
judicio illos negligere, perdere, ac mactare opinari solen
non esse flagitium. *Ex literis Iuliani Garces Ep. Tlas
ad Paulum III. Pont. Max.*

sie des Genusses vom heil. Abendmal zu würdigen; 4) daß kein Indianer jemals zum Priester geweihet worden.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist es wahr, daß in einer 1552. zu Lima gehaltenen Versammlung, die man die erste Kirchenversammlung von Lima nannte, ob es gleich keine eigentliche Kirchenversammlung war, auch nie die Kraft einer solchen erhielt, verboten ward, den Indianern das heil. Abendmal nicht eher zu reichen, als bis sie völlig unterrichtet, und in Glaubenssachen überzeugt wären, weil das Sakrament nur ein Stärkungsmittel für völlige Christen, und nicht für solche ist, die man für schwach von Verstande hält. Dies erhellet aus der ersten Provinzial-Kirchenversammlung zu Lima 1567. die insgemein die zwote heißt; darin wird den Priestern anbefohlen, das Sakrament allen Indianern zu reichen, die dazu geneigt und tüchtig befunden werden [t]). Allein dieser Verordnung ungeachtet, darnach sich die Geistlichen richten sollten, beklagte sich Acosta doch mit Recht über sie, und die 1583. zu Lima gehaltene zwote Kirchenversammlung, unter dem Vorsitze des D. Toribio Magrobejo, suchte durch unten angeführte Schlüsse [u]) diesen

t) Quanquam omnes Christiani adulti utriusque sexus teneantur Sanctissimum Eucharistiae Sacramentum accipere singulis annis saltem in Paschate, huius tamen provinciae Antistites cum animadverterent gentem hanc Indorum et recentem esse et infantilem in fide, atque id eorum saluti expedire judicarent, statuerunt, ut usque dum fidem perfecte tenerent hoc divino sacramento, quod est perfectorum cibus; non communicarentur, excepto si quis eo percipiando satis idoneus videretur. — Placuit huic Synodo monere, prout serio monet, omnes Indorum Parochos, ut quos audita jam confessione perspexerint, huic caelestem cibum a reliqno corporali discernere atque eundem devote cupere et poscere, quoniam sine causa neminem divino alimento privare possumus, quo tempore caeteris Christianis solent, Indis omnibus administrent. Concil. Lim. I. vulgo II. c. 58.

u) Caeleste viaticum quod nulli ex hac vita migranti negat mater Ecclesia, multis abhinc annis Indis atque Aethiopibus caeterisque personis miserabilibus praeberi debere concilium

Unordnungen abzuhelfen. Es erhellet daraus, daß den Indianern und Negersklaven aus Afrika aus eben den Ursachen der Genuß des heil. Abendmals versagt ward; daß aber die wahren Ursachen der Verweigerung nach dem Urtheil der Kirchenversammlung in der Nachläßigkeit, Trägheit, und einem übel verstandenen Eifer der Geistlichen zu suchen wären; und daß die Kirchenversammlung sich genöthigt sahe, diesen grossen Unordnungen durch neue Verordnungen und scharfe Strafen abzuhelfen. Wir wissen auch wohl, daß diese Achtung verdienenden Verordnungen nicht genau befolgt wurden, und daß die Synode des Sprengels von Lima, Plata, Paz, Arequipa und Paragay sich genöthigt sahe sie von neuem einzuschärfen. Dies alles beweiset blos die Wiederspenstigkeit der Geistlichen, aber keinesweges den Mangel an Fähigkeiten von Seiten der Amerikaner.

In Ansehung der Bulle Pauls III. haben wir bereits gezeigt, daß ihre Absicht nicht war, die Amerikaner für Menschen zu erklären, sondern nur zu zeigen, daß

Limense constituit. Sed tamen sacerdotum plurium vel negligentia, vel zelo quodam praepostero, atque intempestivo illis nihilo magis hodie praebetur: quo fit ut imbecilles animae tanto bono tamque necessario priventur. Volens igitur sancta Synodus ad executionem perducere, quae Christo duce ad salutem Indorum ordinata sunt, severe praecipit omnibus parochis, ut extreme laborantibus Indis atque Aethiopibus viaticum ministrare non praetermittant, dummodo in eis debitam dispositionem agnoscant, nempe fidem in Christum, et poenitentiam in Deum suo modo. — Porro parochos, qui a prima huius decreti promulgatione negligentes fuerint, noverint se, praeter divinae ultionis Iudicium, etiam poenas Arbitrio Ordinariorum, in quo conscientia onerantur, daturos: atque in visitationibus in illos de huius statuti observatione specialiter inquirendum. Concil. Lim. II. vulgo III. Act. 2. c. 19.

In paschate saltem eucharistiam ministrare parochus non praetermittat iis, quos et satis instructos, et correctione vitae idoneos judicaverit: ne et ipse alioqui ecclesiastici praecepti violati reus sit. Ibid. cap. 20.

ie ein Recht an allen Vorrechten der Menschheit hätten,
nd ihre Unterdrücker zu verdammen.

Ueber den dritten der besagten Irrthümer Robert-
ons, sagen wir jetzt nichts was andre Amerikanische Pro-
inzen betrifft, weil solches hier nicht nöthig ist; aber so
iel ist doch gewiß und eine bekannte Sache, daß die
Indianer in ganz Neu-Spanien eben so gut als die
Spanier verbunden sind, um Ostern das Abendmal zu
mpfangen, ausgenommen die in entfernten Gegenden,
elche zum Tische des Herrn gelassen werden oder nicht,
achdem es die Missionarien für gut befinden. In den
rey Audienzen, woraus Neu-Spanien besteht, leben
ach Robertsons Angabe x) wenigstens 2 Millionen In-
ianer. Wir sind überzeugt, daß diese Anzahl viel zu
eringe angeschlagen ist; aber wir wollen annehmen, daß
hrer nicht mehr sind, so ist doch dies keine geringe An-
ahl die Verstand und Einsicht genug besitzt, und des-
egen zum Genuß des heil. Abendmals tüchtig geachtet
ird: Paw müste denn 2 Millionen für eine sehr kleine
nzahl ansehen, oder die Bischöfe und Geistlichen für
nbesonnen halten, weil sie solche nicht nur zulassen, son-
ern ihnen auch die Verbindlichkeit dazu auflegen. Fü-
en wir nun diesen noch die Indianer in vielen südlichen
rovinzen bey, welche gleichfalls genöthigt sind das heil.
bendmal zu genieſſen, so wächst die Anzahl derselben
och weit höher an.

Sein 4ter Irrthum, daß nie ein Indianer zum
riester geweihet worden, ist nicht minder groß. Es
uß einen allerdings wundern, daß ein Mann, der eine
o starke Sammlung von Schriftstellern über Amerika
usammen brachte, und der so viele zur Geschichte dieses
Welttheils gehörige Nachrichten aus Madrid erhielt, in
iesem und manchen andern Punkten so übel unterrichtet
ar. Dr. Robertson beliebe sich also zu merken, daß
war die erste 1555. zu Mexico gehaltene Provinzial-

x) Im 8ten Buch seiner Geschichte von Amerika.

Kirchenversammlung die Indianer zu Priestern zu we
hen untersagte, dies geschahe aber nicht wegen ihrer Un
fähigkeit, sondern weil man befürchtete, ihr niedrige
Stand möchte der geistlichen Würde nachtheilig seyn
allein durch die dritte Provinzialversammlung vom Jah
1585. die berühmteste von allen, und deren Entscheidun
gen noch gültig sind, ward ihnen erlaubt in den Priester
stand zu treten, doch untersuchte man sie vor der Zula
sung sehr sorgfältig. Hierbey ist zu beobachten, da
durch die Entschlüsse dieser Versammlungen, den Indie
nern sowohl als den dort befindlichen Mulatten, die vo
einem Europäer und einer Afrikanerin, oder umgekehrt
erzeugt sind, oder von solchen Eltern abstammen, gleich
Bedingungen vorgeschrieben worden; und niemand wird
hoffentlich an der Mulatten ihren Talenten und Fähig
keiten, alle Wissenschaften zu erlernen, zweifeln. Tor
quemada, welcher zu Anfange des vorigen Jahrhundert
schrieb, meldet, man habe die Indianer wegen ihrer
heftigen Neigung zum Trinken nicht zum Priesterstand
und auch zu keinem geistlichen Orden gelassen; er bezeug
aber selbst, daß die zu Priestern geweihten Indianer
zu seiner Zeit ungemein mäßig und exemplarisch gelebt
haben [y]), so daß wenigstens hundert und siebzig Jahre ver
flossen sind, seitdem man Indianer zu Priestern genommen
Von der Zeit an bis jetzt hat es in Neu-Spanien so
viel Amerikanische Priester gegeben, daß man sie bey
hunderten zählen könnte. Darunter befinden sich viele
hundert Rectoren, Domherrn und Lehrer, und wie
man sagt auch ein gelehrter Bischof. Heutiges Tages
giebt es viele Priester und nicht wenige Rectoren darun
ter; drey oder vier derselben sind sogar unsre Zöglinge
gewesen. Da Robertson in einer einzigen Sache von
der Art so grosse Irrthümer begangen hat, was muß
man in andern Stücken befürchten, die ein Schriftsteller
nicht so leicht untersuchen, und gewiß bestimmen kann,

y) Im 13ten Kapitel des 17ten Buchs.

umal wenn er in solcher Entfernung von dem Lande, das
r beschreibt, lebt, und es nie gesehen hat?

Wir haben einen genauen Umgang mit den Ameri-
anern gehabt, einige Jahre in einem ihrem Unterrichte
gewidmeten Seminarium gelebt, die Errichtung und den
Fortgang des Königl. Collegiums von Guadaloupe gese-
hen, welches ein Mexicanischer Jesuit zur Erziehung
Indianischer Kinder zu Mexico stiftete, wir haben nach-
gehends unter unsern Zöglingen verschiedene Indianer ge-
habt, verschiedene Amerikanische Rectoren, viele Adeli-
che, und eine Menge Künstler genau gekannt, ihren
Charakter, ihr Genie, ihre Neigungen und Denkungs-
art sorgfältig untersucht, überdieses uns mit ihrer alten
Geschichte, ihrer Religion, Verfassungen, Gesetze und
Gebräuchen so fleißig als möglich bekannt gemacht. Nach
dieser langen Erfahrung, und Beobachtung der Einge-
bornen, glauben wir im Stande zu seyn, richtig, und
ohne Fehltritt urtheilen, und dem Herrn Paw und ganz
Europa versichern zu können, daß die Seelenkräfte der
Amerikaner in nichts schwächer sind als der Europäer
ihre, daß sie zu allen, auch zu den abstractesten Wis-
senschaften Fähigkeiten besitzen, und daß unter den Ame-
rikanern Philosophen, Mathematiker und Theologen, so
gut wie die besten in Europa entstehen würden, wenn
man ihre Erziehung mit gleicher Sorgfalt unternähme,
sie von Jugend auf guten Lehrern in Seminarien übergä-
be, sie beschützte, und durch Belohnungen aufmunterte.
Aber es ist schwer, ja beynahe unmöglich, bey einem
elenden, sklavischen Leben, und unter mancherley Bedrü-
ckungen, grosse Fortschritte in den Wissenschaften zu
zu machen. Wer den jetzigen Zustand von Griechen-
land ansiehet, wird sich kaum vorstellen können, daß
dort alle die grossen Männer, deren die Geschichte gedenkt,
gelebt haben, wenn wir nicht durch ihre unsterblichen
Werke, und die allgemeine Stimme aller Zeiten davon
überzeugt wären. Aber die Hindernisse, welche die Grie-
chen übersteigen müssen, ehe sie sich Gelehrsamkeit erwer-

ben, sind keineswegs mit denen zu vergleichen, welch die Amerikaner von jeher fanden, und noch überwinden müssen. Nichts destoweniger wünschten wir, Paw, und die ihm ähnlich denken, möchten unbemerkt den Versammlungen der Amerikaner beywohnen, darin sie sich über öffentliche Geschäfte berathschlagen, um zu hören, was für Reden diese Satyren der neuen Welt halten.

Endlich überzeugt uns die ganze Geschichte der Mexicaner und Peruaner, daß sie zu denken und ihre Gedanken zu ordnen wusten, daß sie aller menschlichen Leidenschaften und Begriffe fähig sind, und daß die Europäer keine andre Vorzüge vor ihnen haben, als daß sie besser unterrichtet sind. Die bürgerliche Verfassung der alten Amerikaner, ihre Gesetze und Künste zeigen sehr deutlich daß es ihnen nicht an Kopf fehlte. Ihre Kriege beweisen, daß ihre Seelen nicht unempfindlich gegen die Reizungen der Liebe waren, wie Paw und Buffon sich einbilden, weil sie zuweilen um ihrentwillen zu den Waffen griffen.

Was ihre Herzhaftigkeit betrifft, so ist bey der Schilderung ihres Charakters gezeigt, was wir von den heutigen Amerikanern bemerkt haben, und was wir von den ehemaligen urtheilen. Weil Paw aber aus der Eroberung von Mexico ihre Feigheit herleiten will, so wird es nicht undienlich seyn, seinen schwachen Glauben zu stärken.

„Cortez, sagt er, eroberte das Königreich Mexico „mit 450 Mann und 15 Reutern, welche insgesammt „liederliches zusammengerafftes, und schlecht bewaffnetes „Volk waren. Seine elende Artillerie bestund aus 6 Fal„conetten, wofür sich in unsern Zeiten keine mit Invali„den besetzte Schanze fürchten würde. Während seiner „Abwesenheit hielt die Hälfte seiner Mannschaft die Haupt„stadt im Zaum. Was für Menschen! Was für eine „Begebenheit!“

„Alle Geschichtschreiber, fährt er fort, bezeugen, „daß die Spanier das erstemal in Mexico, ohne einen „Kanonenschuß zu thun, einrückten. Wenn derjenige, „welcher unglücklicher Weise den Tod vieler vernünftigen „Geschöpfe veranlaßt, den Titel eines Helden verdient, „so kann Cortez Anspruch darauf machen: sonst kann ich „nicht einsehen, ob er sich einen wahren Ruhm dadurch „erworben, daß er eine wankende Monarchie zerstörte, „die ein jeder Abentheurer aus Europa hätte auf gleiche „Weise zu Grunde richten können.“

Diese Stellen verrathen eine grosse Unwissenheit in der Geschichte der Eroberung von Mexico, oder eine vorsetzliche Uebergehung alles dessen, was Paws System entgegen ist. Wer solche gelesen, weiß, daß Mexico nicht mit 450 Mann erobert ward, sondern mit mehr als 200,000. Cortez, dem doch mehr daran gelegen war als dem Herrn von Paw, seine Heldenthaten recht ins Licht zu stellen, bekennet selbst, daß er eine erstaunliche Menge Bundsgenossen bey der Belagerung unter seinen Befehlen gehabt, und daß solche mit mehrerer Hitze gegen die Mexicaner gefochten, als die Spanier. In seinem Berichte an Kayser Karl V. zufolge, ward die Belagerung mit 87 Reutern, 848 Mann Spanischer Infanterie, die mit Feuergewehren, Armbrüsten, Schwerdtern und Lanzen bewaffnet waren, und mit ohngefehr 75000 Bundsgenossen aus Tlascala, Huexotzinco, Cholula, und Chalco, die verschiedne Arten von Waffen führten, angefangen. Die Artillerie bestund aus drey grossen eisernen und 15 kleinen metallenen Kanonen, und die Anzahl der Brigantinen belief sich auf 13. Während der Belagerung stiessen noch die Völker der zahlreichen Nationen, der Otomies, Cohuixcas, Malazincas, der volkreichen Städte an der See dazu, so daß die Armee der Belagerer nicht aus 200,000 Mann bestund, sondern sich nach besagten Briefen bis auf 400,000 vermehrte. Ueberdieses kamen ihnen noch 3000 Böte und Kanoen zu Hülfe. Wie kann Paw die Mexicaner also

für zaghaft ausgeben, da sie sich 75 Tage in einer off
nen Stadt wehrten, sich täglich mit einer so starken, und
zum Theil weit überlegenere Waffen führenden Arme
rinliessen, und noch dazu mit dem ärgsten Hunger zu
kämpfen hatten? Verdienen Männer den Vorwurf der
Feigheit, die nach dem Verlust von 50,000 Bürgern
theils durchs Schwerd theils durch Hunger, und von
sieben Achttheilen der Stadt, doch fortfuhren sich zu
wehren, bis sie in dem letzten ihnen noch übrigen Schlupf
winkel wüthend angegriffen wurden [z].

Wenn Paws Argument, daß die Spanier das er
stemal ohne einen Kanonenschuß zu thun in Mexico ein
gerückt sind, ein Beweis ihrer Feigheit seyn soll, so könn
te man den Preussen eben diesen Vorwurf machen, wei
die Gesandten verschiedner Höfe ihren Einzug in Berlin
hielten, ohne einen Flintenschuß zu thun: denn es ist
eine bekannte Sache, daß die Spanier als Gesandten
des Monarchen in Osten in die Stadt gelassen wurden.
Dies erzehlen alle Geschichtschreiber so gut wie Cortez
der sich für einen Abgesandten des Kathol. Königs aus
gab. Wäre die Absicht der Mexicaner gewesen sich ihn
zu wiedersetzen, wie sie zum andernmale thaten, wie hät
ten die Spanier blos mit 6000 Mann einrücken können,
da es ihnen zum andernmale mit 200,000 Mann so
schwer ward? [a])

In Ansehung dessen, was Paw wieder den Cortez
hinzusetzt, ist unsre Absicht nicht ihn zu vertheidigen,

z) Alles hier von der Belagerung und Eroberung von Me
xico gesagte ist aus Cortez Briefen an Karl V. entlehnt.

a) Es ist nicht minder gewiß, schreibt Acosta, daß Cortez
durch Beyhülfe der Tlascalaner seine Siege und die Erobe
rung von Mexico bewürkte, ohne solche hätte er sich unmög
lich Meister davon machen, und sich länger dort aufhalten
können. Wer die Indianer gering achtet, und sich einbil
det, die Spanier würden jedes Land oder jede Nation durch
die Ueberlegenheit ihrer Waffen, durch ihre Tapferkeit, und
durch ihre Pferde bezwungen haben, hegt eine sehr irrige
Meinung.

vir können es auch nicht leiden, daß Solis den Lobred-
ner statt des Geschichtschreibers macht, aber wir müssen
doch unpartheyisch, und bey unserer genauen Kenntniß
von allen seinen Kriegsverrichtungen bekennen, daß
man ihn was Muth, Standhaftigkeit, und militarische
Klugheit betrifft, den größten Generals an die Seite se-
zen kann, und daß er den Heldengeist besaß, den wir im
Alexander und Cäsar hochschätzen, und deren Grosmuth
wir bey allen Fehlern, die jene verdunkelten, loben.

Die Ursache der schnellen Eroberungen der Spa-
nier führt Paw zum Theil an, indem er schreibt: „Ich
„muß gestehen, daß die Kanonen zerstörende und allmäch-
„tige Werkzeuge waren, welche die Mexicaner nothwen-
„dig bezwingen musten.“ Wenn wir nun noch die Ue-
berlegenheit der andern Waffen, die Pferde, die Kriegs-
sucht der Sieger, und die Uneinigkeiten unter den be-
zwungnen Völkern hinzusetzen, so ergiebt es sich, daß
man nicht erst nöthig hat, den Amerikanern Feigherzig-
keit vorzuwerfen, oder sich über die gewaltsamen Verände-
rungen in der neuen Welt zu verwundern. Paw stelle
sich einmal vor, daß die Athenienser zu den Zeiten der
grausamen Factionen des Sylla und Marius, grobes
und kleines Feuergewehr erfunden, damit 6000 Mann
bewaffnet, sich nicht mit der ganzen Armee des Marius,
sondern nur mit einem Theil desselben vereinigt, und
die Eroberung von Italien unternommen hätten, glaubt
er nicht, sie würden trotz aller Macht des Sylla, des
Muths und der Disciplin der Römischen Truppen, ih-
rer zahlreichen Heere, ihrer Maschinen, und der Befe-
stigung ihrer Stadt, zu ihren Zweck gelangt seyn? Was
für ein Schrecken würde die kühnsten Centurionen bey
dem fürchterlichen Donner der Kanonen, und der mör-
derischen Gewalt der Kugeln, die ganze Glieder der Sol-
daten hinreissen, überfallen seyn! Wie stark muste also
dieser Eindruck bey den Nationen der neuen Welt wür-
ken, die keine Waffen, keine Kavallerie, keine Disciplin,
keine Maschinen und Festungswerke, wie die Römer hat-

ten! Hingegen muß man sich in der That wundern, da
die tapfern Spanier mit aller ihrer Disciplin, Waffe
und Artillerie seit 200 Jahren nicht im Stande gewese
sind, die Araucanischen Krieger in Südamerika, die nu
Keulen und Lanzen führen, und die Apaches in Nordam
rika mit ihren Pfeilen und Bogen zu unterjochen; un
welches noch unglaublicher, und gleichwol ganz gewiß is
daß 500 von der Nation der Seris viele Jahre lang d
Geissel der Spanier zu Sonora und Cinaloa gew
sen sind.

Wir übergehen viele wunderliche Meinungen Paws
und wollen zuletzt nur noch etwas von dem grossen Un
recht, welches er den Amerikanern in Ansehung ihre
Sitten thut, berühren. Er giebt ihnen vornemlich vie
Hauptlaster schuld: nemlich Gefräßigkeit, Völlerey, Un
dankbarkeit, und Knabenschänderey.

Nie haben wir gehört, daß man den Amerikaner
die Gefräßigkeit vorgeworfen, bis wir eine gewisse vo
Paw angeführte und angenommene Stelle in des Cor
damine Schriften gelesen. Es giebt keinen Schriftste
ler, der nur einigermassen mit den Amerikanischen Sache
bekannt ist, der nicht die Mäßigkeit der Amerikaner in
Essen lobt. Wer Lust hat ziehe den las Casas, Ga
ces, den ungenannten Eroberer, Oviedo, Gomara
Acosta, Herrera, Torquemada, Betancourt ꝛc. zu Ra
the: alle bemerken, wie sehr sich die Spanier über di
Mäßigkeit der Landeseinwohner verwunderten, und wi
die Indianer erstaunten, wenn sie die Spanier in einer
Tage mehr essen sahen, als sie in einer ganzen Woch
zu sich nahmen. Kurz die Mäßigkeit der Amerikaner i
eine so ausgemachte Sache, daß es sehr überflüßig ist
sie deswegen zu vertheidigen. Condamine sahe vielleich
auf seiner Reise am Maragnon einige verhungerte India
ner begierig essen, und schloß daraus, wie es Reisende
oft geht, daß sie durchgehends gefräßig wären. So
viel ist gewiß, daß Ulloa, der mit Condamine zugleich
in Amerika war, sich dort länger aufhielte, und ge

nauere Kenntnisse von den Sitten der Indianer erwarb, in einem ganz andern Tone als der Französische Mathematiker von ihnen spricht.

Trunkenheit ist das herrschende Laster dieser Nationen. Wir haben solches im ersten Buch dieser Geschichte gestanden, die Folgen und die Ursachen davon gezeigt; aber wir setzen auch hinzu, daß sie vor der Ankunft der Spanier im Lande Anahuac nicht so eingerissen war, weil dies Laster strenge bestraft ward, da sie in den meisten Reichen der alten Welt ohne Besserung herrscht, und den abscheulichsten Verbrechern zur Entschuldigung dienen muß. Es ist vermöge der von einigen Schriftstellern über die bürgerliche Verfassung der Mexicaner angestellten Untersuchungen gewiß, daß in Mexico sowohl als in Tezcuco, Tlascala und andern Staaten, verschiedne Gesetze gegen dies Laster vorhanden waren, wovon wir auch Vorstellungen in den alten Gemälden gesehen haben. Das 63ste Gemälde der Sammlung des Mendoza stellt ein paar junge Leute beyderley Geschlechts vor, die, weil sie sich betrunken, zum Tode verurtheilt wurden, und zugleich einen alten Mann von 70 Jahren, dem die Gesetze Alters halben erlauben, so viel zu trinken als ihm beliebt. Es giebt wenig Staaten in der Welt, deren Beherrscher sich so eifrig bemüht haben, den Ausschweifungen dieser Art vorzubeugen.

In dem angeführten Buche haben wir auch des so gemeinen Irrthums in Ansehung der Undankbarkeit der Indianer gedacht: weil dies aber nicht hinlänglich ist, von den Vorurtheilen angesteckte zu überzeugen, so wollen wir ein Beyspiel anführen, welches zur Wiederlegung jener hinreichend seyn wird. Zu Uruapa, einem ansehnlichen Orte in Michuacan, starb bey Besuchung seines Sprengels im 95 Jahre Vasco de Quiroga, Stifter und erster Bischof dieser Kirche. Dieser würdige Prälat, welcher den ersten Kirchenvätern an die Seite gesetzt zu werden verdient, arbeitete unermüdet zum Besten der Michuacaner, unterrichtete sie als ein Apostel,

und liebte sie als ein Vater: er führte Kirchen auf, grün
dete Hospitäler, und richtete für jede Indianische Nieder
lassung eine eigne Art von Handel ein, damit sie in dest
grösserer Einigkeit von einander abhängen, die Künst
vervollkommnen, und jeder eine bestimmte Lebensart er
greifen möchten. Das Andenken dieser Wohlthaten blie
weit länger als zwey Menschenalter noch so lebhaft be
den Einwohnern, als wenn ihr Wohlthäter noch am
Leben gewesen wäre. Die erste Sorge der Indianerin
nen besteht darin, daß sie, so bald als ihre Kinder eini
gen Verstand bekommen, ihnen einen Begriff von ihrem
Tata Don Vasco beyzubringen suchen, einem Nahmen,
den sie ihm aus Achtung für sein Andenken noch immer
beylegen. Sie erhalten solches Andenken durch Gemäl
de von ihm, legen alles was er that zu Gunsten ihrer
Nation aus, und gehen seinem Bildnisse nie vorbey ohne
ein Knie zu beugen. In der Stadt Pazcuaro gründete
er 1540 ein Seminarium zum Unterricht der Jugend,
und trug den Indianern zu Santa Fé, einem von ihm
angelegten Orte am Ufer des Sees Pazcuaro, auf, wö
chentlich einen Mann zum Dienst des Seminariums zu
stellen. Man gehorchte, und seit 200 Jahren hat nie
ein Indianer zum Dienst desselben gefehlt, ohne daß es
nöthig gewesen wäre sie zu fordern oder dazu zu nöthigen,
und dies geschieht blos aus Eifer für jene Wohlthaten
des würdigen Prälaten ihre Dankbarkeit an den Tag zu
legen. Sie heben seine Gebeine so heilig zu Pazcuaro
auf, daß sie, als das Kapitel der Kathedralkirche zu Val
ladolid solche einstens dorthin abführen lassen wollte, un
ruhig wurden, und sich zu einer gewaltthätigen Verthei
digung rüsteten: und dies wäre auch erfolgt, wenn das
Kapitel nicht von seinem Vorhaben, zur Vermeidung
alles Unfugs abgestanden wäre. Kann man einen stär
kern Beweis der Dankbarkeit eines Volks verlangen?

Aehnliche Beweise derselben Denkungsart haben
die Indianer an verschiedenen Orten des Königreichs ge
geben, indem sie Missionarien, die sie in der Religion

unterrichtet, zu behalten gewünscht. Beyspiele davon in den zwey letzten Jahrhunderten trifft man beym Torquemada im dritten Bande, und in Betancourts Mexicanischem Theater an. Von solchen, die zu unsern Zeiten geäussert worden, liessen sich viele Zeugnisse noch lebender Personen beybringen, und einige könnten wir selbst ablegen. Bezeigen sich die Amerikaner ja gegen ihre Herrn undankbar, so kommt es daher, weil sie beständig von ihnen üble Begegnungen erdulden, und dadurch gegen ihre Wohlthaten mißtrauisch werden. Sind sie aber von dem aufrichtigen Wohlwollen ihrer Wohlthäter überzeugt, so sind sie auch im Stande, aus Dankbarkeit ihr ganzes Eigenthum aufzuopfern. Alle diejenigen, welche die Sitten der Amerikaner gesehen, und aufmerksam beobachtet haben, bestätigen diesen Charakter.

Von allen Bemerkungen Paws wieder die Amerikaner ist keine beleidigender, als daß das Vergehen wieder die Natur, sowohl in den Inseln, als in Peru, Mexico, und ganz Amerika, ein gewöhnliches Laster gewesen. Wir begreifen nicht, wie Paw nach einer so abscheulichen Verleumdung in seiner Antwort an den Don Pernety, dreist behaupten kann, daß seine ganzen philosophischen Untersuchungen nichts als menschenfreundliche Gesinnungen athmen. Heißt das menschenfreundlich gesinnt, wenn man alle Nationen der neuen Welt durch den Vorwurf eines so unmenschlichen Lasters schändet? Heißt es menschenfreundlich, wenn er auf den Inca Garcilasso schimpft, weil er die Peruaner gegen diese Verleumdungen vertheidigt? Einige angesehene Schriftsteller beschuldigen zwar alle Amerikaner dieses Verbrechens: es giebt aber doch auch viele von eben dem Gewichte, die das Gegentheil behaupten; Paw hätte sich also, den Gesetzen der Menschlichkeit zufolge, dieser groben Beschuldigung enthalten sollen, um so mehr, da er eine so allgemeine Behauptung durch kein einziges Zeugniß irgend eines Schriftstellers belegen kann. Er findet

wohl einige, als den ungenannten Eroberer, den Gomara und Herrera, welche einzelne Amerikaner, oder höchstens einige Nationen dieses Lasters beschuldigen, aber kein einziger glaubwürdiger Geschichtschreiber hat sich unterstanden es allen Bewohnern der Inseln, in Peru, Mexico, und Amerika überhaupt aufzubürden. Alle Mexicanische Geschichtschreiber behaupten vielmehr einstimmig, daß die Mexicaner einen Abscheu dafür hatten; sie gedenken der harten Strafen, welche die Gesetze darauf verordneten, wie aus den Werken des Gomara, Herrera, Torquemada, Betancourt, u. a. m. erhellet. Las Casas bezeugt in seinem Memorial an Kayser Karl V. vom Jahr 1542, er habe auf den Spanischen Inseln Cuba, Jamaica und Porto Rico genaue Untersuchungen angestellt, und gefunden, daß die Einwohner gar keine Kenntniß von diesem Laster hätten. Eben das behauptet er von Peru, Yucatan, und allen Provinzen der neuen Welt überhaupt; vielleicht setzt er hinzu, begehen es hin und wieder einige, aber dem ganzen Welttheile muß man deswegen keinen solchen Vorwurf machen. Wer giebt also Paw die Vollmacht, die ganze neue Welt auf eine so beleidigende Art zu beschimpfen. Gesetzt die Amerikaner wären auch, wie er sich einbildet, Menschen ohne Schaam und Ehre, so verbieten ihm doch die Regeln der Menschlichkeit sie fälschlich zu verleumden. Zu solchen Ausschweifungen verleitet ihn sein lächerlicher Eifer, die Amerikaner herabzuwürdigen: seine wiedersinnige Logik verführt ihn aus einzelnen Vordersätzen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Vielleicht waren die Panucheser, oder irgend andre Amerikanische Völker diesem Laster ergeben, läßt sich aber daraus folgern, daß es in der ganzen neuen Welt geherrscht habe? Auf gleiche Weise könnten die Amerikaner die ganze alte Welt verläumden, weil es bey einigen alten Völkern in Asien, und unter den Griechen und Römern ein bekanntes Laster war. Ueberdieses hängt, so viel man weiß, heutiges Tages kein einziges Volk in Amerika diesem Laster an;

hingegen wissen wir durch verschiedne Schriftsteller, daß es noch bey einigen Asiatischen Völkern im Schwange geht, und daß sogar in Europa, wenn Locke und Paw anders die Wahrheit reden, unter den Türken von einer gewissen Profession, ein noch abscheulicheres Laster dieser Art herrscht, und daß sie anstatt einer strengen Strafe als Heilige angesehen, und mit den gröfsten Zeichen der Ehrerbietung verehrt werden.

Zu den vielen, den Amerikanern von Paw aufgebürdeten Beschuldigungen gehört auch der Selbstmord. Es ist allerdings wahr, daß sich zur Zeit der Eroberung viele erhiengen, in Abgründe hinabstürzten, oder sich zu Tode hungerten: aber ist es wohl zu verwundern, daß Menschen, die durch unaufhörliche Plagen und Bedrückungen zur Verzweiflung getrieben werden, die glaubten, daß ihre Götter sie verlassen, und daß alle Elemente sich wieder sie vereinigt hätten, eben das thaten, was so häufig unter den Römern, Galliern, den alten Spaniern, den heutigen Engländern [a]), Franzosen, Japanern, um einer geringen Ursache willen, aus falschen Begriffen von Ehre, aus Eigensinn und Leidenschaften geschieht? Wer wird sich einbilden, daß ein Europäer den Amerikanern Vorwürfe über den Selbstmord zu einer Zeit macht, wo es in England und Frankreich täglich geschieht [b]), wo man die richtigen aus der Natur und der Religion hergenommenen Grundsätze verbannt, und Grundsätze ausgedacht und Bücher geschrieben, um den Selbstmord zu vertheidigen? So weit geht der Unsinn, Amerika und dessen Bewohner herabzuwürdigen.

Eine ähnliche Partheylichkeit scheint den Spanischen Verfasser des allgemeinen Registers der Decaden

a) Wir wissen es aus dem Munde eines Mannes, der gerade in London war, als sich jemand ermordete, um sich der Mühe des täglichen An- und Auskleidens zu überheben.

b) In einem der letzt verflossenen Jahre, wurden in der einzigen Stadt Paris 150 Selbstmorde begangen.

des Herrera hingerissen zu haben, indem er aus Unbedachtsamkeit dasjenige allen Amerikanern beymißt, was Herrera in seinem Buche von einigen einzelnen mit allerley Ausnahmen behauptet. Wir schreiben ab, was in dem Register (Index) steht: „Die Indianer, heißt es, „sind sehr träge, lasterhaft, lieben den Trunk, sind von „Natur träge, schwach, lügenhaft, Betrüger, wankelmüthig, unbeständig, leichtsinnig, feige, unreinlich, „aufrührisch, diebisch, undankbar, unerbittlich, rachsüchtig, geringen Verstandes mehr als irgend eine Nation ꝛc., so daß man zweifeln möchte, ob sie vernünftige Geschöpfe sind; barbarisch und viehisch, daher sie „sich durch ihre Begierden wie unvernünftige Thiere hinreissen lassen.“ Dies ist die Sprache Paws, und andrer eben so menschenfreundlich denkender Verfasser. Es scheint sie halten sich nicht verpflichtet, die Wahrheit in Ansehung der Amerikaner zu glauben, und die Gesetze der Bruderliebe zu beobachten.

Es würde für einen Amerikaner von mäßiger Geschicklichkeit und Wissenschaft, wenn er das Wiedervergeltungsrecht gegen diese Schriftsteller ausüben wollte, etwas leichtes seyn, ein Buch unter dem Titel: Philosophische Untersuchungen über die Einwohner der alten Welt aufzusetzen. Nach Paws Methode würde er alles sammlen, was von den unfruchtbaren Gegenden der alten Welt, von den unzugänglichen Bergen, sumpfigen Ebenen, undurchdringlichen Wäldern, sandigen Wüsten, bösartigen Himmelsstrichen, von eckelhaften schädlichen Insekten, von Schlangen, Kröten, Skorpionen ꝛc., von ungestalten kleinen zaghaften vierfüßigen Thieren ohne Schwänze, und von Menschen geschrieben ist, die ausgeartet, von elender Gesichtsfarbe, ungestaltem Ansehen, schwächlicher Leibesbeschaffenheit sind, wenig Kopf, und einen Hang zur Grausamkeit haben. Käme er auf die Laster, was für ein weites Feld für sein Werk würde er da nicht finden! Wie viel Beyspiele von Niederträchtigkeit, Meineid, Grausamkeit, Aberglauben, und von

den gröbsten Ausschweifungen; mit einem Worte, den höchsten Grad aller Arten von Lastern. Blos die Geschichte der Römer, der berühmtesten Nation in der alten Welt, würde ihm eine unglaubliche Menge der schrecklichsten Bosheiten und Ausartungen der Menschheit liefern. Er würde zwar einsehen, daß diese Laster nicht allen Ländern und Bewohnern der alten Welt gemein sind, aber das hätte für einen, der sich Paw und seine Art zu schließen zum Muster nimmt, nichts zu bedeuten. Dies Werk müßte ohne Zweifel schätzbarer und glaubwürdiger ausfallen, als Paw seines, denn dieser führt blos Europäische Schriftsteller gegen Amerika an, der Amerikanische Verfasser nähme hingegen alles aus Europäischen Schriften, was er wieder die alte Welt schreiben würde.

Sechste Abhandlung.

Von der Cultur der Mexicaner.

Paw, der einen unauslöschlichen Groll gegen die neue Welt hegt, nennt alle Amerikaner Wilde und Barbaren, und setzt sie, in Ansehung des Fleißes und des Scharfsinnes, unter die rohesten Völker der alten Welt herab. Hätte er sich darauf eingeschränkt, zu sagen, daß die Amerikanischen Nationen größtentheils so uncultivirt, barbarisch, und in ihren Sitten so viehisch sind, als die meisten gesitteten Nationen Europens ehemals waren, und als noch manche in Asien und Afrika, ja auch in Europa sind; daß die civilisirtesten Nationen in Amerika nicht so civilisirt sind, als der größte Theil der Europäischen; daß ihre Künste bey weitem nicht so vollkommen, ihre Gesetze nicht so gut und so weislich eingerichtet sind; daß ihre Opfer unmenschlich und einige ihrer Gebräuche ausschweifend waren, so würden wir keine Ursache haben, ihm zu widersprechen. Aber kei-

nen Unterschied zwischen Mexicanern und Peruanern auf einer, und Karaiben und Irokesen auf der andern Seite zu machen, ihnen gar keine Verdienste und Tugenden einzuräumen, ihre Künste und Gesetze zu verkleinern, und diese thätigen Nationen unter die rohesten der alten Welt herabzusetzen, ist eigensinnige Beharrlichkeit, die neue Welt mit ihren Bewohnern verächtlich zu machen, anstatt die Wahrheit zu untersuchen, wie er, vermöge des Titels seines Buchs, thun sollte.

Wir nennen diejenigen Nationen Barbaren und Wilde, welche sich mehr durch ihren Eigensinn und natürliche Triebe, als durch Vernunft leiten lassen, kein geselliges Leben führen, keine Gesetze für ihre Verfassung, keine Richter bey ihren Streitigkeiten, und keine Obrigkeiten haben, um über ihr Betragen zu wachen, und zu ihren Bedürfnissen keine Künste kennen; endlich solche, die keine Begriffe von einem göttlichen Wesen, und keine Art von Gottesdienst zu dessen Verehrung haben. Die Mexicaner nebst den übrigen Nationen in Anahuac bekannten sowohl als die Peruaner, ein oberstes allmächtiges Wesen, obgleich ihre Meinungen, wie bey andern abgöttischen Nationen, mit Irrthümern und Aberglauben vermengt waren. Sie hatten Priester, Tempel, Opfer, und eingeführte Gebräuche für den einförmigen Dienst der Gottheit; sie hatten einen König, Statthalter, und Obrigkeiten, eine Menge Städte und eine starke Bevölkerung, wie wir bald zeigen werden; sie hatten Gesetze und Gebräuche, auf deren Beobachtung ihre Obrigkeiten und Statthalter acht geben mußten; sie hatten Handlung und Gewerbe, und sorgten sehr dafür, daß bey den Contracten auf Gerechtigkeit und Billigkeit Rücksicht genommen ward. Ihre Ländereyen waren ordentlich eingetheilt, und jedem ward sein Eigenthum und der Besitz seines Bodens zugesichert. Sie trieben den Ackerbau und allerley Künste, nicht blos die zum menschlichen Leben unentbehrlich sind, sondern auch die zum Vergnügen und zur Ueppigkeit beytrugen.

Braucht es noch mehr, um Nationen von der Beschuldigung der Wildheit und Barbarey frey zu sprechen? Paw verlangt noch dazu den Gebrauch des Geldes, des Eisens, die Kunst zu schreiben, Schiffe zu bauen, steinerne Brücken aufzuführen, und Kalk zu brennen. Er sagt, ihre Künste waren roh und unvollkommen, ihre Sprache arm an Zahlen und Wörtern zu allgemeinen Begriffen, ihre Gesetze wären für nichts zu rechnen, weil da, wo Anarchie und Despotismus herrschen, keine Statt finden.

Erster Abschnitt.

Vom Mangel an Gelde.

Paw spricht allen Amerikanern die Cultur ab, weil sie sich keines Geldes bedienten: um dies zu beweisen, führt er folgende Stelle aus dem Montesquieu an °): „Als Aristippus nach einem Schiffbruch an die Küste geschwamm, und im Sande einige geometrische Figuren verzeichnet fand, freuete er sich, weil er glaubte, daß hier Griechen und keine Barbaren wohnen müßten. Träfe man auf gleiche Weise, wenn man in ein unbekanntes Land versetzt würde, Geld an, würde man nicht glauben unter ein gesittetes Volk gerathen zu seyn?“ Allein hat Montesquieu gleich recht vom Gebrauch des Geldes auf ein gesittetes Volk zu schließen, so ist es doch falsch, wenn Paw aus dem Nichtgebrauch des Geldes einen Mangel an Cultur herleiten will. Verstehen wir unter Geld klingende Münze mit dem Bildnisse des Regenten oder dem Wappen, so ist ausgemacht, daß der Mangel daran kein Zeichen der Barbarey ist. „Die Athenienser, sagt Montesquieu, bedienten sich keiner klingenden Münze von Metall, sondern der Ochsen statt des Geldes, so wie die Römer der

c) Esprit des Loix, L. 18. c. 13.

„Schaafe.“ Daher ist das Wort Pecunia entstanden weil die Römer ein Schaaf auf ihre ersten Münzen präg ten, die sie hernach bey ihren Contracten gebrauchten Die Griechen waren gewiß zu Homers Zeiten schon ei sehr cultivirtes Volk, weil unter einem rohen Volke un möglich ein Mann aufstehen konnte, der die beyden un sterblichen Gedichte, die Odyssee und Iliade, verfertig te, die nach 27 Jahrhunderten noch immer bewunder werden, und nie übertroffen sind. Gleichwohl kannte die Griechen damals noch kein geprägtes Geld, wie au den Werken dieses berühmten Dichters erhellet, welcher um den Werth einer Sache anzudeuten, solchen nie an ders, als durch eine gewisse Anzahl von Ochsen un Schaafen bestimmt. Im 7ten Buche der Iliade sag er z. E. Glaucus habe seine goldnen Waffen, die hun dert Ochsen werth waren, für des Diomedes seine hin gegeben, die nur von Kupfer, und nicht über neun werth waren. So oft er von einem durch einen Con tract geschlossenen Kauf redet, sagt er immer, da solcher durch Tausch oder Umsatz geschehen. In den alten Streite zwischen den beyden Sekten von Rechtsge lehrten, den Sabinianern und Proculianern, behaupte ten erstere, daß ein wahrer Kauf und Verkauf ohn einen Preis geschlossen werden könne, und bewiesen ihr Meinung durch gewisse Stellen aus dem Homer, w von denen, die blos gegen einander tauschten, gesag wird, daß sie kauften und verkauften. Die Lacedämo nier waren eine gesittete Nation in Griechenland, gleich wohl hatten sie keine Münze im Gebrauch: und es wa eines von Lycurgs Hauptgesetzen, daß kein Handel an ders als durch Tausch getrieben werden dürfte [d]). Di Römer hatten kein geprägtes Geld eher als zu den Zei ten des Servius Tullius, und die Perser nicht eher als unter dem Darius Hystaspes, gleichwohl wurden die

d) Emi singula non pecunia sed compensatione mercium suffit. Iustin. L. 3.

lationen vor diesen Epochen nicht zu den Barbaren ge-
hlt. Die Hebräer waren, wenigstens von den Zeiten
r Richter an, ein civilisirtes Volk, wir finden aber
cht, daß geprägtes Geld vor den Maccabäern bey ih-
n üblich gewesen. Der Mangel an Münze ist folg-
ch kein Beweis der Barbarey.

Wenn man nach Montesquieus Erklärung e) un-
r Geld ein Zeichen versteht, das den Werth aller
Waaren andeutet, so ist ausgemacht, daß die Mexica-
r und alle übrigen Nationen in Anahuac, die wilden
hechemecas und Otomies ausgenommen, Geld zu ih-
m Handel gebrauchten. Was waren die Cacaoboh-
n, deren sie sich auf dem Markte zu allen Arten von
auf beständig bedienten, anders als ein Zeichen, wel-
es den Werth der Waaren andeutete. Die Bohnen
tten ihren bestimmten Werth und wurden gezählt,
n sich aber die Mühe des Zählens zu ersparen, wenn
e Waare viele tausend Bohnen werth war, so wußten
schon, daß ein Sack von einer bestimmten Größe
Xiquipilli, oder 24000 Bohnen enthielt. Wer wird
ugnen, daß diese Bohnen viel bequemer statt klingen-
r Münze dienen können, als der Römer und Griechen
re Ochsen und Schaafe, oder als das Salz, dessen
h die Abyssinier heutiges Tages bedienen? Ochsen und
chaafe taugten zum Ankauf von Kleinigkeiten nicht,
d befiel Krankheit oder sonst ein Unglück diese Thiere,
waren die Eigenthümer arm, weil sie kein anderes
apital hatten. „Man hat Metall, sagt Montesquieu,
einer Dauer halben, zur Münze angenommen: das
Salz hat den Fehler, daß es immer abnimmt.“ Ca-
obohnen können hingegen zu jeder Waare gebraucht
erden, lassen sich leicht fortschaffen, und mit weniger
efahr und Mühe aufbewahren und erhalten.

Einige glauben vielleicht, daß der Gebrauch der
acaobohnen zum Handel dieser Nationen ein bloßer

e) Im Esprit de Loix.

Tausch gewesen: aber das war es nicht; denn es gab verschiedene Arten dieser Bohnen, indem die kleinen Tlalcacahuatl, welche zur Speise und Trank gebraucht wurden, nicht statt des Geldes dienten; sondern dazu hatten sie eine schlechtere und zum Genuß nicht so taugliche Gattung. Diese circulirte beständig als Münze f) und ward nicht anders als im Handel und Wandel gebraucht. Alle sowohl Spanische als Indianische Geschichtschreiber von Mexico reden von dieser Art des Geldes. Der andern vier Arten, die wir im 7ten Buche erwähnt haben, gedenken bloß Torquemada und Cortez. Dieser versichert in seinem letzten Briefe an Karl V. er habe nach angestellten Untersuchungen wegen des Handels dieser Nationen, gefunden, daß in Tlacheo und andern Provinzen mit Münze gehandelt werde. Hätte er nicht von geprägten Münzen reden wollen, so würde er den Gebrauch nicht bloß auf Tlacheo und einige andre Provinzen eingeschränkt haben, weil ihm, ohne weitere Untersuchung, wohl bekannt war, daß auf dem Markte zu Mexico, wo er oft zugegen gewesen, statt Geldes Cacaobohnen, und gewisse kleine Kleidungsstücke von Baumwolle, Patolquachtli genannt, und Goldstaub in Gänsespulen, gebraucht wurden. Es ist also noch zweifelhaft, ohngeachtet dessen, was in unserm obgedachten Buche gesagt worden, ob gemünztes Geld bey ihnen gewöhnlich war, und ob theils die Stücken Zinn, die Cortez anführt, theils die Stücken Kupfer in Gestalt eines T, deren Torquemada gedenkt, Arten von Münzen waren, die durch ein Gepräge von dem Regenten, oder seinen Vasallen, einen gesetzmäßigen Werth hatten.

Zur Vermeidung aller Betrügereyen im Handel, durften blos gemeine Sachen auf dem Markte verkauft

f) In der Hauptstadt Mexico, wo jährlich in Silber und Gold 18 bis 20000 Pesos fuertes geprägt werden, bedient sich der gemeine Mann noch der Cacaobohnen, um Kleinigkeiten auf dem Markte zu kaufen.

erden; welcher, wie gesagt, in der allerschönsten Ord-
ung gehalten ward. Alles Gemüse war durch die
brigkeit bestimmt, gewisse Commissarien mußten auf
lles ein wachsames Auge haben, und den Handelsrich-
rn lag ob, alle Streitigkeiten der Kaufleute zu unter-
chen und alle Vergehungen zu bestrafen: gleichwohl
ehauptet Paw von den Mexicanern, daß sie, in An-
hung der Industrie, dem rohesten Volke in der alten
Welt nachstehen müssen, darunter es gleichwohl manche
ebt, die nach so vielen Jahrhunderten, und dem Bey-
iele ihres eignen Welttheils, noch die Vortheile von
eprägter Münze nicht kennen.

Zweyter Abschnitt.

Vom Gebrauche des Eisens.

Der Gebrauch des Eisens ist eines von den Stü-
en, die Paw voraussetzt, wenn eine Nation cultivirt
enannt werden soll. Hätte Gott also dieses Metall nicht
eschaffen, so wären, nach dieses Philosophen Grund-
tze, alle Menschen Barbaren geblieben. Allein er
iebt uns an eben dem Orte seines Buchs, wo er den
merikanern Barbarey vorwirft, alle erwünschte Grün-
e an die Hand, ihn zu widerlegen. Er versichert, daß
ganz Amerika nur wenig Eisengruben gefunden wer-
en, und daß das Eisen im Vergleich dessen in der alten
Welt so schlecht ist, daß es sich nicht einmal zu Nägeln
ebrauchen läßt. Er erzählt uns, die Amerikaner hät-
n das in der alten Welt jetzt verlorne Geheimniß be-
ssen, das Kupfer wie Stahl zu härten, daß Godin
n J. 1727. (vermuthlich 1747, denn im J. 1727.
ar er noch nicht nach Peru gereiset) an den Grafen
Maurepas eine alte Axt von hartem Kupfer gesandt,
elche der Graf Caylus untersucht, und so hart als das
upfer zu den Waffen der alten Griechen und Römer
funden, welche zu vielen Sachen, wozu wir jetzt Ei-

sen nehmen, keines gebrauchten, entweder weil es würklich seltner war, oder weil ihr gehärtetes Kupfer unsern Stahl übertraf. Zuletzt setzt er hinzu, der Graf Caylus habe sich über diese Kunst sehr verwundert, und es nicht für die Arbeit der dummen und viehischen Peruaner, welche die Spanier bey der Eroberung antrafen, sondern von einer ältern industriösern Nation gehalten, doch widerspricht Paw ihm in diesem Punkte.

Aus allen diesen von Paw entlehnten Bemerkungen ziehen wir folgende vier wichtige Folgerungen. 1) Die Amerikaner hatten die Ehre, den beyden berühmtesten Nationen der alten Welt im Gebrauch des Kupfers nachzuahmen. 2) Sie handelten weislich, daß sie sich keines Eisens, das nicht einmal zu Nägeln taugte, sondern einer Art von Kupfer bedienten, dem sie die Härte des Stahls gaben. 3) Wenn sie gleich die gemeine Zubereitung des Eisens nicht verstunden, so besaßen sie doch die weit sonderbarere Kunst, das Kupfer zu härten, welche die Künstler unsers erleuchteten Jahrhunderts noch nicht wieder herstellen können. 4) Der Graf Caylus fällte ein eben so falsches Urtheil von den Peruanern, als Paw von allen Amerikanern überhaupt. Dies sind richtige aus dieses Philosophen Meinungen entlehnte Sätze über den Gebrauch des Eisens, sie beweisen aber den Mangel an Industrie nicht, wie er behauptet. Wir möchten ihn wohl fragen, ob mehr Industrie dazu gehört, mit Eisen, nach Europäischer Art, oder ohne Eisen alle Arten von Steinen und Holz zu bearbeiten, mancherley Arten von Waffen zu verfertigen, und ohne Eisen die artigsten Arbeiten von Gold, Silber, und Edelgesteinen zu liefern, wie die Amerikaner thaten. Der besondre Gebrauch des Eisens ist kein Beweis eines großen Kunstfleißes von Seiten der Europäer. Die ersten Menschen erfanden ihn, und er pflanzte sich immer fort; so wie die Amerikaner ihn von den Europäern erlernten, so hatten ihn ehemals die Europäer von den Asiatern überkommen. Die ersten Bevöl-

kerer von Amerika kannten den Gebrauch des Eisens sicher, weil die Erfindung beynahe so alt ist als die Welt: aber sie fanden nicht gleich, wie wir bereits in unsrer ersten Abhandlung gemuthmaßt haben, Eisengruben im nördlichen Amerika, wo sie sich niederließen, und diese Wissenschaft gieng dadurch bey ihren Nachkommen verloren.

Wenn endlich diejenigen Barbaren heißen sollen, welche nichts vom Gebrauch des Eisens wissen, was sind denn wohl die, welche nichts vom Feuer wissen? In dem ungeheuern Amerika hat sich keine so rohe Nation oder Horde gefunden, die nicht gewußt Feuer zu Wege zu bringen, und solches zum gemeinen Gebrauch im menschlichen Leben anzuwenden; hingegen hat man in der alten Welt so wilde Menschen angetroffen, die weder Feuer noch dessen Nutzen kannten. So waren die Bewohner der Marianischen Inseln, die, nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber, kein Feuer kannten, bis die Spanier bey ihnen anlangten. Dennoch will uns Paw überreden, daß die Amerikaner wilder als alle Wilden der alten Welt sind.

Ueberdieses ist Paw eben so irrig in dem was er vom Eisen sagt, als was er vom Kupfer denkt. Man hat in Neu-Spanien, Chili, und vielen andern Amerikanischen Provinzen eine Menge Gruben von gutem Eisen entdeckt, und wäre ihre Bearbeitung zum Nachtheil des Spanischen Handels, nicht verboten, so könnte Amerika die Europäer eben so gut mit Eisen, als mit Gold und Silber versorgen. Hätte Paw gewußt Untersuchungen über Amerika anzustellen, so würde er aus dem Herrera gelernt haben, daß es auf der Insel Hispaniola besseres Eisen giebt, als selbst in Biscaja, und daß man in der Mexicanischen Küsten-Provinz Zacatula drey Arten von Kupfer antrifft; die eine ist hart, und man bedient sich ihrer statt des Eisens, um Aexte, Beile, Waffen und Ackerbauinstrumente daraus zu verfertigen; die andre gemeinere Art ist weicher, und wird zu

Töpfen, Becken, und dergleichen Geräthe gebraucht
Die Liebe zur Aufrichtigkeit nöthigt uns, in gleiche
Maasse, die Progressen der Amerikaner in der Industri
zu vertheidigen, und die vorgeblich der neuen Welt zu
geschriebenen Erfindungen zu verwerfen. Von dem Ge
heimnisse, welches die Amerikaner in der That besaßen
lesen wir beym Oviedo, einem Augenzeugen, der Kennt
nisse von den Metallarbeiten besaß, folgendes: „Di
„Indianer verstehen sehr gut Kupfer und Gefäße vo
„schlechtem Golde zu vergolden, und ihnen einen solche
„Glanz zu geben, daß es wie Gold von 22 Karat un
„noch feiner aussieht: dies bewürken sie vermittelst g
„wisser Kräuter. Die Vergoldung ist so vortreflich
„daß ein Spanischer und Italienischer Goldschmidt sic
„für sehr reich schätzen würde, wenn er dieses Geheim
„niß besäße."

Dritter Abschnitt.

Von der Kunst Schiffe und Brücken zu bauen, und Kalk zu brennen.

Wenn andre Nationen wegen der Unwissenheit i
Schiffbauen Vorwürfe verdienen, so paßt dieses nic
auf die Mexicaner: sie hatten weder Gelegenheit no
Bedürfnisse dazu, weil sie sich erst in den letzten Jahre
ihrer Monarchie Meister von den Küsten machten. D
Völker, welche vorher die Seeküsten auf beyden Se
ten bewohnten, begnügten sich damit, die bey ihn
üblichen Böte zum Fischen und zum Handel mit ihre
Nachbarn zu bauen. Sie besaßen weder Herrschsuc
noch Geiz, welches immer die Triebfedern langer Se
reisen gewesen, und dachten also nicht daran, Länder
erobern, die andre rechtmäßig besaßen; sie fühlten k
nen Trieb, jene kostbaren Metalle, nach welchen ni
mand bey ihnen fragte, aus entfernten Ländern zu h
len. Sie hatten ihre Hauptstadt zwar in geringer E

ernung von der See angelegt, blieben aber 500 Jahre
hne große Schiffe zu bauen g), bis die Begierde, ihre
Herrschaft zu erweitern, und sich Meister von Sicilien
u machen, sie auf die Gedanken brachte, Schiffe zu
auen, um die Meerenge, welche sie davon trennte, zu
assiren. Darf man sich also wundern, daß Amerika-
nische Nationen, die keinen solchen Trieb, ihr Vater-
and zu verlassen, fühlten, auch an eine solche Erfindung,
um Transport in entfernte Länder, nicht dachten? So
iel ist gewiß, daß sich daraus, daß ihnen der Schiffs-
au fehlte, kein Mangel an Industrie bey Nationen her-
eiten läßt, die kein Interesse dabey hatten, ihn zu er-
inden.

Eben so verhält es sich mit der Erfindung der Brü-
ken. Paw versichert, daß man bey der Entdeckung
on Amerika keine einzige steinerne Brücke gefunden,
eil die Amerikaner nicht verstunden Bogen zu bauen,
nd Kalk zu gebrauchen. Alle drey Behauptungen ent-
alten eben so viel grobe Irrthümer. Die Mexicaner
ußten sehr wohl steinerne Brücken zu bauen; man sieht
nter den Ueberbleibseln ihrer Architektur bis auf den
eutigen Tag dicke und feste Pfeiler, welche die Brü-
ken über die Tola trugen. Die Reste ihrer alten Pal-
äste zu Tezcuco, und noch mehr ihre Temazcalli, oder
Dampfbäder, zeigen uns den alten Gebrauch von Bo-
gen und Gewölben bey den Mexicanern und übrigen
Völkern in Anahuac. Diego Valades, welcher wenige
Jahre nach der Eroberung in Mexico anlangte, und
sich dort 30 Jahre aufhielt, giebt uns in seiner christli-

g) Appius wandte allen möglichen Fleiß an, den Ma-
mertinern zu Hülfe zu kommen. Um seinen Zweck zu errei-
chen, wollte er die Straße bey Messina passiren; aber die
Unternehmung war zu kühn, gefährlich, und aller Wahr-
scheinlichkeit nach unmöglich. Die Römer hatten damals
keine zum Krieg tauglichen Schiffe, sondern bloße Barken,
oder schlecht gebauete Fahrzeuge, die man mit den Kanoen
der Indianer vergleichen könnte. Rollin Hist. Rom. L. 2.

chen Rhetorik die Vorstellung von einem kleinen Tem-
pel, den er sahe, und läßt uns also in diesem Stücke
keinen Zweifel übrig.

Es gehört Paws dreiste Voreiligkeit dazu, um zu
behaupten, daß das Geheimniß, Kalk zu verfertigen,
in ganz Amerika unbekannt gewesen, weil die Spani-
schen Eroberer sowohl, als die ersten Missionarien für
gewiß bezeugen, daß die Völker in Mexico sich nicht
nur des Kalks bedienten, sondern auch die Kunst be-
saßen, die Wände ihrer Häuser und Tempel zu weissen
und aufs feinste zu poliren. Aus dem B. Diaz, Go-
mara, Herrera, Torquemada, und andern Geschicht-
schreibern erhellet, daß die Spanier bey ihrem ersten
Eintritt in die Stadt glaubten, daß die Wände des vor-
nehmsten Pallasts in Mexico, wegen des Schimmers und
der Glätte, von Silber wären. Endlich beweisen die
Abbildungen von den zu entrichtenden Tributen in der
Mendoza Sammlung, daß die Städte Tepejacac, Te-
chamachalco, Quecholac u. a. m. verbunden waren, den
Könige von Mexico jährlich 4000 Säcke Kalk zu lie-
fern. Hätten wir aber diese Beweise auch nicht, so sind
doch die noch vorhandenen Ueberbleibsel in Tezcuco,
Mictlan, Guatusco und manchen andern Orten in Neu
Spanien überzeugende Beweisthümer genug, daß wir
die Wahrheit behaupten, und beschämen zugleich Paws
unüberlegte Behauptungen.

Acosta gesteht zwar, daß die Peruaner weder Kalk
hatten, noch Bogen und Brücken von Stein baueten,
woraus Paw den Schluß zieht, als ob der Kalk in ganz
Amerika unbekannt gewesen sey: allein er, der kein ge-
meiner Mann war, und nichts, was Amerika betrifft,
vergrößert noch verkleinert, lobt doch die bewunderns-
würdige Geschicklichkeit der Peruaner in Ansehung ihrer
Brücken von Totora, oder Rohr, an der Mündung
des Sees Titicaca und andrer Orten, wo die große
Tiefe und Schnelligkeit der Flüsse es nicht erlaubten,
steinerne Brücken anzulegen, oder sich der gefährlichen

Böte zu bedienen. Er versichert, daß er die Flüsse vermittelst dergleichen Brücken und Böten passirt sey, und daß man keine Gefahr dabey zu befürchten habe. Paw wagt es zu behaupten, die Peruaner hätten nichts von Böten gewußt, sich keiner Fenster in ihren Häusern bedient, und muthmaßt sogar, daß letztere keine Dächer gehabt. Dies sind die ungereimten Stuben-Speculationen eines Schriftstellers über Amerika: er verräth dadurch sehr deutlich, daß er nichts von den Bejucos, oder Peruanischen Brücken weiß, und keine Begriffe von den Flüssen in Südamerika hat.

Vierter Abschnitt.

Vom Mangel der Buchstaben.

Keine Nation in Amerika kannte die Kunst zu schreiben, wenn man darunter die Kunst versteht, Wörter auf Papier, Häuten, Zeug oder etwas ähnliches durch Zusammenstellung verschiedner Charaktere auszudrücken; versteht man aber darunter die Kunst, abwesenden Personen, oder der Nachwelt einen Gegenstand durch Figuren, Hieroglyphen, oder Zeichen vorzustellen und begreiflich zu machen, so ist ausgemacht, daß die Mexicaner, Tlascalaner und übrigen gesitteten Nationen in Anahuac solche kannten und häufig gebrauchten. Zum Beweise, daß Amerika und dessen Bewohner ganz neu waren, führt Buffon an, wie bereits an einem andern Orte gesagt worden, daß auch die in Gesellschaft beysammen lebenden Personen nichts von der Kunst wußten, ihre Begebenheiten der Nachwelt durch dauerhafte Zeichen zu überliefern, ob sie gleich die Gewohnheit hatten, sich einander in einiger Entfernung ihre Gedanken mitzutheilen, und gleichsam mit Knoten, die in Stricken gemacht wurden, zu schreiben. Aber diese Kunst, deren sie sich zwar zur Unterhandlung mit Abwesenden bedienten, war doch nicht hinlänglich, um et-

was für die Nachwelt aufzubehalten. Die historischen Gemälde der Mexicaner waren hingegen dauerhafte Zeichen, der Nachwelt das Andenken an gewisse Begebenheiten an entfernten Orten, und aus alten Zeiten zu überliefern. Buffon verräth eben so viel Unwissenheit in der Mexicanischen Geschichte, als er Kenntnisse in der Naturhistorie besitzt. Paw räumt den Mexicanern zwar die Kunst ein, die Buffon ihnen unrechtmäßiger weise abspricht, setzt aber doch verschiedene Bemerkungen hinzu, um sie zu verkleinern. Einige darunter müssen wir, wegen des Sonderbaren, anführen.

Er sagt, die Mexicaner bedienten sich keiner Hieroglyphen, ihre Gemälde wären nur grobe Umrisse der Gegenstände, um einen Baum vorzustellen, malten sie einen Baum; nirgends zeige sich in ihren Gemälden Kenntniß von Licht und Schatten, und ein Begriff von Perspektiv oder Nachahmung der Natur; sie hätten keine Fortschritte in dieser Kunst gemacht, in der Absicht, das Andenken ehemaliger Begebenheiten dadurch zu erhalten; die einzige Kopie historischer Gemälde, die von dem Verbrennen der ersten Missionarien gerettet worden, sey diejenige, welche der erste Vicekönig von Mexico an Karl V. gesendet, und die hernach durch Thevenot in Frankreich, und Purchas in England, herausgegeben worden; diese Malerey sey aber so schlecht und grob ausgeführt, daß man, wie der Erklärer sagt, nicht unterscheiden könne, ob sie von acht Königen in Mexico, oder acht Concubinen des Montezuma handele u. s. w.

Hier verräth Paw durchgehends seine Unwissenheit, und daher kommt seine Voreiligkeit im Schreiben. Verdient dieser Philosoph, der nur die elenden Kopien des Purchas davon gesehen, wohl mehr Glauben, als diejenigen, welche mehrere Originalgemälde der Mexicaner vor Augen gehabt, und fleißig studiert haben? Paw will den Mexicanern den Gebrauch der Hieroglyphen nicht einräumen, weil man nicht von ihm denken soll, daß er ihnen einige Aehnlichkeit mit den alten Egyp-

ern einräume. Kircher, der berühmte Lobredner Egyp-
ischer Alterthümer, in seinem Oedipus Aegyptiacus,
nd Adrian Walton in der Vorrede zu seiner Polyglotte,
ind mit Paw einerley Meinung, allein sie haben keinen
ndern Beweis, als gedachte Kopie des Purchas. Hin-
egen Motolinia, Sahagun, Valades, Torquemada,
Arrigo Martinetz, Siguenza, und Boturini, welche
ie Mexicanische Sprache verstunden, mit den Indias
nern umgiengen, und viele alte Gemälde sahen und stu-
dierten, versichern, daß die Mexicaner die Gegenstände
uf verschiedene Weise darstellten, theils durch Hiero-
glyphen, theils durch allerley symbolische Vorstellungen.
Eben dieses bezeugen Gomara und Acosta in ihren Ge-
schichten, Eguiara in der Vorrede seiner Mexicanischen
Bibliothek, und die gelehrten Spanier, welche des Gar-
cia Werk, vom Ursprunge der Indianer, mit neuen
Anmerkungen herausgegeben haben. Siguenza hat den
Kircher in seinem Theater politischer Tugenden stark wi-
derlegt. Kircher widerspricht sich offenbar selbst: denn
er gesteht im ersten Bande seines Oedipus, wo er die
Mexicanische Religion mit der Egyptischen vergleicht,
daß die Theile, woraus das Götzenbild Huitzilopochtli
bestund, viele geheimnißvolle Bedeutungen hatten. Aco-
sta sagt in seiner vom Paw selbst geschätzten Geschichte
bey Gelegenheit der Beschreibung dieses Götzenbildes:
alle jetzt beschriebenen Zierathen, und die übrigen nicht
minder beträchtlichen hatten ihre besondere Bedeutungen,
wie die Mexicaner bezeugten; und in der Beschreibung
des Götzenbildes Tezcatlipoca drückt er sich folgenderge-
stalt aus: „Sein Haar war mit einer goldnen Schnure
„zusammen gebunden, daran ein goldner Ohrring hieng,
„darauf waren Wolken von Dunst gemalt, welche das
„Gebet der Nothleidenden und Sünder andeuteten, die
„von ihm erhört wurden, wenn sie sich ihm empfahlen.
„In der linken Hand hielt es einen goldnen Fächer mit
„schönen grünen, blauen und gelben Federn, welche wie
„ein Spiegel glänzten: dies sollte andeuten, daß der

„Gott alles, was in der Welt vorgieng, in diesem Spie„gel sähe. Die vier Pfeile in der rechten zielten auf di„Bestrafung der Missethaten.“ Was sind alle dies und andre in unserm 6ten Buche angeführten Attribut der Gottheiten anders als Symbole und Hieroglyphen die mit der Egypter ihren viele Aehnlichkeit haben?

Paw sagt, daß die Mexicaner, um einen Baum vorzustellen, nichts anders thaten, als einen Baum z malen; was thaten sie aber um Tag und Nacht, einen Monat, ein Jahr, eine Centurie, Namen von Perso nen anzudeuten? Wie konnten sie die Zeit und andr Dinge, welche keine Figur haben, vorstellen, ohne sich gewisser Symbole und Charaktere zu bedienen? „Die „Mexicaner, schreibt Acosta, hatten Figuren und Hie„roglyphen, wodurch sie die Gegenstände vorstellten „d. h. was eine Figur hatte, ward durch seine Figur „vorgestellt; hatte es keine eigentliche Gestalt, so bedien„ten sie sich andrer Charaktere um es anzudeuten. Auf „diese Weise machten sie alles vorstellig, was sie nur „wollten; um die Zeit anzudeuten, darin etwas vorfiel, „malten sie Räder, wovon ein jedes eine Centurie von „52 Jahren andeutete u. s. w.“ h)

Paw hält sich über die Säcular-Räder der Mexicaner auf, wovon **Carreri**, wie er sagt, gewagt eine Erklärung zu geben, als eine Nachahmung des Spanischen Professors **Congara**, der aber nicht das Herz gehabt, sein darüber versprochenes Werk herauszugeben, weil seine Freunde ihm versicherten, daß es voller Irrthümer wäre. Hier zeigt es sich wieder, daß Paw nichts schreibt, ohne Fehler zu machen. Gedachter Professor, dem **Carreri** oder **Gemelli** nachahmt, war kein Spanier, sondern ein in Mexico geborner Creole, und hieß nicht Congara, sondern Siguenza und Gongora; seine Mexicanische Cyclographie, welches das vom Gemelli benutzte Werk ist, gab er nicht aus Furcht für den

h) Stor. Nat. e Mor. L. VI. c. 7.

Tadel des Publikums, sondern wegen der großen Kosten des Druckerlohns in dortigen Ländern nicht heraus, wodurch nicht blos des Siguenza, sondern vieler andern Gelehrten Schriften ins Stocken gerathen sind. Das Vorgeben, als ob ihn seine Freunde wegen der vielen Irrthümer davon abgerathen, scheint nicht blos ein Fehler der Unachtsamkeit, sondern vorsetzlich ersonnen zu seyn, um das Publicum zu mißbrauchen und zu hintergehen. Wer könnte Paw wohl eine so sonderbare Anekdote unter den Fuß gegeben haben, wovon man in Neuspanien nichts weiß, wo das Andenken dieses großen Mannes so berühmt ist, und wo die Gelehrten den Verlust dieses und vieler andrer Werke von ihm beklagen? Was hatte Siguenza von der Bekanntmachung der Mexicanischen Räder zu befürchten, da Valades sie bereits 100 Jahre vorher in Italien bekannt gemacht, und den Motolinia, Sahagun, Gomara, Acosta, Herrera, Torquemada, und Martinez, insgesammt Europäer, und Ixtlilxochitl, Chimalpain, Tezozomoc, Niza, Ayala, und andre Mexicanische, Acolhuanische und Tlascalanische Geschichtschreiber sie beschrieben haben? Diese Schriftsteller stimmen insgesammt mit dem Siguenza, in Ansehung der Mexicanischen Räder, der Centurie, des Jahres und der Monate überein, und gehen nur blos in Ansehung des Anfangs eines Jahres, und der Namen einiger Monate von einander ab, wovon wir die Ursachen im 6ten Buche angeführt haben. Außerdem kommen alle Verfasser, die davon geschrieben, sie mögen Spanier oder Amerikaner seyn, und deren ist eine große Menge, darin überein, daß die Mexicaner und andre Nationen dieses Landes sich dieser Räder bedienten, um ihre Centurie, Jahre und Monate anzuzeigen; daß die Centurie aus 52 Jahren, das Jahr aus 365 Tagen, und 18 Monaten, jeder von 20 Tagen, nebst 5 Schalttagen, oder Nemontemi, bestund, daß sie in jeder Centurie vier Perioden von 13 Jahren zehlten, und die Tage ebenfalls in 13 Perioden eintheilten; daß sie für

die Jahre nur vier Namen und eben so viel Charaktere hatten, nemlich das Kaninchen, das Rohr, den Kieselstein, und das Haus, welche wechselsweise mit Beysetzung verschiedener Zahlen gebraucht werden.

Paw hält dieses für unmöglich, weil es voraussetzt, daß sie eine lange Reihe astronomischer Beobachtungen gehabt haben müßten, um das Sonnenjahr zu reguliren, und dieses wäre bey der großen Unwissenheit, darin diese Völker lebten, unmöglich gewesen. Wie konnten sie ihre Zeitrechnung berichtigen, da sie keine Worte hatten, um über drey zu zählen? Hatten die Mexicaner also eine Methode, die Zeit richtig einzutheilen, so verdienen sie nicht den Namen eines barbarischen Volks, sondern eines gesitteten und cultivirten, und sie mußten dieses schon bis zu einem hohen Grade seyn, um eine Reihe Astronomischer Beobachtungen anzustellen, und richtige Begriffe von der Astronomie zu bekommen. An der Gewißheit der ordentlichen Abtheilung der Zeit bey den Mexicanern darf man im geringsten nicht zweifeln, denn wenn das einhellige Zeugniß der Spanischen Geschichtschreiber, in Ansehung der bey den Mexicanern üblichen Communion, nicht in Zweifel gezogen werden darf, wie Paw selbst einräumt [i]), warum wollen wir denn die Methode dieser Nationen, Jahre und Centurien zu zählen, und deren Uebereinstimmung mit dem Sonnenlauf nicht glauben, da doch beydes als Thatsachen von den Spanischen, Mexicanischen und Tlascalanischen Geschichtschreibern bestätigt wird. Die Versicherung davon durch Spanier ist in diesem Stücke von desto größerm Gewicht, weil sie nach Paws eignem Geständnisse, vielmehr geneigt sind, die Nationen in Ame-

i) Ie Vous avoue que le consentement de tous les Historiens Espagnols ne permet guere de douter, que ces deux peuples Americains (die Mexicaner und Peruaner) n'eussent dans la Somme immense de leurs Superstitions grossieres quelques usages, qui ne differoient pas beaucoup de ce qu'on nomme la communion parmi nous. Tom. 2. Lettre 1.

rika herabzuwürdigen, und ihnen wohl gar lieber die Vernunft absprechen möchten. Man muß also nothwendig die Nachrichten der Historiker von diesen Rädern für wahr, und die Mexicaner nicht für so einfältig halten, als Paw behauptet. Was er von dem Mangel an Worten für Zahlen falsches schreibt, davon haben wir schon an einem andern Orte geredet.

Man kann den Inhalt der Mexicanischen Gemälde nicht wissen, behauptet Paw ferner, weil die Spanier sie nicht verstanden, bis die Mexicaner solche erklärten, da doch keiner bisher so viel gewußt hat, um ein Buch übersetzen zu können. Um den Spanier die Gemälde verständlich zu machen, war den Mexicanern die Kenntniß der Spanischen Sprache nicht nothwendig, weil die Spanier nur Mexicanisch verstehen durften, zudem wird nicht so viel Sprachkenntniß zur Erklärung von Malereyen, als zur Uebersetzung eines Buchs erfordert. Paw giebt vor, kein Spanier habe die Aussprache des Mexicanischen, wegen seiner Rauhigkeit, lernen können, und kein Mexicaner habe, wegen der geringen Fähigkeiten der Nation, Spanisch erlernet; beydes ist falsch. Von der Mexicanischen Sprache reden wir an seinem Orte, die Spanische ist jederzeit sehr gemein bey den Mexicanern gewesen, und einige reden sie so gut als geborne Spanier. Einige haben ihre vaterländische Geschichte sowohl als die von der Eroberung von Mexico Spanisch geschrieben; verschiedene sind in unserm Verzeichniß des ersten Bandes angeführt. Andre haben lateinische Bücher ins Spanische, Spanische ins Mexicanische, und Mexicanische ins Spanische übersetzt. Unter andern verdienen angemerkt zu werden der so oft von uns angeführte D. F. Ixtlilxochitl, D. A. Valerianes von Azcapozalco, von dem der Geschichtschreiber Torquemada das Mexicanische erlernte u. s. w. Wir wissen aus der Geschichte der Eroberung von Mexico, daß die berühmte Indianerin Donna Marina das Spanische sehr hurtig und leicht erlernte, und daß sie das

Mexicanische und Mayaische gut redete, ob diese Sprachen gleich mehr als Hebräisch und Französisch von einander unterschieden sind. Es hat zu allen Zeiten viele Spanier gegeben, die Mexicanisch gelernt haben, und umgekehrt, warum sollten also die Mexicaner nicht im Stande gewesen seyn, den Spaniern ihre Gemälde zu erklären.

Was die vom Thevenot und Purchas herausgegebene Kopien Mexicanischer Gemälde betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß weder Verhältnisse noch Regeln der Perspektiv darin beobachtet worden, weil sie aber grob in Holz geschnitten sind, so haben die Herausgeber vermuthlich die Fehler der Originale noch vergrößert; wir dürfen uns auch nicht wundern, daß sie manches weggelassen, was zur Vollkommenheit der Gemälde beytrug, so wie wir wissen, daß sie das 12te und 22ste Gemälde jener Sammlung gar nicht kopirten, und die Bildnisse der Städte in vielen andern wegließen; überdieses verändern sie die Figuren der Jahre, worauf die Regierung Ahuitzotls und Montezuma II. fallen, wie bereits erinnert worden. Boturini, welcher zu Mexico die Originalgemälde dieser Annalen, und das Register der Abgaben sahe, die in Thevenots und Purchas Kopien enthalten sind, klagt über die großen Mängel dieser Ausgaben. Man darf nur die in Mexico 1770. bey Lorenzana herausgekommenen Abdrücke mit denen, die Thevenot zu Paris und Purchas in London herausgegeben, vergleichen, um den großen Unterschied zwischen den Originalen und Kopien zu finden. Wir wollen dadurch nicht behaupten, daß Original sey vollkommen, sondern halten es vielmehr ebenfalls für fehlerhaft, wie alle historischen Gemälde, deren Meister nur auf die Umrisse sehen, und auf Verhältnisse, Kolorit, Haltung und Perspectiv nicht achten. Sie konnten auch, wegen der großen Eilfertigkeit in der Arbeit, unmöglich für die Regeln der Kunst sorgen, wie Cortez, Diaz, und andre Augenzeugen versichern. Doch wir wollen hören,

was Paw hieraus für Schlußfolgen zieht: Die Mexicanischen Maler beobachteten die Regeln der Perspektiv nicht, folglich konnten sie das Andenken der Begebenheiten durch ihre Gemälde nicht erhalten; die Mexicaner waren elende Maler, folglich konnten sie keine guten Historiker seyn. Er hätte aber auch zugleich folgender Gestalt schließen sollen: Wer nicht gut schreibt, kann kein guter Historiker seyn, denn was die Buchstaben bey unsern Geschichtschreibern sind, das waren die Figuren der Mexicanischen Historiker; und so wie gute Historien schlecht geschrieben seyn können, so können auch Thatsachen durch schlechte Malereyen vorgestellt werden; es ist genug, daß jeder Historiker sich verständlich zu machen weiß.

Dies kann Paw aber in des Purchas Nachstichen nicht finden. Er erklärt, daß er die Figuren auf allerley Art mit den beygefügten Erklärungen verglichen habe, aber nie einen Zusammenhang zwischen beyden finden können; was für acht Könige von Mexico ausgegeben werde, könnten eben sowohl acht Beyschläferinnen des Montezuma seyn. Eben so könnte Paw auch, wenn ihm des Philosophen Confucius Buch, Chun-yum, mit Chinesischen Charakteren, und der Französischen Uebersetzung vorgelegt würde, sprechen, daß es, anstatt daß es, nach der Ausleger Meinung, von den neun guten Eigenschaften eines Kayfers handelt, darin die Rede von neun Concubinen oder Verschnittenen eines alten Kayfers sey, weil er eben so wenig von den Chinesischen Charakteren, als von den Mexicanischen Figuren weiß. Bey einer mündlichen Unterredung wollten wir den Herrn von Paw bald die Verbindung zwischen den Figuren und der Erklärung zeigen; da er solche aber nicht versteht, sollte er dem Urtheil derer, die es verstehen, trauen.

Er will uns glaublich machen, die vom Purchas nachgestochenen Gemälde wären allein vom Verbrennen der ersten Missionarien geretten worden, dies ist aber

ganz falsch, wie wir bereits zu Anfange des 1sten Bandes des wider D. Roberson gezeigt haben. Die Anzahl der dem Brande entrissenen Malereyen war so groß, daß sie sowohl den Spanischen als Mexicanischen Geschichtschreibern Materialien zur alten Geschichte von Mexico an die Hand gaben. Alle Werke des Ixtlilxochitl, des Don Dominic Chimalpain, und andrer im Verzeichniß von uns angeführter Schriftsteller sind mit Beyhülfe einer starken Anzahl alter Gemälde aufgesetzt. Sahagun zog eine unbeschreibliche Menge Gemälde bey seiner Geschichte von Neuspanien zu rathe; Torquemada führt die benutzten Gemälde häufig an. Siguenza erbte Ixtlilxochitls Handschriften und Gemälde, und schaffte sich viele andre mit großen Kosten an, machte Auszüge daraus, und hinterließ sie nach seinem Tode nebst seiner Bibliothek dem Jesuitercollegium zu St. Peter und Paul in Mexico, wo wir einige derselben gesehen und studiert haben. In den beyden letzten Jahrhunderten wurden dergleichen Gemälde von den Mexicanern oft für Gericht gebracht, um ihr Eigenthum und den Besitz gewisser Ländereyen daraus zu erweisen, bey welcher Gelegenheit diejenigen, welche sich auf die Erklärung der Gemälde verstunden, zu Rathe gezogen wurden. Gonzalez Oviedo gedenkt dieser Gewohnheit bey den Tribunalen, als Ramirez de Fuenleal Vorsitzer bey der Königlichen Audienz von Mexico war. Weil auf die Kenntniß solcher Rechtsansprüche bey Entscheidung der Prozesse viel ankam, so war ehemals ein eigner Professor auf der Universität zu Mexico, welcher die Wissenschaft Mexicanischer Gemälde, Hieroglyphen und Zeichen erklären mußte. Die vielen vor einigen Jahren von Boturini gesammleten Malereyen, die in dem 1746. zu Madrid gedruckten Catalog seines Museums vorkommen, beweisen offenbar, daß keine so geringe Anzahl derselben, wie Paw und Robertson sich einbilden, dem Feuer entgangen sind.

Um aber das in dieser Geschichte Geschriebene zu bestätigen, und Paw die Verschiedenheit der Mexicanischen Gemälde begreiflich zu machen, wollen wir kürzlich anführen, was Eguiara in der Vorrede zu seiner Mexicanischen Bibliothek schreibt: „Unter den Mexicanischen „Gemälden, Tonalamatl genannt, stellten einige den „Mondenlauf vor, und enthielten allerley Prophezeiungen in Ansehung des Mondenlaufs. Eines derselben „bringt Siguenza in seiner Cyclographia Mexicana bey, „wie er selbst in seiner Libra Astronomica bezeugt. Andre enthielten das Horoskop von Kindern, stellten ihre „Namen, den Tag und das Zeichen ihrer Geburt, und „ihre Glücksszufälle vor. Dieser Art von Gemälden gedenkt Hieronymus Roman in seiner Republik der Welt. „Part. 2. Tom. 2. Manche waren dogmatisch und enthielten ihr Religionssystem, manche historisch, manche „geographisch u. s. w. Es ist wahr, fügt er ferner hinzu, daß die zum privat oder gemeinen Gebrauch bestimmten Gemälde für jedermann deutlich und verständlich waren; die hingegen die Geheimnisse der Religion „enthielten, waren voller Hieroglyphen und für den gemeinen Mann unverständlich. Es fand sich auch unter „den Gemälden ein großer Unterschied, sowohl in Ansehung ihrer Meister, als in der Ausführung, Zeichnung und des Gebrauchs. Die zur Zierde der Pallä„ste bestimmten waren vollkommen; in andern, welche „eine heimliche Deutung hatten, wurden besondere Charaktere, und einige scheußliche und monströse Figuren „gebraucht. Die Anzahl der Maler war sehr groß; aber „das Schreiben der Charaktere, die Verfertigung der „Annalen, und die Behandlung der zur Religion und „Politik gehörigen Materialien war blos eine Beschäftigung der Priester.“

Herr Paw beliebe sich also zu merken, daß einige Gemälde der Mexicaner blos Abbildungen von Gegenständen waren, sie hatten aber auch Charaktere, daraus aber keine Worte wie bey uns zusammen gesetzt wurden,

sondern die gewisse Begriffe andeuteten, dergleichen unsre Astronomen und Algebraisten haben. Manche Gemälde hatten blos den Zweck Ideen auszudrücken und gleichsam zu schreiben. Bey diesen sahe man weder auf Verhältnisse noch Schönheit, diese wurden in Eile gemacht, und sollten nicht sowohl gefallen, als die Seele unterrichten; in andren hingegen, darin sie der Natur nachzuahmen suchten, und die sie mit der dazu nöthigen Muse verfertigten, beobachteten sie die Entfernungen, Verhältnisse, Stellungen, und Regeln der Kunst genau, obgleich nicht in dem hohen Grade, den wir bey den guten Europäischen Künstlern bewundern. Kurz, wir wünschten, Paw möchte uns irgend ein rohes oder halb gesittetes Volk in der alten Welt zeigen, welches so viel Fleiß angewandt, als die Mexicaner, um das Andenken gewisser Begebenheiten zu erhalten.

Robertson zeigt im 7ten Buche seiner Geschichte, wo er von der Cultur der Mexicaner handelt, die Fortschritte, welche die Industrie der Menschen machen muß, um zur Erfindung der Buchstaben zu gelangen, durch deren Verbindung die verschiedenen Töne der Sprache ausgedruckt werden. Anfangs zeichnete man, seiner Meinung nach, bloße Hieroglyphen, hernach allegorische Symbole, alsdenn willkührliche Charaktere, und endlich ein Alphabet. Wer aus seiner Geschichte lernen wollte, wie weit die Mexicaner es gebracht haben, würde es gewiß nicht herausbringen, weil er so zweydeutig redet, daß es zuweilen scheint, er glaube, sie hätten es kaum bis zum zweyten Grad, oder den bloßen Hieroglyphen, und zuweilen bis zum vierten oder zu willkührlichen Charakteren gebracht. Doch ist es, ohne auf das, was er sagt, Rücksicht zu nehmen, ausgemacht, daß obige Arten, Begriffe vorzustellen, bis auf das Alphabet, sämmtlich bey den Mexicanern im Gebrauch gewesen. Die Charaktere ihrer Zahlen, der Nacht, des Tages, des Jahrs, der Centurie, des Himmels, der Erde, des Wassers u. s. w. waren vielleicht nicht würk-

lich willkührliche Charaktere. So wären also die Mexicaner eben so weit als die Chineser nach so vielen Menschenaltern von Civilisirung gekommen. Zwischen beyden findet sich weiter kein Unterschied, als daß der Chineser ihre Charaktere so unendlich vervielfältigt worden, daß eines Menschen Leben nicht zureicht, sie alle zu ernen.

Dr. Robertson spricht den Mexicanern ihre Säcularräder keineswegs ab, wie Paw, sondern gesteht ihre Art der Zeitrechnungen; er sagt, sie hatten bemerkt, der Lauf der Sonne wäre in 18 Monaten, von 20 Tagen, nicht vollbracht, und deswegen die 5 Tage, Nemontemi, hinzugefügt: dies nähere sich einer mathematischen Genauigkeit, und sey ein Beweis, daß die Mexicaner einigen Fleiß auf speculativische Untersuchungen gewendet, daran rohe Menschen nicht zu gedenken pflegten [k]). Was würde er sagen, wenn er wüßte, daß die Mexicaner, wie aus ihrer Chronologie erhellet, nicht nur 365 Tage im Jahre zehlten, sondern auch wußten, daß noch 6 Stunden am Sonnen- oder bürgerlichen Jahre fehlten, dem sie durch 13 Schalttage abhalfen, welche sie ihrer Centurie von 52 Jahren anhiengen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Künsten bey den Mexicanern.

Paw giebt zuvörderst eine verächtliche Beschreibung von Peru und seiner barbarischen Einwohner, kommt alsdann auf Mexico und sagt, von diesem Staate würden eben so viele Unwahrheiten und Wunderdinge erzehlt, als von Peru, da doch beyde Völker einander völlig gleich sind, wir mögen auf ihre politische Verfassung, oder auf ihre Künste und Werkzeuge sehen. Acker-

k) Im 7ten Buch seiner Amerikanischen Geschichte.

bau trieben sie gar nicht, und ihre Baukunst war elend; ihre Malereyen waren grob, und die Künste höchst unvollkommen: ihre Festungswerke, Palläste und Tempel bloße Erdichtungen der Spanier. Hätten die Mexicaner, sagt er, Festungswerke gehabt, so würden sie sich vor dem Musketenfeuer geschützt, und Cortez mit den 6 elenden Kanonen, die er bey sich führte, ihre Basteyen und Schanzen nicht so leicht über den Haufen geworfen haben. Die Mauern ihrer Gebäude bestunden blos aus großen Steinen, die loos aufeinander gelegt waren. Die gerühmte Königliche Residenz in Mexico war nichts als eine Hütte; weswegen Cortez sich, in Ermangelung einer schicklichen Wohnung in der ganzen Stadt, genöthigt sahe, in aller Eile den noch vorhandenen Pallast für sich aufzuführen. Es ist unmöglich, alles vom Paw bey dieser Gelegenheit vorgebrachte Abgeschmackte anzuführen. Wir wollen mit Uebergehung dessen, was vom Paw gesagt wird, nur das, was er wider die Künste in Mexico vorbringt, untersuchen.

Von ihrem Landbau haben wir bereits an einem andern Orte geredet, und gezeigt, daß die Mexicaner nicht nur alles Land in ihrem Reiche bebaueten, sondern sich sogar durch ihren unermüdeten Fleiß neuen Boden zur Cultur verschafften, indem sie schwimmende Gärten auf dem Wasser anlegten, die von allen Spaniern und Fremden so gepriesen werden, und allen, die auf den Seen schiffen, ein Gegenstand der Bewundrung sind. Wir haben gezeigt, daß sie nicht nur alle zur Nahrung, Kleidung und Arzney nöthigen Pflanzen, sondern auch Blumen, und alle zum Pracht und Vergnügen dienende Gewächse im Ueberflusse baueten. Cortez in seinem Brief an Karl V. und Bernal Diaz reden mit Bewundrung von den berühmten Gärten zu Iztapalapan und Huarteper, die sie sahen; auch Hernandez, der sie vierzig Jahre später besuchte, gedenkt ihrer. Cortez schreibt in einem Briefe vom 30. Octobr. 1520. „Die Menge „der Einwohner dieser Länder ist so groß, daß kein Fuß

„breit Landes unbebaut liegt.“ Es ist ein Beweis von gewaltigem Starrsinn, wenn man dem einstimmigen Zeugnisse der Spanischen Verfasser keinen Glauben beymesse will.

Vermöge eben dieses Zeugnisses haben wir die besondere Geschicklichkeit der Mexicaner in Auferziehung von allerley Thierarten bestätigt. In dieser Art von Pracht übertraf Montezuma alle Könige in der Welt. Wie hätten die Mexicaner eine solche außerordentliche Menge von allerley Thierarten, von vierfüßigen, Vögeln, und kriechenden Thieren, ohne besondre Kenntniß ihrer Natur, ihres Instikts und ihrer Lebensart aufziehen können?

Ihre Architektur kann freylich mit der Europäischen in keine Vergleichung kommen, sie übertraf jedoch die von den meisten Völkern in Asien und Afrika weit. Wer könnte wohl die Häuser, Palläste, Tempel, Basteyen, Wasserleitungen und Straßen der alten Mexicaner, mit den erbärmlichen Hütten der Tartarn, Siberier, Araber und andrer elenden Völker vergleichen, welche zwischen dem grünen Vorgebürge und dem von der guten Hoffnung wohnen; oder mit den Gebäuden in Aethiopien, in einem großen Theile Indiens, und den Asiatischen und Afrikanischen Inseln, die Japanischen ausgenommen.

Paw behauptet, der gerühmte Pallast des Montezuma sey eine blosse Hütte gewesen, aber Cortez und Diaz, welche ihn sahen, versichern gerade das Gegentheil. „Er hatte, sagt Cortez vom Montezuma, in „Mexico zu seiner Wohnung Gebäude, die so sehr „Bewundrung verdienten, daß ich ihre Grösse und Vor„treflichkeit nicht genug rühmen kann; ich begnüge mich „blos zu versichern, daß sie ihres gleichen in Spanien „nicht haben.“ So schreibt dieser Eroberer an seinen König, ohne einen Widerspruch von seinen Officiers und Soldaten, welche die Mexicanischen Palläste ebenfalls gesehen hatten, zu befürchten. Der ungenannte

Eroberer drückt sich in seiner glaubwürdigen Nachricht über diese Gebäude folgendergestalt aus: „Es gab dort „die schönsten Häuser der Vornehmen, mit so vielen und „grossen Zimmern, und mit solchen schönen Gärten, daß „ihr Anblick Vergnügen und Bewundrung bey uns er„regte. Ich besuchte aus Neugierde einen Pallast des „Montezuma viermal, und begab mich, nachdem ich „mich müde darin gegangen, ohne alles gesehen zu haben. „Sie pflegten um einen geräumigen Hof kostbare Säle „und Zimmer anzulegen: einer darunter war so groß, „daß er 3000 Personen ohne Beschwerde fassen konnte; „er war so groß, daß in der dazu gehörigen Gallerie ein „kleiner viereckiger Platz angebracht war, darin 30 Mann „zu Pferde ihre Uebungen machen konnten.“ Alle Geschichtschreiber von Mexico geben es für die gewisse Wahrheit aus, daß Cortez Armee, die über 6400 Mann, die Alliirten mit eingeschlossen, stark war, insgesammt in den Pallast des ehemaligen Königs Axajacatl einquartirt wurden, und gleichwol behielte Montezuma und sein Hofstaat, und das Magazin von Axajacatls Schätzen noch Raum genug. Eben diese Geschichtschreiber bezeugen, die schöne Einrichtung des Pallastes für die Vögel; Cortez setzt hinzu, daß in den dazu gehörigen Zimmern 2 Fürsten mit ihrem Gefolge Platz gehabt hätten. Er beschreibt alle Gallerien, kleinen Gebäude und Kammern sehr genau. Er meldet dem Kayser, er habe zu Tezcuco mit 600 Spaniern und 40 Pferden im Pallaste des Nezahalpilli gewohnt, und er sey so weitläuftig gewesen, daß noch 600 Platz darin gehabt hätten. Im gleichen Tone redet er von den Pallästen in Iztapalapan und andern Städten, und lobt ihre Bauart, Schönheit und Pracht. So waren die Hütten der Könige von Mexico und der Grossen des Landes beschaffen.

Paw behauptet, Cortez habe in aller Eile einen Pallast zu seiner Wohnung aufführen lassen, weil er in der ganzen Residenz keinen hinlänglich bequemen fad, aber er irrt sich sehr, oder verdammt ohne Grund. Es

ist wahr, Cortez verbrannte oder ruinirte während der Belagerung, seinem eignen Geständnisse zu folge, den größten Theil der Stadt: er verlangte deswegen von seinen Bundsgenossen einige 1000 Mann Landvolk, die nichts anders thaten, als daß sie, so wie die Spanier vorrückten, die Häuser niederrissen, damit kein Haus im Rücken bliebe, daraus die Mexicaner ihm Schaden zufügen konnten. Man darf sich also eben nicht wundern, daß Cortez keine bequeme Wohnung vor sich in einer zerstörten Stadt fand. Aber der Ruin war doch nicht so allgemein, daß nicht in der Abtheilung von Tlatelolco eine hinlängliche Anzahl sollte übrig geblieben seyn, darin die Spanier mit einer guten Anzahl ihrer Bundsgenossen schicklich wohnen konnten. „Nachdem es der Vorsehung „gefallen, schreibt Cortez in seinem letzten Briefe an den „Kayser, daß die grosse Stadt Tlatelolco erobert werden „sollte, habe ich es doch mancherley Unbequemlichkeiten „halber nicht für schicklich gehalten, meinen Aufenthalt „darin zu wählen, sondern solchen lieber mit allen den „Meinigen in Cuyoacan genommen.“ Hätte Paws Vorgeben Grund, so wäre es genug gewesen, wenn Cortez gesagt, er sey aus Mangel an bewohnbaren Häusern nicht in Mexico geblieben. Sein Pallast ward auf dem Platze, wo des Montezuma seiner gestanden, aufgeführt. Hätte Cortez ihn nicht zu Grunde gerichtet, so konnte er darin seinen Wohnsitz sehr gut aufschlagen, so wie jener mit seinem ganzen Hofstaat darin lebte. Es ist falsch, daß Cortez Pallast noch vorhanden ist: er ward zur Zeit eines Aufruhrs des Volks 1692 abgebrannt. Noch ungegründeter ist es aber, daß die Mauern der Häuser in Mexico aus loos übereinander gelegten Steinen ohne Mörtel aufgeführt worden. Das Gegentheil erhellet aus den Zeugnissen aller Schriftsteller, und aus den Ueberbleibseln aller Gebäude, wovon an seinem Orte.

Nicht zufrieden die Häuser der Mexicaner gleichsam zu vernichten, greift Paw auch ihre Tempel an. Er

ereifert sich über den Solis, weil dieser versichert, daß sich die Anzahl derselben, grosse und kleine zusammen genommen, auf nicht weniger dann 2000 erstreckte, und sagt: „Nie ist eine so grosse Anzahl von Häusern in „irgend einer Stadt von Peking bis Rom gewesen. In „diesem Punkt ist Gomara minder dreist, oder überlegter „als Solis, indem er sagt, daß in Mexico nicht mehr „als 8 Oerter, 7 Kapellen mit darunter begriffen, gewe„sen, die zur Aufbewahrung ihrer Götzenbilder bestimmt „waren.“ Um zu zeigen, wie wenig man sich auf Paw bey Anführung der Schriftsteller verlassen kann, fügen wir hier die Stelle, worauf er zielt, bey: „Es waren „viele Tempel hin und wieder in Mexico, die mit Thür„men, und inwendig mit Kapellen und Altären zur Auf„bewahrung der Götzenbilder versehen waren. . . Sie „hatten meistens einerley Gestalt, so daß das zur Erklä„rung von allen hinlänglich ist, was wir von den vor„nehmsten sagen.“ Nachdem er nun eine genaue Beschreibung von dem grossen Tempel, dessen Höhe, Schönheit und Grösse er rühmt, gegeben, fügt er hinzu: „Ausser „diesen Thürmen, welche nebst ihren Kapellen über der „untern Pyramide aufgeführt waren, gab es noch über „40 andre grosse und kleine Thürme in andern kleinern „Teocalli [1]), welche in den Umfangsmauern des Haupt„tempels, und von einerley Form waren. . . . Andre „Teocalli oder Cues lagen in andern Quartieren der „Stadt. . . . Sie hatten insgesammt Häuser, die dazu „gehörten, ihre Priester und Götzen, nebst allen zu deren „Dienst erforderlichen Sachen.“ Gomara, der nach Paw nicht mehr als 8 Plätze zu Aufbewahrung der Götzenbilder, 7 Kapellen mit eingeschlossen, in Mexico anführen soll, redet also sehr deutlich von mehr als 40 Tempeln im Umfange des grossen, ausser manchen andern in verschiednen Gegenden der Stadt liegenden.

1) Teocalli, das Haus Gottes, war der Nahme, welchen die Mexicaner ihrem Tempel beylegten.

Verdient Paw noch wohl Glauben, da er die Sachen so offenbar falsch vorstellt?

Es ist nicht zu leugen, daß Solis, aus Mangel an Ueberlegung eine Anzahl von Tempeln für gewiß annahm, welche die ersten Geschichtschreiber nur nach Muthmassung angaben. Paw ist auch nicht genau, wenn er jene Kapellen, welche die Spanier Tempel nannten, unter die öffentlichen Gebäude zehlt. Die Anzahl derselben war unbeschreiblich. Alle, welche das Land vor der Eroberung sahen, bezeugen einhellig, daß sie nicht nur an bewohnten Orten, sondern auch auf den Heerstrassen und Bergen dergleichen Arten von Gebäuden sahen, die zwar ganz unterschieden von unsern Kirchen, und klein, aber doch Tempel hiessen, weil sie ihrem Götzendienst gewidmet waren. Aus Cortez Briefen und Diaz Geschichte wissen wir, daß die Eroberer kaum einen Schritt in ihren Unternehmungen fortrückten, ohne auf einen Tempel oder eine Kapelle zu stossen. Cortez schreibt, er habe allein in der Stadt Cholula über 400 Tempel gezehlt. Ihre Grösse war sehr verschieden. Einige bestunden blos aus einer kleinen Terrasse, und darauf eine kleine Kapelle für den Schutzgötzen; andre waren von erstaunlichem Umfange. Er meldet dem Kayser, es sey schwer alle Theile, die Grösse und die in dem grossen Tempel enthaltenen Sachen zu beschreiben. Die starke Mauer, welche ihn umgab, wäre von solchem Umfange, daß ein Ort von 500 Häusern Platz darin hätte. Diaz, Sahagun und Tobar reden als Augenzeugen von diesem und den andern Tempeln in Mexico, Tezcuco, Cholula und mehrern Städten auf ähnliche Weise, und eben so die nachherigen Spanischen und Mexicanischen Geschichtschreiber, die genaue Nachrichten darüber einzogen. Hernandez beschreibt die 78 Theile, daraus der grosse Tempel bestand, einen nach dem andern. Cortez setzt hinzu, daß unter den hohen Thürmen, welche die Hauptstadt zierten, 40 von solcher Höhe waren, daß der niedrigste dem Thurm

Giralda m) in Sevilla nichts nachgab. Ixtlilxochitl gedenkt in seinen Handschriften des Thurms von 9 Stockwerken, den einer seiner Vorfahren, der berühmte Nezahualpilli dem Schöpfer des Himmels erbauet, und der von den Schriften des Valades so gepriesene Tempel zu Tezcutzinco gewesen zu seyn scheint.

Dieses Heer von Zeugnissen ist durchgängig gegen Paw, nichts destoweniger kann er sich keine solche Menge von Tempeln in Mexico gedenken, weil Montezuma I. Mexico seinem Vorgeben nach erst aus einem Dorfe in eine Stadt verwandelte, und seit seiner Regierung bis zur Ankunft der Spanier nur 42 Jahre verflossen; ein zu kurzer Zeitraum, um 2000 Tempel zu erbauen. Diese drey Behauptungen enthalten nach Paws Gewohnheit eben so viel Irrthümer. 1) Ist es falsch, daß Montezuma I. Mexico die Form einer Stadt gab, weil wir aus der Geschichte wissen, daß diese Residenz seit den Zeiten des ersten Königs Acamapitzin die Form einer Stadt hatte. 2) Daß nur 42 Jahre zwischen Montezumas Regierung und der Ankunft der Spanier verflossen. Montezuma bestieg, wie in unsrer 2ten Abhandlung gezeigt worden, den Thron 1436, und starb 1465, und die Spanier kamen vor 1519 nicht nach Mexico; folglich verstrichen vom Anfange seiner Regierung bis auf die Ankunft der Spanier 83, und von seinem Tode bis dahin 55 Jahre. 3) Verräth Paw seine gänzliche Unwissenheit vom Bau der Tempel: und weiß nicht, was für eine Menge Menschen bey den öffentlichen Gebäuden gebraucht, und wie geschwinde sie zu Stande gebracht wurden. Damals bauete man in einer einzigen Nacht ein Dorf, daß aus hölzernen mit Stroh gedeckten Hütten bestand, und die Einwohner brachten auch ihre Familien, Vieh und übrige Habseeligkeit hinein.

m) Der wegen seiner Höhe berühmte Thurm der Kathedralkirche in Sevilla.

Was ihre Befestigungsarten betrifft, so ist aus den Nachrichten des Cortez und aller, welche die alten Städte dieses Reichs sahen, unleugbar; daß die Mexicaner und übrigen benachbarten geselliglebenden Nationen Wälle, Basteyen, Pallisaden, Gräben und Verschanzungen zu ihrer Vertheidigung aufführten. Wenn diese Zeugnisse aber auch fehlten, so wären doch die noch vorhandenen alten Festungswerke in Quauhtochco oder Guatusco und bey Molcaxac hinlänglich, um Paws Irrthum zu widerlegen. Diese Befestigungen können freylich den Europäischen nicht an die Seite gesetzt werden, weil ihre Kriegsbaukunst nicht sehr vervollkommnet war, und sie sich auch nicht genöthigt sahen, sich gegen grobe Artillerie, wovon sie weder den geringsten Begriff, noch Erfahrung hatten, zu schützen: sie geben aber doch einen deutlichen Beweis ihrer Bemühung, allerley Mittel auszusinnen, um sich gegen ihre inländischen Feinde zu vertheidigen. Wer das einstimmige Zeugniß der Eroberer liest, wird nicht länger zweifeln, daß sie grosse Mühe hatten, die Gräben und Verschanzungen der Mexicaner während der Belagerung der Hauptstadt zu erobern, ob sie gleich eine solche Menge von Bundsgenossen, die Vortheile des Feuergewehrs und der Brigantinen hatten. Die schreckliche Niederlage der Spanier, als sie glaubten heimlich Mexico zu verlassen, läßt keinen Zweifel in Ansehung der Festungswerke der Hauptstadt übrig. Sie war zwar nicht mit Mauern umgeben, weil ihre Lage schon an sich sicher, und alle Zugänge auf den Dämmen durch Gräben gegen Feinde gesichert waren; aber andre Städte, die keine so vortheilhafte Lage hatten, wurden durch Mauern und andre Festungswerke vertheidigt. Cortez beschreibt die Mauern von Quauquechollan sehr genau.

Jedoch was verlieren wir die Zeit mit angehäuften Zeugnissen und andern Beweisen von der Baukunst der Mexicaner, da sie an den drey durch den See geführten Dämmen, und dem Aquedukt von Chapoltepec

ein immerwährendes Denkmal ihrer Industrie hinterlassen haben?

Dieselben Verfasser, welche die Wissenschaft der Mexicaner in der Baukunst bezeugen, geben uns auch Nachricht von der Geschicklichkeit ihrer Goldschmiede, Weber, Steinschneider und ihrer Künstler in Arbeiten von Federn. Viele Europäer, die dergleichen Sachen sahen, erstaunten über die Kunst der Verfertiger. Ihre Kunst in Metall zu giessen, ward von den Europäischen Goldschmieden bewundert, wie viele damals lebende Schriftsteller versichern, unter andern Gomara, der Stücke von den Amerikanern in Händen hatte, und das Geständniß der Goldschmiede in Sevilla hörte, daß sie sich nicht getrauten solche nachzumachen. Wo findet man einen, der die im 51sten Abschnitte des 5ten Buchs gedachten und von vielen Schriftstellern angeführten Kunstwerke verfertigen kann? Z. Er. einen Fisch, dessen Schuppen wechselsweise von Gold und Silber sind. Cortez sagt im 2ten Briefe an den Kayser, daß die Bildnisse von Gold und Federn so künstlich gemacht waren, daß sie kein Europäischer Künstler besser liefern könnte, daß er nicht begreife, mit was für Werkzeugen sie so vollkommne Arbeiten von Juwelen gemacht, und daß sich ihre Sachen von Federn, weder in Wachs noch Seide so künstlich nachmachen liessen. Im 3ten Briefe, wo von der Plünderung Mexicos die Rede ist, meldet er, daß er unter den geraubten Sachen gewisse Räder von Gold und Federn, und andre Arbeiten von diesen Materien mit solcher Kunst gemacht, angetroffen, daß sich unmöglich durch Beschreibung richtige Vorstellungen davon machen liessen, er übersende sie deswegen, damit der Kayser sich durch seine eignen Augen von ihrer Vortreflichkeit überzeugen könne. Cortez würde dies gewiß nicht geschrieben haben, wenn die übersandten Werke nicht so wären beschaffen gewesen. Diaz, Gomara, Hernandez und alle Schriftsteller, die sie sahen, reden in eben dem Tone.

Robertson n) trauet ihrem Zeugnisse, und glaubet nicht, daß sie uns hintergehen wollen; aber er behauptet, sie hätten sich durch ihre erhitzte Einbildungskraft insgesammt hinreissen lassen, die Sache zu vergrössern. Unter dem Vorwande kann man allen Geschichten in der Welt die Wahrheit absprechen. Sie müssen also alle dadurch hintergangen worden seyn, sogar der gelehrte Acosta und Hernandez, die Goldschmiede in Sevilla, König Philipp II. Pabst Sixtus V. welche die Arbeiten der Mexicaner insgesammt lobten und bewunderten. Aller ihre Einbildungskraft muß erhitzt gewesen seyn, auch so gar derjenigen, welche einige Jahre nach der Entdeckung von Mexico schrieben. Der Schottländer Robertson und der Paw besitzen allein das erforderliche kalte Blut, um sich richtige Begriffe von Dingen zu machen, vielleicht weil die Hitze der Einbildungskraft durch ihr kaltes Clima abgekühlt worden.

„Nicht aus diesen Beschreibungen, sagt Robertson, „sondern aus den noch vorhandenen Ueberbleibseln ihrer „Kunst muß der Grad ihres Verdienstes entschieden „werden.... Viele von ihren goldnen und silbernen „Zierathen, so wie auch allerley im gemeinen Leben „gebräuchliche Geräthe werden in dem vor einiger Zeit „eröfneten prächtigen Natur- und Kunstkabinet aufbe„wahrt: und Personen, auf deren Urtheil und Ge„schmack ich mich verlassen kann, haben mich benachrich„tiget, daß diese so gepriesenen Beweise ihrer Kunst nichts „als unschickliche Vorstellungen gemeiner Gegenstände, „oder grobe Abbildungen menschlicher und andrer Ge„stalten, ohne alle Annehmlichkeit und Richtigkeit sind.“ In einer Note heißt es: „In der Rüstkammer des Kö„niglichen Pallasts zu Madrid wird eine Rüstung ge„zeigt, und für Montezumas seine ausgegeben. Sie „bestehet aus lackirten, dünnen Kupferplatten. Nach dem „Urtheil verständiger Richter ist es offenbar morgenlän-

n) Im 7ten Buche seiner Geschichte von Amerika.

„dische Arbeit: die Formen der darauf befindlichen silbe
„nen Zierathen kann man als die Bestätigung davon a
„sehen; sie sind in Ansehung der Ausführung allen B
„mühungen Amerikanischer Künstler unendlich vorzuzi
„hen. Die einzige unbezweifelte Probe Mexicanisch
„Arbeit, die ich in Grosbritannien kenne, ist eine Schaa
„vom feinsten Golde, die dem Montezuma gehört habe
„soll. Man sieht einen Mannskopf darauf, auf eine
„Seite das Gesicht von vorne, auf der andern i
„Profil, und auf der dritten von hinten. Die Züg
„sind grob, aber erträglich, jedoch viel zu grob fü
„Spanische Arbeit. Graf Eduard von Oxford kauft
„diese Schaale, als er im Hafen zu Cadix lag.“

So weit Robertson, dem wir fürs erste antwor
ten; daß kein Grund vorhanden ist, diese grobe Arbei
für Mexicanische zu halten; zum andern, daß wir nich
wissen, ob diese Personen, deren Urtheil er trauet, würk
lich Glauben verdienen, weil wir bemerkt haben, da
Robertson sich oft auf das Zeugniß eines Gages, Corral
Ibagnez und andrer Schriftsteller dieser Klasse verläßt,
die gar keines Zutrauens würdig sind. Vermuthlich
hatten die Personen, welche diese Arbeiten beurtheilten,
ebenfalls eine erhitzte Einbildungskraft, weil es vermöge
unsrer verderbten Natur leichter ist, sich durch die Einbil
dungskraft wider eine Nation als zu ihrem Vortheil ein
nehmen zu lassen. Drittens ist es wahrscheinlicher, daß
diese Waffen von Kupfer, welche Kenner für wahre Mor
genländische ausgeben wollen, in der That Mexicanische
sind, weil wir aus den Werken aller Schriftsteller von
Mexico wissen, daß diese Nationen sich solcher Platten
von Kupfer im Kriege bedienten, und die Brust, Arme
und Schenkel damit gegen die Pfeile schützten. Hinge-
gen wissen wir nicht, daß sie bey den Bewohnern der
Philippinischen Inseln jemals im Gebrauch gewesen o),
und eben so wenig bey einem mit ihnen in Verbindung

o) Robertson sagt, daß die Spanier diese Waffen ver-
muthlich von den Philippinen hatten.

eſtandenen Volk. Viertens: die auf dieſen Waffen
bgebildeten Drachen beſtätigen die Meinung derer, die
ie für orientaliſch halten keinesweges, wie Robertſon
enkt, ſondern vielmehr die unſrige, weil keine Nation
n der Welt die Vorſtellung ſchrecklicher Thiere auf den
Waffen ſo ſehr gebrauchte als die Mexicaner. Man
arf ſich nicht wundern, daß ſie einen Begriff von
Drachen hatten, weil ſie nach Gomaras Zeugniß p),
twas von Greiffen wuſten. Fünftens: wenn gleich die
Figuren auf dergleichen Werken von Gold und Silber
rob waren, ſo konnten ſie deswegen doch vortreflich und
nnachahmlich ſeyn, weil man dabey auf zweyerley ſe-
en muß, auf die Zeichnung und auf den Guß; obge-
achter Fiſch kann z. Bew. ſchlecht geſtaltet, und gleich-
ol die Abwechſelung der goldnen und ſilbernen Schup-
en in Anſehung des Guſſes vortreflich geweſen ſeyn.
Sechſtens darf das Urtheil etlicher unbekannten Perſo-
en, von einigen noch zweifelhaften Stücken des Königl.
Cabinets zu Madrid, gegen das einhellige Zeugniß aller
lten Schriftſteller, welche unzählige Stücke ſahen, die
cher Mexicaniſche Arbeit waren, nicht für gültig geach-
et werden.

Aus dem bisher geſagten erhellet deutlich, daß Paw
en Mexicanern höchſt Unrecht thut, wenn er ſie in An-
ehung der Induſtrie und der Einſichten den roheſten Völ-
ern der alten Welt nachſetzt. Acoſta ſagt von der In-
uſtrie der Peruaner: daß dieſe Menſchen dumm wie
as Vieh ſeyn, mögen andre behaupten, ich bin über-
eugt, daß ſie in dem, worauf ſie ſich einmal legen, uns
bertreffen. Dies aufrichtige Bekenntniß eines Euro-
äers, der ſo viel Kritik, Erfahrung und Unparteylich-
eit beſaß, iſt gewiß von mehrerem Gewicht, als die luf-
gen Speculationen eines Preußiſchen Philoſophen,
nd als alles Geſchwätze eines Schottiſchen Hiſtorikers,
ie beyde in Amerikaniſchen Sachen übel unterrich-
et, und dawieder mit Vorurtheilen eingenommen

p) Gomara Chronik von Neuſpanien. Kap. 25.

sind. Wenn wir aber auch dem Herrn von Paw einräumen wollten, daß der Amerikaner ihr Fleiß in den Künsten, dem von andern Völkern in der Welt nicht gleich kommt, so kann er daraus doch nichts gegen die Fähigkeiten der Amerikaner überhaupt, und gegen das Clima des Landes schliessen, weil es eine ausgemachte Sache ist, daß man die Erfindung der Künste, und die Fortschritte darin mehr dem Zufall, dem Eigennutz und der Nothdurft, als dem Genie zu verdanken hat. Die fleißigsten Menschen in einer Kunst sind nicht immer die sinnreichsten, sondern oft sind es die dürftigsten und habsüchtigsten. Die Unfruchtbarkeit der Erde treibt die Menschen zur Arbeitsamkeit an, sagt Montesquieu [q]). Sie müssen sich nothwendig das, was die Erde ihnen versagt, zu verschaffen suchen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Leichtigkeit sich zu ernähren, erzeugt Unthätigkeit bey den Menschen. Die Nothwendigkeit ist der Sporn und die Wegweiserin zu Erfindungen für das menschliche Geschlecht, sagt Robertson. Die Chineser würden nie so arbeitsam gewesen seyn, wenn die ausserordentliche Bevölkerung des Landes den Einwohnern ihre Erhaltung nicht erschwert hätte: und Europa hätte bey weitem keine solche Fortschritte in den Künsten gemacht, wenn die Künstler nicht durch Belohnung, und Hoffnung sich Vermögen zu erwerben, aufgemuntert würden. Nichts desto weniger können die Mexicaner sich doch einiger Erfindungen rühmen, die ihren Nahmen zu verewigen verdienen, dahin gehört die Kunst in Metall zu giessen, Mosaiken von Federn und Muschelschaalen zu verfertigen, Papier zu machen [r]), mit unauslöschlichen Farben zu färben, die feinsten Haare der Kaninchen und

q) Esprit des Loix B. 18. K. 4.

r) Die Erfindung des Papiers ist gewiß älter in Amerika, als in Egypten, von da sie nach Europa kam. Es ist wahr, daß das Mexicanische Papier dem Europäischen nicht gleich kommt, aber man muß auch erwegen, das jenes nicht zum Schreiben gemacht war, sondern um darauf zu malen.

Haasen zu spinnen und zu weben, Rasirmesser von Ixli s) zu machen, auf den Fußboden ihrer Häuser ein Estrich zu schlagen, und verschiedne andre nicht minder schätzbare Künste, wie man aus den Werken der Historienschreiber von Mexico ersehen kann. Darf man sich aber wohl wundern, daß sich dergleichen Erfindungen bey den civilisirtesten Völkern in Amerika fanden, da man bey andern minder gesitteten Nationen daselbst Künste von ganz eigner Art entdeckt hat. Was ist z. B. wohl sonderbarer, als die Geschicklichkeit Seefische zahm zu machen, und sie zum Fang andrer grösserer Fische zu gewöhnen, wie die Bewohner der Antillen thaten. Diese Kunst, deren Oviedo t), Gomara und andre gedenken, ist allein hinlänglich die Beschuldigung zu widerlegen, als ob es den Amerikanern an Fleiß fehle.

Sechster Abschnitt.

Von den Sprachen der Amerikaner.

„Die Sprachen, sagt Paw, sind so beschränkt und „arm an Worten in Amerika, daß man unmöglich ir„gend einen metaphysischen Begriff darin ausdrücken „kann. In keiner kann man über drey zählen u). Es „läßt sich nicht nur in der Sprache der Algonquiner oder „Paragayer, sondern auch nicht einmal in der Mexica„ner und Peruaner ihrer ein Buch übersetzen, weil ihnen

s) Man sehe den 56sten Abschnitt unsers 7ten Buchs.

t) Oviedo Stor. Gen. e Nat. B. 13. K. 10. Gomara Storia Gener. K. 20. Der Fisch, den die Indianer abrichteten, um auf grössere damit Jagd zu machen, so wie man sich der Falken in Europa gegen andre Vögel bedient, ist nur klein, und heißt Guaican, Spanisch Reverso. Oviedo beschreibt die Art, wie sie diesen Fisch zur Jagd gebrauchten.

u) In eben dem ersten Abschnitt des fünften Theils seiner Philosoph. Untersuchungen, wo er behauptet, daß keine Sprache in Amerika über 3 zehlt, sagt er gleichwol, daß die Mexicaner bis 10 zehlen konnten.

„ein hinlänglicher Vorrath an Wörtern fehlt, um allge„meine Begriffe auszudrücken.“ Wer diese richterlichen Entscheidungen Paws lieset, sollte sich fest einbilden, daß er dies nach einer Reise durch ganz Amerika, nach einem langen Umgange mit allen Nationen, und nach Untersuchung der Sprache von einer jeden schreibe. Keineswegs. Paw ist zwar nicht von seinem Zimmer in Berlin gekommen, er kennt aber alle Umstände in Amerika besser als die Amerikaner selbst, und weiß ihre Sprachen besser, als diejenigen, welche sie sprechen. Wir haben das Mexicanische gelernt, und viele Jahre lang von Mexicanern reden hören, aber nie gemerkt, daß es ihnen an Zahlen und Worten für allgemeine Ausdrücke fehle, bis Paw uns davon unterrichtet. Wir wissen, daß die Mexicaner einem wegen seiner lieblichen Stimme, und wegen der unendlichen Abwechselung in Tönen berühmten Vogel, den Nahmen **Centzontli** (400) oder vielmehr **Centzontlatale** (der 400 Worte hat) gaben. Wir wissen, daß die Mexicaner ehemals nach **Xiquipilli**, oder Cacao-Bohnen, im Handel und bey Zehlung der Truppen zehlten, und daß **Xiquipilli** so viel als 8000 bedeutet, so daß sie, wenn eine Armee 40000 Mann stark war, saaten, sie bestünde aus fünf **Xiquipilli**. Wir wissen endlich, daß die Mexicaner Worte hatten, wodurch sie so viel tausend und Millionen ausdrückten als sie nur wollten. Paw weiß aber gerade das Gegentheil, und vermuthlich besser als wir, die wir unglücklicher Weise in einem dem Verstande weit nachtheiligern Klima geboren sind. Inzwischen wollen wir zur Befriedigung eine Reihe von Zahlen beyfügen, deren sich die Mexicaner jederzeit bedienten, woraus erhellet, daß sie bis auf 48 Millionen zehlen konnten x). Auf eben diese Weise

x) Zahlen in Mexicanischer Sprache:

Ce 1.	Nahui 4.	Chicome 7.	Matlachtli 10.
Ome 2.	Mocuilli 5.	Chicuei 8.	Chaxtolli 15.
Jei 3.	Chicuace 6.	Chiuenahui 9.	

önnten wir andre Irthümer von Paw und Condamine
andern Amerikanischen Sprachen, und selbst in denen,
e für die rohesten geachtet geachtet werden, anführen,
a es gegenwärtig in Italien Männer giebt, die mit
merika bekannt und im Stande sind, von mehr als
o dortigen Sprachen Nachricht zu geben. Unter den
i diesem Werke gesammleten Materialien sind auch
ahlen in der Sprache der Araucaner, die Ausdrücke

ieſe Zahlen wurden verschiedentlich mit den drey folgenden
erbunden:

Pohualli oder Poalli 20.
Tzontli — 400.
Xiquipilli — 800.

nd dadurch druckten sie jede beliebige Quantität auf folgen-
e Art aus:

Cempoalli	20.	Nauhpoalli	80.
Ompoalli	40.	Macuilpoalli	100.
Epoalli	60.	Chicuacempoalli	120. u. ſ. w.
Matlacpoalli	10 mal 20.		
Caxtolpoalli	15 mal 20.		

nd so zehlten sie fort bis 400.

Centzontli	400.	Naehtzontli	1600.
Ontzontli	800.	Macuiltzontli	2000.
Etzontli	1200.	Chicuacentzontli	2400. u. ſ. w.
Matlaczontli	12 mal 400 —	4000.	
Caltontzontli	15 mal 400 —	6000.	

o geht es fort bis 8000.

Cexiquipilli	8000.	Nauhxiquipilli	32000.
Onxiquipilli	16000.	Macuilxiquipilli	40000.
Exiquipilli	24000.	Chicuacenxiquipilli	48000. u. ſ. w.

Matlacxiquipilli	10	mal 8000	80000.
Caxtolxiquipilli	15	mal 8000	120000.
Cempoalxiquipilli	20	mal 8000	160000.
Ompoalxiquipilli	40	mal 8000	320000. ꝛc.
Centzonxiquipilli	400	mal 8000	3,200,000.
Ontzonxiquipilli	800	mal 8000	32,000,000.
Caltonzonxiquipilli	6000	mal 8000	48,000,000. ꝛc.

Wir sagten, daß die Mexicaner Ausdrücke hätten, um wes
igstens bis 48 Millionen zu zehlen: dies mag genug seyn,
Paw zu wiederlegen.

für Millionen haben, ob sie gleich zu den mehr wilden als gesitteten Nationen gerechnet werden.

Eben so falsch ist es, wenn Paw behauptet, daß die Sprachen in Amerika aus Armuth keine metaphysischen Begriffe ausdrücken können, welches er aus dem Condamine genommen hat. Zeit, sagt dieser, Dauer, Raum, Wesen, Substanz, Materie, Körper, sind nebst vielen andern Wörter, wofür man bey ihnen keinen gleich bedeutenden Ausdruck antrifft, und nicht nur metaphysische, sondern auch moralische Begriffe können nicht anders als durch weitläuftige Umschreibungen ausgedruckt werden. Condamine verstand eben so wenig von den Amerikanischen Sprachen als Paw, und erhielt dergleichen Nachrichten von unwissenden Personen; ein gewöhnlicher Fall bey Reisenden. Wir sind vollkommen überzeugt, daß viele Amerikanische Sprachen nicht so arm sind, als Condamine vorgiebt, wir wollen aber blos bey der Mexicanischen stehen bleiben.

Die Mexicaner konnten freylich manche Begriffe, z. Ex. Materie, Accidenz, Substanz, und dergleichen, nicht ausdrucken, aber Europa und Asien hatten dergleichen Wörter auch nicht eher, als bis die Griechen anfiengen ihre Begriffe zu verfeinern, zu abstrahiren, und neue Ausdrücke für solche zu erfinden. Der grosse Cicero, welcher die lateinische Sprache so gut verstand, und zur Zeit ihrer größten Vollkommenheit lebte, fand es oft in seinen Philosophischen Schriften sehr schwer, Worte für die metaphysischen Begriffe der Griechen zu finden, ob er sie gleich für wortreicher hielt als das Griechische. Wie oft sahe er sich genöthigt, Wörter zu schaffen, die dem Griechischen einigermassen entsprachen, weil er keine bey den Römern gebräuchlich fand; ja es fehlen bis auf den heutigen Tag, ob das Latein gleich durch ihn und andre gelehrte Männer, die Philosophie studirten, sehr bereichert ward, doch noch viele Wörter für metaphysische Begriffe, wenn man seine Zuflucht nicht zu dem barbarischen Latein der Scholastiker nehmen will.

Keine Mutterſprache bey den Europäiſchen Philoſophen hat Wörter für Materie, Subſtanz, Accidenz, und ähnliche Begriffe; daher muſten ſie nothwendig Worte aus dem lateiniſchen und Griechiſchen entlehnen. Die alten Mexicaner bekümmerten ſich um keine Metaphyſik, und ſind daher ſehr zu entſchuldigen, daß ſie kein Wort für dergleichen Begriffe erfanden. Es fehlt ihrer Sprache aber doch nicht an Wörtern die metaphyſiſche und moraliſche Dinge bedeuten, wie Condamine von den ſüdamerikaniſchen behauptet. Wir behaupten hingegen, daß ſich nicht leicht eine ſchicklichere Sprache findet um metaphyſiſche Gegenſtände abzuhandeln als die Mexicaniſche, weil man ſchwerlich eine antrifft, die einen ſolchen Reichthum an abſtracten Wörtern hat; denn es giebt wenig Zeitwörter (verba) darin, wovon nicht Nennwörter (nomina verbalia) herkommen, wie die Nennwörter in io bey den Lateinern, und wenig Subſtantive und Adjective, wovon nicht abſtracte Nennwörter herkommen, welche die Beſchreibung des Dinges, oder mit den Scholaſtikern zu reden, die Quiddität der Dinge ausdrücken, wovon wir weder im Hebräiſchen noch im Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, oder Portugieſiſchen, gleichbedeutende Wörter kennen; dies ſind wenigſtens die Sprachen, wovon wir Kenntniſſe genug zu beſitzen glauben, um eine Vergleichung anſtellen zu können. Um eine Probe von dieſer Sprache zu geben, fügen wir hier ein Verzeichniß von Wörtern bey, die metaphyſiſche und moraliſche Begriffe bedeuten, und von den roheſten Indianern verſtanden werden y).

y) Tlamantli, König.
Jeltztli, Weſen, Eſſenz.
Qualloli, Gutherzigkeit.
Neltiltzli, Wahrheit.
Nejolnonotzaltiztli, das Nachdenken.
Tlachtopaittaltiztli, das Vorherſehen.
Nejoltzotzonaltiztli, der Zweifel.
Tlalnamiquiltiztli, die Erinnerung.
Cetiltiztli, Einheit.
Ometiltiztli, Zweyheit.
Jeitiltiztli, Dreyeinigkeit ꝛc.

Der Reichthum an Wörtern dieser Art ist Ursache, daß man ohne Schwierigkeit die tiefsten Geheimnisse der Religion in Mexicanischer Sprache erklären kann, und daß verschiedene Bücher der heiligen Schrift darin übersetzt worden, z. Ex. die Sprüche Salomonis, und die Briefe der Apostel, die man, so wie den Thomas Kempis und andre, in keine von den Sprachen hätte übertragen können, denen es an Wörtern fehlt, um metaphysische und moralische Begriffe auszudrücken. Es giebt eine solche Menge geistlicher in Mexico bekannt gemachter Bücher, daß man davon eine ganze Bibliothek anlegen könnte. Wir wollen dieser

Teotl, Gott.
Teojotl, Gottheit.
Tloque Nahuaque, der, welcher alles in sich selbst hat.
Ipalnemoani, der durch den wir leben.
Amacicacaconi, unbegreiflich.
Cemcacjeni, ewig.
Cenmancanjelitzli, Ewigkeit.
Cahuitl, Zeit.
Cenjocojani, Schöpfer von allem.
Cenhuelitini, Allmächtig.
Cenhueliciliztli, Allmacht.
Tlacatl, Person.
Tlacojotl, Persönlichkeit.
Tajotl, Vaterschaft.
Nanjotl, Mutterschaft.
Tlalticpactlacajotl, Menschlichkeit.
Tejolia, Seele.
Teixlamatia, Gemüth.
Tlamatiliztli, Wissenschaft.
Ixtlamachiliztli, Vernunft.
Ixaxiliztli, das Begreifen.
Tlaixmatiliztli, Wissenschaft.
Tlanemiliztli, Gedanke.
Tlacahualitzli, Vergessenheit.
Tlazotlaliztli, Liebe.
Tlacocoliztli, Haß.
Tlamauhtiliztli, Furcht.
Netemachiliztli, Hoffnung.
Necocoliztli, Noth, Schmerz.
Nejoltequipacholitztli, Reue.
Ellehuiliztli, Verlangen.
Qualtihuani Jectihuani Tugend.
Aquallotl, Bosheit.
Tolchicahualiztli, Stärke.
Tlaixjejecoliztli, Mäßigkeit.
Joilomachiliztli, Klugheit.
Tlamelahuacachicahualiztli, Gerechtigkeit.
Jolhueiliztli, Grosmuth.
Tlapaccaihijohuiliztli, Geduld.
Tlanemachiliztli, Freygebigkeit.
Paccanemiliztli, Artigkeit.
Tlatlacajotl, Gutheit.
Necnomatiliztli, Demuth.
Tlazocamatiliztli, Dankbarkeit.
Nepohualiztli, Stolz.
Teojehuacatiliztli, Geiz.
Nexicolitli, Neid.
Tlazihuiliztli, Müßiggang.

Abhandlung ein kleines Verzeichniß der vornehmsten Mexicanischen Schriftsteller, theils aus Erkenntlichkeit für ihre Arbeit, theils zum Beweise unsrer Meinung, anhängen.

Das bisher vom Mexicanischen Gesagte, gilt auch größtentheils von den andern im Königreich Mexico lebenden Sprachen: in allen hat man Wörterbücher, Gramatiken, und geistliche Erbauungsschriften.

Die Europäer, welche die Mexicanische Sprache gelernt haben, loben sie ungemein, und setzen sie dem Latein, einige auch dem Griechischen an die Seite, wie bereits angemerkt worden. Boturini bekräftiget, daß keine Sprache in Ansehung der Artigkeit, Höflichkeit, und des erhabnen Ausdrucks mit der Mexicanischen verglichen werden kann. Dies war ein gelehrter, kritischer Mann aus Mayland, und kein Spanier. Er verstund Latein, Italienisch, Französisch, Spanisch, und vom Mexicanischen so viel, daß er im Stande war eine Vergleichung anzustellen.

Unter andern Beweisen, worauf Buffon sein System von der neuen Organisation der Materie in der neuen Welt gründen will, bringt er auch den von den Organen der Amerikaner bey, als welche hart und ihre Sprache barbarisch seyn soll. „Man bemerke nur, setzt „er hinzu, das Verzeichniß ihrer Thiere, ihre Namen „sind so schwer auszusprechen, daß man sich wundern „muß, wie sich noch ein Europäer die Mühe genommen, „sie aufzuschreiben.“ Wir wundern uns aber nicht sowohl darüber, als über ihre Nachläßigkeit im Abschreiben derselben. Unter allen Europäischen Schriftstellern, welche die natürliche und Civilhistorie von Mexico in Europa beschrieben, haben wir keinen einzigen angetroffen, der nicht die Namen der Personen, Thiere und Städte dergestalt verstümmelt, daß man unmöglich muthmaßen kann, was sie darunter meinen. Des Hernandez Thiergeschichte von Mexico kam aus seinen Händen an den N. A. Recchi, der kein Mexicanisch ver-

stand, und von ihm an die Academie der Lincei in Rom, die solche mit Noten und Abhandlungen herausgaben: und dieser Ausgabe bedient sich Buffon. Unter den Händen so vieler Europäer, welche nichts vom Mexicanischen wußten, konnten die Mexicanischen Namen der Thiere unmöglich der Verstümmelung entgehen. Um zu zeigen, wie sehr Buffon die Namen verdorben, wollen wir einige seiner Mexicanischen Namen mit denen in der Römischen Ausgabe des Hernandez vergleichen.

Es ist ausgemacht, daß die Schwürigkeiten, welche wir im Aussprechen einer etwas ungewohnten Sprache finden, besonders wenn die Articulation sehr von der unsrigen abgeht, nicht beweisen, daß es eine barbarische Sprache sey. Die Schwürigkeiten, welche dem Buffon bey der Mexicanischen Aussprache aufstoßen, würde ein Mexicaner bey der Französischen fühlen. Wer an die Spanische Sprache gewöhnt ist, wird die Deutsche und Polnische Aussprache sehr schwer finden, und sie für rauher und härter als alle andern erklären. Das Mexicanische ist unsre Muttersprache nicht, und wir lernten es nicht von Kindheit auf, gleichwohl scheinen uns die Mexicanischen Wörter, die Buffon als den Beweis von der Barbarey der Sprache anführt, weit leichter im Aussprechen zu seyn, als viele andre, die er in seiner Naturhistorie aus andern Europäischen Sprachen entlehnt hat; und vielleicht werden viele Europäer, die solche nicht kennen, eben der Meinung seyn [z]), die mit den Sprachen nicht bekannt sind: und es wird nicht an Personen fehlen, die sich wundern werden, daß Buffon sich die Mühe gegeben, diese Namen zu schreiben.

z) Der Leser vergleiche folgende vom Buffon angenommene Namen mit denen, die er aus dem Mexicanischen genommen und geändert hat:

Baurd manetjes.	Miszorzechowa.	Niedzwiedz.
Brand hirts.	Stachelschwein.	Przawiaska.
Chemitl-skarzecseck.	Siebenschläfer.	Meerschwein.
Jldgiers diur.	Sterzeczlek.	Scurez. ꝛc.

wofür die herzhaftesten Leser erschrecken möchten. Mit einem Worte, er sollte sich in Ansehung der Amerikanischen Sprachen lieber auf das Urtheil der Europäer, die sie verstehen, als auf die Meinung solcher, die nichts davon wissen, verlassen.

Siebenter Abschnitt.

Von den Gesetzen der Mexicaner.

Weil Paw sucht dem Alter zu widersprechen, welches Gemelli dem Reiche zu Mexico aus Irrthum zuschreibt, so führt er die **Anarchie ihrer Verfassung und den wenigen Vorrath von Gesetzen** an, und von der Regierungsform der Peruaner behauptet er, daß in einem despotischen Staate keine Gesetze statt finden können, und wenn sie auch ehemals welche gehabt hätten, so lassen sie sich doch unmöglich beschreiben, weil wir sie nicht kennen: wir können sie aber nicht kennen, weil sie nie aufgezeichnet waren, und die Kenntniß davon natürlicher weise mit dem Tode derjenigen aufhörte, die sie wußten.

Vor Paw hat sich niemand einfallen lassen, einer Anarchie im Mexicanischen Reiche zu gedenken. Niemand ist in dessen Geschichte so unbewandert, der nicht wissen sollte, daß das Volk unter gewissen Oberhäuptern stand, und daß das ganze Reich einen einzigen Regenten, nemlich den König von Mexico, hatte. Alle Historiker reden von seinem großen Ansehen und der Ehrfurcht, die ihm seine Vasallen bezeugten. Wenn das Anarchie heißt, so herrscht solche in allen Staaten auf der Welt.

Der Despotism riß erst in den letzten Jahren der Monarchie ein. In den ersten Zeiten beobachteten die Könige jederzeit die von ihren Vorfahren gegebnen Gesetze, und hielten eifrig darüber, daß ihre Unterthanen sich darnach verhalten sollten. Selbst unter Montezuma II., welcher der einzige despotische Monarch war,

regierten die obrigkeitlichen Personen nach den Gesetzen, und Montezuma bestrafte die Uebertreter aufs strengste. Er mißbrauchte seine Macht blos in Dingen, welche zu Vermehrung seiner Macht und seiner Schätze dienten.

Diese Gesetze waren zwar nie aufgezeichnet, aber sie wurden auf die Nachkommen theils durch Ueberlieferung, theils durch Gemälde fortgepflanzt. Alle Unterthanen kannten sie, weil die Hausväter ihre Kinder darin unterrichteten, damit sie solche nicht überschritten, sondern der Strafe entgiengen. Die Kopien dieser Gemälde von den Gesetzen waren unstreitig nicht zu zählen, weil wir, ohngeachtet der wütenden Verwüstung derselben durch die Spanier, doch viele davon gesehen haben. Wer die Art, wie die Mexicaner dergleichen Sachen vorzustellen pflegten, ihre Charaktere und ihre Sprache kennt, für den ist es nicht schwer, diese Gemälde zu verstehen, aber für Paw würden sie eben so unverständlich als der Chineser ihre seyn. Ueberdieses schrieben viele verständige Mexicaner nach der Eroberung die Gesetze von Mexico, Acolhuacan, Michuacan ꝛc. in Europäischen Sprachen auf; unter andern übersetzte D. F. de Alba Ixtlilxochitl die 80 Gesetze seines Vorfahren, des Königs Nezohualcojotl, wie gedacht, ins Spanische. In der Folge suchten die Spanier die Gesetze dieser Nationen weit fleißiger auf, als ihre Geschichte, weil die Kenntniß derselben zur christlichen Regierung, sowohl in Civil- als geistlichen Sachen, höchst nöthig war, vornemlich was die Heyrathen, Vorrechte des Adels, den Zustand der Vasallen und der Sklaven betraf. Sie zogen von den am besten unterrichteten Indianern Nachrichten ein, und studierten die alten Gemälde. Außer den ersten Missionarien, welche in diesem Fache mit vielem Glücke arbeiteten, legte sich Zurita, einer der besten Richter in Mexico, der ein geschickter Rechtsgelehrter, und mit diesen Ländern bekannt war, auf Befehl des Königs von Spanien, auf die Kenntniß ihrer Verfassungen, und verfertigte das nützliche Werk, das wir

in unserm Verzeichniß der Mexicanischen Geschichtschreiber angeführt haben. Die Mexicanischen Gesetze wurden auf diese Art bekannt, ohne daß sie jemals aufgeschrieben gewesen.

Was waren dies aber für Gesetze? „Viele darunter, sagt Acosta, verdienen unsre Bewunderung, und „sollten zur Regierung dieser Nationen auch jetzt, da sie „Christen sind, beybehalten werden.“ Die Einrichtung, in Ansehung der Thronfolge, hätte nicht besser gemacht werden können, weil sie dadurch die Unbequemlichkeit sowohl bey der Erbfolge, als bey einem Wahlreiche vermieden. Es ward immer einer aus dem Königlichen Hause auf den Thron gesetzt, sowohl um die Würde und den Glanz der Krone zu erhalten, als zu verhindern, daß sie niemand von niedriger Geburt erhielt. Weil nicht der Sohn, sondern der Bruder des verstorbenen Königs Nachfolger ward, so durfte man nicht befürchten, daß dieser hohe Posten einem unbehutsamen Jünglinge, oder dem Ehrgeize eines Vormundes anvertrauet werden möchte.

Wären die Brüder nach ihrem Alter nachgefolgt, so hätte die Krone nothwendig zuweilen an einen zur Regierung unfähigen Prinzen kommen müssen, und der vermuthliche Kronerbe hätte vielleicht dem Regenten nach dem Leben trachten können. Beyden Uebeln ward durch die Wahl abgeholfen. Die Wählenden suchten erst einen von den Brüdern des verstorbenen Königs aus, und in deren Ermanglung den zur Beherrschung der Nation tauglichsten Mann unter den Söhnen der vorigen Könige. Hätte es bey dem Könige gestanden, die Wählenden zu ernennen, so konnte er diejenigen, welche er für die Besten zu seinen Absichten hielte, dazu nehmen, und sich ihrer Stimmen zu Gunsten des am meisten geliebten Bruders, oder vielleicht eines Sohnes, versichern, ohne sich an die Grundgesetze des Staates zu halten. Aber die Einrichtung war ganz anders: denn die Wähler wurden durch den sämmtlichen Adel ernannt,

und darin war die Stimme der ganzen Nation enthalten. Hätten die Wählenden ihre Macht beständig behalten, so konnten sie solche mißbrauchen, und sich gleichsam zu Patronen, oder Schutzherren der Monarchie aufwerfen. Aber weil ihre Macht zu wählen gleich mit der ersten Wahl ein Ende hatte, und das nächstemal neue Wähler ernannt wurden, so war es den Ehrgeizigen nicht leicht möglich, sich zuviel Gewalt anzumaßen. Endlich belief sich, um noch mehrere Unbequemlichkeiten zu vermeiden, die Anzahl der Wählenden nicht über vier, und dies waren Männer von dem ersten Adel, und von erprobter Rechtschaffenheit und Klugheit. Inzwischen konnten bey aller dieser Vorsicht doch nicht allemal die Unordnungen vermieden werden; aber giebt es wohl einen Staat, der nicht noch größern Uebeln ausgesetzt wäre?

Die Mexicaner waren eine kriegrische Nation, und erforderten einen unerschrockenen und im Kriege erfahrnen Monarchen, konnte also wohl eine Gewohnheit dieser Absicht besser entsprechen, als nur einen solchen zu wählen, der sich durch seine Verdienste die Stelle des commandirenden Generals bey der Armee erworben hatte, und ihn nicht eher zu krönen, als bis er nach der Wahl mit eigner Hand Gefangne gemacht, die an dem feyerlichen Krönungstage, vermöge ihrer Religionsgebräuche, geopfert wurden.

Die kurze Zeit, in der die Mexicaner das Joch der Tepanecaner abwarfen, und den Ruhm, den ihre Waffen sich bey der Eroberung von Azcapozalco erwarben, erregte natürlicher Weise Eifersucht bey ihren Nachbarn, und zumal bey dem Könige von Acolhuacan, welcher damals der mächtigste im ganzen Lande war. Inzwischen blieb der Thron von Mexico noch immer in einem wankenden Zustande, und bedurfte einer mächtigen Stütze. Der König von Acolhuacan hatte sich zwar seit kurzem, durch Beyhülfe der Mexicaner, wieder auf den ihm von dem Tyrannen Tezozomoc geraubten Thron ge-

hwungen, mußte aber doch immer befürchten, daß ein
ächtiger Unterthan in jene Fußstapfen treten, eine Re-
ellion anfangen, und ihm Krone und Leben rauben
öchte. Der König von Tlacopan war auf seinem neu-
richteten Throne nicht sehr mächtig, und hatte noch
ehr zu befürchten. Jeder dieser Könige war für sich
llein nicht sicher, und durfte den andern beyden nicht
rauen, aber mit einander verbunden waren sie unüber-
indlich. Sie schlossen deswegen eine Triple-Allianz,
e einen jeden gegen die beyden andern, und alle drey
egen ihre Unterthanen in Sicherheit setzte. Dies Bünd-
iß war es, welches den Thron von Acolhuacan und
lacuba befestigte, und den Mexicanern den Weg zu Er-
berungen bahnte. Dies Bündniß war so gut entwor-
en und so dauerhaft, daß es bis zur Ankunft der Spa-
ier dauerte. Diese einzige politische Einrichtung ist ge-
ug, die Klugheit und die Einsichten dieser Nationen zu
eweisen.

Die Einrichtung der Gerichte bey den Mexicanern
nd Tezcucanern geben mancherley nützliche politische Leh-
en an die Hand. Der Unterschied des Rangs der Ma-
istratspersonen trug viel zur guten Ordnung bey; ihre
egenwart in den Gerichtshöfen vom Anbruch des Ta-
es bis Abends kürzte die Streitigkeiten und Rechtsfa-
en ab, und kamen vielen heimlichen Kunstgriffen zu-
or, die ihren Aussprüchen vielleicht sonst nur eine an-
re Richtung gegeben hätten. Die auf ein heimliches
Verständniß mit den Parteyen gesetzte Todesstrafe, und
ie schleunige Vollziehung derselben, und die Wachsam-
eit der Regenten, hielten die Obrigkeiten im Zaum, und
ie Fürsorge, ihnen alles, was sie bedurften, auf Köni-
liche Kosten zu liefern, machte eine schlechte Aufführ-
ung bey ihnen unverzeihlich. Die Versammlungen,
elche alle 20 Tage in Gegenwart des Königs gehalten
urden, und vornemlich die allgemeine Versammlung
ämmtlicher Magistratspersonen alle 80 Tage, um alle
nhängige Sachen zu endigen, beugten nicht nur allen

durch Verzögerung der Gerechtigkeit veranlaßten übl
Folgen vor, sondern gaben auch Gelegenheit, daß sich d
Magistratspersonen ihre verschiedenen Einsichten mitth
len, und daß der König diejenigen, denen er seine G
walt übertragen, kennen lernen konnte. Die leident
Unschuld hatte auf diese Weise mehr Zuflucht, und d
Verwaltung der Gerichte machte die Gerechtigkeit u
desto ehrwürdiger. Das Gesetz, welches eine Appell
tion von dem Gericht des Tlacatecatl an das vom Cih
acoatl in Criminal-, aber nicht in Civilsachen, beweise
daß die Mexicaner auf die Rechte der Menschheit sahe
und überzeugt waren, daß mehr dazu gehöre, jemande
eines Todesverbrechens schuldig zu erkennen, als ihn fü
einen Schuldner zu erklären. Die Mexicaner ließen i
ihren Processen keine andre Beweise gegen den Beklag
ten gelten, als den von Zeugen. Sie bedienten sich ke
ner Tortur, um den Unschuldigen dadurch zu zwingen
sich für schuldig zu bekennen. Eben so wenig galten be
ihnen jene barbarische Beweise durch Duelle, durch di
Feuerprobe, durch kochendes Wasser, und dergleichen
die ehemals in Europa so häufig waren, und die wir jet
nicht ohne Abscheu lesen.

„Jedermann wundert sich anjetzt, sagt Montes
„quieu, daß unsre Vorfahren den guten Namen, da
„Vermögen und Eigenthum der Bürger von gewisse
„Dingen abhängen ließen, wobey es nicht sowohl au
„Gesetze und Vernunft, als auf bloßen Zufall an
„kam, und daß sie sich beständig solcher Beweise bedien
„ten, welche nicht die geringste Verbindung mit Schul
„oder Unschuld hatten. Was wir jetzt von jenem Be
„weise sagen, wird die Nachwelt von der Tortur urthei
„len, und nicht aufhören sich zu verwundern, daß dies
„Art, den Beweis zu suchen, so viele Jahrhunderte hin
„durch in dem aufgeklärtesten Theile der Welt üblich
„war.“

Ein Eidschwur war in den Processen der Mexica
ner von großem Gewichte, wie bereits gesagt worden

e waren überzeugt, daß die Götter den Meineid auf as schrecklichste bestraften, folglich glaubten sie, daß es iemand wagen würde, sie auf diese Weise zu beleidigen. So viel wir wissen, ward diese Art des Beweises dem Kläger gegen den Beklagten nicht zugestanden, sondern los dem Beklagten, um sich die Klage über das, was ym schuld gegeben ward, vom Halse zu schaffen.

Die Mexicaner bestraften aufs strengste alle Verrechen, welche vornemlich wider die Natur und dem Staate nachtheilig sind, z. E. Hochverrath, Mord, Ehebruch, Blutschande, und andre Ausschweifungen ieser Art, Völlerey und Lügen. In Bestrafung unerlaubter Handlungen verfuhren sie sehr weise, sie irrten ur in dem Maasse der Strafe, die in manchen Fällen bertrieben und grausam war. Unsre Absicht ist nicht, ie Fehler dieser Nation zu bemänteln, wir können aber och auch nicht unterlassen anzumerken, daß die berühmeßten Völker der alten Welt solche Beweise von fehlerhaften Gesetzgebungen gegeben haben, daß dadurch die Gesetze der Mexicaner vergleichungsweise weit milder nd der Vernunft gemäßer scheinen.

„Die so gerühmten Gesetze der zwölf Tafeln, sagt Montesquieu, sind voll von grausamen Befehlen: dahin gehören die Strafe des Feuers und andre für Kapitalverbrechen.“ Gleichwohl waren diese zwölf Tafeln eine Sammlung, welche die Römer aus den besten Gesetzen der Griechischen Völker machten. Waren nun ie besten Gesetze des so sehr gesitteten Griechenlands so eschaffen, wie mußten also die von nicht so guten Völern seyn? Wie müßte es wohl um die Gesetze derer, ie sie Barbaren nannten, stehen? Kann man sich etwas Grausamers gedenken, als wenn das Gesetz der wölf Tafeln den Gläubigern erlaubte, den Körper des Schuldners zu theilen, und jedem Gläubiger ein Stück avon zu nehmen, um sich dadurch bezahlt zu machen? Dies Gesetze ward nicht etwa beym rohen Anfange Roms, sondern 300 Jahre nach dessen Gründung gege-

ben. Kann etwas unbilliger seyn als das Gesetz des be rühmten Lycurgs, welches den Lacedämoniern das Steh len erlaubte? Die Mexicaner bestraften dies schändlich Laster, aber nicht am Leben, ausgenommen, wenn de Dieb den Diebstahl durch seine Person, oder durch sein Vermögen nicht ersetzen konnte. Bey Felddiebereyen war dies Gesetz aber anders eingerichtet, denn weil das Feld dem Rauben mehr ausgesetzt ist, so muß auch da für durch die Gesetze mehr gesorgt werden. Aber eben dieses Gesetz, welches den, der eine gewisse Quantität Obst, oder Mais stahl, am Leben strafte, erlaubte ar men Reisenden so viel zu essen, als sie zu ihrem gegen wärtigen Bedürfniß gebrauchten. War dies Gesetz nicht weit billiger und gerechter, als das in den 12 Ta feln, welches jeden ohne Unterschied zum Strange ver dammte, der auf eines andern Feld etwas stahl?

Das der menschlichen Gesellschaft so schädliche La ster des Lügens bleibt in den meisten Ländern der alten Welt ungestraft, nur in Japan kostete es oft das Leben. Die Mexicaner beobachteten die Mittelstraße zwischen den beyden Aeussersten. Ihre Gesetzgeber, die das Genie und den Hang der Nation kannten, sahen ein, daß es bey Processen an Wahrheit, und bey Contracten an Treue und Glauben fehlen würde, wenn sie nicht auf Lü gen und Völlerey eine schwere Strafe setzten. Die Er fahrung hat gezeigt, wie nachtheilig das Nichtbestrafen dieser zwey Laster diesen Nationen gewesen ist.

Bey aller Strenge waren die Mexicaner aber sehr vorsichtig, durch ihre Strafen den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen leiden zu lassen. Manche Gesetze in Europa und Asien belegten die des Hochverraths Schuldigen, und sogar ihre Familien, mit einerley Strafe. Die Mexicaner bestraften den Hochverrath auch am Leben, aber nicht des Verräthers Familie zu gleich mit, sondern nahmen dieser nur die Freyheit; und auch nicht einmal allen, sondern nur denjenigen, welche darum gewußt, aber durch ihr Stillschweigen das Le-

ben verwürkten. Um wie viel menschlicher ist dies, als das Gesetz in Japan, „welches, wie Montesquieu schreibt, „wegen des Verbrechens von einem einzigen Mann, die „ganze Familie, oder den ganzen District bestraft, und „den Unschuldigen nicht unterscheidet, wenn ein Schuldiger vorhanden ist.“ Wir wissen nicht, ob bey den Mexicanern eine Strafe darauf stand, wenn jemand übel von der Regierung redete. Es scheint, sie machten nichts aus der Freyheit der Unterthanen, zu reden was sie wollten, so sehr man sich auch in andern Ländern dafür fürchtet.

Ihre Ehegesetze waren unstreitig anständiger und schicklicher, als die bey den Römern, Griechen, Persern, Egyptern und andern Völkern der alten Welt. Die Tartarn heyrathen ihre Töchter, die Perser und Assyrier ihre Mütter, und die Athenenser und Egyptier ihre Schwestern. In Mexico waren alle Ehen im ersten Grade der Blutsfreundschaft und Affinität verboten, ausgenommen zwischen Schwägern und Schwägerinnen, wenn der Bruder beym Sterben einen Sohn hinterließ. Dies Verbot beweiset, daß die Mexicaner im Punkt der Ehen richtiger als manche Völker dachten; und die Ausnahme zeigt zugleich, wie menschenfreundlich sie gesinnt waren. Eine Wittwe hatte bey einer zwoten Heyrath oft den Verdruß, zu sehen, daß der Stiefvater ihre Kinder, die nicht von ihm waren, wenig liebte, daß die Kinder den zweyten Mann als einen Fremdling betrachteten, und daß die Kinder beyder Ehen sich so wenig vertrugen, als wenn sie von verschiednen Müttern gewesen wären. Was für ein schicklicheres Mittel konnte diese Nation wohl ausfindig machen, als wenn die Wittwen ihren Schwager heyratheten? Manche alte Nationen in Europa kauften ihre Weiber, und viele in Asien und Afrika thun es bis auf den heutigen Tag; sie üben deswegen eine größere Gewalt über sie aus, als der Urheber der Natur wollte, und behandeln sie mehr als Sklavinnen und nicht wie Gefährtinnen. Die Mexica-

ner erhielten ihre Weiber bloß durch gesetzmäßige und anständige Bewerbung; die Geschenke an der Braut Eltern waren kein Kaufgeld für die Tochter, sondern eine bloße Höflichkeit, um die Gewogenheit und Einwilligung der Eltern zu erlangen. Die Römer machten sich zwar kein Gewissen daraus, ihre Weiber zu verborgen [a]), hatten aber durch die Gesetze das Recht sie zu ermorden, wenn sie solche im Ehebruch ertappten. Dies unbillige Gesetz machte den Ehemann zum Richter und Vollzieher in seiner eignen Sache, und vermehrte den Todschlag, anstatt den Ehebruch zu verhindern. Den Mexicanern war dieser schändliche Handel mit ihren Weibern nicht gestattet, noch viel weniger hatten sie Gewalt über ihr Leben. Wer seine Frau umbrachte, wenn er sie gleich im Ehebruch erwischte, mußte es mit dem Leben büßen. Dies wäre, sagten sie, ein Eingriff in die Rechte der Obrigkeit, der die Untersuchung der Verbrechen und die gesetzmäßige Bestrafung zukommt. „Ehe „August das Julische Gesetz vom Ehebruch gab, wissen „wir nicht, sagt Vives [b]), daß in Rom ein Proceß „über Ehebruch entstanden sey;“ welches so viel heißt, als daß diese berühmte Nation 700 Jahre lang über einen so wichtigen Punkt keine Gesetze hatten.

Wollten wir nun auch eine Vergleichung zwischen den Hochzeitgebräuchen beyder Nationen anstellen, so würde sich zwar in beyden vieler Aberglaube, übrigens aber ein großer Unterschied finden; der Mexicaner ihre waren schicklich und anständig, der Römer ihre das Gegentheil und tadelnswürdig.

Was die Kriegsgesetze betrifft, so wird man sie bey einem kriegerischen Volke selten gerecht finden.

a) In Rom war es einem Ehemann vergönnt, seine Frau einem andern zu leihen. Es ist bekannt, daß Cato seine Frau dem Hortensius liehe, und Cato war nicht fähig, wider die Gesetze seines Landes zu handeln. B. 25.

b) l'Esprit des Loix. B. 20. K. 14.

Hochachtung für Tapferkeit und Kriegsruhm erzeugt eindselige Gesinnungen bey denen, die sie sonst nicht atten, und Eroberungssucht treibt sie an, die Grenzen er Gerechtigkeit zu überschreiten. Gleichwohl nimmt nan in den Gesetzen der Mexicaner Züge wahr, welche lbst cultivirtern Nationen Ehre machen würden. Nie klärten sie Krieg, wenn sie die Gründe dazu nicht in oller Rathsversammlung untersucht, und die Einwilli ung des Oberpriesters erhalten hatten; überdieses such en sie allemal, wenn sie einen Krieg vorhatten, vorher urch Gesandten und friedliche Mittel, was sie wünsch en, zu erhalten, ehe es zu einem Bruch kam. Dieser luffschub gab den Feinden Zeit, sich in Verfassung zu tzen; es diente ihr Betragen zu rechtfertigen, und achte ihnen um so mehr Ehre. Man hielte es für hr niederträchtig, einen nicht vorbereiteten Feind mit rieg zu überziehen, ohne ihn vorher dazu aufzufordern: eil auf diese Art der Sieg keiner andern Ursache, als rer Tapferkeit zugeschrieben werden konnte.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Gesetze nicht alle al beobachtet wurden, aber sie waren deswegen doch icht minder gerecht. Fanden sich auch bey den Erobe ungen der Mexicaner Ungerechtigkeiten, so begiengen ch die Griechen, Römer, Perser, Gothen und andre erühmte Nationen deren nicht weniger. Eines der rößten Uebel im Kriege ist Hungersnoth, welche durch indliche Verwüstungen der Felder veranlaßt wird. anz kann man diesem Uebel ohnmöglich vorbeugen, enn aber irgend etwas im Stande ist, solches zu ver indern, so war es gewiß die bey den Mexicanern und ndern Völkern in Anahuac eingeführte Gewohnheit, in der Provinz ein bestimmtes Schlachtfeld zu haben. in anderer Gebrauch im Kriege, jedesmal den fünften ag zum Ausruhen und zum Waffenstillstande auszuse en, war nicht minder ein Gesetz, das man der Mensch chkeit und Vernunft zuschreiben muß.

Diese Nationen hatten sich eine Art von Völkerrecht gemacht. Wenn, vermöge desselben, das Oberhaupt einer Nation, der Adel und das Volk insgesammt die Friedensvorschläge eines andern Volks verwarfen, und die Entscheidung den Waffen überließen, so verlor, im Fall sie besiegt wurden, das Oberhaupt seine Macht, der Adel das Recht der Oberherrschaft über seine Besitzungen, und der gemeine Mann mußte sich persönlichen Dienstleistungen unterwerfen, und die im Treffen gemachten Gefangnen verloren, gleichsam als Verbrecher, die Freiheit und das Recht zu leben. Dies streitet allerdings wider unsre Begriffe von Menschlichkeit, aber die allgemeine Uebereinstimmung dieser Völker in diesen Gebräuchen vermindert die Unmenschlichkeit um vieles, und weit barbarischere Beyspiele unter den cultivirtesten Nationen der alten Welt, schwächen den Abscheu, den die Grausamkeit der Amerikaner beym ersten Anblick veranlaßt. Nach Montesquieu [c]) verloren bey den Griechen die Einwohner einer mit Gewalt eroberten Stadt ihre Freiheit, und wurden als Sklaven verkauft. Die Unmenschlichkeit der Mexicaner gegen ihre Gefangene kommt gewiß mit der Athenienser ihrer gegen ihre eignen Mitbürger in keine Vergleichung. Ein Gesetz bey den Athenienfern, sagt eben dieser Verfasser, befahl, daß alle unbrauchbare Einwohner bey Belagerung einer Stadt umgebracht werden sollten. Weder bey den Mexicanern, noch irgend einer gesitteten Nation in der neuen Welt findet sich ein ähnliches so barbarisches Gesetz, als dieses bey dem cultivirtesten Volke in dem alten Europa Vielmehr gieng die größte Sorgfalt der Mexicaner und andrer Völker in Anahuac dahin, ihre Weiber, Kinder und schwache Personen, wenn eine Stadt belagert ward, nach einer andern Stadt, oder ins Gebürge zu schicken. Auf diese Weise schützten sie die wehrlosen Mitglieder eines Orts vor der Wuth der Feinde,

c) Esprit de Loix. B. 20. K. 14.

und beugten dem unnöthigen Aufwand an Lebensmitteln vor.

Der Tribut an den König von Anahuac war übertrieben, und die Gesetze, welche ihn forderten, tyrannisch; aber diese Gesetze waren eine Würkung des Despotismus, der in den letzten Jahren der Monarchie einriß. Gleichwohl erreichte dieser nie die Höhe in Bedrückung des Landes und der Einwohner, die wir mit Recht an den Asiatischen Monarchen verdammen: noch wurden jemals so ausschweifende harte Gesetze wegen des Tributs gegeben, als man in der alten Welt aufzuweisen hat; dahin gehört die Abgabe des Kayſers Anastasius, welche er auf das Othemholen legte.

Doch wenn wir die Tyranney dieser Monarchen, in Ansehung der Gesetze über die Abgaben, tadeln, so müssen wir im Gegentheil die Klugheit und weise Einrichtung der Gesetzgeber dieser Nationen, in Ansehung der Handelsgesetze, loben und bewundern. Sie hatten in jedem Dorfe oder Stadt einen öffentlichen Platz oder Markt, der zum Handel mit allen zum Bedürfniß und Vergnügen des Lebens erforderlichen Dingen versehen war. Hier versammleten sich alle Kaufleute, um ihre Geschäfte desto hurtiger abzumachen, und zwar unter den Augen von gewissen Aufsehern oder Commissarien, damit allen Betrügereyen vorgebeugt, und die Unordnung bey Contracten vermieden werden möchte. Jede Waare hatte ihren angewiesenen Platz, wodurch man für der Käufer Bequemlichkeit sorgte. Auf jedem Markte befand sich ein Handelsgericht, zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen den Handelsleuten, und augenblicklichen Bestrafung aller und jeder Vergehungen, wodurch die Gerechtigkeit unverletzt, und die öffentliche Ruhe ungestört blieb. Diesen klugen Anstalten muß man die bewundernswürde Ordnung bey einer so unzähligen Menge von Verkäufern zuschreiben, welche die Spanier bey ihrer Ankunft in solches Erstaunen setzte.

In Ansehung der die Sklaven betreffenden Gesetze verdienen die Mexicaner den Vorzug vor den cultivirtesten Nationen des alten, und vielleicht auch des heutigen Europa. Vergleichen wir die Mexicanischen Gesetze mit der Römer, Lacedämonier und andrer bekannten Völker ihren, so finden wir in den letzten eine zurückschreckende Barbarey, in den erstern Menschlichkeit und Rücksicht auf die Gesetze der Natur. Was verräth mehr menschliche Gesinnungen, als Gesetze, welche den Kindern der Sklaven die Freyheit zusprechen; welche den Sklaven ein Eigenthum an ihren Gütern, und was sie durch ihren Fleiß verdienen, einräumen; welche vom Herrn fordern, seinen Sklaven menschlich, und nicht wie das Vieh, zu behandeln; welche ihm kein Recht über sein Leben gaben, ja ihm nicht einmal erlaubten, solchen auf dem Markte zu verkaufen, wenn er nicht auf gehörige Weise bewieß, daß der Sklave nicht zu bessern und zu gebrauchen wäre. Wie ganz anders waren die Römischen Gesetze beschaffen! Sie räumten den Herren die größte Gewalt ein, so daß ihnen nicht nur alles Eigenthum der Sklaven gehörte, sondern daß sie auch Macht über ihr Leben hatten [d]), und ihnen solches nehmen konnten, wenn es ihnen beliebte. Sie durften die Sklaven auf das Unmenschlichste behandeln, sie mit grausamen Martern belegen, und was die harte Denkungsart dieser Nation noch mehr verräth; so erweiterten sie auf der einen Seite die Gewalt der Herren immer mehr, und schränkten auf der andern das ein, was die Sklaven einigermaßen begünstigte. Das Gesetz Fusia Caninia erlaubte den Herren nur eine gewisse Anzahl von Sklaven frey zu lassen. Das Silanianische Gesetz verordnete, daß, wenn ein Herr umgebracht ward, alle in dessen Hause, oder an jedem Orte in der Nähe, wo

d) Ueber diese barbarische Gewalt darf man sich desto weniger wundern, da der Vater bey den Römern sogar Herr über das Leben seiner leiblichen Kinder war.

le seine Stimme hören konnten, befindlichen Sklaven
ingerichtet werden sollten. Ward er auf einer Reise
rschlagen, so kostete es allen bey ihm befindlichen Skla-
en, und auch denen, welche die Flucht nahmen, das
eben, ihre Unschuld mochte noch so sehr am Tage lie-
en. Das Aquilische Gesetz machte keinen Unterschied,
b man einen Sklaven oder ein Stück Vieh verwundete.
So weit gieng die Barbarey der gesitteten Römer. Die
Gesetze der Lacedämonier waren nichts menschlicher, denn
in Sklave hatte keine gesetzmäßige Hülfe wider den, der
hn beleidigte.

Wollten wir dem bisher Gesagten noch eine Ver-
leichung zwischen der Art der Erziehung bey den Me-
icanern und Griechen beyfügen, so würde sich ergeben,
aß die letztern ihre Jugend bey weitem nicht so fleißig
n den Künsten und Wissenschaften, als die Mexicaner
n den Gebräuchen ihrer Nation unterwiesen. Die Grie-
hen suchten den Verstand, die Mexicaner das Herz zu
ilden. Die Athenienser verleiteten die Knaben zu den
chrecklichsten Ausschweifungen, sogar in den Schulen,
ie doch zum Unterrichte in den Künsten bestimmt wa-
en. Die Lacedämonier führten, nach Lycurgs Vor-
hrift, die Kinder zum Stehlen an, um sie listig und
ewandt zu machen: ertappten sie dieselben darüber, so
eitschten sie solche ernstlich, nicht weil sie gestohlen,
ondern weil sie nicht geschickt genug gewesen und ent-
eckt worden. Aber die Mexicaner lehrten außer den
Künsten auch Religion, Bescheidenheit, Ehrlichkeit,
Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Wahrheitsliebe und Ach-
ung gegen die Obern.

Dies ist also ein kleines aber wahres Gemälde von
en Fortschritten der Mexicaner in der Cultur, welches
us ihrer alten Geschichte, aus ihren Gemälden, und
en Nachrichten der zuverläßigsten Spanischen Geschicht-
chreiber entlehnt ist. So wurden diese Völker regiert,
ie Paw für die wildesten in der Welt schätzt, die er,
n Ansehung der Industrie und Klugheit, unter die ro-

hesten Völker in der alten Welt herabsetzt, und deren Vernunft einige Europäer sogar in Zweifel gezogen haben.

Verzeichniß

einiger Europäer und Creolen, die über theologische und moralische Materien in den Neuspanischen Sprachen geschrieben haben.

A. bedeutet Augustiner, D. Dominikaner, F. Franziscaner, J. Jesuit, P. Weltpriester, und *) daß einige von des Verfassers Schriften gedruckt sind.

In Mexicanischer Sprache.

*) Ag. de Betancurt, F. ein Creole.
Al. de Escalona, F. Spanier.
Al. de Herrera, F. Span.
*) Al. Molina, F. Span.
Al. Rangel, F. Spanier.
Al. de Truxillo, F. Creole.
And. de Olmus, F. Span.
Ant. Dav. Padilla, D. Creole.
Ant. de Tovar Montez, P. Creole.
Arn. Bassace, F. Franzose.
Bald. de Castillo, F. Span.
Bald. Gonzalez, J. Creole.
Bern. Paez, A. Creole.
Bart. de Alba, P. Creole.
Ben. Fernandez, D. Span.
*) Ben. de Sahagun, F. Spanier.
*) Car. de Tapia Centeno, Creole.
Fil. Diez, F. Spanier.
Fr. Gomez, F. Spanier.
Fran. Ximenez, F. Span.
Garcia de Cisneros, F. Spanier.
Juan de la Annonciacion, A. Spanier.
Juan de Ayora, F. Span.
Juan de S. Francisco, F. Spanier.
Jean Focher, F. Franzose.
*) Juan de Grono, F. Spanier.
*) Juan Mijangos.
Juan de Romanones, F. Spanier.
*) Juan de Torquemada, F. Spanier.
*) Juan de Tovar, J. Creole.
*) Joh. Perez, F. Creole.
*) Ign. de Paredes, J. Creole.

*) Louis Rodriguez, F.
*) Mart. de Leon, D. Creole.
*) Mat. Gilbert, F. Franz.
*) Pierre de Gatte, F. Flamländer.
Pedro de Oroz, F. Spanier.
*) Toribio de Benavente, F. Spanier.

In der Sprache der Otomies.

Al. Rangel.
Barnaba de Vargas.
*) Fran. de Miranda, J. Creole.
Gio. di Dio Castro, J. Creole.
Oraz. Carochi, J. Mayländ.
Pedro Palacios, F. Span.
Sab. Ribero, F.
M. Sanchez, P. Creole.

In der Tarascanischen Sprache.

*) Mat. Gilbert.
Juan Batt. Langunas, F.
*) Angelo Sierra, F. Creole.

In der Sprache der Zapotecas.

Bern. de Albuquerque, D. und Bischof zu Guajaca. Spanier.
Al. Camacho, D. Creole.
Ant. del Pozo, D. Creole.
Crist. Aguero, D. Creole.

In der Sprache der Miztecas.

Ant. Gonzalez, D. Creole.
*) Ant. de los Reyes, D. Spanier.
Ben. Fernandez, D. Span.

In der Mayaischen Sprache.

Al. de Solana, F. Span.
And. de Avendanno, F. Creole.
Ant. de Ciudat Real, Span.
Bern. de Valladolid, F. Spanier.
Car. Mena, F. Creole.
Jos. Dominguez, F. Creole.

In der Sprache der Totonacas.

And. de Olmos.
Ant. de Santoyo, P. Creole.
Er. Diaz de Anaya, P. Creole.

In der Sprache der Popolucas.

Fr. Toral, F. und Bischof zu Yucatan. Sapanier.

In der Sprache der Matlazincas.

Andr. de Castro, F. Span.

In der Sprache der Huaxtecas.

And. de Olmos.
*) Car. de Tapia Centeno.

In der Mixe Sprache.

*) Ag. Quintana, D. Creole.

In der Riche Sprache.

Bart. de Anleo, F. Creole.
Ag. de Avila, F.

In der Cakchiquel Sprache.

Bart. de Anleo.
Alv. Paz, F. Creole.
Ant. Saz, F. Creole.
Ben. de Villacannas, D. Creole.

In der Tauramarani-schen Sprache.

Ag. Roa, J. Spanier.

In der Tepehuanani-schen Sprache.

So. Rinaldini, J. Neapolitaner.

Es giebt noch viele andre Sprachen, und darin bekannt gewordene Schriften, wir führen aber blos diejenigen an, deren Werke gedruckt sind, oder die wenigstens von Kennern vorzüglich geschätzt werden.

Schriftsteller, die in obigen Sprachen Grammatiken und Wörterbücher verfertigt haben.

Im Mexicanischen.

Fran. Ximenes, Grammat. und Lexicon.
Andr. de Olmos, — —
Bern. de Sahagun, — —
*) Al. de Molina, — —
*) C. de Tapia Centena, —
Al. Rangel, Grammat.
*) Ant. del Rincon, J. Creole. Grammat.
*) Oraz. Carochi, Gramm.
*) Ag. de Betancurt. —
Barn. de Paez. —
Ant. de Tovar Montezuma. Grammat.
*) Ign. de Paredes. Gram.
*) Ant. de Castellu, P. Cr. Grammat.
*) Jos. Perez. —
*) Ag. de Aldana y Guevara. P. —
Jean Focher, F. Franzose. Grammat.
*) Ant. Cortez Canal, ein Indianischer Priester. Grammat.

Im Otomischen.

Juan Rangel, Grammat.
Pedro Palacios, —
N. Sanchez, Lexicon.
Giov. di Dio Castro, Gr. und Lexicon.

Im Tarascanischen.
*) Mat. Gilbert, Gramm. und Lexic.
*) Ang. Sierra. — —
Juan Battista de Lagunas. Grammat.

Im Zapotecanischen.
Ant. del Pozzo. Gramm.
Crist. Aguero. Lexicon.

Im Mixtecanischen.
Ant. de los Reyes. Gramm.

Im Mayaischen
And. de Avendanno. Grammat. und Lex.
Louis de Villanpando. — —
*) Pedro Beltran, F. Cr. Grammat.

Im Totonacanischen.
And. de Olmos. Grammat. und Lexicon.
Crist. Diaz de Anoya. — —

Im Popolucanischen.
Fran. Toral. Gramm. und Lexicon.

Im Matlazincanischen.
And. de Castro. Grammat. und Lexic.

Im Huaxtecanischen.
And. de Olmos. Gramm. und Lexicon.
Car. de Tapia. — —

Im Mixischen.
*) Ag. Quintana. Gramm. und Lexicon.

Im Cakchiquellischen.
Ben. de Villacannas. Gramm. und Lexicon.

Im Taraumaranischen.
Jerom. Figueroa. Gramm. und Lexicon.
Ag. de Roa. Grammat.

Im Tepehuanischen.
Jerom. Figueroa. Gramm. und Lexic.
Tom. de Guadalaxara. Gr.
Ben. Rinaldini. Grammat.

Siebente Abhandlung.

Von den Gränzen und der Bevölkerung der Königreiche von Anahuac.

Der Irrthum einiger Spanischen Schriftsteller in Ansehung der Grenzen des Mexicanischen Reichs, und die romanhaften Begriffe Paws und andrer ausländischen Verfasser in Ansehung der Bevölkerung dieser

Länder, haben uns bewogen die Wahrheit in dieser Abhandlung genauer zu bestimmen. Wir werden uns dabey der möglichsten Kürze befleissen.

Erster Abschnitt.

Von den Grenzen der Reiche in Anahuac.

Solis folgt einigen übelunterrichteten Spanischen Geschichtschreibern, und behauptet, das Mexicanische Reich habe sich vom Isthmus bey Panama bis an das Vorgebürge Mendocinna in Californien erstreckt; Touron, ein Französischer Dominikaner möchte in seiner allgemeinen Geschichte von Amerika die Grenzen lieber noch weiter ausdehnen: seiner Meinung nach gehörten alle in Nordamerika entdeckten Länder dem Könige von Mexico; das Reich erstreckte sich von Osten nach Westen 500, und von Norden gegen Süden 200 bis 250 Meilen oder Stunden, gegen Norden machte das Atlantische Meer, gegen Westen der Meerbusen Anian, gegen Süden das stille Meer, und gegen Osten der Isthmus von Panama die Grenze. Allein diese Bestimmung ist nicht nur geographisch unrichtig, sondern widerspricht sich auch; denn wäre es wahr, daß das Reich sich vom Isthmus bis an dem Merrbusen oder die Strasse von Anian erstreckt hätte, so würde dies eine Strecke nicht von 500, sondern von 1000 Meilen ausmachen, weil sie nicht weniger als 50 Grade begreift.

Der Grund dieses Irrthums liegt darin, daß diese Verfasser sich einbilden, es sey kein andrer König in Anahuac gewesen als der von Mexico; daß die Könige von Acolhuacan und Tlacopan ihm unterworfen waren, und daß die Michuacaneser und Tlascalaner auch von dieser Krone abhiengen, und nur kürzlich rebellirt hätten. Aber kein einziger von diesen Staaten gehörte jemals zu Mexico. Dies erhellet ganz deutlich aus dem Zeugniß aller Indianischen Historiker, woraus alle Spa-

nier ihre Nachrichten genommen haben, namentlich Motolinia, Sahagun und Torquemada. Der König von Acolhuacan war seit dem Jahr 1424. allezeit ein Bundsgenosse, aber nie ein Unterthan gewesen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der König Cacamatzin bey der Ankunft der Spanier von seinem Oheim Montezuma abzuhängen schien, weil er wegen seines Bruders Ixtlilxochitls Empörungsgeist den Schutz der Mexicaner suchte. In der Folge sahen die Spanier den Cacamatzin als Abgesandten des Königs von Mexico kommen, und ihm in andern Fällen Dienste leisten; sie sahen auch, daß er auf Montezumas Befehl gefangen nach Mexico gebracht ward. Dieses zusammengenommen macht, daß der Irrthum der Spanier desto eher zu entschuldigen ist; allein es ist auch gewiß, daß diese Dienstleistungen an den Montezuma blos als Dienstleistungen eines Neffen gegen seinen Oheim, und nicht als eines Vasallen gegen seinen König anzusehen sind; und daß Montezuma, indem er ihn den Spaniern zu gefallen beym Kopf nehmen ließ, sich eine Gewalt anmaßte, die ihm keinesweges zukam, und daß er in der Folge das dem Könige zugefügte Unrecht sehr bereuete. Der König von Tlacopan ward zwar durch den König von Mexico auf den Thron gesetzt, er übte aber eine unumschränkte Herrschaft über seine Länder aus, und mußte nur die Bedingung eingehen, beständiger Bundsgenosse der Mexicaner zu seyn, und ihnen bedürfenden Falls mit seinen Truppen beyzustehen. Der König von Michuacan und die Republick Tlascala waren allezeit Nebenbuhler und geschworne Feinde der Mexicaner, und man hat nicht die geringste Nachricht, daß einer dieser Staaten jemals der Krone Mexico unterwürfig gewesen.

Eben das läßt sich von vielen andern Ländern sagen, welche die Spanischen Historiker für Provinzen des Mexicanischen Reichs hielten. Wie wäre es wohl möglich, daß eine Nation, die unter der Herrschaft der Tepanecas nur aus einer einzigen Stadt bestund, in

weniger als 100 Jahren alle die zwischen der Landenge von Panama und Californien wohnenden Völker hätte bezwingen können? Was die Mexicaner thaten, ob es gleich bey weitem nicht jenen Spanischen Nachrichten gleich kommt, war schon zum erstaunen, und würde nicht glaublich seyn, wenn ihre schnelle Progressen nicht durch unwidersprechliche Beweise bestätigt wären. Weder in den Erzählungen Indianischer Historiker, noch in dem Verzeichniß der durch die Mexicaner eroberten Städte, die in Mendozas Sammlung steht, noch in dem daselbst erklärten Verzeichniß von den Tribut entrichtenden Städten finden wir einigen Grund, jene willkührliche Ausdehnung der Mexicanischen Staaten einzuräumen; Bernal Diaz sagt vielmehr gerade das Gegentheil im 93sten Kap. seiner Geschichte *): „Der grosse „Montezuma hatte verschiedene Besatzungen an den „Grenzen seines Reichs. Eine lag in Soconusco, um „ihn auf der Seite von Guatimala und Chiapa zu „schützen; eine andre gegen die Panucheser, zwischen „Tuzapan und dem Ort, welchen wir Almeria nennen; „eine andre in Coatzacualco, und noch eine in Michacacan."

Es ist also gewiß, daß erstlich die Herrschaft der Mexicaner sich südwärts nicht weiter als Xeconocho erstreckt habe, und daß keine von den Provinzen, welche jetzt zu den Sprengeln von Guatimala, Nicaragua und Honduras gehörten, Theile des Mexicanischen Reichs waren. Im vierten Buche sagten wir, daß der berühmte Mexicanische General Tlitotoil in den letzten Jahren des Königs Ahuitzotl mit seinen siegreichen Waffen bis Guatimala vordrang, daß es aber nicht gewiß sey, ob dies Land bey der Krone von Mexico geblieben, vielmehr scheint das Gegentheil der Wahrheit gemäßer zu seyn.

*) Was hier von den Grenzen der Reiche in Anahuac gesagt wird, wird durch Zuziehung unsrer Charten verständlicher.

Torquemada (B. 2. K. 81.) gedenkt der Eroberung von Nicaragua durch die Mexicaner, aber was er hier von einer Armee der Mexicaner zu Montezumas Zeiten meldet, schreibt er im 3. B. 10. K. einer Kolonie zu, welche auf Geheiß der Götter viele Jahre zuvor aus der Nachbarschaft von Xoconocho wegzog, folglich kann man sich auf seinen Bericht nicht verlassen.

Bernal Diaz Kap. 156. versichert ausdrücklich, daß die Chiapaneser nie von den Mexicanern unterjocht worden; man muß dies aber nicht von ihrem ganzen Lande, sondern nur von einem Theil desselben verstehen, weil aus dem Chronikenschreiber dieser Provinz Remezal bekannt ist, daß die Mexicaner zu Tzinacantla eine Besatzung hatten, und vermöge des Tributverzeichnisses ist gewiß, daß Tochtlan [f]), Michapan und andre Städte dieses Landes den Mexicanern Abgaben entrichten mußten.

Nordwärts kamen die Mexicaner nicht weiter als bis Tuzapan, wie aus der zuletzt angeführten Stelle des Diaz erhellet; und es ist gewiß, daß die Panacheser ihnen nie unterworfen gewesen. Gegen Osten haben wir ihre Grenzen bereits am Flusse Coatzacualco bestimmt. Diaz schreibt, das Land Coatzacualco war keine Mexicanische Provinz, gleichwol finden wir unter den den Mexicanern zinsbaren Städten Tochtlan, Michapan und andre Plätze aus dieser Provinz. Nichts destoweniger sind wir überzeugt, daß die Mexicaner alles, was westwärts vom Flusse Coatzacualco, aber nichts was ostwärts lag, besassen, und daß dieser Fluß in jener Gegend die Grenze ausmachte.

Gegen Norden wurde das Mexicanische Reich vom Lande der Huaxtecas begrenzt, die sich nie bezwingen liessen. Gegen Nordwest erstreckte es sich nicht weiter als die Provinz Tulba. Der ganze grosse Strich Lan-

f) Es gab 3 Oerter die Tochtlan (Spanisch Tustla) hiessen. Der erste lag in der Provinz Chiapa, der andre in Xoconochco oder Soconusco, und der dritte in Coatzacualco.

des jenseit dieser Provinz ward von den wilden Otomies und Chechemecas bewohnt, welche nicht gesellig lebten, und keinem Regenten unterworfen waren. Westwärts, weiß man, hörte das Reich bey Tlaximalojan, dem Grenzorte des Königreichs Michuacan, auf. An der Küste erstreckte es sich bis an das westliche Ende der Provinz Coliman, und nicht weiter. Im Verzeichniß der zinsbaren Städte erscheinen Coliman und andre Städte dieser Provinz, aber keine weiter weg, es kommen auch keine in der Geschichte von Mexico vor. Die Mexicaner hatten nichts mit Californien zu schaffen, sie konnten auch keine Vortheile von der Eroberung eines so entlegnen unfruchtbaren und wenig bevölkerten Landes erwarten. Wäre diese dürre und felsigte Halbinsel eine Provinz des Mexicanischen Königreichs gewesen, so würde man sie besser bevölkert angetroffen haben: aber es ist gewiß, daß man kein Haus, und auch nicht die geringsten Spuren von Einwohnern darin fand. Gegen Süden endlich hatten die Mexicaner sich Meister von allen grossen Staaten gemacht, die sich zwischen dem stillen Meer und dem Thale von Mexico befanden. Die größte Länge ihrer Besitzungen an der Seeküste war von Xoconochco bis Coliman.

Robertson behauptet, das den Häuptern von Tezcuco und Tacuba zugehörige Gebiet habe dem Mexicanischen nicht viel nachgegeben. Dies ist aber dem, was alle Historiker von Mexico sagen, gerade entgegen. Das Königreich Tezcuco oder Acolhuacan grenzte Westwärts theils an den See Tezcuco, theils an Tzompanco und andre Mexicanische Länder, Ostwärts an das Gebiet von Tlascala, so daß es von Osten gegen Westen nicht über 60 Meilen lang seyn konnte; südwärts stieß es an den zu Mexico gehörigen Staat von Chalco, und nordwärts an das unabhängige Land der Huaxtecas, welches ohngefehr eine Länge von 200 Meilen betragen mag; dies ist der ganze Umfang des Königreichs Acolhuacan, welches nicht den 8ten Theil des Mexicanischen

ausmacht. Die Länder des kleinen Königs von Tlacopan oder Tacuba sind so unbeträchtlich, daß sie den Nahmen eines Königreichs nicht verdienten. Denn vom See von Mexico bis gegen Westen an die Grenze des Königreichs Michuacan sind nicht mehr als 80 Meilen, und vom Thal Toloccan in Süden bis an das Land der Otomies in Norden nur 50. Robertsons Vergleichung der Reiche Tacuba und Acolhuacan mit Mexico sind also sehr irrig.

Die Republik Tlascalà war vom Mexicanischen und Tezcucanischen Gebiete, und von den Staaten Cholula und Huexotzinco so eingeschränkt, daß sie von Osten gegen Westen kaum 50, und von Süden gegen Norden kaum 30 Meilen landes hatte. Wir haben niemand gefunden, der diese Republik so groß angiebt, als Cortez: er schätzt ihren Umfang auf 90 Stunden; irrt sich aber ganz gewiß.

Von dem Königreiche Michuacan hat unsers Wissens keiner die Grenzen angegeben als Boturini. Er sagt, die Länge dieses Reichs vom Thal von Ixtlahuacan, unweit Toloccan bis an das Südmeer habe 500 Stunden, und von Zacatollan bis Xichu 160 betragen, und darunter wären die Provinzen Zacatollan, Coliman und die Nordwestwärts von Coliman bey den Spaniern so genannte Provencia d'Avalos begriffen gewesen. Diese Nachricht ist aber ganz unrichtig; denn es ist bekannt, daß die Grenzen von Michuacan nicht bis Ixtlahuacan, sondern bis Tlapitzalojan giengen, wo das Mexicanische aufhörte. Wir wissen aus dem Zinsenverzeichniß, daß die Küstenprovinzen Zacatollan und Coliman zu Mexico gehörten. Die Michuacaneser konnten ihr Gebiet auch nicht bis Xichu ausbreiten, ohne die wilden Chechemecas, welche diese Gegenden bewohnten, zu bezwingen; wir wissen aber, daß sie erst lange nach der Eroberung von Mexico unter Spanische Bothmäßigkeit kamen. Das Reich Michuacan war also lange nicht so groß,

als Boturini sich einbildet. Es erstreckte sich nicht über 3 Grade in der Länge, und ohngefehr 2 in der Breite.

Aus dem bisher gesagten mag man die Genauigkeit unsrer Beschreibung und Landcharten in Ansehung der Grenzen dieser Königreiche abnehmen, als welche auf die Geschichte, das Zinsregister und das Zeugniß alter Schriftsteller gegründet sind.

Zweyter Abschnitt.

Von der Bevölkerung in Anahuac.

Die Absicht ist nicht von der Bevölkerung Amerikas überhaupt, welches zu weit führen würde, sondern blos von der in Mexico, die zu unsrer Geschichte gehört, zu handeln. Es gab in Amerika viele volkreiche Länder, und giebt es noch, es giebt aber auch große Wüsteneyen. Wer in Amerika so volkreiche Länder wie China sucht, betriegt sich eben so sehr, als wenn er sie für so Menschenleer wie Afrika hält. Des Paters Riccioli Berechnung ist eben so ungewiß, als die von Süßmilch und Paw. Riccioli giebt Amerika 300 Millionen Einwohner; die politischen Arithmetiker, sagt Paw, nehmen nur 100 Millionen an. Süßmilch rechnet an einem Orte 100, und an einem andern 150. Paw führt alle diese Berechnungen an, und setzt hinzu, würkliche Amerikaner giebt es nicht über 30 bis 40 Millionen. Wir wiederhohlen es aber noch einmal, alle diese Berechnungen sind höchst unzuverlässig, weil sie nicht auf richtigen Gründen beruhen. Wir wissen jetzt noch nicht einmal die Bevölkerung der Länder, darin sich die Europäer niedergelassen haben. Z. Ex. Guatimala, Peru, Quito, Terra Firma, Chili ꝛc. Wer kann also nur die Anzahl der Einwohner in den vielen Ländern muthmassen, welche die Europäer wenig oder gar nicht kennen? Z. Bew. diejenigen, welche Nord- und Nordwestwärts von Coahuila, Neu-Mexico, California, dem Fluß Colorado,

der dem rothen Fluß in Nordamerika wohnen. Wer
ann die Einwohner der neuen Welt angeben, weil man
ie darin vorhandenen Provinzen und Nationen nicht
ennt? Wir setzen also alle dergleichen Berechnungen,
ie nicht mit dem geringsten Grade von Gewißheit ange-
ellt werden können, bey Seite, und untersuchen blos,
as Paw und Robertson von der Volksmenge in Mexico
elden.

„Die Bevölkerung in Mexico und Peru, sagt
Paw, ist von den Spanischen Schriftstellern, welche
ewohnt sind alles zu übertreiben, unstreitig vergrössert
orden. Drey Jahre nach der Eroberung von Mexico
ahmen die Spanier Gelegenheit einige Bewohner der
ucayschen Inseln, und in der Folge auch von den Afri-
anischen Küsten zur Bevölkerung von Mexico herbey-
uschaffen. Zehlte dieses Reich 1580 30 Millionen
Einwohner, wie konnte es 1521 bereits entvölkert
eyn?“ Wir leugnen keineswegs, daß es unter den
paniern Schriftsteller gebe, die gerne eine Sache ver-
össern, so wie man sie auch unter den Engländern und
anzosen ꝛc. antrifft, weil alle Nationen in der Welt
en Trieb haben, die Dinge, welche sie beschreiben,
sser vorzustellen. Paw selbst giebt in seinem ganzen
erke Proben, daß er eben so wenig frey davon ist,
r allen Spaniern ohne Unterschied diesen Vorwurf zu
chen, ist für die Nation beleidigend, weil man wie
einer jeden gute und schlechte antrifft. Wir haben
nigstens die besten Historiker der cultivirtesten Natio-
in Europa gelesen, und nicht 2 gefunden, die wir in
sehung der Wahrheitsliebe den beyden Spaniern Ma-
na und Acosta an die Seite setzen könnten, sie werden
wegen auch von allen Schriftstellern sehr erhoben.
ter den alten Geschichtschreibern von Mexico giebt es
ge, als den Acosta, Diaz und Cortez selbst, an deren
richtigkeit in der Erzählung nicht zu zweifeln ist.
setzt aber auch diese Verfasser hätten die erforderlichen
enschaften um Glauben zu verdienen nicht gehabt,

so wäre ihr einstimmiges Zeugniß doch ein unleugbar
Beweis ihrer historischen Treue. Minder zuverläss
Verfasser widersprechen sich unter einander, ausgenor
men, wenn sie einander nachschreiben: das trifft ab
bey diesen Geschichtschreibern nicht ein, die blos, was
selbst gesehen, oder aus glaubwürdigen Nachrichten
fahren, erzehlten, und nicht darauf achteten, was an
geschrieben hatten; es erhellet vielmehr aus ihren W
ken, daß sie zur Zeit, da sie schrieben, die Schriften
drer nicht vor Augen hatten. Paw selbst g) redet
einem seiner Briefe von der Mexicanischen Gewohnh
ein von Teig geformtes Bildniß des Götzen Huitz
pochtli, den er Vitzilipuzli nennt, erst zu weihen
hernach zu verzehren, und von der Gewohnheit bey
Peruanern am Feste Capacraime, und bekennt dar
gegen seinen Correspondenten: „ich gestehe, daß das
„hellige Zeugniß der Spanischen Verfasser uns nicht
„laubt, daran zu zweifeln". Wenn also ihre Uebereinst
mung in dem, was sie nicht sahen, uns abhält zu z
feln, wie kann er in das, was sie als Augenzeugen
kräftigen, ein Mistrauen setzen?

Wir wollen nun untersuchen, was die alten S
nischen Schriftsteller über die Bevölkerung Amer
sagen. Alle kommen darin überein, daß diese Lä
wohl bevölkert waren, daß viele ansehnliche St
unzählige Dörfer, und einzelne Häuser darin lagen,
in den volkreichen Städten viele 1000 Käufer und
käufer zusammen kamen, daß sie zahlreiche Heere
Feld stellten ꝛc. Cortez in seinen Briefen, der
nannte Eroberer, Alfonso de Ojeda und Alfons
Mata in ihren historischen Nachrichten, las Casa
seiner Zerstörung Indiens, Diaz in seiner Gesch
Motolinia, Sahagun und Mendieta in ihren Schri
waren insgesammt Augenzeugen der alten Bevölke
von Amerika. Herrera, Gomara, Acosta, Torquer

g) B. 2. B. 1.

und Martinez, alle diese Männer sind in Ansehung der starken Volksmenge in diesen Ländern von einerley Meinung. Paw kann keinen einzigen Historiker aufstellen, der dieses nicht bezeuget, da wir im Gegentheil verschiedene nennen können, die jener abergläubischen Gewohnheit nicht gedenken; dahin gehören die drey ältesten Spanischen Geschichtschreiber über Mexico, nemlich Cortez, Diaz und der ungenannte Eroberer. Gleichwol behauptet Paw, es liesse sich jene Gewohnheit, wegen des einhelligen Zeugnisses der Spanier, nicht bezweifeln: wer wird also etwas wider die grosse Volksmenge in Mexico einwenden, oder sie gar gegen alle Spanischen Zeugnisse ableugnen? War nun Mexico 1518. so volkreich, wozu war es denn 1521. nöthig, Einwohner von den Lucayschen Inseln, und nachgehends von den Afrikanischen Küsten herzuhohlen. Die dreiste Behauptung Paws von offenbaren Unwahrheiten, die wider alle Nachrichten der Geschichtschreiber streiten, beleidiget uns, aufrichtig zu gestehen, sehr. Wo hat er denn gelesen, daß dergleichen Transport von Menschen aus den Lucayschen Inseln nöthig gewesen wäre? Wir fordern ihn auf, einen einzigen Schriftsteller anzugeben, der dieses sagt: aus vielen wissen wir vielmehr das Gegentheil. Aus dem Herrera und andern ist bekannt, daß von 1493. da die Spanier in Dominica Fuß faßten, bis 1496. der 3te Theil der Einwohner dieser grossen Insel im Kriege und durch andre Bedrückungen ums Leben kamen. Im Jahre 1507. war noch kaum der 10te Theil von den 1493. daselbst befindlich gewesenen Indianern übrig, wie las Casas, ein Augenzeuge, berichtet, und von der Zeit an nahm die Bevölkerung dieser Insel dergestalt ab, daß 1540. noch kaum 200 Indianer übrig waren. Aus dieser Ursache fiengen die Spanier zu Anfange des 15ten Jahrhunderts an, 1000 Indianer auf den Lucayschen Inseln nach Hispaniola zu versetzen; weil diese aber ebenfalls zu Grunde giengen, so fiengen sie noch vor der Eroberung von Mexico an,

Menschen aus Terra Firma und andern Gegenden de
festen Landes von Amerika, so wie sie solche nach un
nach entdeckten, dahin zu bringen. Man weiß aus einer
Briefe des ersten Bischofs zu Mexico an den Rath vo
Indien, den las Casas an Kayser Karl V. sandte, da
der grausame Statthalter zu Panuco, Nugno Guzma
von dort 28 mit Indianischen Sklaven beladene Schiff
zum Verkauf nach den Inseln schickte, so daß es wei
von der Wahrheit entfernt ist, als ob die Spanie
Menschen aus den Inseln abgeschickt hätten, um da
feste Land von Amerika zu bevölkern: gedachte Verfasse
sagen vielmehr gerade das Gegentheil. Jedoch ist nich
zu leugnen, daß nach der Eroberung von Mexico Skla
ven aus Afrika dahin gebracht wurden, aber nicht au
Volksmangel, sondern weil die Spanier solche zum Zu
ckerbau und in den Bergwerken nöthig hatten, wozu si
kraft der damals gegebnen Gesetze die Amerikaner nich
gebrauchen durften. Es ist also falsch, und den Nach
richten obiger Historiker zuwider, daß Mexico 3 Jahr
nach der Eroberung entvölkert gewesen, und daß di
Nothdurft es folglich erfordert habe, neue Einwohne
aus den Lucanschen Inseln und Afrika zu holen. Wi
wissen vielmehr, daß wenige Jahre nach der Eroberung
einige Kolonien aus den dem Könige von Mexico und
der Republik Tlascala unterworfenen Provinzen abge
schickt worden, um andre Gegenden, z. E. Zacatecas,
Suis, Potosi, Saltillo ꝛc. zu bevölkern.

Doch wir wollen sehen, was die alten Schriftstel
ler von der Volksmenge in Mexico insbesondre sagen.
Keiner hat es unsers Wissens gewagt, die Anzahl derse
ben zu bestimmen. Ob sie sich auf 30 Millionen er
streckte oder nicht, hätte man von den Königen in Me
xico und ihren Ministern erfahren können, und gesetzt
die Spanier hätten sich auch darnach erkundigt, so finden
wir doch nicht, daß es ein einziger gethan. Nur einige
sagen überhaupt, daß unter den Lehnvasallen 30 gewe
sen, wovon ein jeder ohngefehr 100,000 Unterthanen,

ıd 3000 die eine geringere Anzahl gehabt. Laurentius
ūrius h) versichert, man wisse dieses aus dem Archiv
arls V. gewiß. Cortez schreibt im ersten Briefe an
esen Kayser: „Die Menge der Bewohner dieser Länder
st so groß, daß kein Fußbreit Landes unbebauet liegt,
leichwol gehen doch noch viele aus Mangel an Brod
uf den Strassen und Märkten betteln.“ Diaz, der un-
nannte Eroberer, Motolinia und andre Augenzeugen
ben uns eben die Begriffe von Mexicos Bevölkerung.
n Ansehung der einzelnen Länder in Anahuac sind wir
s den Nachrichten von beynahe allen alten Historikern
n der starken Volksmenge der Otomies, Malaßincas,
hahuicas, Cohuixcas, Mixtecas, Zapotecas und Cuit-
ecas, in der Provinz Coaßacualco, in den Königrei-
en von Acolhuacan und Michuacan, in den Staaten
n Tlascala, Cholula, Huexoßinco ꝛc. überzeugt.

Wenn die Seen gleich einen grossen Th il des
hals von Mexico einnahmen, so war es doch eben so
t bevölkert, als die volkreichsten Länder Europens. Es
thielt 40 grosse Städte, die wir bereits genannt haben,
d deren die alten Schriftsteller gedenken. Die andern
wohnten Plätze waren nicht zu zehlen; wir zeigen sie
cht an, um den Leser nicht zu ermüden. Der aufrich-
e Diaz schreibt im 8ten Kap. seiner Geschichte von
m, was er auf dem Wege durch dieses Thal nach
lexico bemerkte: „Als wir solche merkwürdige Dinge
ahen, wußten wir nicht was wir sagen sollten, oder ob
nsre Augen getäuscht wurden; wir zehlten so manche
rosse Städte auf dem festen Lande, andre lagen im
See, und dieser war mit unzähligen kleinen Schiffen
edeckt.“ Er sagt ferner, daß einige Soldaten, die
ne Gefährten waren, sich über die massen wegen der
chönheit des Landes verwunderten, und nicht wußten,
sie das, was sie sahen, für einen Traum oder für

h) In Commentar. brevi rerum in orbe gestar. ab A. 1500
1568.

Zauberey halten sollten. Diese und viele andre aufrich
tige Bekenntnisse des Diaz sind zur Beantwortung de
Robertson hinlänglich, welcher einige übel verstanden
Stellen jenes Verfassers dazu benutzte, daß er dem lese
glaublich zu machen suchte, die Bevölkerung Mexico
habe sich nicht so hoch belaufen, als sie würklich that.

Ueber die Volksmenge in der Residenzstadt Mexic
sind die Meinungen getheilt: und dies kann nicht ander
seyn, wenn man die Einwohner einer grossen Stad
nach dem Augenmasse schätzen will: jedoch kommen al
Schriftsteller, die sie sahen, oder von Augenzeugen Nac
richten darüber einzogen, darin überein, daß die Volk
menge sehr groß war. Herrera sagt, sie war 2mal
groß als Mayland. Cortez giebt ihr einen Umfang w
Sevilla und Cordova. Surius behauptet aus Nac
richten im Archiv Karls V., daß sich 130,000 Häus
darin befunden hätten. Torquemada folgt dem Sah
gun und andern Indianischen Geschichtschreibern, u
rechnet 120,000 Häuser, in deren jedem sich 4 bis 1
Einwohner befanden. Der ungenannte Eroberer drü
sich folgendermassen darüber aus. „Die Stadt Ten
„stitan mag wohl $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden im Umfan
„haben; die meisten, welche sie gesehen, schätzen die A
„zahl der Feuerstellen darin gegen 60,000, eher me
„als weniger.“ Diese Berechnung, die Gomara u
Herrera auch annehmen, scheint uns der Wahrheit a
nächsten zu kommen, wenn man den Umfang der Stad
und die Art, wie diese Völker wohnten, in Betrachtu
zieht.

Diesem allen widerspricht Paw geradezu.
nennt die Beschreibung von Mexico übertrieben: „w
„sie nach einigen zu den Zeiten Montezumas II. 70,0
„Häuser enthielte, so hätten 350,000 Einwohner da
„leben müssen, da es doch eine ausgemachte Sache
„daß die unter der Spanischen Regierung sehr gewa
„sene Stadt, jetzt nicht über 60,000 zehlt, worun
„20,000 Neger und Mulatten begriffen sind.“

Mexicaner muß darüber lachen, wenn er das Bestreben des Berliner Philosophen sieht, die Volksmenge von Mexico zu verkleinern, und wenn er den Unwillen gegen diejenigen merkt, die es grösser darstellen, als er es wünscht. Muß man sich nicht wundern, daß die Zahl der Einwohner von Mexico in Berlin so bekannt ist, da die Geistlichkeit sie erst seit wenig Jahren, da eine jährliche Zählung vorgenommen wird, kennt? Wir wollen Herrn Paw einige zuverlässige Nachrichten von Mexico mittheilen, damit er künftig ähnliche Irrthümer in der Volksmenge vermeiden möge.

Er wisse also, daß Mexico die volkreichste unter allen Städten ist, die der König von Spanien nur irgend besitzt. Aus den Todtenlisten, die täglich in Madrid und Mexico herauskommen, erhellet, daß die Anzahl der Einwohner in Madrid um den 4ten Theil geringer ist, als in Mexico. Z. E. wenn Madrid 160,000 Einwohner hat, so zehlt Mexico ohnstreitig 200,000. Die Meinungen über die Anzahl der Seelen in dem heutigen Mexico sind eben so verschieden, als über die in der alten, und allen übrigen Städten vom ersten Range. Aber seitdem in den letzten Jahren theils durch die Geistlichkeit, theils durch die obrigkeitliche Personen sehr genaue Zählungen angestellt worden, so hat sich gefunden, daß die Anzahl über 200,000 steiget, ob man gleich nicht gewiß bestimmen kann, um wie viel. Wie volkreich sie ist, davon kann man sich einigermassen einen Begriff machen, aus der Quantität von Pulque [i]) und Toback, die täglich darin verzehrt wird [k]). Täg-

i) Pulque ist der gewöhnliche Wein, oder vielmehr das Bier der Mexicaner, welches aus dem gegohrnen Safte des Maguei verfertigt wird. Dies Getränk hält sich nicht über einen Tag, daher wird das täglich verfertigte auch gleich ausgetrunken.

k) Diese Angabe von der täglichen Consumtion des Pulque und Tobacks in Mexico ist aus einem Briefe eines der vornehmsten Zollbedienten vom 23. Febr. 1775. entlehnt.

lich werden gegen 6000 Aroben, Pulque, oder 190,000 Römische Pfunde eingebracht; im Jahr 1774. führte man 2,214,294 Aroben ein, welches über 73 Millionen Römische Pfunde ausmacht. Hierunter ist nicht einmal begriffen, was heimlich eingeschleppt und von den privilegirten Indianern auf dem Hauptmarkte der Stadt verkauft wird. Diese erstaunliche Quantität Getränks wird allein von den Indianern und Mulatten ausgetrunken, deren Anzahl geringer ist, als die von den Weissen und Creolen, darunter nur wenige sich dieses Getränks bedienen. Die Abgabe davon beläuft sich in der Hauptstadt allein auf ohngefehr 280,000 Piaster. Der tägliche Verbrauch des Rauchtobacks wird ohngefehr auf 1250 Piaster angeschlagen, welches im Jahr über 450,000 Piaster beträgt. Man muß aber wissen, daß sehr wenig Indianer Toback rauchen, auch unter den Europäern und Creolen sehr viele nicht, und unter den Mulatten viele auch nicht. Wer wird wohl Paws Angaben mehr Glauben beymessen, als den Zollregistern der Hauptstadt? Oder wer wird seinen ausschweifenden Urtheilen über die ehemalige Bevölkerung mehr trauen, als so vielen Schriftstellern, die solche mit Augen sahen?

Von der Stadt und Residenz Tezcuco wissen wir aus Cortez Briefen an Karl V., daß sie ohngefehr 30,000 Häuser enthielt. Dies ist aber blos von der Residenz zu verstehen, denn rechnet man die andern 3 Städte Coatlichan, Huexotla und Atenco dazu, welche nach Cortez Zeugniß eine besondre Bevölkerung auszumachen schienen, so war die Stadt um ein grosses weitläuftiger als Mexico. Torquemada, welcher dem Sahagun und die Nachrichten der Indianer befolgt, versichert, daß diese 4 Städte 140,000 Häuser enthielten; wenn wir nun auch gleich die Hälfte davon abziehen, so würde doch noch eine beträchtliche Volksmenge übrig bleiben. Kein Historiker hat uns die Volksmenge von Tlacopan angegeben, ob gleich alle behaupten, daß sie

sehr ansehnlich gewesen. Xochimilco war bekanntermassen nach den 3 Königlichen Residenzen die größte Stadt unter allen. Iztapalapan hatte nach Cortez Bericht 12 bis 15,000 Feuerstellen. Mixcoac etwa 6000, Huitzilopochco 4 bis 5000, Acolman und Otompan, jede 4000, und Mexicaltzinco 3000. Chalco, Azcapozalco, Cojoacan, Quauhtitlan waren ohne Vergleich grösser als die letzt benannten Städte. Diese und noch viele andre lagen insgesammt im Thale von Mexico; so daß der Anblick davon Furcht und Bewundrung bey den Spaniern erregte, als sie das reizende Thal vom Gipfel der Berge betrachteten. Eben so erstaunten sie über die Volksmenge in Tlascala. Cortez schreibt davon an Karln V.: „Sie ist so groß und bewundernswürdig, „daß, wenn ich gleich vieles übergehe, doch noch das „wenige, was ich sage, unglaublich scheinen wird, denn „sie ist grösser, volkreicher und fester als Granada, da es „von den Mauern erobert ward, hat eben so gute Ge„bäude und mehrern Ueberfluß an allen Bedürfnissen."

Der ungenannte Eroberer spricht in eben dem Tone davon: „Es giebt dort grosse Städte, unter an„dern Tlascala, welches gewissermassen viel ähnliches „mit Granada, und in anderm Betracht mit Segovia „hat, aber sie ist volkreicher als eine von beyden." Von Tzimpantzinco, einer zu dieser Republik gehörigen Stadt, versichert Cortez, daß die Häuser auf sein Verlangen gezehlt, und ihre Anzahl 20,000 befunden worden [1]); daß Huejotlipan, ein eben dieser Republik zugehöriger Ort 3 bis 4000 Feuerstellen, Cholula ohngefehr 20000 Häuser und eben so viel in den nahe gelegenen Dörfern gehabt, die gleichsam als die Vorstädte anzusehen gewesen wären. Huexotzinco und Tepejacac waren in Ansehung der Grösse Nebenbuhler von Cholula. Dies sind

1) Cortez redet von dieser Stadt, ohne sie zu nennen, aber aus dem Zusammenhange erhellet, daß sie gemeint sey, und Torquemada führt sie ausdrücklich an.

nur einige von den volkreichen Oertern, welche die Spanier vor der Eroberung sahen, andrer nicht zu gedenken, von deren Grösse wir bey diesem und andern Schriftstellern zuverlässige Versicherungen finden.

Wie volkreich diese Länder gewesen, davon überzeugen uns so wohl die grosse Menge von Menschen, die auf den Märkten zusammenfloß, als auch die zahlreichen Heere, welche sie im Nothfall ins Feld stellten, und die erstaunliche Anzahl von Taufen, die gleich nach der Eroberung vorgenommen wurden. Von der Menge Volks auf den Märkten und ihren starken Armeen haben wir Beweise aus Augenzeugen, in unsrer Geschichte angeführt. Man möchte vielleicht argwöhnen, die Neger hätten die Anzahl der Indianischen Kriegsvölker vergrössert, um ihren Eroberungen desto mehrern Glanz zu geben: dies würde vielleicht statt finden, wenn sie blos die Anzahl der Feinde angäben, aber nicht, wenn sie auch die von ihren Bundsgenossen anführten, weil ihre Thaten minder rühmlich, und in der Ausführung beschwerlich werden, je grösser die Anzahl der letztern angenommen wird. Gleichwol zählte der Eroberer Ojeda 150,000 Mann an Hülfstruppen von Tlascala, Cholula, Tepejacac und Huexotzinco, als sie vor dem Aufbruche zur Belagerung von Mexico in Tlascala gemustert wurden. Cortez bezeugt selbst, daß die Anzahl der Bundsgenossen, die ihn im Kriege wegen Quauquecholan begleitete, sich über 100,000 belief, und daß solche während der Belagerung von Mexico weit über 200,000 Mann ausmachten.

Auf der andern Seite waren die Belagerten so zahlreich, daß, wenn gleich, wie gesagt, während der Belagerung 150,000 Menschen umkamen, doch nach der Eroberung, als alle Mexicaner auf Spanischen Befehl auswandern musten, alle Gassen und Heerstrassen 3 Tage und Nächte hintereinander mit Menschen angefüllt waren, die auszogen und an andre Oerter ihre Zuflucht nahmen, wie Diaz, als Augenzeuge versichert.

Was die Menge der Taufen anbetrifft, so wissen wir aus dem Zeugnisse, der bey der Heydenbekehrung gebrauchten Missionarien, daß sich die Anzahl der von 1524 bis 1540 blos von den Franziskanern getauften Erwachsenen und der Kinder gegen 6 Millionen belief, und diese waren größtentheils Bewohner des Thals von Mexico und der umliegenden Provinzen [m]). Hierunter sind diejenigen nicht begriffen, die durch Weltpriester, Dominikaner und Augustiner getauft wurden, denn zwischen diesen und den Franziskanern waren die zahlreichsten Ernten neuer Christen getheilt. Ueberdieses ist ausgemacht, daß eine unzählige Menge Indianer bey ihrem Heydenthum hartnäckig verharrten, oder den Christlichen Glauben erst viele Jahre nach der Eroberung annahmen. Wir wissen auch aus den Zänkereyen, die einige Mönche vor den Pabst Paul III. brachten, daß die Missionarien sich wegen der unglaublichen Menge der Catechumenen genöthigt sahen, einige Gebräuche bey der Taufe wegzulassen, unter andern den ihres Speichels, weil ihnen sonst der Mund und der Schlund zu sehr austrocknete.

Von der Eroberung Mexicos an bis jetzt, hat die Anzahl der Indianer immer abgenommen. Außer den vielen Menschen, die durch die 1520. dahin gebrachten Blattern hingerissen wurden, und im Kriege mit den Spaniern umkamen, verloren in der Epidemie von 1545. 80000, und in der von 1576. gegen zwey Millionen allein in den Kirchsprengeln von Mexico, Angelopoli, Michuacan, und Guaxaca das Leben, wie man aus den Sterbelisten, welche jeder Pfarrer dem Vicekönige übergeben mußte, wissen kann. Nichts destoweniger erzehlt Herrera, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts schrieb, aus glaubwürdigen Documenten, die ihm der Vicekönig von Mexico zukommen ließ, daß al-

m) Der Missionar Motolinia taufte allein über 400,000 Indianer, wovon er eine geschriebene Nachricht hinterließ.

lein in den Kirchsprengeln von Mexico, Angelopoli und Guaraca, und in den zunächst um die Residenzstadt liegenden Provinzen des Mexicanischen Sprengels, damals 655 Haupniederlassungen von Indianern, außer den unzehligen kleinen davon abhängenden, anzutreffen waren, worin 90000 Familien Tribut bezahlender Indianer lebten. Man merke aber wohl, daß darunter weder die Adelichen, noch die Tlascalaner, und andre Indianer zu rechnen sind, welche den Spaniern bey der Eroberung Hülfe leisteten, weil sie theils wegen ihrer Geburt, theils dieser Beyhülfe wegen, vom Tribut frey waren. Herrera, der hierüber sehr gute Nachrichten hatte, versichert, daß damals in der Hauptstadt 4000 Spanische Familien, und 30000 Indianische Häuser gezehlt wurden. Von der Zeit hat die Anzahl der Indianer allmählig abgenommen, und die von den Weißen oder Spaniern ist gewachsen.

Paw wird nach seiner Art hierauf antworten, daß alle für die Bevölkerung von Mexico angeführten Beweise von keinem Gewicht sind, weil solche von rohen und ungelehrten Soldaten, oder von einfältigen abergläubischen Mönchen herrühren; wäre dies aber auch durchgehends wahr, so müßte dies Zeugniß doch wegen der Einförmigkeit sehr glaubwürdig und kräftig seyn. Ist es wohl glaublich, daß Cortez und andre Officiers, die seinen Brief unterschrieben, den König hintergiengen, da hundert Zeugen, und darunter manche feindlich gegen sie gesinnte, den Betrug leicht entdecken konnten? Ist es möglich, daß so viele Spanische und Indianische Schriftsteller, alle in der Vergrößerung der Volksmenge einstimmig seyn, und daß kein einziger Achtung für die Nachwelt hegen sollte? An der Wahrheitsliebe der ersten Missionarien ist nicht zu zweifeln. Es waren geschickte und exemplarische Männer, die aus einer Menge zur Ausbreitung des Evangeliums ausgesucht wurden. Einige waren Lehrer auf berühmten hohen Schulen in Europa gewesen, verwalteten angesehene Stellen

in ihren Orden, und verdienten die Gnade Kayſers Karls V. Die in Europa bekleideten Poſten, die ſie in Amerika nie wieder erhielten, und geben dadurch die deutlichſten Beweiſe ihres uneigennützigen Eifers. Ihre freywillige große Armuth, ihre beſtändige Beſchäftigung mit dem höchſten Weſen, die unglaublichen Strapazen auf den langen beſchwerlichen Reiſen zu Fuß, ohne Lebensmittel, ihr mühſamer Dienſt, ihre unbeſchreibliche Gutherzigkeit und Theilnehmung an dieſe bedrängten Nationen, erhält ſie in jenem Reiche beſtändig in ehrfurchtsvollen Andenken. Man entdeckt in den Schriften dieſer unſterblichen Männer ſo viele Beweiſe von Aufrichtigkeit, daß wir nicht den geringſten Zweifel in ihre Nachrichten ſetzen dürfen.

Sie begiengen freylich in Paws Augen, durch Verbrennung des größten Theils der hiſtoriſchen Gemälde der Mexicaner, weil ſie glaubten, daß ſie voller Aberglauben wären, eine große Sünde. Wir ſchätzen dieſe Malereyen noch höher, und beklagen ihren Verluſt noch ſtärker, aber wir verachten und verfluchen deswegen die Anſtifter dieſes unſeligen Verbrennens nicht, weil ihr übertriebner unvernünftiger Efer nicht mit dem Guten verglichen werden darf, welches ſie ſtifteten; zumal da ſie, inſonderheit Motolinia, Sahagun, Olmos und Torquemada den Verluſt durch ihre Werke zu erſetzen dachten.

Paw geht ſo weit in Herabſetzung der Volksmenge in dieſen Ländern, daß er in einem entſcheidenden Ton zu behaupten wagt, daß Mexico in allen dieſen Ländern die einzige Stadt geweſen. Wir wollen doch aus Neugierde hören, was er ſagt: „Da es in dem ganzen Kö„nigreich Mexico nicht die geringſten Spuren von In„dianiſchen Städten giebt, ſo iſt es offenbar, daß nur „ein einziger Ort vorhanden war, der das Anſehen einer „Stadt hatte, nemlich Mexico, welches die Spaniſchen „Schriftſteller für das Indianiſche Babylon ausgeben, „aber es iſt nun ſchon ſo lange Zeit verfloſſen, ſeitdem

„sie uns mit den prächtigen Namen, die sie den elenden „Hütten in Amerika beylegten, hintergangen haben."

Inzwischen bekräftigen die Schriftsteller, die über Mexico geschrieben, einhellig, daß alle Nationen dieses weitläuftigen Reichs gesellig lebten, daß sie viele wohlbevölkerte, ansehnliche Niederlassungen hatten; sie benennen die Städte, welche sie sahen, und diejenigen, welche diese Gegenden 250 Jahre nachher bereiseten, fanden dieselben Oerter, auf den von jenen Schriftstellern benannten Plätzen. Paw muß also glauben, daß diese Schriftsteller die künftige Bevölkerung dieser Oerter im prophetischen Geiste verausverkündigten, oder er muß einräumen, daß sie von der Zeit an auf eben der Stelle wie jetzt liegen. Die Spanier legten allerdings viele Oerter an, z. E. die Städte Angelopoli, Guadalaxara, Valadolid und Veracruz, Zelaja, Potosi, Cordova, Leone u. a. m., aber ihre neuen Oerter im Königreich Mexico verhalten sich zu der Indianer ihren wie 1 zu 1000. Die Mexicanischen Namen dieser Oerter sind bis auf den heutigen Tag geblieben, und beweisen deutlich, daß die Stifter keine Spanier, sondern Indianer sind. Daß diese hin und wieder in unsrer Geschichte oft angeführten Oerter keine elenden Dörfer, sondern eben so große wohlangelegte Niederlassungen als in Europa waren, davon sind die einhelligen Zeugnisse aller Schriftsteller, die sie sahen, ein sicherer Beweis.

Paw wünscht nur die Spuren dieser alten Städte zu sehen: wir können ihm aber noch weit mehr zeigen, nemlich die alten noch vorhandenen Städte selbst. Will er ja Spuren davon sehen, so gehe er nach Tezcuco, Otumba, Tlascala, Cholula, Huexotzinco, Chempoalla, Tulla u. a. m., dort wird er so viele antreffen, daß alle Zweifel über die ehemalige Größe der Amerikanischen Städte verschwinden werden.

Diese große Anzahl von Städten und bewohnten Oertern geben uns bey den vielen tausend Menschen, die theils geopfert wurden, theils in den unaufhörlichen

Kriegen dieser Nationen das Leben einbüßten, einen deutlichen Begriff von der erstaunlichen Volksmenge im Mexicanischen Reiche und den andern Provinzen von Anahuac.

Das bisher gegen Paw Gesagte mag zugleich zur Widerlegung Robertsons dienen. Weil dieser einsieht, daß so viele Augenzeugen seiner Meinung entgegen sind, so sucht er auf eine ähnliche Art eine Ausflucht, wie bey der erhitzten Einbildungskraft, die er vorwandte, um den Spanischen Historikern ihre Glaubwürdigkeit, in Ansehung der Kunst der Mexicaner in Metall zu gießen, abzuleugnen. Wie er nemlich im 7ten Buche von der Verwundrung redet, welche der Anblick der Stadt Mexico bey den Spaniern erregte, setzt er hinzu: „In der „ersten Hitze der Einbildungskraft verglichen sie Chem„poalla, ob es gleich nur eine Stadt von der zweyten „und dritten Größe war, mit den berühmtesten Städ„ten ihres eignen Landes. Als sie in der Folge nach „Tlascala, Cholula, Tacuba, Tezcuco, und Mexico „selbst kamen, war ihr Erstaunen so groß, daß es sie „in Ansehung ihrer Größe und Volksmenge zu Begrif„fen verleitete, die an das Unglaubliche grenzten. Man „muß deswegen von ihren Angaben von der Anzahl der „Einwohner in den Mexicanischen Städten einen an„sehnlichen Abzug machen, und die Bevölkerung weit „geringer anschlagen, als sie gethan haben.“

So befiehlt Robertson, aber wir sind nicht geneigt ihm zu gehorchen. Hätten die Spanier ihre Nachrichten, Briefe und dergleichen in der ersten Hitze der Einbildungskraft aufgesetzt, so könnten wir sie im Verdacht haben, daß das erste Erstaunen sie zum Vergrößern verleitet habe; das verhält sich aber nicht so, denn Cortez, der älteste unter diesen Schriftstellern, schrieb seinen ersten Brief an Karln V. nicht eher, als anderthalb Jahr nach seiner Ankunft in diesem Lande; der ungenannte Eroberer schrieb verschiedene Jahre nach der Eroberung, Diaz nach einem vierzigjährigen Auffenthalte

in diesen Ländern, und die andern auf gleiche Weise. Wie wäre es möglich, daß die erhitzte Einbildungskraft ein ganzes Jahr, oder gar zwanzig und vierzig Jahre nachher angehalten hätte? Was erregte also die Bewunderung? Darüber wollen wir Robertson selbst hören: „Die Spanier waren bisher bey allen Indianern, die „sie kannten, an eine gewisse Art von Wohnungen gewohnt, sie geriethen deswegen bey ihrem Eintritt in „Neuspanien in nicht geringe Verwunderung, als sie die „Einwohner in Städten, die im Umfange den Europäischen gleichen, wohnen sahen.“

Allein Cortez und seine Gefährten wußten vor ihrer Reise nach Mexico sehr wohl, daß diese Völker keine wilden Horden, und ihre Häuser keine Hütten waren; sie hatten von denen, die das Jahr vorher mit Grijalva dieselbe Reise machten, gehört, daß dort schöne Oerter waren, die Häuser von Stein und Kalk und hohe Thürme enthielten, wie Diaz, welcher gegenwärtig war, bezeugt. Dies war also nicht die Veranlassung zu ihrer Bewundrung, sondern die würkliche Größe und Menge der Städte, die sie bemerkten. „Es ist daher kein Wun„der, setzt Robertson hinzu, daß Cortez und seine Ge„fährten, die nicht gewohnt waren, dergleichen Berech„nungen anzustellen, sondern gerne alles prächtiger zu „schildern und größer vorzustellen, um ihren Entdeckun„gen und Eroberungen ein desto größeres Verdienst zu „geben, in den gewöhnlichen Fehler fielen, und ihre „Beschreibungen um vieles über die Wahrheit erhoben.“ So schwach war Cortez aber nicht, er wußte wohl, daß die Vergrößerung der Anzahl seiner Bundsgenossen, anstatt seine Verdienste zu vermehren, vielmehr seinen Kriegsruhm verminderte. Er gesteht vielmehr oft, daß er bey der Belagerung eine Hülfe von 80000, und zuweilen von 100000, ja gar von 200000 Mann hatte: dieses freye Bekenntniß zeigt auf einer Seite seine Aufrichtigkeit, so wie auf der andern die zahlreichen Bundsgenossen die Bevölkerung dieser Länder beweisen. Ueber-

dieses setzt Robertson voraus, daß die Spanischen Schriftsteller die Anzahl der Häuser in den Mexicanischen Städten nur nach Gutdünken und dem Augenmaase angaben: aber dies war der Fall nicht, denn Cortez versichert im ersten Briefe an Karln V., daß er befohlen, die Häuser im Gebiete von Tlascala zu zählen, und gefunden, daß sie sich auf 150000, und in der Stadt Tlascala allein auf 20000 erstreckten.

Achte Abhandlung.

Von der Religion der Mexicaner.

Wir haben in dieser Abhandlung nichts gegen Herrn Paw zu sagen, wie in den vorigen nöthig war, denn er gesteht offenherzig, daß in Religionssachen zwischen dem Unsinn der Amerikaner, und den von andern Nationen der alten Welt viel ähnliches sey. „Er sagt n), „er habe aus keiner andern Ursache von diesen Possen „gesprochen, als um eine Vergleichung zwischen beyden „anzustellen, und zu zeigen, daß des verschiednen Clis „mas ungeachtet, der menschliche Verstand doch allezeit „und allenthalben seine Schwächen gehabt habe.“ Hätte er dieses Urtheil auch in andern Betrachtungen gefällt, so hätte er vielen Streit vermieden, und sein Werk für den harten Tadel gesichert, den so viele verständige Männer in Europa dagegen geäußert haben.

Wir richten deswegen diese Abhandlung gegen diejenigen, welche aus weniger Kenntniß von dem, was in der Welt vorgegangen und noch vorgeht, oder aus Mangel an Nachdenken bey Lesung der Mexicanischen Geschichte viel Wesens von dem Aberglauben und der Grausamkeit dieser Völker machen, als wenn es unerhörte Dinge unter den Sterblichen wären. Wir wollen

n) In der Vorrede seiner philosoph. Untersuchungen.

ihren Irrthum ins Licht setzen, und zeigen, daß die Religion der Mexicaner nicht so abergläubisch, unanständig, kindisch und unvernünftig sey, als die von den cultivirtesten Nationen in Europa in alten Zeiten, und daß es bey ihnen vielleicht ärgere Beyspiele von Grausamkeit giebt, als bey allen übrigen Nationen in der Welt.

Das natürliche Religionssystem hängt vornemlich von dem Begriffe ab, den man sich von dem göttlichen Wesen macht. Gedenkt man sich einen Vater voll Güte darunter, dessen Vorsorge über alle Kreaturen wacht, so wird sich bey der Ausübung einer solchen Religion Liebe und Ehrfurcht zeigen. Stellt man sich hingegen einen unerbittlichen Tyrann darunter vor, so wird man ihn mit einem blutigen Dienst verehren. Hält man es für allmächtig, so wird man ihm einzig und allein Verehrung erweisen; glaubt man hingegen, seine Macht sey eingeschränkt, so werden sich die Gegenstände der Anbetung vermehren. Hält man es für heilig und vollkommen, so wird man es in einem reinen und heiligen Dienst um Schutz anrufen, stellt man sich aber Unvollkommenheiten und menschliche Laster an diesem Wesen vor, so wird eine solche Religion selbst Verbrechen für heilig halten.

Stellen wir eine Vergleichung zwischen den Begriffen, welche die Mexicaner von ihren Göttern hatten, und der Griechen, Römer und andrer Nationen ihren, von welchen sie ihre Religion erlernten, an, so werden wir den Vorzug der Mexicaner in diesem Punkte vor allen jenen alten Nationen entdecken, obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Mexicaner die Gewalt unter verschiedene Gottheiten theilten, und glaubten, daß einer jeden ihre Macht sich nur auf etwas gewisses erstreckte. „Ich zweifle nicht, pflegte Montezuma in Gesprächen „über die Religion zum Cortez zu sagen, an die Güte „des Gottes, den ihr anbetet, aber so wie er gütig ge-

„gen die Spanier ist, so sind es auch unsre Götter gegen „die Mexicaner.“

„Unser Gott Camaxtle, äußerten die Tlascalaner „gegen den Cortez, verleihet uns Sieg über unsre Fein„de; die Göttin Matlalcueje giebt unsern Feldern den „benöthigten Regen, und schützt uns für die Ueber„schwemmung des Zahuapan. Jedem unsrer Götter „verdanken wir einen Theil unsrer Glückseligkeit.“ Aber sie hielten ihre Götter nie für so ohnmächtig, wie die Griechen und Römer die ihrigen. Die Mexicaner hatten mehr als einen Gott unter dem Namen Centeotl, welcher für das Land und die Felder sorgte; aber zum Schutz ihrer Kinder hatten sie nur einen einzigen, so sehr sie solche auch liebten. Die Römer verehrten ausser der Göttin Ceres, noch ein Heer von andern Gottheiten, die bloß für ihre Felder sorgten o). Gegen zwanzigen war die Fürsorge für die Kinder und ihre Erziehung, und verschiedenen die Zeugung und Geburt der Kinder empfohlen p). Sollte man sich wohl ein-

o) Seja sorgte für das neugesäete Korn, Proserpina für das eben ausgekeimte, Nodotus für die Knoten des Halms, Volatina für die Knospen, Patelena für das Ausbrechen der Blätter, Flora für die Blumen, Segesta für das neue Korn, Lactantia für das Korn in der Milch, Matuta für das reife Getreide, Tutanus oder Tutilina für das Getreide auf dem Boden. Dazu müssen wir vor allen Dingen noch den Gott Sterculius setzen, welcher für das Düngen der Felder sorgte, den Priapus, welcher es für die Vögel schützte, den Rutigo, welcher die Insekten abhielte, und die Nymphe Napiä, welche den nährenden Saft des Getreides in Obhut nahmen.

p) Die Göttin Opis stand dem Kinde in der Geburt bey, Vatikanus öffnete den Mund zum Schreyen, Levana hob es vom Boden auf, Cumina bewachte die Wiege, Carmenta kündigte sein Schicksal an, Fortuna schützte es bey allen Zufällen, Rumina leitete die Warzen der mütterlichen Brust in des Kindes Mund, Potina sorgte für sein Trinken, Educa für den Brey, Faventia wischte ihm den Geifer vom Munde ab, Venilia erfüllte seine Wünsche, Volupia beförderte sein

bilden, daß sie bloß zur Bewachung ihrer Thüren Götter nöthig zu haben glaubten? Gleichwohl war Forculus über die Pfosten, Carna über die Angeln, und Lametenus über die Schwelle gesetzt. „Konnte denn, ruft „der heilige Augustin aus, Forculus nicht zugleich die „Thüre, die Angel und die Schwellen bewachen?“ So schwach war die Macht der Götter in den Augen der Römer. Schon die einigen beygelegte Namen zeigen zur Gnüge die elenden Begriffe, die ihre Anbeter von ihnen hegten. Kann man sich unwürdigere Benennungen einer Gottheit gedenken als Jupiter Pistor, Venus Calva, Pecunia, Caca, Subigus und Cloacina? Sollte man wohl glauben, daß eine vom Könige Tatius bey dem vornehmsten Abzug aller Unreinigkeiten in Rom errichtete Statue zu einer Göttin, Namens Cloacina, erhoben ward? Dies war gewiß ein Gespötte mit ihrer Religion, und machte die eigentlichen Götter, welche sie verehrten, verächtlich.

Durch nichts zeigten die Griechen und Römer besser, was für eine Meinung sie von ihren Göttern hegten, als durch die ihnen angedichteten Laster. Ihre Mythologie ist ein Gewebe von Lastern; das ganze Leben der Götter besteht aus Feindschaften, Rache, Blutschande, Ehebruch, und andern niedrigen Leidenschaften, welche den ausschweifendsten Menschen Schande bringen würden. Jupiter, der allmächtige Vater, der Schöpfer aller Dinge, der König der Götter und Menschen, wie ihn die Poeten nennen, erscheint bald verkleidet, um Alcmena zu verführen, bald als Satyr, um Antiope zu liebkosen, bald als Stier, um Europa zu

Vergnügen, Agenoria bewachte seine Bewegungen, Stimula machte es thätig und gewandt, Strenua herzhaft, Numeria lehrte es die Zahlen, Camoena das Singen, Consus gab ihm guten Rath, Senica Entschließung, Juventa sorgte für seine Jugend, und Fortuna Barbata hatte das Geschäft, acht zu haben, daß den mannbaren die Haare wuchsen.

entführen, bald als Schwan, um Leda ihre Ehre zu rauben, bald als ein goldner Regen, um Danae zu seinem Willen zu verleiten, bald nimmt er noch andre Gestalten an, um seine unerlaubten Begierden zu sättigen. Unterdessen ist die große Göttin Juno aus Eifersucht beynahe rasend, und denkt an nichts, als sich an ihrem ungetreuen Gemahl zu rächen. Von gleicher Art sind auch die übrigen unsterblichen Götter, insonderheit die sogenannten Obern und vornehmsten Gottheiten, welche, wie Augustinus sagt, nicht wegen ihrer vorzüglichen Tugenden, sondern wegen ihrer Ueberlegenheit in Lastern die vornehmsten sind. Wie konnten diese Nationen den guten Beyspielen ihrer Götter nachahmen, da sie, anstatt die Menschen Tugend zu lehren, nichts als geheiligte Laster an sich hatten? Was für Verdienste um Vergötterte zu werden, hatte Leena bey den Griechen, Lupa und Faula bey den Römern? Kein andres, als daß sie berühmte Curtisanen waren. Daraus entstunden andre Gottheiten, welche den schändlichsten und schaamvollesten Beschäftigungen vorgesetzt waren.

Was sollen wir von den Egyptiern sagen, welche die Urheber des Aberglaubens waren q)? Sie verehrten nicht nur Ochsen, Hunde, Katzen, Krokodille, Falken und andre Thiere, sondern auch Porro, Zwiebeln und Knoblauch, welches dem Juvenal zu dem satyrischen Verse Gelegenheit gab:

O sanctas gentes, quibus hic nascuntur in hortis
Numina.

Dies war noch nicht genug, sie vergötterten auch die unanständigsten Dinge. Man glaubte durch das Beyspiel der Götter gerechtfertigt zu seyn, daß ein Bruder seine Schwester heyrathen durfte.

q) Nos in templa tuam Romana accepimus Isin,
Semicanesque Deos et Astra moventia luctum.
Lucanus.

Die Mexicaner hegten weit andre Begriffe von ihren Göttern. In ihrer ganzen Götterlehre finden wir keine Spuren von dem hohen Grade der Lasterhaftigkeit, welche die Götter andrer Nationen charakterisirte. Die Mexicaner verehrten die Tugenden und nicht die Laster ihrer Gottheiten: z. E. die Tapferkeit des Huitzilopochtli, die Gutthätigkeit des Centeotl, Tzapolatman, Opochtli und andrer, die Keuschheit, Gerechtigkeit und Klugheit von Quetzalcoatl. Sie hatten zwar Götter von beyderley Geschlecht, sie verheyratheten sie aber nicht mit einander, noch hielten sie dieselben solcher Wollüste und Ausschweifungen nicht fähig, die unter den Griechen und Römern so gemein waren. Die Mexicaner glaubten, sie hätten einen starken Widerwillen gegen alle Arten von Laster; ihr durch die Vergehungen der Menschen gereizter Zorn müsse durch den Gottesdienst besänftigt, und ihr Schutz durch Reue und Verehrung erhalten werden.

Die Gebräuche dieser Nationen waren zu den Begriffen, die sie von ihren Göttern hegten, völlig passend. Aberglauben hegten sie alle, aber bey den Mexicanern war er schwächer und nicht so kindisch; eine Vergleichung ihrer Augurien wird hinlänglich seyn, dieses zu beweisen. Die Mexicanischen Wahrsager untersuchten die zu den Tagen gesetzte Charaktere oder Zeichen bey ihren Heyrathen, Reisen u. s. w. so wie die Europäischen Astrologen den Stand der Sterne beobachteten, um die Schicksale eines Menschen vorauszusagen. Beyde fürchteten sich in gleicher Maasse für Finsternisse und Kometen, weil sie solche für Vorboten großer Unglücksfälle hielten. Dieser Aberglaube ist allen Völkern in der Welt gemein gewesen. Durchgängig hatten sie eine Furcht für das Geschrey einer Eule, oder andrer Vögel dieser Art. Dergleichen Vorurtheile sind allgemein gewesen, und man trifft sie noch heutiges Tages in der alten und neuen Welt, selbst mitten unter den civilisirtesten Völkern an. Aber was wir auch in diesem Punkte

von den Amerikanischen Nationen wissen, kommt mit dem, was uns die alten Römischen Dichter und Geschichtschreiber erzehlen, in keine Vergleichung. Man kann den Livius, Plinius, Virgilius, Suetonius und Valerius Maximus nicht lesen, ohne zu lächeln, wenn man bemerkt, zu was für einer Höhe der kindische Aberglauben bey den Römern stieg. Alle Thiere, sowohl vierfüßige und kriechende, als Vögel, wurden gebraucht, künftige Begebenheit zu prophezeihen. Wenn ein Vogel auf die linke Seite flog, wenn ein Rabe krächzte, wenn sich eine Krähe hören ließ, wenn eine Maus Honig fraß, wenn ein Haase über den Weg lief, alle diese Zufälle sahe man als Anzeigen großer Unglückfälle an. In ganz Rom wurden ehemals Lustrationen oder gewisse Religionsgebräuche angestellt, weil eine Eule ins Kapitol kam r). Nicht nur Thiere, sondern allerley elende verachtungswürdige Umstände waren hinlänglich, um abergläubische Furcht zu erregen, z. E. wenn Wein oder Salz verschüttet ward, oder wenn eine Speise vom Tische fiel. Wer würde nicht erstaunt seyn, wie ernstlich sich die in großem Ansehen stehenden Haruspices oder Wahrsager beschäftigten, die Bewegungen der Schlachtopfer, den Zustand des Eingeweides, und die Farbe des Bluts zu untersuchen, und daraus die größten Begebenheiten dieser berühmten Republik zu prophezeyen? „Ich wundere mich, sagt Cicero, daß ein Haruspex nicht lacht, wenn er den andern ansieht.“ Kann etwas lächerlicher seyn, als die Art von Augurium oder Vorherbedeutung, die man Tripudium hieß? Wie konnte es einer in vielen Betrachtungen so aufgeklärten, und einer so kriegerischen Nation einfallen, eine Hünersteige, als ein nothwendiges Stück zum glücklichen Erfolg der Waffen, mit der Armee herumzuführen, und sich in kein Treffen einzulassen, ohne diese vorher gleichsam um Rath zu fragen? Fraßen die Hüner das vorge-

r) Plinii Hist. Nat. L. X. c. 12.

worfene Futter nicht, so war es eine üble Vorbedeutung, liefen sie noch überdieses gar aus der Steige, so war es noch schlimmer; fraßen sie hingegen recht begierig, so war es eine vorzüglich glückliche Vorbedeutung. Das sicherste Mittel des Sieges gewiß zu seyn, wäre also gewesen, den Hünern vorher kein Futter zu geben, bis man sie zu rathe zog.

Zu solchen ausschweifenden Dingen läßt sich der menschliche Verstand verleiten, wenn er sich den eigensinnigen Trieben der Leidenschaften überläßt, oder wenn er aus einer Furcht, die durch Bewußtseyn eigner Schwäche entspringt, gereizt wird.

Amerikaner, Griechen, Römer und Egyptier fielen insgesammt ins Kindische und Abergläubische bey der Ausübung ihrer Religionsgebräuche, aber in den damit verknüpften ausschweifenden und wider die guten Sitten laufenden Handlungen waren sie es nicht. Denn wir finden bey den Mexicanern keine Spur von jenen abscheulichen Gewohnheiten, die bey den Römern und andern Völkern des Alterthums so gemein waren. Was konnte unanständiger seyn, als die Eleusinischen Feste der Griechen, oder dasjenige, welches die Römer den 1sten April der Venus zu Ehren anstellten; und insonderheit die sittenlosen Spiele zu Ehren der Cybele, der Flora, des Bacchus? Konnte etwas mehr wider die Schaamhaftigkeit seyn, als der Dienst des Priapus bey den Hochzeitgebräuchen? Und wie konnten sie die Feste solcher Götter, die unaufhörlich Ehebruch und Blutschande begiengen, anders als durch ähnliche Ausschweifungen feyern? Konnten sie sich für Laster schämen, denen ihre Götter gleichsam durch ihr Betragen ein Gewicht gaben?

Allein wenn sich gleich nichts obscönes oder wider die guten Sitten laufendes in den gottesdienstlichen Gebräuchen der Mexicaner mischte, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß manches Unschickliche dabey vorkam, vorausgesetzt, daß sie ihre Götzen würklich für göttliche

Wesen hielten; dahin gehört das Beschmieren ihrer Lippen mit dem Blute der Schlachtopfer. Wäre es aber nicht weit unanständiger gewesen, wenn sie solche geschlagen hätten, wie die Römer es mit der Göttin Matuta bey den Matralischen Festen machten? Erwägt man, daß beyde Nationen fehlten, so waren die Mexicaner gewiß vernünftiger, wenn sie den Göttern etwas gaben, das ihrer Meinung nach, den Geschmack derselben kitzelte, als die Römer, welche ihre Göttin auf eine bey allen Nationen in der Welt für höchst beleidigend gehaltene Weise behandelten.

Allein wenn gleich aus dem bisher Gesagten erhellet, daß die Religion der Mexicaner minder Vorwürfe verdient, als die von den Römern, Griechen und Egyptern, so sind wir doch überzeugt, daß die Vergleichung sich nicht blos auf obige Punkte einschränken darf, sondern auch in Ansehung ihrer Opfer angestellt werden muß. Wir räumen allerdings ein, daß die Religion der Mexicaner blutdürstig, daß ihre Opfer ungemein grausam, und ihre strengen Kasteyungen über alle Maaße barbarisch waren, halten wir aber dagegen, was andre Nationen in der Welt gethan, so werden wir über die Schwäche der menschlichen Seele, und über das Heer von Irrthümern, wozu sie durch ihre erbärmliche Religionssysteme verleitet ward, ganz beschämt.

Es hat fast keine Nation in der Welt gegeben, die nicht zu irgend einer Zeit der Gottheit, die sie verehrten, Menschenopfer brachte. Wir wissen aus der heiligen Schrift, daß die Ammoniter einige ihrer Kinder dem Gotte Moloch opferten, daß andre Völker in Kanaan ein gleiches thaten, und daß die Israelitten ihrem Beyspiel folgten. Aus dem 2ten Buche der Könige 16, 3. und 21, 6. erhellet, daß die Könige in Judäa, Ahas und Manasse, den heydnischen Gebrauch, ihre Söhne durchs Feuer gehen zu lassen, nachmachten. Der Ausdruck des Textes scheint mehr eine Lustration oder Consecration, als ein Opfer durch Verbrennen an

zudeuten, aber der 105te Psalm setzt es außer Zweifel, daß die Israeliten ihre Kinder den Göttern der Kananiter opferten. Von den Aegyptern wissen wir aus dem Manetho, einem Priester und berühmten Geschichtschreiber dieser Nation, welchen Eusebius anführt, daß zu Heliopolis blos der Göttin Juno täglich drey Menschen geopfert wurden, und zwar auf eben die Weise, als die Ammoniter dem Moloch, und die Kananiter dem Beelsegor menschliche Opfer darbrachten. Aehnliche Opfer stellten die Perser für den Mitra oder die Sonne, die Phönicier und Karthaginenser für den Baal oder Saturn, die Creter für den Jupiter, die Phönicier für die Diana, die Lesbier für den Bacchus, die Thessalier für den Centaur Chiron und Peleus, die Gallier für den Eso und Teutate [s]), die Barden bey den Deutschen für den Tuiston, und andre Nationen für ihre Schutzgötter an. Philo sagt, daß die Phönicier bey öffentlichen Unglücksfällen ihre liebsten Söhne dem un-

s) Ein gewisser Französischer Schriftsteller leugnet aus blinder Liebe zu seinem Vaterlande, sehr dreist, daß Menschenopfer bey den Galliern nie üblich gewesen, führt aber keine Gründe an, um die Zeugnisse des Plinius, Suetonius, Diodors, und vornemlich des Cäsars, der die Gallier und ihre Sitten genau kannte, zu widerlegen. Letzterer sagt: Natio est omnis Gallorum admodum dedita religionibus, atque ob eam causam qui sunt affecti gravioribus morbis, quique in praelio periculisque versantur, aut pro victimis homines immolant, aut se immolaturos vovent, administrisque ad ea sacrificia Druidibus utuntur; quod pro vita hominis, nisi vita hominis reddatur, non posse aliter Deorum immortalium numen placari arbitrantur, publiceque eiusdem generis habent instituta sacrificia. Alii immani magnitudine simulacra habent; quorum contexta viminibus membra vivis hominibus complentur, quibus succensis circumventi flamma exanimantur homines. Supplicia eorum qui in furto aut latrocinio, aut aliqua noxa sunt comprehensi gratiora diis immortalibus esse arbitrantur; sed cum eius generis copia deficit, etiam ad innocentium supplicia descendunt. De bello Gall. L. VI. c. 16. Die Gallier waren folglich grausamer als die Mexicaner.

menschlichen Baal opferten; und Curtius behauptet, daß diese Opfer bey den Tyriern bis zum Untergange dieser berühmten Stadt üblich gewesen. Eben das thaten die Karthaginenser dem Saturn zu Ehren. Wir wissen, daß sie, als Agathocles, König von Syracusa, sie besiegt hatte, um den Zorn der Götter, den sie gereizt zu haben glaubten, zu stillen, 200 vornehme Kinder, und 300 junge Männer opferten, die sich freywillig darboten, um ihren Heldenmuth, ihre Liebe zu den Göttern und zum Vaterlande zu zeigen. Tertullian, der ein Afrikaner war, nicht lange nach der Zeit lebte, wovon wir reden, und es folglich wissen mußte, behauptet, daß die Menschenopfer in Afrika bis zu den Zeiten des Kayfers Tiberius üblich gewesen, und Suetonius meldet, daß es in Gallien bis auf den Claudian geschehen.

Die Pelasgier, die alten Bewohner Italiens, opferten nach des Dionysius von Halicarnaß Bericht, um ein Orakel zu erfüllen, den Zehenden von ihren Kindern. Die Römer, ein eben so blutdürstiges als abergläubisches Volk, enthielten sich dieser Opfer auch nicht. So lange sie unter Königen stunden, opferten sie der Göttin Mania, der Mutter der Hausgötzen (Lares), junge Kinder, um dadurch das Wohl ihrer Häuser zu befördern, weil sie, nach des Macrobius Bericht, durch ein Orakel des Apolls Befehl dazu erhalten hatten. Aus dem Plinius lernen wir, daß Menschenopfer vor dem Jahre 657. nach Erbauung Roms nicht verboten waren [t]: allein des Verbots ungeachtet finden sich doch noch Beyspiele dieses barbarischen Aberglaubens, der Auguft opferte, nach dem Sueton [u]), wie Perugia,

t) Perusia capta in plurimos animadvertit, orare veniam, vel excusare se conantibus una voce occurrens, moriendum esse. Scribunt quidam trecentos ex deditiis electos utriusque ordinis ad aram D. Iulio exstructam Idibus Martiis victimarum more mactatos. Sueton. in Octaviano.

u) Plin. Hist. Nat. L. XXX. c. 1.

wo sich der Bürgermeister Antonius befestigt hatte, erobert war, zu Ehren seines Oheims, des Julius Cäsar, welchen die Römer um diese Zeit vergötterten, drey hundert Menschen, theils Rathsherren, theils Römische Ritter, auf einem dieser neuen Gottheit errichteten Altar.

Lactantius, ein in Römischen Sachen erfahrner Schriftsteller, welcher im vierten Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte, sagt ausdrücklich, daß eben zu der Zeit dergleichen Opfer dem Jupiter Latialis gebracht wurden x). Die Spanier waren von dieser barbarischen Gewohnheit eben so wenig frey. Strabo erzehlt im 3ten Buche, daß die Lusitanier Menschen opferten, ihnen die rechte Hand abhieben, um sie den Göttern zu widmen, und ihre Eingeweide untersuchten, um allerley daraus zu prophezeyen; daß die Bewohner der Gebürge durchgehends Gefangne und Pferde opferten, und sie bey hunderten auf einmal dem Gott Mars widmeten: und indem er im Allgemeinen davon redet, setzt er hinzu, es sey den Spaniern insbesondre eigen gewesen, sich für ihre Freunde zu opfern. Damit stimmt die Nachricht des Silius Italicus ziemlich überein, daß die Betici, seine Landsleute, wenn sie ihre Jugendjahre zurückgelegt hatten und des Lebens satt waren, sich selbst umbrachten: und dies rühmt er an ihnen als eine heldenmüthige That. Sollte man wohl glauben, daß die alte Betische Gewohnheit damals in England und Frankreich wieder in Gebrauch gekommen? Kommen wir auf spätere Zeiten, so schreibt Mariana von den damals in Spanien wohnenden Gothen: „Weil sie in dem Wahne „stunden, ein Krieg könne nicht glücklich ausfallen, wenn „sie nicht Menschenblut für die Armee opferten, so opfer„ten sie die Kriegsgefangnen dem Gott Mars, den sie „vornemlich verehrten; sie weiheten ihm auch das erste, „was sie dem Feinde abnahmen, und hiengen die Häute

x) Lactantius Institut. Divin. L. I. c. 21.

„der erschlagnen Feinde an Bäumen auf.“ Hätten die Spanier, welche die Geschichte von Mexico beschrieben, dies nicht vergessen, so würden sie sich nicht so sehr über die Opfer der Mexicaner verwundert haben.

Wer noch mehr Beyspiele zu wissen verlangt, schlage den Eusebius im 4ten Buche de praeparatione evangelica nach, wo er ein langes Verzeichniß von Nationen, bey denen diese barbarischen Opfer gebräuchlich waren, aufführt. Was wir gesagt haben, beweiset zur Gnüge, daß die Mexicaner nichts weiter thaten, als daß sie in die Fußstapfen der berühmtesten Nationen in der alten Welt traten, und daß ihre Gebräuche weder grausamer noch unvernünftiger waren. Es ist gewiß eine größere Grausamkeit und Unmenschlichkeit, seine Mitbürger, Kinder, und sich selbst zu opfern, wie es bey den Mexicanern üblich war. Von den Mexicanern hat man nie in Erfahrung gebracht, daß sie ihre eignen Landsleute opferten, es wären denn solche gewesen, die das Leben durch Verbrechen verwürkt hatten, oder die Weiber der Vornehmen, um ihre Männer in die andre Welt zu begleiten. Die Antwort, welche Montezuma dem Cortez auf die Vorwürfe der Grausamkeit bey den Mexicanischen Opfern gab, beweiset, daß sie zwar nicht richtig dachten, aber doch wenigstens mehrern Scheingrund hatten, als andre Nationen, welche denselben abergläubischen Gebrauch ausübten. „Wir sind berechtigt, sagte er, unsern Feinden das Leben zu nehmen, „und können sie in der Schlacht tödten, wie ihr eure „Feinde thut; was steckt denn für eine Ungerechtigkeit „darin, wenn wir sie, die einmal zum Tode verurtheilt „sind, unsern Göttern zu Ehren sterben lassen.“

Diese Opfer waren gewiß in Italien, Egypten, Spanien und Gallien nicht minder häufig, als in Mexico. Wenn in der einzigen Stadt Heliopolis, wie Manetho berichtet, der Göttin Juno jährlich über tausend Schlachtopfer von Menschen gebracht wurden, wie viel mußten denn nicht in andern Städten Egyptens, der

berühmten Isis und den unzähligen andern Gottheiten dieses abergläubischen Volks geopfert werden? Wie häufig mußten sie bey den Pelasgern seyn, welche den 10ten Theil ihrer Kinder den Göttern opferten? Was für eine grosse Anzahl Menschen mußte bey den Hekatomben der alten Spanier hingerichtet werden? Und was sollen wir von den Galliern sagen, die nach Cäsars Erzählung erst die Gefangnen und Missethäter, und hernach auch unschuldige Bürger opferten? Die Anzahl der Opfer bey den Mexicanern wird durch die Spanier unstreitig vergrössert, wie bereits erinnert worden.

Die menschlicher gesinnten Römer, welche zu gewissenhaft waren menschliches Eingeweide von ihren Wahrsagern untersuchen zu lassen, hatten zwar 650 Jahre nach Erbauung ihrer Stadt alle Menschenopfer verboten, erlaubten aber doch die Fechterspiele, welche auch eine Art von Opfer waren, die nicht nur zur Belustigung dieser wilden Nation dienten, sondern ihnen auch als Religionsgebräuche vorgeschrieben waren. Ausser dem vielen Blut, das bey den Circensischen Spielen und festlichen Mahlzeiten vergossen ward, kosteten die Leichenbegängnisse vornehmer Personen auch vielen Menschen das Leben, indem theils Fechter, theils Gefangne sterben mußten, um die Manen der Verstorbnen zu besänftigen. Sie hielten sich von der Nothwendigkeit, daß zu dem Ende Menschenblut vergossen werden müßte, so überzeugt, daß, wenn die Umstände des Verstorbnen den Aufwand mit Gladiatoren oder Gefangnen nicht erlaubten, die sogenannten Praeficae dafür bezahlt wurden, daß sie ihre Backen mit den Nägeln blutig kratzen mußten. Wie viele Menschen wurden also das Opfer des Aberglaubens bey den Begräbnissen der Römer weil sie es einander in der Anzahl der dabey ums Leben gekommenen zuvor zu thun suchten? Diese blutdürstigen Gesinnungen der Römer waren es, die eine solche Verwüstung unter den Einwohnern von Asien, Afrika und Europa anrichteten, und Rom mit dem Blut seiner eig-

nen Bürger, zumal zu den Zeiten der abscheulichen Achtserklärungen befleckten, wodurch der Ruhm dieser berühmten Republik so sehr verdunkelt ward.

Die Mexicaner bezeugten sich grausam, nicht nur gegen ihre Gefangnen, sondern auch gegen sich selbst, durch ihre in dieser Geschichte beschriebenen Kasteyungen und Quaalen, die sie sich anthaten. Inzwischen scheint das Abzapfen des Blutes aus der Zunge, den Armen und Beinen mit den Spitzen der Aloestacheln, und das Durchboren der Zunge mit Rohr, wie die strengsten unter ihnen zu thun pflegten, doch noch eine geringe Kasteyung zu seyn, wenn man sie mit den fürchterlichen und unerhörten Martern vergleicht, welche sich die Bußfertigen in Ostindien und Japan anthun, und die man nicht ohne Schaudern lesen kann. Wer wird sich wohl einfallen lassen, die Unmenschlichkeiten der berühmtesten Tlamacazqui in Mexico und Tlascala mit denen von den Priestern der Cybele und der Bellona zu vergleichen u)? Wenn zerrissen wohl die Mexicaner ihr eignes Fleisch mit den Zähnen, oder entmannten

u) Deae Magnae Sacerdotes, qui Galli vocabantur, virilia sibi amputabant, et furore perciti, caput rotabant, cultrisque faciem, musculosque totius corporis dissecabant; morsibus quoque se ipsos impetebant. *August. de Civ. Dei. l. 2. c. 7.*

Ille viriles sibi partes amputat, ille lacertos secat. Ubi iratos Deos timent, qui sic propitios merentur? — Tantus est perturbatae mentis, et sedibus suis pulsae furor, ut sic Dii placentur, quemadmodum ne homines quidem saeviunt teterrimi, et in fabulas traditi crudelitatis tyranni laceraverunt aliquorum membra; neminem lacerare sua jusserunt. In regiae libidinis voluptatem castrati sunt quidam; sed nemo sibi, ne vir esset, jubente domino manus intulit. Se ipsi in templis contrucidant, vulneribus suis ac sanguine supplicant. Si cui intueri vacet quae faciunt, quaeque patiuntur inveniet tam indecora honestis, tam indigna liberis, tam dissimilia sanis, ut nemo fuerit dubitaturus furere eos, si cum pauciobus furerent; nunc sanitatis patrocinium insanientium turba est. *Seneca de Superstit.*

sich selbst, wie diese Priester zur Ehre der Cybele thaten?

Endlich wirft man den Mexicanern vor, daß sie sich nicht begnügen liessen, Menschen zu opfern, sondern sogar das Fleisch verzehrten. Wir räumen ein, daß sie in diesem Stücke andre Nationen an Unmenschlichkeit übertrafen. Aber Beyspiele dieser Art waren auch bey cultivirten Nationen der alten Welt nicht so selten, als daß man die Mexicaner deswegen unter die allerwildesten Nationen setzen müßte. Die scheußliche Gewohnheit, daß Menschen einander fressen, sagt der Geschichtschreiber Solis, hat man zuerst bey den Barbaren unsrer Halbkugel, nach dem Zeugnisse des Gallicia in seinen Annalen, bemerkt. Ausser den alten Afrikanern, deren Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag zum Theil Menschenfresser sind, weiß man es gewiß, daß manche von den ehemals unter dem Nahmen der Scythen bekannten Völkern, so wie die Bewohner von Sicilien und des festen Landes von Italien, wie Plinius und andre bekräftigen, ebenfalls Kannibalen waren. Von den Juden, die zu den Zeiten des Antiochus illustris lebten, meldet Appion, ein Egyptischer Schriftsteller, aber kein Griechischer, wie Herr von Paw behauptet, daß sie die Gewohnheit hatten, allemal zu Ende des Jahres einen Griechischen Gefangnen zu nehmen, und ihn zu verzehren. Livius erzehlt von dem berühmten Hannibal, daß er seinen Soldaten Menschenfleisch essen lassen, um ihnen Herz zum Kriege zu machen. Plinius tadelt die Griechen sehr ernstlich wegen ihrer Gewohnheit, alle Theile des Menschlichen Körpers zu essen, um sich dadurch von mancherley Krankheiten zu heilen [z]). Darf man sich wohl wundern, daß die Mexicaner etwas aus religiösen

z) Quis invenit singula membra humana mandere? Qua conjectura inductus? Quam potest medicina ista originem habuisse? Quis veneficia innocentiora fecit quam remedia? Esto barbari externique ritus invenerint; etiam ne Graeci suas fecere has artes. Plin. H. Nat. l. 28. c. 1.

Absichten thaten, welches die Griechen als ein Heilungsmittel ansahen. Doch unser Zweck ist nicht, ihnen deswegen eine Schutzrede zu halten. Ihre Religion war in Ansehung des Menschenfressens gewiß barbarischer als die von den Römern, Egyptern und andern cultivirten Nationen; aber man muß auch einräumen, daß sie an manchen andern Stücken nicht so abergläubisch, abgeschmackt und unanständig ward.

Neunte Abhandlung.
Vom Ursprunge der Lustseuche.

Wir haben in dieser Abhandlung nicht nur mit Herrn von Paw, sondern mit den meisten Europäischen Schriftstellern zu streiten, welche fast durchgängig der Meinung sind, daß der Ursprung der lustseuche in Amerika zu suchen sey. Verschiedene Europäische Nationen haben sich zwar wechselsweise beschuldigt, daß sie diese scheußliche Krankheit fortgepflanzt haben, aber die erste Schuld schreiben sie doch auf die neue Welt. Man könnte uns zu viel Kühnheit vorwerfen, daß wir eine so allgemein angenommene Meinung wiederlegen wollen, wenn die Gründe, die wir angeben werden, und das Beyspiel zweyer neuern Europäer, unsern Versuch nicht verzeihlich machten y). Unter denen, welche die gemeine Meinung verfechten, ist der vornehmste, bekannteste, und der am gründlichsten davon geschrieben hat, der gelehrte

y) Diese beyden Verfasser sind **William Becket**, ein Londner Wundarzt, und **Anton Ribero Sanchez**. Becket schrieb drey Abhandlungen, die im 30sten und 31sten Bande der Philos. Transactions stehen, um zu beweisen, daß die Lustseuche bereits vor dem 14ten Jahrhunderte in England bekannt gewesen. Ribero verfertigte eine zu Paris gedruckte Schrift unter dem Titel: Dissertation sur l'origine de la maladie Venerienne, dans la quelle on prouve, qu'elle n'a point été porteé de l'Amerique. Wir fanden diesen Titel in dem Verzeichniß von Spanischen Büchern und Handschriften, welches vor Robertsons Geschichte von Amerika steht, haben solche aber in Rom, Genua und Venedig nicht auftreiben können.

Französische Arzt Astruc [z]), welchen wir also vornemlich widerlegen, und von den Materialien, die uns sein Werk darbietet, Gebrauch machen müssen.

Erster Abschnitt.

Meinungen der vornehmsten Aerzte vom Ursprunge der Lustseuche.

In den ersten 30 Jahren, nachdem die Lustseuche in Italien bekannt geworden, findet sich kein einziger Schriftsteller, wie wir in der Folge zeigen werden, welcher ihren Ursprung den Amerikanern zuschreibt. Alle die vor 1525. und etliche, die auch noch später davon schrieben, gaben verschiedene Ursachen davon an, die unsre Leser zum Lachen und Mitleiden bewegen werden.

Einige der vornehmsten damals lebenden Aerzte, z. B. Corradino Gillini und Caspar Torella glaubten, nach den Begriffen jener Zeiten, die Lustseuche sey durch die Conjunction der Sonne mit dem Jupiter, Saturn und Merkur im Zeichen der Wage, welche sich 1483. ereignet, veranlaßt worden.

Andre schreiben sie mit dem damals berühmten Nicol. Leonicenus [a]) dem häufigen Regen und Ueberschwemmungen zu, welche sich im Jahr, da dies Uebel entstand, in Italien zutrugen.

Manardi, Professor auf der Universität Ferrara, schrieb den Ursprung der unreinen Vermischung eines aussätzigen Edelmanns aus Valencia mit einer liederlichen Weibsperson zu, und Paracelsus einem ähnlichen Umgange eines aussätzigen Franzosen mit einer öffentlichen Hure. Anton Musa Brasavola aus Ferrara behauptet, diese Krankheit sey von einem liederlichen Weibsbilde in der Französischen Armee zu Neapel ent-

z) De morbis Venereis. Vol. 2.

a) Itaque dicimus, malum hoc, quod morbum Gallicum, vulgo appellant, inter epidemias debere connumerari; — illud satis constat, eo anno magnam aquarum per universam Italiam fuisse exuberantiam — aestivam autem ad illam venisse intemperiem calidam scilicet et humidam. *Opusc. de morbo Gallico.*

standen, welche ein Geschwür in der Gebärmutter hatte.

Gabr. Fallopio, ein berühmter Arzt aus Modena behauptet, daß die Spanier, welche im Kriege im Königreich Neapel nur eine kleine Anzahl ausmachten, indessen die Franzosen sehr zahlreich waren, in einer Nacht alle Brunnen vergifteten, daraus die Feinde tranken, und daß dies Gelegenheit zu der Krankheit gegeben.

Andreas Cesalpino, Leibarzt Pabsts Clemens VIII. versichert, er wisse von Personen, die dem Neapolitanischen Kriege beygewohnt hatten, als die Franzosen die Somma, einen Theil des Vesuvs, belagerten, wo eine Menge von dem vortreflichen Vino Greco wächst, daß die Spanier in einer Nacht heimlich entwischten, und eine grosse Quantität dieses Weins, darunter das Blut der Kranken von San Lazaro gemischt war, zurückließen, worauf die Franzosen Besitz von dem Platze nahmen, von dem Wein tranken, und bald darauf die Wirkungen des Venerischen Uebels empfanden.

Leonhard Fioravanti, ein Bologneser Arzt, sagt in seinem Capricci Medicinali, er habe von dem Sohne eines Marketenders um 1456. bey der Armee des Königs Alphonsus von Neapel vernommen, daß sowohl dessen Armee als die Französische wegen des langwierigen Krieges Mangel an Provision gelitten, und daß beyde deswegen von den Marketendern mit zubereiteten Speisen von Menschenfleisch versorgt worden, woraus denn die Lustseuche entstanden. Der berühmte Kanzler Baco von Verulam fügt hinzu [b]), daß das Fleisch von in der Barbarey erschlagenen Menschen dazu genommen, und wie der Tunnfisch zubereitet worden.

Weil niemand wußte, und auch nicht wissen konnte, wer mit dieser Krankheit zuerst in Europa befiel, so können wir auch die Ursache davon nicht wissen: wir wollen aber sehen, wie die Sache vielleicht zugegangen.

b) Sylva sylvarum. Centur I. art. 26.

Zweyter Abschnitt.

Die Lustseuche kann Europa aus andern Ländern der alten Welt mitgetheilt seyn.

Um zu beweisen, daß die Lustseuche den Europäern aus andern Ländern der alten Welt durch Ansteckung mitgetheilt seyn kann, ist es nothwendig, zugleich aber auch hinlänglich zu zeigen, daß dieses Uebel zuerst in einigen dieser Länder empfunden worden, und daß diese mit den Europäern vor Entdeckung der neuen Welt in Verbindung stunden. Beydes wollen wir hinlänglich darthun.

Vatablo, Pinedo, Calmet und andre haben behauptet, daß die Lustseuche eine von den Krankheiten war, daran Hiob litte. Diese Meinung ist so alt, daß einige, so bald die Venerische Seuche in Italien bemerkt ward, sie die Hiobskrankheit nannten, wie Baptista Fulgosio, ein damals lebender Schriftsteller bezeugt [c]). Calmet sucht seine Meinung mit vieler Gelehrsamkeit zu unterstützen [d]). Weil wir aber von den Klagen Hiobs nichts weiter wissen, als was in der Bibel steht, welche vielleicht von andern damals bekannten Krankheiten, oder von einer uns gänzlich unbekannten redet, so läßt sich auf diese Meinung wenig bauen.

Andreas Thevet, ein Französischer Geograph [e]) und andre bekräftigen, daß die Lustseuche in den innern Provinzen von Afrika zu beyden Seiten des Flusses Senegal endemisch gewesen.

Cleyer, der erste Arzt der Holländischen Kolonie auf der Insel Java, sagt, daß das Venerische Uebel dieser Insel eigenthümlich und natürlich, auch so gemein als das tägliche Fieber war [f]). Dieses bekräftigt auch Thuanus [g]).

c) S. sein Werk Dicta Factaque memorabilia l. 1. c. 4.
d) Dissert. in morbum Jobi.
e) Cosmographie universelle lc. 11.
f) Ep. ad Christ. Mentzalium.
g) Histor. sui temporis.

J. Bonzius, ein Holländischer Arzt in Ostindien bezeugt [h]), daß diese Krankheit zu Amboina und auf den Molukkischen Inseln endemisch war, und daß es keiner vorhergegangnen fleischlichen Vermischung bedürfte, um davon angesteckt zu werden. Dies wird zum Theil durch die Nachrichten der Gefährten des Magellans, welcher zuerst in der Victorie die Welt umseegelte, bestätigt; denn diese versicherten, wie Herrera meldet [i]), daß sie auf der Molukkischen Insel Timor viele mit der Lustseuche behaftete Einwohner fanden, die von bereits angesteckten Europäern oder Amerikanern gewiß nicht dahingebracht seyn konnte.

Der gelehrte, zuverlässige und in Chinesischen Sachen erfahrne Jesuit Forneau gab, als ihn Astruc [k]) befragte, ob die Chinesischen Aerzte glaubten, die Lustseuche sey in ihrem Lande einheimisch, oder von andern Ortern dahingebracht worden, zur Antwort, sie sey dort seit undenklichen Zeiten bekannt, und daß die Chinesischen Schriften, die sie für alt hielten, nichts von dem Ursprunge dieser Krankheit erwähnten, sondern ihrer als eines schon damals, wie die Bücher geschrieben worden, sehr alten Uebels, gedächten; es sey also nicht bekannt, auch nicht wahrscheinlich, daß es aus andern Ländern dahin gebracht worden.

Endlich sagt Astruc, seiner Meynung zufolge l) nachdem er die Meynungen anderer Schriftsteller untersucht hat, die Lustseuche sey nicht bloß der Insel Haiti oder Hispaniola eigen gewesen, sondern auch vielen Ländern der alten Welt, und vielleicht allen unweit der Linie belegenen und der ganzen Welt, wo sie von alten Zeiten her im Gange war. Dies offenherzige Geständniß von

h) In Methodo medendi quo in Indiis orientalibus oportet uti in cura morborum illic vulgo ac populariter grassantium.

i) Dec. III. lib. IV. c. 1.

k) Dissert. de origine Morbor. venereor. inter Sinios. ad Calc. tom. I.

l) De morbis venereis l. I. c. II.

einem in dieser Sache so wohl unterrichteten Manne, der über dieses so viele Vorurtheile gegen Amerika hegte, und obige Zeugnisse beweisen hinlänglich, daß, wenn wir gleich die Lustseuche für sehr alt in Amerika halten, dennoch von den Europäern nichts wider Amerika beygebracht werden kann, daß die Amerikaner nicht eben so gut gegen viele Länder in der Welt sagen können, und daß, wenn das Blut der Amerikaner, wie Paw vorgiebt, angesteckt war, der Asiater und Afrikaner ihres nicht weniger gesund war.

Astruc setzt hinzu, daß dieses Uebel vielleicht aus den Ländern in Asia und Afrika, wo es endemisch war, den benachbarten Völkern durch den Umgang mit ihnen mitgetheilet worden, aber nicht den Europäern, weil letztere die heisse Zone für unbewohnt hielten, und folglich keine Gemeinschaft mit jenen hatten. Allein wem ist es wohl unbekannt, daß die Egypter viele Jahrhunderte lang mit den unter der Linie liegenden Ländern von Asien eben so gut als mit Italien Handlung trieben? Können denn also die asiatischen Kaufleute die Lustseuche nicht mit ihren Specereyen nach Egypten gebracht, und die Venezianer, Genueser und Pisaner sie nach Italien geschleppt haben, weil sie seit langen Zeiten mit der Stadt Alexandria in Handlungsverbindungen stunden, und zwar auf eben die Art wie andre Europäer den Aussatz und die Kinderblattern aus Soria und Arabien nach Italien brachten. Ueberdieses unternahmen viele Europäer vom 12ten Jahrhunderte Reisen nach den südlichen Ländern Asiens, z. E. B. di Tudela, Carpini, Marco Polo, und Mandeville, ja einige drangen so gar, wie Hr. von Paw einräumt, bis nach China; konnte also nicht einer darunter seyn, der bey seiner Zurückkehr nach Europa diese ansteckende Krankheit aus den Asiatischen Ländern mitbrachte? Hier ist nicht die Rede von dem, was wirklich geschehen, sondern von dem, was hätte geschehen können.

Die Lustseuche konnte vielleicht noch vor der Entdekung von Amerika von Asien und auch von Afrika nach

Europa kommen, weil die Portugiesen bereits 30 Jahre vor der glorreichen Unternehmung des Columbus einen großen Theil der unter der heissen Zone liegenden Länder von Afrika entdeckt, und Handlung dahin getrieben hatten. Wie leicht konnte also ein dort angesteckter Portugiese das Uebel seinen Landsleuten und in der Folge auch andern Europäischen Nationen mittheilen, welches auch vermuthlich geschah, wie wir gleich sagen werden? Astruc könnte also daraus schließen, durch wie vielerley Canäle die Luftseuche den Europäern, ohne Dazwischenkunft der Amerikaner mitgetheilt werden konnte, wenn gleich die Alten sich einbildeten, daß die heisse Zone unbewohnt sey.

Dritter Abschnitt.

Die Luftseuche konnte auch vielleicht in Europa entstehen.

Ehe wir von dieser Meinung handeln ist es nöthig, vorher etwas von der Natur und den physischen Ursachen dieses Uebels beyzubringen. Den Behauptungen der Aerzte zufolge ist es eine Art von Cachexie, wobey die Lympha und vornehmlich der seröse Theil derselben, eine besondere Dickigkeit und Schärfe annimmt. Das venerische Gift, sagt Astruc, o) ist von salziger oder vielmehr sauersalziger, corrosiver Beschaffenheit. Es verursacht die Verdickung und Schärfe der Lympha, und daraus entstehen Entzündungen, Warzen, Geschwüre, Erosionen, Schmerzen und alle übrige fürchterliche Symptomen, die den Aerzten bekannt sind.

Wird dieses Gift einem gesunden Manne mitgetheilt, sagt derselbe Verfasser, so muß man es nicht als eine neue Flüssigkeit betrachten, die zu den natürlichen hinzugesetzt wird, sondern als eine bloße Dyscrasie oder fehlerhafte Beschaffenheit der natürlichen Flüssigkeiten, welche ihren natürlichen Zustand verlieren, und eine sauersalze Beschaffenheit annehmen.

o) am ang. O. B. 2. K. 2.

Die Aerzte sind fast durchgehends der Meinung, dieses Uebel könne nicht anders als durch Ansteckung, es sey nun durch den Saamen, oder die Milch, oder den Speichel, oder den Schweiß, oder durch Berührung venerischer Geschwüre ꝛc., mitgetheilt worden. Wir getrauen uns aber zu behaupten, die Lustseuche könne bey einem Menschen ohne Ansteckung oder Umgang mit angesteckten Personen entstehen. Sie kann sicher auf eben die Art entstanden seyn, wie sie bey dem ersten Menschen, der damit befiel, entstund; denn dieser konnte nicht angesteckt werden, sonst wäre er nicht der erste gewesen; die Ursachen konnten vielerley und ganz verschieden seyn. Eine ähnliche Ursache, sie mogte nun seyn was für eine sie wollte, konnte eine Cachexie bey verschiedenen Menschen ohne Ansteckung erzeugen. Dies ist in Amerika oder in einem andern solchen Lande wahr, sagt Astruc, aber nicht in Europa. Warum soll aber Europa ausgenommen seyn? Weil, setzt jener hinzu, die Ursachen, welche das Uebel zuerst in Amerika erzeugten, in Europa nicht statt finden. Diese Ursachen wollen wir jetzt untersuchen.

Fürs erste, sagt Astruc p), kann die Luft nicht als eine Ursache angegeben werden; sie konnte vielleicht andre Krankheiten auf der Insel Hispaniola, aber nicht die Lustseuche veranlassen, weil die Europäer, die über 200 Jahre diese Insel bewohnten, die Krankheit nie anders als durch Ansteckung bekommen; die Luft ist jetzt keine andre als vor 300 Jahren; und wäre sie es ja gegenwärtig, so war sie es doch zu Anfange des 15ten Jahrhunderts nicht. Wir dürfen also bey Untersuchung des Ursprungs von diesem Uebel nichts von der Luft hernehmen. Wenn

p) Videtur quidem e numero causarum expungendus aer, qui in Hispaniola morbos alios forsan inferre potuit, at vero luem veneream minime. Utique constat, Europaeos, qui eam insulam iam a 300 annis (imo pene 300) incolunt luem veneream ibidem nunquam contraxisse nisi contagione. Europaei tamen aerem ibidem ducunt et eundem, quem olim ducebant indigenae, et dubio procul eodem modo temperatum et constitutum. Astruc a. ang. O. B. 1. Kap. 12.

Astruc die Luft gleich von der Anzahl der Ursachen ausschließt, so nimmt er doch an einem andern Orte seine Zuflucht zu ihr, und widerspricht sich dadurch selbst.

Er giebt bloß 2 Ursachen an, nemlich die Nahrungsmittel und die Hitze. Wenn die Einwohner auf Hispaniola Mangel an Meis, Cassave ꝛc. litten, so nährten sie sich mit Fröschen, allerley Gewürmen, Fledermäusen u. dergl. kleinen Thieren. Wegen der Hitze behauptet er daß in heissen Ländern die monatliche Reinigung sehr scharf, und so zu sagen giftig wäre, zumal wenn sie ungesunde Speisen genössen. Darauf fährt er fort: Multis ergo et graviſſimis morbis indigenae inſulae Haiti affici olim debuerunt, ubi nemo a menſtruatis mulieribus ſe continebat: ubi viri libidine impotentes in venerem obviam belluarum ritu agebantur; ubi mulieres, quae impudentiſſimae erant, viros promiſcue admittebant, ut teſtatur Gonſalvus de Oviedo Hiſt. Indiar. L. 5. c. 3. immo eosdem et plures impudentius provocabant menſtruationis tempore, cum tunc incaleſcente utero libidine magis inſanirent pecudum more. Quid igitur mirum varia heterogenea, acria multorum virorum ſemina una confuſa, cum acerrimo et virulento menſtruo ſanguine mixta intra uterum aeſtuantem et olidum ſpurciſſimarum mulierum coercita, mora, heterogeneitate, calore loci brevi tempore computruiſſe, ac prima morbi venerei ſemina conſtituiſſe, quae in alios, ſi qui forte continentiores erant dimanavere?

Dies ist alles was Astruc vom Ursprung der Luſtseuche vorbringt, wir wollen jetzt zeigen, daß es vom Anfange bis zu Ende voller Unrichtigkeiten ist. Allein gesetzt was sich zu Hispaniola zugetragen haben soll, sey wahr, so kann sich doch auch dasselbe in Europa zugetragen haben. So wie sich die Amerikaner bey Mangel an Mais und andern Nahrungsmitteln mit Fröschen und allerley Gewürmen nährten, eben so sahen sich die Europäer, wenn ihnen Weitzen und andre gesunde Speisen fehlten, genöthigt Ratzen, Eidechsen, die Excremente andrer Thiere, und sogar Brod von Menschenknochen

zu essen, welches allerley Krankheiten bey ihnen veranlaßte. Man darf nur an die schreckliche Hungersnoth gedenken die Europa theils durch Mißwachs theils durch Krieg ausgestanden hat. Eben so hat es auch in Europa Menschen gegeben, die sich wie das Vieh den größten Wollüsten und abscheulichsten Ausschweifungen ergaben. Die liederlichsten Weibsbilder haben sich ebenfalls zu jeder Zeit in Menge gefunden. Scharfe Säfte, ungesunder Saamen, uteri aestuantes und giftige monathliche Reinigungen haben eben so wenig gefehlt. Dergleichen Ursachen konnten die Lustseuche so gut in Europa erzeugen, als nach Astrucs Meinung in Amerika.

Nein, das konnten sie nicht, erwiedert Astrac; denn da die Luft in Europa gemässigter ist (hier nimmt er seine Zuflucht wieder zur Luft, nachdem er sie vorher von den Ursachen der Lustseuche ausgeschlossen hatte) non adest eadem in virorum semine acrimonia, eadem in menstruo sanguine virulentia, idem in utero mulierum fervor, quales in insulu Haiti fuisse probatum est. Er beweiset dies durch keine andern als die obigen Gründe, und zieht daraus die Folgen, daß diese Symptomen in Europa nicht aus ähnlichen Ursachen hervorgebracht werden können. „Von Krankheiten und ihren Ursachen „müssen wir eben so urtheilen als von der Erzeugung der „Thiere und Menschen. Gleichwie sich Löwen und Affen „in Europa nicht fortpflanzen, Papageyen keine Nester „bauen, Indianische und Amerikanische Pflanzen nicht „aufwachsen, wenn man sie gleich säet, also konnte die „Lustseuche auch nicht durch eben die Ursachen, als wir „von Hispaniola gesagt haben, entstehen, weil jedes Cli„ma seine Besonderheiten hat, und viele Dinge, die ein „Clima freywillig hervorbringt, durch keine Kunst in ei„nem andern geliefert werden können. Der Dichter „sagt richtig: non omnis fert omnia tellus.“

Wir wollen dem Astruc vieles einräumen, was ihm vielleicht niemand anders einräumen mögte. Wir geben zu, daß nie in Europa ein solcher Mißbrauch von foeminis menstruatis gewesen, keine solche giftige Schärfe in den

Säften des menſchlichen Körpers, keine ſolche Hitze des uterus, wie er in Hiſpaniola vorausſetzt, obgleich das Gegentheil aus den in den letzten beyden Jahrhunderten herausgekommenen mediciniſchen Schriften erhellet. Wir wollen einräumen, daß es keine ſolche Beyſpiele von Ausſchweifungen in der Wolluſt gebe, weil ihm das Bekenntniß zu viel dünkt, als habe es dergleichen in Europa gegeben q) wir wollen ſogar annehmen, daß alle Europäerinnen keuſch und geſund geweſen; das alles mag ſeyn, obgleich die Geſchichte und die allgemeine Meinung der Europäer ſelbſt widerſpricht. Nichts deſto weniger behaupten wir, daß die Luſtſeuche in Europa ohne Anſteckung entſtehen können, weil es ſehr wohl möglich iſt, daß alle Unordnungen, die nach Aſtrucs Meinung Hiſpaniola eigen iſt, auch in Europa ſtatt hatten, ob man gleich nichts davon wußte. Durch heftige Leidenſchaften hingeriſſene Weiber konnten, weil ſolche allen Adams Kindern eigen ſind, eben ſo unerſättlich und ausſchweifend werden, als Aſtruc ſolche in Hiſpaniola annimmt. Die geſunden friſchen Europäer konnten eben ſo ſchädliche Nahrungsmittel finden, als jene Inſulaner. Der menſchliche Saamen, welcher nach Aſtrucs Meinung ohnehin ſchon viel Schärfe hat, konnte durch ungeſunde Speiſen immer ſchärfer werden, und zuletzt denjenigen Grad erreichen, wodurch das veneriſche Uebel entſteht. Die monatliche Reinigung konnte entweder durch Stockung, oder Vollblütigkeit, oder durch andre Fehler in den Säften, oder Gefäſſen ein giftiges Weſen annehmen.

Aus den Briefen des Chriſtoph Columbus, die ſein Sohn Ferdinand anführt, erhellet, daß er den 24ſten Dec. 1492. zum erſtenmale in Hiſpaniola landete, weil ein Schif von ſeiner elenden Flotte auf eine Sandbank zu ſitzen kam, daß ſie die ganze Zeit über vom 24ſten Dec. bis den 4. Januar damit zubrachten, das Holz

q) Sed eſto: demus in Europa Venerem aeque impuram atque in Hiſpaniola exerceri; neque enim contra pugnare placet, quanquam ea tamen nimia videantur. Aſtruc am ang. O. B. I. K. 12.

und Bauholz von diesem Schiffe aus dem Sande zu retten, und ein kleines Fort zu bauen, darinn er 40 Mann zurückließ, worauf er sich denselben Tag nach Spanien einschiffte, um die Zeitung von Entdeckung der neuen Welt nach Europa zu bringen. Alle Umstände bey dieser Landung erlauben uns den Verdacht nicht, daß die Spanier einen solchen Umgang mit den Amerikanerinnen gehabt hätten, um von ihnen angesteckt abzureisen. Die gegenseitige Bewunderung, der Anblick so vieler ganz neuen Gegenstände, und der kurze Aufenthalt von 11 Tagen, während dessen sie sich anstrengten, das Wrack zu retten, und in aller Eile das Fort zu bauen, nachdem sie eine der längsten und gefährlichsten Reisen, die je unternommen worden, zurück gelegt hatten, alles dieses macht eine Muthmaßung von gedachter Art ganz unwahrscheinlich. Diese Unwahrscheinlichkeit wird dadurch noch mehr bestärkt, daß Columbus selbst, sein Sohn Ferdinand, Peter der Märtyrer von Angheira, wenn sie von dem auf dieser Reise ausgestandenen Elend reden, dieser Krankheit mit keiner Sylbe gedenken.

Gesetzt aber auch, diese von der ersten Reise zurückkehrenden Spanier wären von der Lustseuche angesteckt gewesen, so behaupten wir gleichwol, daß die Ansteckung in Europa nicht von ihnen hergerührt sey, und zwar vermöge des Zeugnisses einiger damals lebenden glaubwürdigen Schriftsteller. Der bereits erwähnte Arzt, Caspar Torrella, sagt in seinem Aphrodisiacum r), es sey in der von Spanien weit entlegenen Französischen Provinz Auvergne im J. 1493. entstanden B. Fulgosio, oder Fregoso, Doge von Genua im Jahre 1478. schreibt in seinem merkwürdigen 1509 gedruckten Werke Dicta factaque memorabilia s) die Lustseuche habe 2 Jahre vor

r) Incepit haec maligna aegritudo in Alvernia Ao. 1493. et sic per contagionem pervenit etc.

s) Biennio antequam in Italiam Carolus VIII. veniret, nova aegritudo inter mortales detecta fuit, cui nec nomen nec remedia Medici ex veterum auctorum disciplina inveniebant, varie ut regiones erant appellata. In Gallia Neapolitanum dixerunt morbum in Italia Gallicum appellabunt. L. I. c. 4.

Karls VIII. Ankunft in Italien angefangen bekannt zu werden. Nun kam er im September 1494 nach Italien, folglich war das Uebel seit 1492 oder aufs späteste 1493, das ist etliche Jahre vor des Columbus Zurückkunft von seiner ersten Reise bekannt. Juan Leone ein ehemaliger Mahometaner, aus Granada in Spanien gebürtig, der gemeiniglich Leone Africano heißt, verfertigte nach seiner Bekehrung zu Rom unter Pabst Leo X. eine Beschreibung von Afrika, darinn meldet er, daß die Juden, als sie unter Ferdinand dem Katholischen aus Spanien verjagt wurden, die Lustseuche nach der Barbarey brachten, und die Afrikaner damit ansteckten, weshalb man sie die Spanische Krankheit nannte. t) Der Befehl Ferdinands wegen Vertreibung der Juden ward im März 1492 publicirt, wie Mariana meldet, und ihnen wurde nur 4 Monate zum Verkauf ihrer Sachen vergönnet, wenn sie solche nicht mitnehmen wollten. Im folgenden Monat erschien eine neue Verordnung des General-Inquisitors Torquemada, darinn den Christen bey schwerer Strafe verboten ward, nach dem vom Könige vorgeschriebenen Termin mit den Juden zu handeln und ihnen Lebensmittel zu liefern. So daß alle, die nicht Christen wurden, oder wenigstens sich so stellten, Spanien verlassen musten, ehe Columbus die Reise zur Entdeckung von Amerika antrat, weil er die Anker erst den 3ten August dieses Jahres lichtete. Die Lustseuche stellte sich also eher in Europa ein, als Amerika entdeckt ward. Ueberdieses finden wir in den 1479 zu Florenz gedruckten Gedichten des Pacificus Maximus aus Ascoli

t) Huius mali ne nomen quidem Africanis notum erat, antequam Hispaniarum rex Ferdinandus Iudaeos omnes ex Hispania profligasset: qui ubi in patriam iam rediissent, caeperunt miseri quidam ac sceleratissimi Aethiopes cum illorum mulieribus habere commercium, ac sic tandem veluti per manus pestis haec per totam se sperfit regionem, ita ut vix sit familia quae ab hoc malo remanserit libera id autem sibi firmissime ac indubitate persuaserunt ex Hispania ad illos transmigrasse. Quamobrem et illo morbo *Malum Hispanicum*. (ne nomine destitueretur) indiderunt. Lib. I.

einige Verse, darinn er von einer gonorrhaea virulenta und venerischen Geschwüren redet, die er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte. u)

Oviedo läßt es nicht dabey bewenden, zu versichern, daß die Lustseuche aus Hispaniola kam, sondern er sucht es auch noch zu beweisen. Sein erster Beweis ist: „die „fürchterliche Beschwerde der Schwären wird besser durch „Guajacum als irgend eine andre Arzney geheilt; Wenn „Gott Uebel für unsre Sünden zuläßt, so giebt er uns „auch aus Erbarmen Mittel dagegen an die Hand.“ Hielte dies Argument Stich, so mögte man schließen, daß nicht so wohl Hispaniola als Europa der Geburtsort der Lustseuche sey: denn es ist bekannt, daß Queckſilber das kräftigste Mittel gegen dieses Uebel darbietet, welches in Europa häufig ist, aber in Hispaniola nicht gefunden auch von den Indianern nicht gekannt wird. Es ist ausgemacht, daß sobald die Lustseuche sich in Europa zeigte, Queckſilber dagegen gebraucht ward; Carpi. Torella, Vigo, Hook, und andre berühmte Aerzte damaliger Zeit wandten ihn zur Cur an, ob er gleich durch einige Empiriker in der Folge verschrien, und eine Zeitlang nicht gebraucht ward. Des Guajacum bediente man sich nicht eher als im Jahr 1517 25 Jahre nach Entdeckung der Lustseuche. Die Sarsaparille fieng man im Jahr 1535 an zu gebrauchen; die Chinawurzel ohngefähr um eben die Zeit, und Sassafras bald darauf.

Der zweyte von des Oviedo seinen beyden Beweisgründen ist, daß sich unter den mit Columbus bey der zweyten Reise 1496 zurückgekommenen Spaniern ein Catalonier D. P. Margarit befunden, der so viel über Schmerzen klagte, „daß ich, setzt er hinzu, vermuthe, „sie waren von der Art, als mit solchen Krankheiten an„gesteckte Personen empfinden, ob ich gleich nie ein Blas„gen in seinem Gesichte sahe. Wenige Monate nach„her fiengen einige liederliche Weibesbilder an ähnliche

u) Hecatalegii lib. 3. ad Priapum, et Lib. VIII. ad Mentulam. Die Verse sind zu unanständig, als daß wir sie abschreiben sollten.

„Schmerzen zu fühlen, weil diese Krankheit anfänglich „nur bey dem gemeinen Manne blieb. In der Folge „geschah es, daß der große Anführer mit einer ansehnli„chen Armee nach Italien geschickt ward — — darun„ter fanden sich viele mit dieser Krankheit angesteckte „Spanier und durch diese bekamen sie einige Weibsbil„der ꝛc.“ Dies sind Oviedos Beweise, die kaum eine Erwehnung verdienen.

Herr von Paw glaubt gewonnen Spiel zu haben, und beweiset die Warheit der gemeinen Meinung mit dem Zeugnisse des Roderigo Diaz de Isla, eines Sevillischen Arztes, den er für einen Zeitgenossen, und sein Zeugniß für entscheidend hält; allein Diaz war weder ein Zeitgenosse, sondern lebte 60 Jahre nach dem Ausbruche der Lustseuche; noch verdient sein Vorgeben einigen Glauben. Er meldet: daß die Spanier nach ihrer ersten Zurückkunft aus Hispaniola mit dem Columbus im Jahr 1493 diese ansteckende Krankheit nach Barcelona brachten, wo der Hof sich damals aufhielt, daß diese Stadt zuerst angesteckt ward, daß wegen der dadurch veranlaßten Verwüstung Buß- und Fasttage angestellt wurden, um den göttlichen Zorn zu erweichen, daß, als König Karl von Frankreich im folgenden Jahr nach Italien marschirte, gewisse unreine Spanier, oder nach Paws Vorgeben, verschiedene Regimenter aus Spanien abgeschickt wurden, um den Einfall König Karls zurücke zu treiben, und daß sie den Franzosen diese heßliche Krankheit mittheilten. Allein wir wissen aus der Geschichte, daß weder ein reines noch angestecktes Regiment, ja nicht einmal ein einziger Spanier nach Italien abgeschickt ward, ehe Karl mit seiner Armee, die schon angesteckt war, nach Frankreich zurückkehrte. Was die Ansteckung zu Barcelona betrift, so wissen wir, daß Oviedo sich bey der Ankunft des Columbus dort befand. Wäre die Erzählung des Sevillischen Arztes wahr, so würde Oviedo, welcher alle Beweise für seine sonderbare Meinung aufsucht, unstreitig des Sterbens, der Buß- und Fasttage, und der Klagen des

Margarit gedacht haben. Aber die Lustseuche ist älter in Europa, wie wir bereits dargethan haben.

Die damaligen Aerzte zu Sevilla scheinen wegen des Ursprungs der Lustseuche schlecht unterrichtet gewesen zu seyn. Nicolaus Monardes, ebenfalls ein dasiger Arzt, und des Diatz Zeitgenosse, ertheilt uns eine so fabelhafte Erzählung davon, daß man sie nicht lesen kann, ohne die Gedult zu verlieren. Er schreibt: „daß „Columbus im Jahr 1493 wärend des Kriegs in Nea„pel zwischen den Königen von Frankreich und Spanien „nach der ersten Entdeckung von Hispaniola ankam, „und aus dieser Insel viele Indianer beyderley Ge„schlechts mitbrachte, welche er nach Neapel führte, wo „sich der Katholische König nach geendigtem Kriege auf„hielt. Da beyde Armeen nun mehr Gemeinschaft „hatten, so fingen die Spanier an, sich mit den India„nerinnen, die Columbus mitgebracht, und die India„ner mit den Spanierinnen einzulassen, wodurch die In„dianer die Spanische Armee, die Italiaener, Deutschen „und so weiter ansteckten.“ Sollte man wohl glauben, daß ein gelehrter Spanier, öffentliche Thatsachen seiner Nation, die sich erst vor 80 Jahren zugetragen hatten, so verunstalten könnte, daß kein einziger Satz, den er vorbringt, wahr ist, und daß er alle Achtung für die Warheit verliert, wenn es auf Verkleinerung der Amerikaner ankommt. Es ist eine bekannte Sache, daß 1493 kein Krieg zwischen Spanien und Frankreich war; daß der Katholische König sich damals nicht in Neapel sondern zu Barcelona aufhielt, auch sich eben so wenig an einer, von einem Unsinnigen empfangenen Wunde heilen ließ, daß Columbus keine Menge von Indianern beyderley Geschlechts mit sich brachte, sondern blos 10 Männer, daß Columbus nach seinen rühmlichen Zuge nie nach Italien kam, und daß die mitgebrachten Italiener nie Italien sahen.

Nach den schärfsten Untersuchungen finden wir keinen Grund zu glauben, daß die Lustseuche von Amerika nach Europa kam, sondern haben vielmehr Ursache an-

zunehmen, daß solche so wie die Kinderblattern von Europa nach Amerika gebracht worden.

1. Weil weder Columbus in seinem Tagebuch, noch sein Sohn in der Lebensbeschreibung des berühmten Vaters, der diese Länder sahe, und das Merkwürdige derselben aufzeichneten, der Lustseuche gedenken, ob sie gleich das Ungemach der ersten Reise sorgfältig erzählen. Eben so wenig wird ihrer in der Geschichte dieser Länder von Petrus Martyr von Angheira x) gedacht, der ein Zeitgenosse des Columbus, und als erster Sekretär des Raths von Indien, und Abt von Jamaika wohl unterrichtet war. Oviedo, der erste, welcher die Lustseuche auf Rechnung der Amerikaner zu schieben sucht, kam erst nach Haiti, als die Insel bereits 20 Jahre von den Spaniern bewohnt war. Was wir von dem Stillschweigen dieser Geschichtschreiber in Ansehung der Antillen sagen, gilt auch von den ältesten über andre Länder von Amerika.

2. Wäre Amerika würklich so zu sagen das Vaterland der Lustseuche und hätten die Amerikaner zuerst daran gelitten, so würde sie dort weit ausgebreiteter und die Amerikaner ihr mehr als eine andre Nation unterworfen gewesen seyn. Das ist der Fall aber nicht. Von den Indianern auf den Antillen können wir nichts sagen, denn sie sind seit 200 Jahren ganz ausgerottet, aber unter den jetzigen Bewohnern der Antillen, ist diese Krankheit weit minder häufig als in Europa, und äußert sich selten, als wo ein großer Zusammenfluß von Matrosen und Soldaten ist. In der Hauptstadt Mexico sind verschiedene Indianer und Weisse damit behaftet, aber nur sehr wenige nach Proportion der zahlreichen Einwohner. In den andern großen Städten dieses weitläuftigen Reichs ist die Lustseuche sehr selten, in manchen kennt man sie kaum, ja in solchen Niederlassungen von Amerikanern, wohin weder Matrosen noch Soldaten kommen, sieht und hört man nichts davon. Was Südamerika betrift, so wissen wir von glaubwürdigen, mit dem Lande sehr bekannten Personen, daß sie in den Provinzen von Chili und Paragay unter den Weissen ungemein selten, und unter den Amerikanern gar nicht anzutreffen ist. Einige Missionarien, die 20 ja 30 Jahre unter verschiedenen amerikanischen Nationen gewohnt haben, bekräftigen einhellig, daß sie einen damit behafteten Menschen angetroffen, auch nie davon gehört, daß es jemand gewesen.

In den Provinzen Peru und Quito ist die Lustseuche zwar, nach des Ulloa Geständniß y) unter den Weissen gemein,

x) In dem Traktat von allen zur Medicin gehörigen Sachen, die aus Westindien gebracht worden. Th. 1. K. 9.

y) Es scheint dieser Verfasser habe die Lustseuche mit dem

aber einen damit angesteckten Indianer sieht man höchst selten. Amerika ist also nicht die Mutter dieser Krankheit, wie man gemeiniglich sagt, eben so wenig darf man glauben, wie uns Herr von Paw glaublich machen will, daß die Lustseuche eine Folge des verdorbnen Bluts, und der fehlerhaften Constitution der Amerikaner sey.

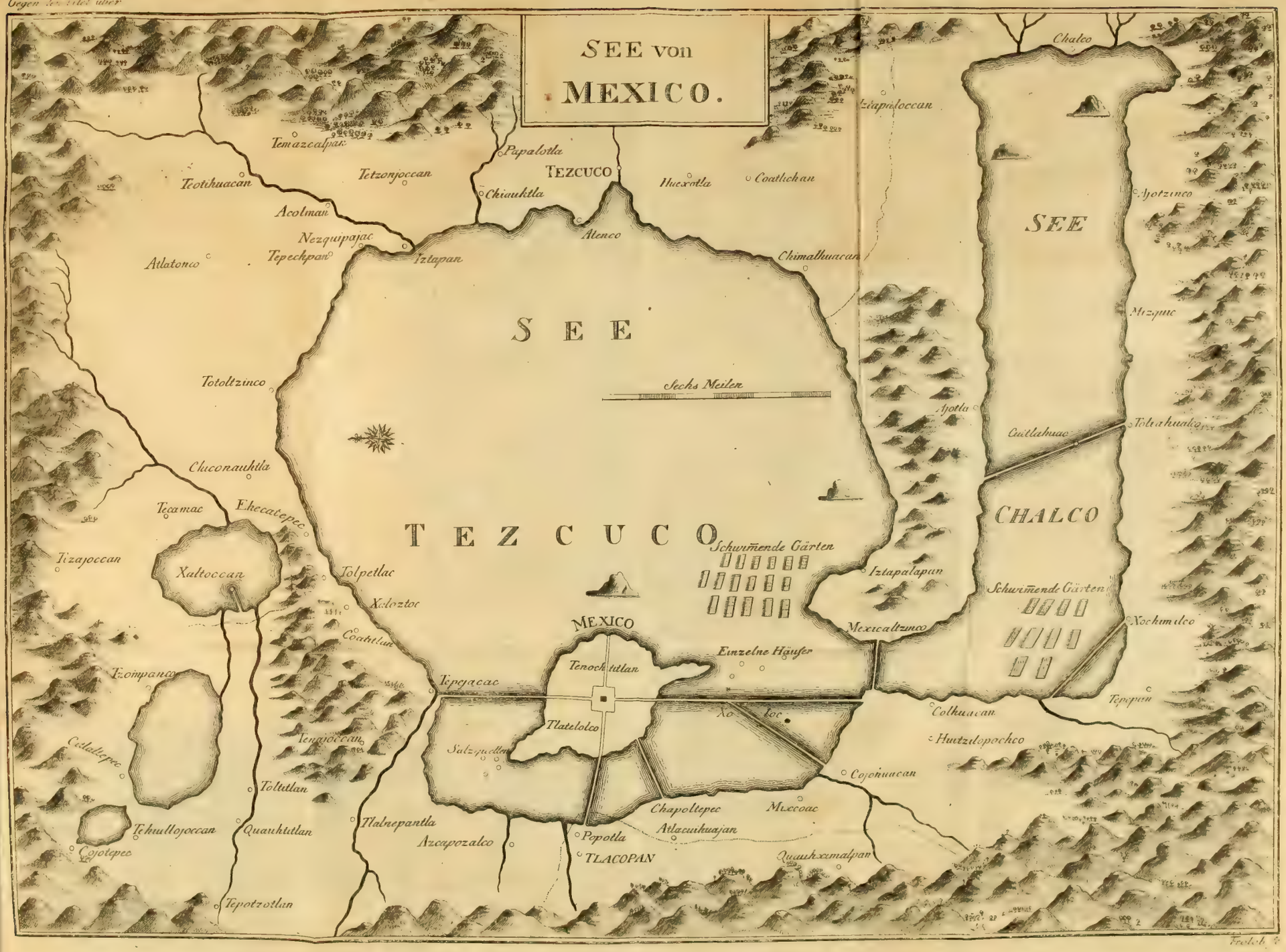
Welches ist denn nun aber das Land, wo die Lustseuche zuerst entstanden, wenn ihr Ursprung weder in Europa noch in Amerika zu suchen? Wir wissen es nicht. Ist uns aber bey aller dieser Ungewißheit eine Muthmassung erlaubt, so glauben wir, daß sie aus Guinea, oder irgend einem unter der Linie liegenden Lande von Afrika hergebracht worden. Dieser Meinung war der gelehrte Englische Arzt Sydenham z) und sie wird durch den Fulgosio, einen Augenzeugen des Anfangs der Lustseuche bestärkt. Er sagt am angeführten Orte a) die Lustseuche sey von Spanien nach Italien, und von Aethiopien nach Spanien gebracht. Astruc behauptet, Fulgosio habe Amerika unter Aethiopien verstanden. Eine sonderbare Art Schwürigkeiten aufzulösen. Wer hat wohl jemals Amerika Aethiopien benennet? Wir wissen vielmehr aus den Schriften jenes Jahrhunderts, daß man den Nahmen Aethiopien allen von Negern bewohnten Ländern gab, und diese Aethiopier nannte. Folglich ist der natürliche Sinn des Fulgosio, daß die Lustseuche aus den unter der Linie belegenen Ländern Afrikas nach Lusitanien, Spanien oder Portugal gebracht worden. Inzwischen wagen wir es nicht dieses zu behaupten, bis die Sache genauer untersucht worden, und wir stärkere Beweise von glaubwürdigen Schriftstellern haben.

Scharbock verwechselt, denn wir wissen, daß Giulio Rondoli aus Pesaro, ein Arzt zu Sierra, einer glaubwürdigen Person versichert, er habe viele gefunden, die man für venerisch gehalten, und die er in der Cur gehabt, sie waren es in der That aber nicht: sondern sie litten stark am Scharbock; und er sey sehr glücklich gewesen, sie mit den gewöhnlichen Mitteln wider den Scharbock zu heilen.

z) Sydenham behauptet in einem seiner Briefe: der Ursprung der Lustseuche sey eben so wenig in Europa als in Amerika zu suchen, sondern sey von den Negern aus Guinea dahin gebracht. Aber es ist unrichtig, daß sie durch Neger nach Amerika gekommen, denn man kannte die Krankheit bereits als man jene nach Hispaniola brachte.

a) Quae pestis, ita enim visa est, primo ex Hispania in Italiam allata ad Hispanos ex Aethiopia, brevi totum terrarum orbem comprehendit. Fulgosio Dict. Factorumque Memorab. L. I. c. 4.

Gegen den Titel über



B789
C617g
2